This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06818322 1

Deutſcher Glaube und Brauch

im Spiegel der heidniſchen Vorzeit

von

Prof. E. L. Rochholz.

Erſter Band.
Deutſcher Unſterblichkeitsglaube.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1867.

Deutſcher Unſterblichkeitsglaube

von

Prof. E. L. Rochholz.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1867.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Vorwort.

In den nachfolgenden zwei Bändchen wird Glaube und Brauch des deutschen Volkes im Spiegel seiner heidnischen Vergangenheit angeschaut und nach den zwei Hauptfragen zerlegt: Auf welchen Wegen ist der sich selbst überlassene Mensch der Urzeit zum Glauben an die Macht und Dauer des Geistes gelangt, und wie ist er zur Gründung bürgerlicher Ordnung allmählich emporgerückt? Diese Doppelfrage wird hier in einzelnen für sich bestehenden, obwohl gegenseitig verwandten Vorträgen verhandelt, und diese schöpfen ihre Beweismittel und Thatsachen theils aus unsern Geschichts-, Rechts- und Sprachalterthümern, theils ebenso aus der fortdauernden Tradition und Sitte des Volkes. Gelehrtes Wissen und persönliche Erfahrung haben sich hierbei fortwährend die Hand zu bieten. Hat nun aber die ausreichende Quellenkunde und Erfahrungsfrische beiderseits ihr Material mit Bienenemsigkeit entdeckt und eingesammelt, so soll es auch an jener ordnenden Meisterin nicht mangeln, die dieses Vielerlei zum symmetrischen, Genuß gewährenden Bau abschließt. Neben der Strenge der Forschung soll die Geschmeidigkeit der Darstellung einhergehen, damit ein Werk, das sich dem Fachmanne und der Lesewelt zugleich anzubieten wünscht, vor Beiden bestehen, Beiden sich nützlich erweisen könne. Eben nach dieser Rücksicht glaubt der Verfasser hier noch eine kurze Erklärung ab-

geben zu müssen. Er hat in seinem Buche mancherlei von ihm zuerst gefundene Schriftwerke gebraucht und sie deshalb nach ihrer Herkunft umständlicher erwähnt. Ebenso hat er eine nicht geringe Zahl von Thatsächlichkeiten, Sagen und Bräuchen hier zum erstenmale aus seinen handschriftlichen Sammlungen mitgetheilt und nach ihrem besonderen Fundorte genau zu bestimmen gesucht. Ferner treten die Belegstellen zuweilen angehäuft und in verschiedenen Sprachen mitten in den Text herein. Sie alle sind die Leibwache, zwischen denen eine neu erworbene Einsicht, ein geglückter Fund sicher einhergeht, sie legitimiren Beides in gleicher Weise, wie man der Gesellschaft einen neu eingeführten Gast vorzustellen pflegt. Sie stehen mitten im Texte; weder unter denselben hinabgerückt, wo sie den Leser vom Festhalten des Zusammenhanges abziehen; noch in einem besonderen Anhange, wo das Vor- und Zurückblättern uns zum Verdrusse, dem Buche zur Quelle von Druckfehlern zu werden pflegt. Im Texte selbst dagegen überschlägt man sie nicht alle, und wenn hier etliche in ihrer gehäuften und buchstäblichen Angabe vielleicht sogar überflüssig scheinen, so wird auch von diesen bei näherer Betrachtung Lessing's Wort (Sämmtl. Werk. 6, 283) gelten können: „Ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es von nun an dieser oder jener nicht weiter lesen darf."

Aarau, 14. October 1867.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Gold, Milch und Blut. Mythologisch 1
I. Das goldene Zeitalter 3
II. Das Milchmeer 11
III. Das schreiende Blut 38
Ohne Schatten, ohne Seele. Der Mythus vom Körperschatten und vom Schattengeist 59
I. Vom Körperschatten 73
II. Vom Schattengeist 92
Oberdeutsche Leichenbräuche 131
Die Leidfarbe Weiß 133
Volksthümliche Redensarten für Sterben 140
In die Holzbirnen gehen 140
Den Löffel aufstecken, fallen lassen 142
Der Tod hat ihn am Bendel 142
Voranzeichen 143
Das Lispeln und die Wehklage 143
Das Todtenührlein 144
Die Hausschlange 146
Die Biene 147
Thiere als Todesboten 149
Die Grabvögel 151
Der Kibitz 154
Die Eule 155
Der Rabe 156
Die Maus 156
Der Hund 158
Die Katze 160
Roß und Stier 163
Lebenslicht und Sterbkerze 165
Das Auströsten und der Todeskampf 168

Seite

Ausfahren der Seele 171
Die Seelenüberfahrt 173
Das Zügenglöcklein 178
Das Sterbstroh 179
Leichenwaschung, Haar- und Nägelschnitt 181
Leichenkleid und Todtenschuh 185
Mit ins Grab gelegt 187
Die Todtenmünze 189
Leichensack und Todtenbaum 192
Die Todtenwacht und die Leidfrau 194
Einsargen, Aufbahren und Grabgang 196
Der Rosengarten 200
Die Folge und das Leichenmahl 203
Nachweinen 207
Höllenleben 209
Einzelsätze 213
Der Knochencultus 217
1. Das rituell geschlachtete Opferthier 219
2. Menschengebeine als Reliquien, Schädel als Trinkschalen . 227
3. Der Ersatzknochen 237
4. Das Wasser des Lebens 253
5. Körperverstümmlung der Götter, Einäscherung des Körpers bei der Leichenverbrennung und verstümmelnde Leibes- und Lebensstrafen 269
6. Die Besegnungsformel gegen Gliederverrenkung 281
7. Das Beinhaus 289
Das Allerseelenbrod. Aus der Geschichte des deutschen Grabcultus 297
I. Das Kornopfer 299
II. Das Kuchenopfer 323

Gold, Milch und Blut.

Mythologiſch.

I. Das goldene Zeitalter.

Das Blut, das alle Körpertheile durchdringt, gehört mit zum Inbegriff der Lebenskraft und wird entweder als die Seele selbst oder als deren Stellvertreter gefaßt. „Die Seele des Fleisches ist im Blute. Das Blut ist die Seele selbst.“ 3. Mos. 17, 11. — 5. Mos. 12, 23. War es nun der geistige Versuch eines jeden Zeitalters, die bunte Reihenfolge der selbstbewußten Wesen geordnet zu überblicken, dieselben nach dem ihnen zukommenden Maße von Geist und Lebenskraft zu überzählen, und bedarf es dazu eines allgemeinen Gradmessers, so konnte man wohl meinen, am Blute zuerst einen solchen Maßstab gefunden zu haben. Das Alterthum hat im Allgemeinen die zu höchst stehenden Wesen als die Feinblütigen und Blutreichen angesehen, als Dickblütige oder ganz Blutlose aber diejenigen, welche auf der untersten Stufe geistiger Geltung und physischer Kraft standen. Vollständiger Blutmangel galt als vollständiges Aufhören von Leben, als vollständige Abwesenheit von Geist. Insgesammt bedürfen die alles erschaffenden und erhaltenden Götter ihres eigenen Geblütes, hierin allein schon liegt der Grund alles blutigen Opfers; denn je blutreicher ihr göttlicher Körper durch den Genuß eines gediegenen Opfermahles gemacht werden kann, um so ewiger wird ihre Gottheit und um so herrlicher vermögen sie fortzufahren, eine immer in den Tod zurück sinkende Menschheit zu entsühnen, zu erlösen, zu verjüngen. Die natürlichste Folge dieser Voraussetzung muß sein, daß solcherlei Götter auch verwundbar sind und ihr eigenes Blut vergießen, dieses aber muß, damit es sich

vom menſchlichen unterſcheide, bald Gold, bald Milch, bald Milch und Blut zugleich ſein.

Den Götterhimmel mit all ſeinen Geſtirnen, den Leib der Götter ſelbſt, nicht minder auch den ihrer Lieblingsweſen, ihrer Gefolgs- oder Wappenthiere durchrinnt ein Geblüt, das pures Gold iſt. Dies wird hier ſofort zum Erweis gebracht.

Den ganzen Himmelsraum durchrinnt ein goldenes Liebes- und Glückſeligkeitsblut. Die Sonne ſtreut im Aufgange Gold aus und geht im Weſten wieder zu Golde. Morgenſtund hat Gold im Mund. Wo der Regenbogen ſeinen Schenkel auf die Erde ſetzt, glaubt man die goldenen Atelspfenninge und Regenbogenſchüſſelein zu finden. Als das gutherzige Mädchen ihr Stück Brod, ihr Häubchen und Kleid der Reihe nach an die bettelnden Kinder hingegeben hat und zuletzt auch noch das Hemdchen, daß es Nachts nackt im Walde daſteht, fallen darüber alle Sterne gerührt vom Himmel in den Wald herein und laſſen ſich als Sternthaler aufleſen. KM. Nr. 153. Als das Marienkind im Märchen ein wenig an den Glanz der Dreieinigkeit rührt, wird ihm davon der Finger golden. Das Graumännchen erlaubt dem Knaben nicht, das ſiebente Zimmer, das verſchloſſen gehaltene im Hauſe zu betreten, nicht im Garten bis an den Brunnen zu gehen. Als der Knabe hierauf den Finger wenigſtens durchs Schlüſſelloch jener ſiebenten Thüre ſteckt, als er dennoch in den Brunnen hineinlangt, wird der Finger drüber golden, denn dort hat er in den Himmel, und da in deſſen Milchmeer (von welchem noch hernach) hinein gegriffen, und auf den erſten Trunk aus dieſem wäre das Kind ganz golden geworden. Letzteres erweiſt ſich im Märchen von den Goldkindern Nr. 85. Als da der Goldfiſch gefangen und verzehrt iſt, bekommt des Fiſchers Roß zwei Goldfüllen, des Fiſchers Frau zwei Goldſöhne, und dazu wachſen noch zwei goldene Lilien auf. Da nun der eine Sohn auszieht zu freien, muß er ſich und ſein Roß erſt in ein Bärenfell verhüllen, als ob er nur ein armer grober Bettler wäre. Sobald er aber einmal im Königsſchloſſe über Nacht behalten wird und ſeine Bärenfelle vor dem Bette abgeworfen liegen, erblickt man ſtau-

und in diesem Schläfer einen herrlichen goldenen Mann. Der König schlägt nach dem armen Mädchen Allerleirauh, das bei ihm im Schlosse Magd geworden ist, einmal mit der Peitsche, da bekommt ihr Rauhmantel einen Riß, ein prächtiges Goldkleid schimmert drunter hervor, neugierig reißt der König den Riß größer und sie ist entdeckt als die schönste Königstochter der Welt (KM. 3, 116). Solcherlei Züge zeigen uns also die Göttergestalt ganz golden; sie würden aber nur liebliche deutsche Zufälligkeiten heißen können, wenn sie nicht durch alle Welt giengen und bei allen Völkern wiederkehrten.

In den tatarischen Heldensagen, die Castrén aus dem Munde der altaischen Völker gesammelt hat (Ethnologische Forschungen, Petersburg 1837), kehrt unser Hans mein Igel und Allerleirauh wieder. Alten-Arga, d. h. Goldmädchen, entflieht den Liebeswerbungen des Alten-Aira, d. h. Goldknoten. Mittelst eines umgeworfenen Federhemdes schwingt sie sich durch die Lüfte, wird aber von ihm erreicht und von seiner Peitsche getroffen; dadurch platzt das Federgewand mit Adlerschwingen ihr auf dem Rücken entzwei und sie stürzt als nacktes Goldmädchen auf die Steppe herunter, pag. 187. Ebendaselbst entflieht Alten-Bürtjük, d. h. das Goldblatt, vor der gewaltthätigen Bewerbung des Alten-Taktai; sie verwünscht sich erst in die zottige Gestalt einer Fischotter und entfliegt dann in einem Kleide mit Adlerschwingen. Jeder Leser vermag hiebei an das „wunderlich gewant" der Donauweiber im Nibelungenliede und an das Schwanenhemd der Walküren zu denken, durch welches man sich in Vogelgestalt verwünscht, um so den strahlenden Goldleib eines himmlischen Wunschmädchens unter rauher Vogelbefiederung zu verhüllen. Bekanntlich genügt oft schon die bloße Schürzung eines Knotens zu solcher Vergestaltung, aber auch dann blitzt ein Streifen Goldes noch durch diese schmalste Hülle. Im KM. Nr. 41 hat das in ein Rehkälbchen verwandelte Brüderchen ein goldenes Strumpfband als Halskette um, sowie ja auch Kerynitis, jenes Hind der Artemis, ein goldenes Halsband trägt und darüber vom jagenden Herakles bis zu den Hyperboreern verfolgt werden muß. Mit einer Goldkette ist die

hohe Uferhecke umspannt und muß mit dem Schwerte zerhauen werden, daß Blut aus ihr hervorquillt; dann übersteigt man sie mit dem aus den fünf Brunnen heraufgeholten goldenen Apfel und gewinnt so die fünf Prinzessinnen, die der Drache zum Drachenstein entführt hat. Kuhn, westfäl. Sag. 2, 260. Daß diese Goldkette hier ganz die homerische ist, an welcher die Himmelsgötter gegen Zeus wettziehen, erweist sich aus einem Kinderspröchlein bei Montanus, Volksfeste 1, 88:

Sagt man Regenbogen,
So sagt der Teufel, ich will's mit dir wögen!
Sagt man aber Himmelsring,
So sagt Maria: du bist mein Kind!

Wir sollen also die Himmelszeichen nicht gröblich nach ihrer elementarischen Erscheinung, sondern ehrfürchtig nach ihrer himmlischen Wesenheit benennen und schätzen.

Beinahe überflüssig erscheint der Nachweis, daß der Körper aller den Göttern geheiligt gewesenen Thiere von Gold durchronnen war. Vergoldet man doch heute noch dem zu Ostern und Pfingsten umher geführten Festochsen das Gehörne, und ist sogar der Bärendreck, jener den Kindern wohlbekannte stangenförmig gebackene Lakrizensaft, stets an beiden Enden vergoldet; denn auch Gold ist's, was solche Thiere von sich geben. Aber dasselbe wandelt sich stets zu süßem Blute, zu honigvollem Meth, zu labender fetter Milch, und eben auf dieserlei Transsubstantiirung des Thierblutes soll hier als auf eine noch wenig beachtete Anschauung hingedeutet werden. Denn wie die goldene Sonne alles ausreift und würzig macht, so muß auch alle ihr geheiligte Creatur Gut und Blut bescherend für uns werden.

Ich wähle dazu unser geringstes Käferchen aus und zugleich unser größtes jagdbares Thier, den Käfer Siebenpunkt und den Hirschen.

Die coccinella septempunctata wird vom Schweizerkinde auf die Finger gesetzt zum Auffliegen und dabei um die Lebensdauer befragt: Wie lange soll ich leben? Dasselbe thut mit ihm das schwedische Mädchen, indem sie sagt: er zeichnet mir

meine Brauthandſchuhe. Auf Nukö bei den Inſelſchweden heißt er Gullhena, Goldhühnlein (Rußwurm, Eibofolke), in England Ladycow, in Deutſchland Frauenkühlein, Sonnenkalb, und im Aargau wird er um Milch und Milchbröcklein angerufen, wobei ein goldenes Löffelchen nicht mangeln ſoll (Alemann. Kinderlied Nr. 184). Dies kleine Thierchen iſt alſo aufgefaßt als eine Milch und Butter, oder eine Butter- und Zuckerbrod gebende Kuh, durch die zugleich Lebensdauer und Liebesglück entſchieden wird, weil ſie unſerm Herrgott oder U. L. Frau im Goldhimmel zugehört. Viel bedeutſamer ſind dagegen die an den Hirſchen geknüpften Beziehungen, und es koſtet Mühe, ſich hier in Kürze darüber zu faſſen. In der Oswaldlegende ſchmieden 12 Schmiede den Goldhirſchen, kein Krieger oder Jäger vermag ihn einzufangen, er wird der Braut allein zu Theil; wie aber dieſer große Hirſch gebaut und durch ihn zugleich die Hand der Königstochter erworben wird, bis ſie eines ſchönen Knäbleins geneſt, das gleichfalls den Namen Goldhirſch bekommt, das erzählen J. W. Wolfs deutſche Hausmärchen, pag. 73. Als Graf Botho den Hirſchen im Harz für Kaiſer Barbaroſſa eingefangen, bekommt er dafür die ganze Grafſchaft Stolberg-Wernigerode und dazu den Hirſchen ins Wappen geſetzt; ſeitdem ſind dorten die Wirthshäuſer zum goldenen Hirſchen geſchildet. Pröhle, Harzſag. 2, 195. Das würtembergiſche Haus führt ein Hirſchgeweih im Wappen, aber als Sophia, die Tochter des Schwabenherzogs Chriſtoph, ſtarb, ſoll ein ſolches Geweih an ihrer Zimmerwand geblutet haben. Birlinger, ſchwäb. Sag. Nr. 375. Golden iſt der Hirſch, weil er der Leben nährenden Sonne angehört, darum knüpft ſich Machtbeſitz, Eheglück und Kinderſegen an ihn. Auch ſein Bluten wird ſich ſogleich erläutern. Das Geweih des nordiſchen Sonnenhirſchen Solarhiötr und des eddiſchen Himinhrjodhr beſteht, wie der Name zeigt, aus Sonnenſtrahlen. Darum ſteht der Hirſch Eikthyrnir oben auf Valhölls Dache und während er da die Gipfel der Eſche Yggdraſil benagt, entſpringt aus ſeinem Geweih ſolche Honigfülle, daß aus der einen Schaufel 12 Ströme durch der Aſen Wohnſitz rinnen, aus der

andern 13 solche zu den Menschen und bis in die Unterwelt. Wer von solcher Methfülle trinkt, wird hirschtrunken, d. h. selig. Der meth- oder begeisterungstrunkene Odhinn wird dann entweder zum waidwerklustigen Nachtjäger Muet, der selbstvergessen bis ans Weltende jagt, oder er nimmt selber Hirschgestalt an, um Jungfrauen heimzusuchen, Helden zu weisen und Begegnende zu beglücken. Nach Aufzählung aller Trunkenheitsgrade handelt Aegyd. Albertinus „De conviviis et compotationibus“ (München 1601, 75) vom Hirschtrunkensein: „vnd in diese hirschtrunkene Zunft gehören alle diejenige, welche wann sie doll vnd voll sein, keine Ruhe haben, sondern nur hinausjagen, pürschen vnd beißen, vnd nur des nachts reisen wöllen; Gott geb, es ergehe ihnen darüber wie es wölle.“ Hier verwerthet sich nun erst recht jene Jägersage, welche sich in Grimms Myth. 877 den Mecklenburger Jahrbüchern von Lisch nacherzählt findet. „Blut sollst du haben und ein Hintertheil vom Hirschen dazu“, sagt Wuotan zum Mecklenburger Bauer, der ihm jagen geholfen hat; „zieh den Stiefel aus und nun wandere mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind!“ Der Bauer gieng hinweg mit krummem Rücken, die Last ward ihm schwerer und schwerer, kaum vermochte er sie zu tragen. Endlich erreichte er seine Hütte, und siehe da, der Stiefel war voll Gold und jenes Hinterstück vom Hirschen ein Lederbeutel voll Silber. Wer von Blut träumt, der wird Gold gewinnen, lautet ein Sennenspruch auf der Göschenen Alp. Lütolf, Fünfort. Sag. S. 557.

Dies ist jener in zahlreichen Sagen abgeschilderte Hirsch, der mit brennenden Lichtern auf dem Geweih Nachts die Prinzessinnen des Weges leitet und Ursache wird, daß diese die erste Kirche, das älteste Stift in der noch heidnischen Landschaft erbauen. Aargau. Sag. 1, 246. In ihm fließt Gold, Feuer, Blut und Honigseim als in einer Quelle, weil ja sein Himmel dies Alles zusammen hat. So ist bald der glanzvoll leuchtende Blick im Heldenauge, bald die Flamme, die sich auf dem Haupte schlafender Jünglinge zeigt, bald der goldene, „ritschrothe Stern“ auf der Stirne Neugeborner (KM. Nr. 9 und 96) Zeichen

hoher Abkunft; „es giebt aber auch Geſchlechter, wo bei jedem Mitglied, wenn es heftig von Zorn oder Scham bewegt wird, ein ſcharf gezeichneter rother Blutſtreif auf der Stirne ſich zeigt, und ſo erzählt es von Pappenheim Schiller in der Geſch. des 30jähr. Krieges“ (KM. 3, 175). Somit wäre bereits gezeigt, daß Göttern, Heroen, Geſtirnen und Götterthieren ein gleiches Miſchungsverhältniß des Blutes eigen iſt, daß ſie goldblütig und dadurch einander blutsverwandt ſind. Es iſt nur noch die heilige Pflanze zum Ende dieſes erſten Abſchnittes zu beſprechen übrig. Auch der Saft der Pflanze beſteht der Reihe nach aus Gold, aus Blut oder aus Milch, denn das Leben der Seele kehrt in die Pflanzenwelt zurück oder entſpringt neu aus derſelben. Die Zauberwurz Alraun beſitzt goldausbrütende Kraft, verliert dieſe aber, wenn man aufhört, die Pflanze in Wein (Blut) zu baden und mit Milchbrei zu füttern. Nicht anders als nur mittelſt eines Goldſtückes ſoll das Johannisblut (hieracium pilosella) in der Nacht der Sommerſonnenwende mit der Wurzel aus dem Boden gegraben werden. Freyja's goldene Thränen finden ſich in der orchis mascula wieder, die wir Frauenthräne, Marienthräne nennen, gleichwie aus den Thränen der Sonnentöchter das, was vorher nur Harz der Bäume geweſen iſt, zu goldenem Bernſtein wurde. Myth. 1234. Die Rebe thränt oder blutet nach dem Beſchneiden, es giebt ein Reben- und Traubenblut, aber zugleich auch eine Liebfrauenmilch, jenen zunächſt Worms wachſenden Edelwein. Dagegen ſtellt ſich ferner auch die Pflanzenmilch dar in der Wolfsmilch (euphorbium), in der Butterblume (caltha pallustr. und leontod. taraxac.), welche in Angermanland trîmjölksgräs heißt, weil ihr Futter die Kühe täglich dreimelkig macht; in der Miſtel und in der Donnerwurz (sedum tectorum). Der weiße Saft dieſes Donnerkrautes ſtillt Wundenblut, und ſo hängt auch von einem milchigen Miſtelzweig, der aber bei Virgil aurum frondens, ramus aureus genannt wird, das Leben des Jugendgottes Baldr ab. Am deutlichſten faßt ſich Pflanze und Baum als Mittel der Wiederauferſtehung, und hier beginnt die roth- oder die weiß-

blühende Blume ihre Farbensymbolik. Wenn Kleinchristel im schwedischen Volksliede ihren Bräutigam eingesargt vor sich liegen sieht, ruft sie jammernd über dieses unabänderliche Loß: „Wer nun bricht mir das Laub von dem Lilienbaum!“ Wenn aber Joringel im Suchen nach der verlornen Jorinde die blutrothe Blume findet, in deren Mitte ein Thautropfen von Perlengröße steht, so wird alles, was er damit berührt, von Zauber frei und unter den hundert damit erlösten Nachtigallen ist auch seine Jorinde; denn ahd. bluot bezeichnet sowohl Blüthe als auch Blut, und der Begriff beider ist Art und Geschlecht. Die im eben erwähnten Märchen gemeinte Pflanze ist lythrum salicaria, aargauisch Blutströpfli. Drei Lilien, oder die Studentenblume, die Narcisse und Rose sprossen aus dem Grabe der Eltern und ihres Kindes, ebenso die Blutbuche aus demjenigen schuldlos Gemordeter, oder es fliegen aus dem Gezweige Nachtigall und Taube zusammen auf, die Seelen des hier bestatteten Paars. In der portugiesischen Romanze vom Grafen Nillo heißt es:

Aus dem Grab des Grafen Nillo
Hob sich ein Cypressenbaum,
Ein Orangenbaum erhob sich
Aus der Königstochter Grab.
Beide wuchsen, und mit Kosen
Küßten sich die Wipfel sanft.
Haut mir ab die beiden Stämme!
Rief der König; es geschah.
Edles Blut entfloß dem einen,
Königsblut dem andern Stamm,
Und geboren aus dem Blute
Ward ein kosend Taubenpaar.

So weit reicht das unserm Zwecke dienende Material, und nun ist noch der Schluß daraus zu ziehen. Der seinen Tag auf der Weide und seine Nacht unter freiem Himmel zubringende Nomade sucht die Götter nicht hinter Geheg und Mauer, sondern über sich in dem unbegrenzten Himmel. Hier sind sie ihm nothwendig die Leuchtenden und Erlauchten, und so sind

ſie wirklich genannt in allen ariſchen Sprachen. Aus der Wortwurzel div, leuchten, entſpringt ſanskrit dêvas (urſprünglicher daivas), latein. divus oder deus, und iſt auch für das Deutſche erhalten in dem nord. Plural tîvar. In einem leuchtenden Himmel konnten nur goldſtrahlende Götter ſein. Dieſe Naturanſchauung aus der Urzeit der Menſchheit erſcheint uns aber bei weitem erhabener, als ſie in Wirklichkeit ſelbſt ſein wollte; auch von ihr muß unſer Sprichwort gelten: Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt. Denn die Götter mußten ja ſchon längſt als goldener Sternenhimmel geglänzt haben, noch ehe das Metall des Goldes bekannt, in irgend ein Werthverhältniß gebracht oder zum Tauſchmittel gemacht war. Erſt die ſelbſt heruntergebrachten Spät- und Halbgottheiten, die kleinen Zwerge, bieten dem noch kunſtloſen Menſchengeſchlechte das Metall geſchmiedet an; erſt mit Heidr, dem erſten Zauberweibe, iſt das Böſe in die Welt gekommen, denn ſie iſt mit dem Geldwort begabt, durch das erſt der Unterſchied von Böſe und Gut geworden iſt; erſt dem ſinkenden Römerreiche wird der Goldhunger zur geheiligten Mode. Aber der Hunger nach Milch und Brei war ſchon der unſerer heerdenweidenden Patriarchen, wie er noch der kindlich aufrichtigſte iſt; er findet Gnade vor Gott und den Menſchen, ohne daß er mit Gold zu zahlen braucht. Das Gold des älteſten Götterhimmels war nicht Metall, ſonſt würde es im Vorausgehenden nicht ſchon allenthalben auf Milch und Blut des Himmels geführt haben, ſondern es war goldrahmige Milch, goldgelb gebuttert vom goldhaarigen weißhäutigen Arier im goldenen Vlieſe der Lämmer. Darüber ſoll ſich der zweite Abſchnitt ausweiſen.

II. Das Milchmeer.

Die homeriſchen Fürſten werden Rinder- und Schafhirten genannt und die in ihren Dienſten ſtehenden Schweinehirten göttliche, denn das Baarvermögen nomadenhafter Völker liegt

in ihren Heerden; ſtatt der Scheidemünze dient ihnen Milch und Käſe. Es führt lat. pecus zu pecunia, im altnord. Runenalphabet bezeichnet die Rune fëu erſt Vieh, dann Geld. Bei den Lappen gilt geronnene und zerſtückte Milch (Ziger) als eine Art Münze. Grimm G. D. S. 1016. Das Käſekönigreich zu Dürkheim in der baieriſchen Pfalz hat bis zur Zeit der franzöſiſchen Revolution beſtanden; jener Bürgersſohn, der dabei alljährlich zum Käſekönig gewählt wurde, hatte mit ſeiner berittenen Mannſchaft auf allen mit Dürkheim almendgenöſſiſchen Dörfern und Höfen den Zins in Käſen einzuſammeln, und kehrte mit einem gekrönten Käſe heim, hier empfangen von Kranzjungfrauen und dem armirten Bürgerausſchuß. Schöppner, baier. Sagb. 325. Der Käſegötze iſt in Schleſien der Name eines Feſtbrodes (Weinhold, Dialectforſchung 111), denn wie die Hirtengottheit den Käſe beſchert, ſo wird er ihr auch geopfert. Brod und Käſe wirft man den Feen zum Opfer in den See von Brecknock in Südwales. Rodenberg, ein Herbſt in Wales 1857, 173. Der Schotte nennt die Quelle auf der Spitze des Minch-muir in Peeblesſhire die Käſequelle, Cheeſewell, weil man Käſe in ſie zum Opfer hineinwarf. Liebrecht, im Gervaſ. Tilbur. 101. — Ein St. Galler Nonnengebet zeigt, daß man die Laſt der begangenen Sünde an dem Gewichte eines Kirchencrucifixes gegen Käſe und Brod aufwog (Wackernagel in Haupts Ztſchr. 7, 134) und daß alſo Käſe ein kirchliches Entſühnungsmittel war, gleichwie der Frieſe und Angelſachſe das Gottesurtheil des corsnæd, das judicium casibrotiae, damit vollzog, daß er einen prieſterlich verwünſchten Biſſen Käsundbrod zum Erweiſe der Unſchuld zu verſchlucken wagte, ohne Nachtheil dadurch zu nehmen. Hier vertrat alſo Käſe den Reinigungseid, wie ſpäter die geweihte Hoſtie; Gottes Anweſenheit wird in beiden Subſtanzen vorausgeſetzt und ſoll den von ihnen meineidig Genießenden auf der Stelle den Tod geben. Die kleinſten Diener der Gottheit, die Zwerge ſind in Tirol allenthalben die käſenden Kaſermand'ln und Almſtrudler, ſie verſchenken in der Schweiz goldene Käſe (Aargauer Sag. 1, pag. 327) oder unerſchöpflich ſich erneuende

Gemskäslein, wie ſolcherlei der Zwergenkönig auf Zweilütſchinen genügſamen Menſchen giebt. Wyß, Idyllen 1, 312. Daß Quark (=käſe) und Twarg im deutſchen Norden bis Livland beides, Zwerg und Käſe bedeutet (vgl. mhd. querx und twerc) hat Förſtemann gezeigt in Kuhns Ztſchr. f. Sprachf. 1, 426. Somit käſen die ſogenannten Unterirdiſchen; aber nicht minder die Ueberirdiſchen. Denn Sternſchnuppen und Irrlichter werfen, wenn man ſie böslich reizt, mit faulen Käſen. Wolf, heſſ. Sag. Nr. 219. Dies kann gar nichts auffallendes mehr an ſich haben, wenn ſogar der Mann im Mond, der ſonſt nur ein wegen Sonntagsentweihung in den Nachthimmel verſetzter frierender Holzdieb iſt, zugleich beim Schwaben, Graubündner und Schleswig-Holſteiner — alſo auf einem ſehr weiten Umkreiſe, — als ein käſender Sonne gilt, der den Melkeimer auf dem Rücken trägt. Im Oldenburger Hirtengebete gelten ſodann die beiden Mondſpitzen nicht etwa ſinnbildlich als Hörner der Kuh, ſondern als die beiden Hinterzitzen am Melkeuter, und demnach geſtaltet ſich zuletzt in der däniſchen Sage der Mond zu einem aus der Molke der Milchſtraße zuſammengeronnenen Käſe, wie er denn auf den frieſiſchen Inſeln, im Hennebergiſchen und im Glarnerlande geradezu auch Käslaib genannt wird. Die Nachweiſe über dieſe bedeutſamen Einzelheiten ſind bereits gegeben in den Naturmythen pag. 251. Einem Bildungsmenſchen, der erſt von heute iſt, mag eine derartige Ausdrucksweiſe erſchreckend trivial erſcheinen; indeß er beruhige ſich und ſchlage, wenn ihm die Himmelswieſen voll Lämmerheerden aus dem A. Teſtament nicht mehr erinnerlich ſind, nur in ſeinem Lieblingsautor Schiller jenes Räthſelgedicht nach von den Sternen als Lämmern und dem Mond als ihrem Schäfer, und er findet eben daſſelbe Sennengleichniß darin:

Ein Hirt iſt ihnen zugegeben
Mit ſchöngebognem Silberhorn.

Der Nomade, der allen Reichthum in der Heerde, allen Wohlgenuß in Milch und Käſe, alle Freiheit und Glückſeligkeit auf Wunn und Weid ſucht, wird ſeine reichen, genießenden und freien Götter in derſelben Lage denken müſſen und ſie

über ſich im Sternenraume heerdenweidend wieder finden. Die keltiſche Göttin Ceridwen erſcheint als Mond ſowohl, als auch in der Geſtalt von Stute und Kuh. Mone, Geſch. des Heidenth. 537. Wie man erſieht, befindet man ſich bei dieſen Benennungen mitten in einem großen altepiſchen Gleichnißkörper, deſſen verſchiedene Glieder das eine Bild von Gold und Milch, von Gold und Käſe, von Milch und Blut immer weiter fortbewegen, neugeſtalten, hinüberſpielend in die nächſtverwandten Realitäten, um dieſe alle als die naturgemäßen Theile einer landwirthſchaftlichen Erfahrung zuletzt unter der höhern Einheit des religiöſen Gedankens zuſammen zu faſſen. Der Naturforſcher und der Naturmenſch ſtimmen beide überein in der Einſicht, daß der Menſch ſeinen Gewinn an Milch und Butter, an Käſe und Fleiſch ohne den Einfluß der Geſtirne nicht machen kann. Nur erwartet dabei der Senne gewöhnlich alles von einem einzigen Geſtirn, z. B. vom Monde je nach deſſen Phaſen; die ganze Reihe von Vermittelungen, alle ſecundären Urſachen erklärt er ſich als die Wirkungen jenes geheimnißvollen Nachtgeſtirns. Wir dagegen verſchieben die Urſache ins Ganze, ins ſogenannte Kosmiſche, um dieſes alsdann als nicht minder unbegreiflich auf ſich beruhen laſſen zu müſſen. Einer ſolchen mechaniſchen Nebulartheorie mit ihrem Schlepp von phyſikaliſchen und chemiſchen Einzelprozeſſen ſetzt das volksthümliche Denken einen Himmel mit Göttern, Geſchöpfen und Producten entgegen, die unter ſich ſelbſt wahlverwandt und dem Menſchen dadurch ganz begreiflich erſcheinen, daß er ſelbſt ſammt ſeinen Geſchöpfen und Producten ihr urälteſtes körperliches und ſittliches Abbild iſt. Aus ſich ſelbſt alſo conſtruirt er ſich den Himmel und deſſen Götter.

Im goldenen Zeitalter ſind die Götter gegoſſene, das Blut in ihren Adern ergießt ſich golden; in der Periode des Nomadenlebens, das der Kürze wegen die Milchzeit heißen mag, ſind ſie gegorene und geronnene, das Blut in ihren Adern fließt milchig. Wie der runde Formkäſe in den deutſchen Gemeinden Piemonts der Guß heißt, Fonta, Fontina, ſo ſind ihre Gliedmaße aus Molken gegoſſen. Das Blut in den Adern der

homeriſchen Götter iſt „Ichor, der unſterblich machende weiße Saft.“ Das griechiſche Wort erinnert an latein. acor, Milchſäure, ſo wie an mundartl. achens, womit man zu Greſſoney (eine der deutſch-piemonteſiſchen Gemeinden) die gelabte Wellmilch im Käſekeſſel bezeichnet. Als Aphrodite durch Diomedens Lanze ins Handgelenk verwundet wird (Il. V.), fließt der unſterbliche Blutſaft Ichor, wie er den Wunden der Götter entfließt, die nicht Brod eſſen, nicht Wein trinken und daher nicht Blut gleich den Menſchen haben. Als Diomedes den Ares gleichfalls verwundet hat, fließt auch die Wunde dieſes dorten doch ins Rieſige gezeichneten Gottes nur von klarer Milch:

Wie vom kräftigen Lab die Milch in der Butte gerinnet,
Flüſſig zuvor, ſchnell aber verdickt ſie ſich, während man umrührt.

Das homeriſche Gleichniß, dem wir ſogleich bei den Germanen wieder begegnen werden, drückt mythologiſch diejenige Wahrheit aus, die naturwiſſenſchaftlich längſt feſtſteht, daß nemlich Milch und Blut eins ſei, inſoferne der im animaliſchen Körper aus dem Speiſebrei ſich bereitende Milchſaft, Chylus, durch die für ihn beſonders beſtimmten Gefäße in das Blut übergeht und daſſelbe fortwährend neu erzeugt. „Haſt du mich nicht wie Milch gemolken und wie Käſe laſſen gerinnen!“ betet Hiob 10, 10 in erhabener Unterwürfigkeit zum Herrn, indem er die Bildung des menſchlichen Fötus dem Proceſſe der Coagulation in der Milch gleichſtellt. Aber in ganz phyſiologiſchem Sinne berichtet das nordiſche Alterthum denſelben Vorgang. Nicht bloß iſt's ein alter Märchenzug, daß der Vater Rieſe ſein Kind ſelbſt ſäugt. In der Floamannaſaga wird erzählt, daß Thorgil, um ſein zartes Kind zu ernähren, deſſen Mutter ermordet worden war, ſich in die Bruſtwarzen ſchneiden ließ. Zuerſt kam Blut, dann Molken, endlich Milch, womit das Kind geſäugt wurde. Jac. Grimm, der hievon in den KM. 3, 159 handelt, verweiſt daſelbſt zugleich auf A. v. Humboldt, Relation historique 3, cap. 4, wo eines andern Falles gedacht iſt, daß ein Mann mit ſeiner eigenen Milch ſo ſein Kind geſäugt habe. Milch und Blut, die eigentlichen Urſubſtanzen und Urflüſſigkeiten zur Ernährung des Lebens, können alſo dem Alt-

ernährenden Himmel, den einflußreichen Gestirnen und den allmächtigen Göttern am wenigsten mangeln. Voraus muß die Göttermutter eine kinderstillende sein. In der Milchstraße erblickte das Alterthum eine verschüttete junonische Milch, und im Berner Oberland wird sie Rômweg genannt; letzteres nicht deshalb nur, weil sie angeblich bis nach Rom führt (wo nach dem bekannten Rornenspruch die drei Mareien im goldigen Haus wohnen, d. h. im Himmel), sondern weil sie aus dem Milchrahm besteht, der mundartlich rôm, flos lactis heißt, wie auch râme der Milchansatz in der Breipfanne genannt ist. Während droben die hl. Maria ihr Kind zu stillen beschäftigt ist, fällt dann ein Tropfen aus ihren Brüsten auf die Erde herab; wo derselbe hinfällt, erwächst für die Winzer edelster Wein, die Liebfrauenmilch zu Worms; oder es sprießt auf den Alpen die Fülle der märchenhaften Milchkräuter empor, jene Muttern und Ritz (meum mutellina und luzula spadizea), von deren Ursprung Alfons Flugi in den Volkssagen aus Graubünden Uebereinstimmendes erzählte. Ein Silberfläschlein mit Marienmilch war einst aufbewahrt in der Michaelskirche zu Lüneburg, wurde aber nebst der berühmten goldenen Tafel dorten im Jahre 1698 durch den Räuber Nikol List gestohlen. Antiquarius des Elbstroms 1741, 705. Im Nebenschiff der Rupertuskirche bei Bingen, von der hl. Hildegard 448 gegründet, war auf einem Wandgemälde ein hier i. J. 1361 geschehenes Mirakel zu sehen: Milch und Blut floß aus einem Marienbilde, in das ein Soldat, um einen Edelstein heraus zu bohren, mit dem Dolch gestoßen hatte. Rheinischer Antiquarius 1744, 580. Hans Gämperlin, ein Katholike aus luzernisch Thriengen, während des ersten Villmergner Religionskrieges zu aargauisch Schöftland wohnhaft und des dortigen Junkers von Rued Ziegelbrenner, erklärt im Schöftlander Wirthshause am 2. August 1651 gegen drei Reformirte: Obschon die feindlichen Zürcher jüngst eine Kapelle gestürmt und dem Marienbilde drinnen den Kopf abgeschlagen hätten, so habe dasselbe nachwärts doch wieder Milch von sich gegeben. Lenzburger Vogtei-Akten im Aargauischen Staatsarchiv,

„Lenzburg H.", pag. 781. Solcherlei Kirchenwunder hoffen wir in dem dritten Abschnitt dieser Arbeit zu ihrer Verwerthung zu bringen.

Wie vorhin vom Oldenburger Monde als den Zitzen einer Kuh geredet worden, so heißt auch die Milchstraße im Gröningerlande kaupât. Kuhn, nordd. Sag. S. 457. Ueber diese Sinnbildlichkeit ist bereits in den Naturmythen S. 52 sehr ausführlich gehandelt, und die noch lebende Sage erweist dorten, daß die vom Gewitter halbverdeckte Milchstraße oder ein nur unvollständig erscheinender Regenbogen die Halbe Kuh genannt wird. So spricht man zu Purtein und Filisur in Bünden von einem hundertäugigen Kuhbauch, der während eines nächtlichen Hochgewitters von der Alp zu Thal gerollt kam und diesem den Namen gab Val della stermentusa notte, Thal der Schreckensnacht. Vonbun, Beitr. z. Myth. 1862, 121. In diesem Bilde hat man die in eine Kuh verwandelte Jo wieder, zugleich mit dem allsehenden Wächter Argus, dem tausendäugigen Sternenhimmel. Bevor die goldlockigen, blondbärtigen, blitzäugigen und gliederblanken Germanengötter ihren Meth und Wein in Walhall zu trinken hatten, spendete ihnen die Ziege Heidhrun den täglichen Milchtrank der Unsterblichkeit. Sie selbst also, nicht bloß ihre Götterfrauen, mußten von Anblick milchweiß sein, schön wie Milch und Blut. Nicht bloß die Wasserjungfern mit ihrem verblendenden Körperreiz, sogar der rauhhaarige Sohn des Wassermanns hat daher diese zarte Milch in den Adern. Oft genug hat uns nun die Sage diesen Satz vorgesagt, immer noch hatten wir ihn gedankenlos angehört. Rauh an Gesicht und Händen, rußig als ein Schmied, sitzt der Sohn des Nix auf dem kleinen See Darmssen bei Bramsche und schmiedet den Bauern gute Pflugeisen. Als er sich vom Vater in den Darmssen zurückgerufen hört, darüber aber durch die Bauern wiederum verzögert worden ist, sagt er ihnen zum Abschiede: „Ich fürchte, die Zeit ist schon abgelaufen, die mir mein Vater gesetzt hat, Ihr werdet nun selbst sehen, welches mein Schicksal ist. Komm ich zu spät, so erscheint Blut auf dem Wasser, im guten Falle aber Milch, so

daß daſſelbe davon ganz weiß wird. Als nun die Wellen ſich über ihm ſchloſſen, da wurde der See roth von ſeinem Blut.“ Kuhn, weſtfäl. Sag. 1, pag. 50. Grimm, der Myth. 464 darüber eine beſondere Aufzeichnung hat, verweiſt auf Mone's Anzeiger 3, 93, wo eine Localſage dieſes Zeichen der aufſteigenden Milch oder des Blutes auch den weißgeſchleierten Nonnen, Waſſerjungfern, beilegt. Unſelige Geiſter wie Mooswеibchen und Zwerge entbehren dieſer Himmelsmilch und bringen ihre Neugebornen den Bäuerinnen zu, um ſie von ſolchen Ammen ſtillen zu laſſen; andere Hausgeiſter ſind ſchon befriedigt, wenn man ihnen nur ein wenig Milch aufſtellt, und wär's im Katzenſchüſſelchen, ſo daß ſie daher Katzenveit, Hinzelmann, Katermann, Napfhans heißen; zum Entgelt ſtriegeln und füttern ſie dann das Milchvieh im Stalle, fegen die Milchpfannen in der Küche, ſtoßen aber auch ſchlampigen Melkmägden den Milchkübel um. Myth. 478. Alle dieſe Hausgeiſter ſind koboldartig klein, häßlich, runzlich. Und trotzdem, daß ihre Kinder erſt zu dieſer Stunde geboren werden und noch blutjung ſind, erſcheinen auch dieſe ſchon ſteinalt. Denn alle ſind im eigentlichen Sinne des Wortes blutarm, ſie haben *blutwenig Blut*. Sie ſind deshalb theils äußerſt blutgierig, wie der grauſame Nix, theils milchlüſtern und diebiſch, wie die greiſenhaften Zwerge. Das Gegentheil ihres Zuſtandes iſt die Götterjugend, deren höchſtes Schönheitsprädicat ſchön wie Milch und Blut heißt, ein Ausdruck, welcher Körperfriſche, Jugendfülle, Zierlichkeit des Gliederbaues und reizende Hautfärbung zugleich in ſich ſchließt. Bei dieſem Worte angelangt, wird es unverwehrt ſein, einen ganzen Satz hierher zu nehmen aus Jac. Grimms Einleitung zu Liebrechts Ueberſetzung von Baſile's Pentamerone, da dieſes Buch wenig Leſern zur Hand ſein wird und wir das vom Meiſter Geſagte für unſern Zweck hier nicht beſſer auszudrücken wüßten. Dort 1, XXII heißt es:

„Zweier Märchen Eingänge im Pentamerone (4, 9 und 5, 9) ſind darauf angelegt, daß ein Jäger im Wald eines Raben Blut auf ſchneeweißen Marmor triefen ſieht, oder beim

Gastmahl aus einem Fingerhut Blutstropfen auf gelabte Milch niederfallen; beidemale versenkt dieser Anblick in Sinnen und Trachten, und der Wunsch entspringt, eine geliebte Frau zu besitzen von der reinen Schönheit solcher Farben. Dieselben Wünsche steigen auf in dem Märchen vom Machandelbom und vom Snewitchen. Die Mutter schält einen Apfel und schneidet sich in den Finger und das Blut fällt in den Schnee, oder die Königin näht und sticht sich in den Finger, aus welchem Tropfen in den Schnee fallen; da sehnt sie sich ein Kind zu bekommen, so weiß wie Schnee, so roth wie Blut. Schon in der alten Dichtung von Parzival, bei Wolfram sowohl als mit epischer Abweichung bei Chrestien, wird der Held zu tiefen sinnenden Gedanken an die Schönheit seiner fernen Gemahlin gebracht, als der Falke auf einen Vogel stößt, dessen Blutstropfen in den Schnee fallen. Ich habe dargethan, daß auch irländischen Sagen die nämliche Verknüpfung der Gedanken zum Grunde liegt und will hier noch eine Stelle aus Schmidts Geschichte der Ostmongolen (Petersburg 1829, 139) anführen. Elbek Nigüles-sukschi Chaghan erlegte an einem Wintertag durch Pfeilschuß einen Hasen, und als er des Hasen Blut auf dem Schnee erblickte, rief er aus: „Gäbe es doch ein Weib mit einem Gesichte so weiß wie dieser Schnee, und mit Backen so roth wie dieses Blut!“ — Sicher lassen sich aus andern gleich fernen Gegenden diese Beispiele vermehren; aber nicht aus der Mongolei oder Irland nach Italien und Deutschland brauchten diese Geheimnisse der Gedanken eingeführt zu werden; sie sind unmittelbar der menschlichen Brust entquollen und der epische Ausdruck für die den Dichtern aller Völker geläufige Vergleichung der Schönheit mit Milch und Blut. Wie gelegen kommt ein solches Zeugniß denen, die sich Rechenschaft geben wollen von der unbegreiflichen und doch natürlichen Ausbreitung der einfachen Märchenpoesie.“

Nur aus dem frühesten, überall gleichen Nomadenleben der Völker können diese Gleichnisse abstammen. Der Gete trank Pferdeblut mit Stutenmilch gemischt, der Altpreuße zusammen Milch und Blut der Spannthiere (Grimm, GDS. 721)

und der dem Aelplerleben immer zugewendete Oberdeutſche füllt ſeine großen Blutwürſte noch nicht anders, als indem er in das zu kochende Blut zugleich Milch mit hinein rührt. Er trinkt ſeine Koſt, während wir ſie bloß eſſen, ſogar unſer Tabakraucher iſt ihm ein Tabaktrinker, das Milch- und Zigereſſen heißt ihm Sürflete (sorbere), ſein Brei sûfmuosli, Suffi heißt ihm die zum zweitenmale erwellte Milch, Schotten und Ziger zuſammen ſind ihm die Kasesuffen. Argovia 1861, 40. Uns dürſtet nach Gold, den Römer hungert darnach: auri sacra fames. Unſer Dichter iſt ein Schöpfer (skôp, von skapjan, haurire), ein trockener und wäſſeriger Poet iſt uns der allerſchlechteſte, weswegen der Rathsherr Harsdörffer für ſolche eine Poetik verfaßte, die der Nürnberger Trichter heißt. Wein, Weib und Geſang heißen ſeit Luther die drei Grundſäulen unſerer Lebensweisheit. Bienen kommen ſo weit als Bären, ſagt das nordiſche Sprichwort, weil der Methtrinker eben ſo viel vermögend iſt als der Fleiſcheſſer. Und bei Eichendorff ſteht gleichbedeutſam:

Das Eſſen bringt nicht weiter,
Das Trinken iſt geſcheiter,
Das ſchmeckt ſchon nach Idee.

Im Olymp ſind Hebe und Ganymed die Mundſchenken, in Walhall ſtellen hundert Wunſchmädchen das Methhorn auf. Zwar genießen die Olympier Ambroſia und die derberen Aſen Fleiſch, allein Odhinn bedarf ausdrücklich keiner Speiſe, und was ihm davon an der Tafel vorgeſetzt wird, das wirft er ſeinen zwei dienſtbaren Wölfen vor, dem Geri und Freki, dem Giermaul und dem Schnappauf. Auch von jenem Fleiſchmahle bei Tantalus, wo den Göttern eine Kinderleiche zur Speiſe vorgeſetzt wird, ſagt Pindar 1 Olymp. Vers 82 mit Indignation:

Aber ich mag wütenden Hungers
Keinen der Seligen zeihen.

Als Gangleri in ſeiner Katecheſe über die himmliſchen Dinge den Altgott Har befragt, ob in Walhall Waſſer getrunken werde, antwortet dieſer, das ſei eine wunderliche Meinung,

daß Allvater die Könige, die Jarle und Edeln zu ſich laden werde, um ihnen Waſſer vorzuſetzen; da würde gar Mancher dafür halten, er habe den Waſſertrunk mit Wunden und Schlachtentod zu theuer erkauft. Vergl. Weinhold, Altnord. Leben. In den Lateingedichten des X. und XI. Jahrh. ed. Grimm-Schmeller, wird dem Mainzer Biſchof Heriger ebenſo von der chriſtlichen Himmelswirthſchaft vorerzählt, der Zuhörende aber macht gerade dagegen ſeinen Einwurf, daß Petrus der Meiſterkoch des Himmels ſein ſolle, und bei dieſer gleichen Anſchauung verbleibt dann auch die folgende Zeit. Lieber dachte der Gläubige ſich ſelbſt als ein Gefäß, in das die Gottheit ihre Weine umfüllt. So in Hoffmanns Kirchenl. pag. 101:

Jeſus, du biſt der Ciperwein,
und ich dein irdiſch Häfelein.

Es ſind dies freilich immer noch heidniſche, aber deshalb noch keine bloß trunkſüchtigen Vorſtellungen, wenn es in einem andern geiſtlichen Liede heißt, bei Uhland Volksl. pag. 881:

als in dem himelriche da ſchenkt man Ciperwin,
da ſond die edlen ſelen von minne trunken ſin.
die mägde da ze tiſche gand, die engel ſingent ſchôn,
der hailig geiſt iſt ſchenker, Maria kellerin.

Erſt ſpäter, wenn die nationalen Vorſtellungen erblaſſen, rückt das Pöbelhafte vor und das bäueriſche Praſſen geht auf den Himmel über. So z. B. in Simrocks Volksliedern Nr. 339, 340:

Margareth backt Küchlein gnug,
Paulus ſchenkt den Wein im Krug.
Lorenz hinter der Kirchenthür
Thut ſich auch bewegen,
Tritt mit ſeinem Roſt herfür,
Thut Leberwürſt drauf legen.

Wie wenig ſolche gröbliche Nahrung ausreichen könnte zur begehrten Seligkeit, zeigt das ſchwed. Volkslied von Stolzgretchen (in Hoffmanns ſchleſ. Volksl. erwähnt pag. 5), wo auf einen einzigen erſten Trunk das ſelige Vergeſſen alles Erdenjammers erfolgt: da holt der Bergkönig, der das Erdenweib

geheirathet und Kinder mir ihr gezeugt hat, ſie von ihrem Beſuche bei der irdiſchen Mutter wieder in ſeine Behauſung zurück zu ihren eignen Kindern:

Einen goldnen Stuhl brachte das Eine heraus:
Da, traurige Mutter, ruhe dich aus!
Das Eine bracht' ein gefülltes Horn,
Hinein warf das Zweite ein vergoldetes Korn;
Den erſten Trunk aus dem Horn ſie that,
Und Himmel und Erde ſie ganz vergaß.

Jetzt erſt kann das Märchen zu Wort kommen, um der Reihe nach zu erzählen, wie jener Nektar und Göttertrank entſpringt. Eines aus der Schweiz mag beginnen.

Die großen Leute, die ehedem das Simmenthal bewohnten, haben einen Schlag von Rindern beſeſſen, der für alle Ställe zu groß war, und man ließ daher das Vieh ſtets im Freien. Jede Kuh gab des Tages drei Eimer Milch, daher molk man ſie, anſtatt in Gebſen, in einen Weiher. Die Treppe, die zu ihm hinab führte, war aus Käslaiben gebaut, den Anken füllte man in hohle Eichbäume. Mit Anken polierte man Hauswand und Scheunenthor, mit der Milch wuſch man Geſchirr und Stubenboden. In einem Einbaum fuhr man auf dem Weiher, um die Nidel abzurahmen, und warf ſie mit Schaufeln ſtatt mit der Gone ans Ufer. Bei einem großen Sturmwinde trat dieſer Milchweiher einmal aus und erſäufte die großen Leute mit einander. (Mündlich aus dem Kanderthale im Bern. Oberland.)

Anderwärts lautet das Ende ſo: Jeden Abend mußte der Sennenbube in einem Weidling auf dem Milchweiher herumfahren und die Nidel abſchöpfen. Als er dabei unachtſam gegen einen Felſen anfuhr, der ein von ſelbſt entſtandener Ankenballen war, giengen Schiff und Sennbube unter. Doch beim Ausbuttern fand man nachher ſeine Leiche wieder. Man begrub ihn in einer von den Bienen erbauten Wachshöhle, und jede Honigwabe darin war größer als die Stadtthore zu Freiburg oder zu Brugg. — Hievon berichtet die Sage im Berner Oberlande, im Freiburger Ormund, im Urnerlande, im

Brugger Aarthale. Man vgl. Bridel, Conservateur Suisse 4, 267 und Dalp, Ritterburgen der Schweiz, Bd. 1. — Plutarch, Pyth. or. 29, erwähnt ein Milchland Böotiens, τὸ Γαλάξιον, wo einst Apoll erschien und wo Milch aus den Schafen sprang gleich dem Wasser aus den Quellen. Welcker, griech. Götterlehre 1, 485. In Haupt-Schmalers wend. Volkslied. 2, pag. 174 wird Gleiches von dem Teich hinter der Scheune erzählt. Treibt man da das Roß zur Tränke und bindet ihm etwas Lab an den Schwanz, so hat man soviel Molken und Quarkkäse fertig, daß der Bauernhof und das Dorf sieben Jahre lang satt bekommt. Es ist bisher bereits zu merken, daß der Aelpler seinen Milchsegen der Kuh zuschreibt, der Grieche dem Schaf, der Slave der Stute; es folgt noch der Skandinavier mit seinem Schmalvieh. Er nennt die Götterziege Heidhrûn, aus deren Euter täglich ein Gefäß voll Meth fließt, das für alle Göttergenossen in Valhöll genügt. Sehr merkwürdiger Weise hat sich die Sage hierüber im bairischen Wald lebend vorgefunden und steht nun in Schöppners baier. Sagenb. Nr. 88: Vor uralter Zeit weidete eine Gais auf dem Hohenbogen im baierischen Walde, welche so ungeheuer groß war, daß ihr Rücken die Wipfel der höchsten Bäume überragte. Tag für Tag weidete sie zwei Morgen Landes ab. Einmal lag sie schlafend am Rande des Hohlweges, ihr strotzendes Euter hieng über ihn herab. Ein Holzwagen, der aus dem Bergwalde kam, riß im Vorbeifahren eine Zitze weg. Sogleich ergoß sich daraus ein Wolkenbruch von Milch und schwemmte sieben Dörfer am Fuß des Berges mit fort. „Das war — fügt die Erzählung noch besonders hinzu — das erste und letzte Mal, daß Milch stromweis geflossen ist im gelobten Lande Baierwald.“ Dieser Nachsatz scheint uns äußerst gewichtig, er spricht sich in ganz gleichem Sinne und für einen ähnlichen Zweck bereits bei Beda de ratione temporum aus, wenn dieser Autor erklären will, warum die Angelsachsen ehemals den Monat Mai Thrimilci genannt hatten, d. i. die Zeit, da die Kühe dreimelkig werden: Thrimilci dicebatur, quod tribus vicibus in eo per diem pecora mulgebantur. Talis

enim erat quondam ubertas Britanniae vel Germaniae! Dies ſind förmliche Orakel, voll ſchlagenden Aufſchluſſes über jenes früheſte Zeitalter, da aller Geldwerth und alle Menſchenausſicht allein noch in den Milchthieren lag und die Milchnahrung noch Alles zuſammen befaßte, Meth und Honig, Ael und Wein, Fleiſch und Brod. Sogar die älteſte Eintheilung des Jahres gewinnt hieraus die Erklärung. Denn was drückt unſer Wonnemonat anderes aus als die Zeit der wieder offen werdenden Wunn und Weide, mit welcher ja immer wie im ags. Monat Thrimilci, Milch und Honig aus den dreimelkig werdenden Kühen fließt. Grimm, GDS. 111 fügt dieſem ſchon von ihm berührten Verhältniſſe noch den neuen Umſtand bei, daß das altindiſche Jahr zwei Frühlingsmonate zählte, die in ihrem Namen gleichfalls unſere Mythe gänzlich unterſtützen; der eine hieß mâdhu, Meth, der andere mâdhava, Honigſüß. Sodann gedenkt er pag. 657 jener Ströme in Altſachſen und England, die den Namen des Meths tragen: In der Weſergegend Medofulli (poculum mulsi), in der Landſchaft Kent die in die Themſe mündende Medway, deren zweite Worthälfte ags. væge, altn. veigcu, polum iſt, wozu ags. ealovæge (Aelbecher) aus Beowulf ſtimmt. Wie Griechen und Römern das Gewäſſer aus dem Horn des Flußgottes ſtrömt, folgert Grimm, ſo mag auch unſer Alterthum Bäche und Flüſſe aus dem umgeſtürzten Methkrug eines mythiſchen Weſens geleitet haben, woher dann der Quelle Name. Ich glaube, dieſes hier vermuthete Göttergefäß ſogleich aufzeigen zu können, und will hier nur beifügen, daß übereinſtimmend mit jenem altn. veig poculum, die Milchſchüſſel für den Milchkeller altbaier. Weiherling, ſchweiz. Weiggelin (Stalder 2, 443) genannt wird, wie auch der aus Rahm und Brodteig gemachte Kuchen Rahmwaejen. Der rein ſinnliche Begriff dieſes Wortes heißt ſchütten und ſchütteln, woher ja die Schotte ſelbſt ableitet, die Nachmolke, der Milchreſt im Alpkeſſel, nachdem Käſe ſowohl als Ziger bereits daraus gewonnen ſind.

Doch die Vorzeit will ſowohl jenes gigantiſche Milchgefäß, wie auch die Bereitungsweiſe des dafür beſtimmten Milch-

trankes näher bezeichnen und wir hören nun ihren neuen Erzählungen zu.

Die im Volksmärchen ſtets genannten drei Wunderdinge ſind ein paar Schuhe, ein Stab und drittens die Schale oder der Wunſchſäckel; letzteres hat ſich immer von Friſchem mit Nahrung oder mit Gold anzufüllen. Durch das neu auflebende Sanſkritſtudium iſt nun auch eine Einſicht in das hohe Alter dieſes einzelnen Märchenzuges gewährt. Der Dichter Soma Deva aus Kaſchmir hat zu Anfang unſeres XIII. Jahrhunderts eine indiſche Märchenſammlung begonnen (überſ. von H. Brockhaus) zur Erheiterung der Großmutter des Königs von Kaſchmir, des Harſha Deva. Darinnen wird unter anderem erzählt, wie durch dieſe drei Wunderdinge die Gründung der hl. Stadt Palibothra veranlaßt wird, welche im Sanſkrit Pâtaliputraka heißt, Wohnſitz des Reichthums. Als nemlich der vertriebene König Putraka in der Fremde umher irrt, betrifft er zwei Brüder, die ſich um ihr Erbe ſtreiten, über Schale, Stab und Pantoffeln. Wer dieſe Pantoffeln anlegt, ſagen ſie, der hat die Kraft zu fliegen; was mit dieſem Stabe gezeichnet wird, das entſteht ſogleich, und was in dieſe Schale hineingewünſcht wird an Speiſen, die ſind auf der Stelle drinnen. Der ſchlaue Putraka veranlaßt die Streitenden, einen Wettlauf um den ungetheilten Beſitz der drei Dinge anzuſtellen, und während ſie liefen, zog er die Pantoffeln an und flog mit Stab und Schale zu den Wolken empor. Erſt bei der ſchönen Stadt Akarſhika ließ er ſich wieder herab. Hier wohnte die Königstochter Patali, bewacht vor jedem Freier in einem feſt verwahrten Schloſſe. Putraka flog bei Nacht in die Fenſter ihres Schlafgemaches, erweckte ſie mit einem Kuſſe, vermählte ſich mit ihr, nahm ſie in den Arm und flog durch die Lüfte mit ihr davon. Aber am Ufer des Ganges ermattete die Geliebte; alſo ließ er ſich mit ihr herab zum Fluſſe und erquickte ſie durch Speiſen, die auf ſein Geheiß ſich in der Schale zeigten. Dann zeichnete er ihr zu Gefallen mit ſeinem Stabe eine Stadt in den Sand und ſchuf ſich dazu ein mächtiges Heer. Dort wurde er König und beherrſchte die Erde bis zum Meere

hin. So war die Stadt mit ihren Bewohnern durch Zauber geschaffen und wurde nach den beiden Namen der Gatten Pâtaliputraka genannt. Vergl. Jolowicz, Polyglotte der orient. Poesie, S. 234.

Unser Anhaltspunkt liegt hier nur in der wunderbaren Schale. Wo der Fürst mit ihr aus dem Flusse schöpft, schöpft er die Hülle und Fülle erquickender Speise, und nicht bloß die hl. Stadt Palibothra wächst sogleich zauberhaft am Gangesufer empor, sondern der Zauber der Frauenschönheit selbst, die allen andern Freiern versagte Königin Patali, rastet an diesem Strome zum erstenmal in erwiedernder Liebe und wird mit dem Gatten Herrscherin bis zum Meere. Es ist die schaumgeborne Göttin der Schönheit selbst; aber ehe sie ins Leben getreten ist, geht ihr hier wie in den sogleich folgenden Berichten ein alter Rangstreit oder Erbfolgekrieg voraus. Einen solchen haben im indischen Epos Ramayana zwei Götterreihen gegen einander erhoben, und als sie sich aussöhnen, beschließen sie gemeinsam sich den Unsterblichkeitstrank Amrita zu bereiten. Sie buttern nun das Milchmeer um. Ihr Butterstempfel ist der Berg Mandara mit allen seinen Wäldern und Waldbewohnern. Ihn umschlingt diensam der Schlangenkönig Çesha als Strick, Devas und Asuras packen das verstrickte Riesenthier an Haupt und Schwanz und drehen, gegenseitig ziehend, damit den Berg wie einen Quirl im Milchmeer herum. Alle Löwen und Elephanten des Waldberges, all seine Bäume und Heilkräuter stürzen mit in den Ocean, werden zermalmt und zerbuttert; vom beständigen Drehen erglüht zuletzt der Mandara selbst und schüttet alles Erz seines Innern geschmolzen ins Milchmeer aus. Dies wird goldene Butter, und schon wollen die Riesen diese für sich allein gewinnen, zum Nachtheil der Aethergötter. Allein aus ihr steigt nun in buttergelbem Gewande, Alles bezaubernd und Alle bändigend, die Segensgöttin Sri hervor, und die weiße Schale, die sie trug, war angefüllt mit Amrita. Eine Version fügt hier bei, Gott Wischnu habe die Gestalt dieses reizenden Weibes angenommen, dadurch die Riesen überlistet, des Gefäßes mit der Amrita sich bemächtigt

und dann in seiner wirklichen Gestalt die Gegner mit der Waffe des Blitzes zerschmettert. Dies scheint nur eine Selbstentlehnung aus dem schon anfänglich erwähnten Götterkriege, um die am Ende der Erzählung nutzlos werdenden Riesen dadurch ganz beseitigen zu können. Aber wir werden dem gleichen Ungeschicke einer eben hierin falsch abschließenden Erzählung in der Ovasirsage wieder begegnen. Dies ist deutlich: aus dem Ende des Götterkrieges erst entspringt die unbeschränkte Dauer der Götterwonne. Aber die Milch der Unsterblichkeit wird auf einem zweifachen Wege gewonnen. Entweder wird sie aus dem Blute des in diesem Kampfe fallenden Schlachtopfers zubereitet, oder, was viel ursprünglicher ist, aus dem Honigflusse, aus dem Milchmeere steigt die schaumgeborne Schönheitsgöttin empor, auf einer Muschel stehend als der Trinkschale. In Griechenland ist es die eine Aphrodite, zubenannt von Aphros, Schaum; in Indien sind es die 53 Millionen Apsaraſen, von Ap zubenannt, dem Wasser. Beide Male ist es ein Jungbrunnen. Aus der Edda ist ein ähnlicher Vorgang zwar bekannt genug, er muß aber der daran zu knüpfenden Beziehungen halber hier mit in die Erzählung aufgenommen werden.

Die beiden Götterreihen der Asen und Vanen haben sich nach langem Unfrieden wieder geeinigt und bringen nun den Friedensschluß unter einer eigenthümlichen Ceremonie zu Stande. Sie treten von beiden Seiten zu demselben Trinkgefäße und spucken ihren Speichel hinein. Um dieses Einigkeitszeichen nicht mehr untergehen zu lassen, nahmen es die Asen und schufen den Mann Ovasir daraus, d. h. den gegährten Gischt und Geist. Ihm war die höchste Weisheit eigen, in seinem Blute gohr der Strom der Begeisterung. Mit dieser einfachen Erzählung begnügt sich die Jüngere Edda noch nicht, denn Ovasirs Meth- und Milchblut muß ihr zu wirklich trinkbarem Blute werden. Sie berichtet daher ferner: Als Ovasir weisheitlehrend die Welt durchzog, kam er auch zu den Zwergen, diese erschlugen ihn und gaben vor, er sei in der Fülle seiner Weisheit erstickt. Sein Blut aber vermengten sie mit Honig,

gewannen daraus einen kostbaren Meth und faßten ihn in ein dreifaches Geschirr. Durch neue Gewaltthätigkeiten kam dieses alsdann erst an den Riesen Suttungr (Suptunger ist der Supper, Trinker, Suffitrinker) und an dessen Tochter Gunnlöd, und als es hier Odhinn geraubt hatte, kam es schließlich wieder an die Asen. Seitdem begeistert dieser Trank den Odhinn selbst zur Dichtung, er heißt Odhhrörir, der gemüthsaufregende Trank, und ebenso ist davon die Skaldenkunst Qvasirs Blut geheißen, denn wer von diesem Trank kostet, wird ein Dichter oder Weiser. Auch in der griechischen Sage wird Dionysos von den Titanen zerrissen und sein Blut in jenem Becher gesammelt, in welchem der Gott zuvor die erste Weinspende gemischt hatte. Dem Hellenen wird aus dem Blute, dem Germanen aber aus der Milch der berauschende Lebenstrank ausgegoren. Wir wissen durch Castrén, wie die Tataren aus Kuhmilch das Airan, aus Stutenmilch das Kumys sich bereiten; aber A. Humboldt und Klaproth waren auf ihrer Reise in russisch Asien Augenzeuge, wie man im Zelte eines tatarischen Häuptlings ihnen zu Ehren den „Quas" in derselben Weise zubereitete, wie der eddische Trank Qvasir entstand. Die ins Zelt Eintretenden wurden eingeladen, in einen am Eingang stehenden, mit Milch gefüllten Eisennapf zu spucken, um alsbald darauf mit dieser dadurch in raschere Gährung versetzten Milch bewirthet zu werden.

Aufs anmuthigste hat das finnische Epos Kalewala im zwanzigsten Gesange diesen Vorgang der Gährung poetisch verkörpert, um die Erfindung der Bierbereitung daran zu knüpfen:

„Wann wohl kommen wir zusammen,
Kommt das Eine zu dem Andern?"
Summt vom Baum herab der Hopfen,
Spricht vom Felde her die Gerste.

Die beiden Jungfrauen Osmotar und Rapo sieden endlich Gerste und Hopfen zusammen, aber immer noch bleibt die Gährung aus. Ein Eichhorn brachte ihnen Tannenzapfen dazu, dennoch hob sich der Sud nicht; der Goldmarder brachte Schaum

aus dem Rachen kämpfender Bären, gleich vergeblich, bis zuletzt ein Bienchen Honigseim von jener Wiese herbei getragen bringt, in deren Gras ein Mädchen schlummernd liegt. Da stieg das Bier im Fasse und floß über alle Ränder. Es war braven Männern gut zu trinken, brachte die Weiber schnell zum Lachen und die Thoren bald zu Streichen. — Besser läßt sich die epische Formel, Schön wie Milch und Blut, nicht verdeutlichen: ein im Grase schlummernd liegendes Mädchen, von einem naschenden Honigbienlein umflogen.

Höchst unterrichtend durch ihre Vollständigkeit lautet die keltische Sage vom Tranke, der allen Wissensdurst stillt; sie umfaßt nemlich gleich den eleusinischen Mysterien Beides zugleich, des Dionysos Wein und des Triptolemus Brod. Mone, Gesch. des Heidenth. 2, 519 erzählt sie ausführlichst, hier genügen schon die Hauptpunkte. Mutter Ceridwen hat sich einen Kessel gebaut, ihn mit Heilkräutern gefüllt, ihn Jahr und Tag lang sieden lassen und den fremden Knaben Gwion zur Aufsicht daran gestellt. Zürnend jagt dem Fliehenden die Mutter nach, ihn durch alle Elemente und Wandlungen verfolgend. Als er sich zuletzt in ein Weizenkorn verwandelt, pickt sie es auf, wird davon schwanger, wird nach neun Monaten eines Knaben entbunden, den sie auf ihres Mannes Anstiften in einem Boote auf dem Meere aussetzt. Als die Fischer dorten am ersten Mai ihre Reuße nach dem gewohnten Maienfisch von hundert Pfund Werth durchsuchen, finden sie statt dessen das Kind und nennen es seiner Schönheit wegen Taliesin, Strahlenstirne. Sogleich dichtet der aufgefundene Knabe ein Lied, worin es heißt: „Ich bin der erste Barde, geistbegabt durch den Kessel der Ceridwen. Wasser hat die Eigenschaft, daß es Segen bringt: es ist unbekannt, ob mein Leib Fleisch ist oder Fisch. Daß doch die Menschen kämen, alles Wissen bei mir zu suchen, denn ich kenne Alles, was gewesen ist und was sein wird!“ u. s. w. Man fühlt sich an die Faustische Hexenküche erinnert; der Kessel siedet über dem Feuer, Mephistopheles verlangt einen Becher voll für seinen Freund, und die Hexe überreicht den Feuertrank unter dem berühmten Spruch:

Die hohe Kraft, die Wiſſenſchaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt, dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen.

Dieſelbe Hexe kehrt wieder in der keltiſchen Sage vom Volkshelden Bran le Béni, ſie hinterläßt dieſem zum Danke für die in Cambrien bei ihm genoſſene Gaſtfreundſchaft ein Becken, mit dem eine tödtliche Wunde geheilt und das Leben wieder gegeben wird. Bran le Béni hatte eine Fehde mit dem iriſchen Fürſten Martolouch; nach Beendigung derſelben lud er ihn zu einem Friedensmahle ein, bei welchem die Speiſen in dem zaubermächtigen Becken aufgetragen wurden und ſich immer von neuem ergänzten. Er ſchenkte es zum Pfande des Friedens dem verſöhnten Fürſten; doch als die Fehde abermals losbrach, erwies ſich dieſes Becken als der mächtigſte Bundesgenoſſe des Feindes und erweckte dieſem jeden Krieger wieder, der eben gefallen war. Eine andere britiſche Sage erzählt vom Horne des Bran Galed, worin man jeden Trank fand, den man ſich wünſchte. Dieſe zwei Sagenzüge führt Lang an, Sage vom hl. Gral, nach dem Werke von Heinrich: Le Parcival de Wolfram d'Eschenbach. Paris 1855, pag. 50.

In den Naturreligionen gilt Keſſel, Becken und Becher als Sinnbild des Anfangs der Welt aus dem Waſſer. Drei Tropfen aus Ceridwens Keſſel enthüllen alle Zukunft; eine Tränke aus dem Fluſſe am erſten Mai macht die Milchthiere dreimelkig, ſowie am erſten Mai ſtatt des begehrten Fiſches der Gott Talieſin ſelbſt in der Reuße gefunden wird. Der Becher des Perſerheros Oſjemſid iſt ſelbſt nach dieſem Fürſten aus dem goldenen Zeitalter benannt. Er fand ihn, als er den Tigris überbrückte und den Grund legte zur Stadt Perſepolis. Das Gefäß vermochte den Aether in ſich nieder zu ziehen und unaufhörlich Wein zu ſpenden. Der Orientale weiſſagte aus dem Becher. Einen ſolchen beſaß auch Joſeph in Egypten und läßt ihn zur Liſt in Benjamins Kornſack verſtecken. Als der Haushälter ihn hier entdeckt, ſpricht er: „Iſt es nicht das, da mein Herr aus trinket und damit er weiſſaget?“ Gen. 44, 5.

Der Satz „in vino veritas“, Wein ist ein Weissager, will also mehr sein als ein bloßes Erfahrungswort. Allem Volke sodann diente einmal des Jahres im Salomonischen Tempel das große eherne Meer zum Geschirr. Dasselbe faßte 200 Bath, die der Theologe Bunting (de monetis etc. sacr. scripturae 1616, 21) zu fünfthalbhundert Ohm Weines berechnet hat, „das Ohm zu 40 Braunschweiger Stübichen.“ Von einem gleichen Riesengefäße berichten Hymiskvidha und Gylfaginning.

Wenn die Asen im Frühlinge vereinigt ihr Gastgelage halten, trinken sie Meth aus einem meilenweiten Braukessel, der des Meeresriesen Gymir Eigenthum gewesen war. Fünfzig Männer können daran sitzen und trinken, ohne daß einer den andern sieht. Oder sie versammeln sich beim Meergotte Oegir auf dem Meeresgrunde in einer golderhellten Halle. Da wird das Becken des Meeres selbst zum Kessel, in welchem er ihnen das Gastbier braut. Statt des einen Bechers, den der König von Thule ins Meer wirft, oder den der Taucher aus der Charybde heraufholt, ist hier noch die Charybde selbst das unergründliche Trinkgeschirr für Götter und Gestirne, und unser Goethe giebt den besten Grund dafür an:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer,
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?

Muß das Geschirr beides bieten, Speise und Trank, so wandelt sich seine Form zugleich in Napf und Kelch, in Schüssel und Becher. Dies ist bekanntlich der Gral, das in unserer Ritterdichtung so hoch gepriesene Zaubergefäß, von dessen Beschaffenheit und Wirkung nun noch der Schluß dieses Abschnittes handeln soll.

Eine Reichenauer Handschrift aus dem XI. Jahrhundert, abgedruckt in Mones badischer Quellensammlung 1, 67, erzählt cap. 9, wie Azan aus Corsica an Kaiser Karl eine Schüssel überbringt, in welcher des Heilands Blut war: ampula, de salvatoris sanguine plena. Diese Schüssel galt als ein 28pfündiger Smaragd, wurde ans Kloster Reichenau vergabt und

dorten auf 600,000 Dukaten geschätzt. Insula fortunata Reichenau, oder zehente Jubiläumspredigt 1724, v. H. Meyer S. J. pag. 19. Der Reisende Andreä überzeugte sich jedoch i. J. 1763 (Briefe aus der Schweiz. Zweite Ausgabe, pag. 65), daß dieser angebliche Smaragd ein grüner Glasfluß sei, wenn auch wegen Größe, Härte und seines Feuerglanzes willen ein sehenswerther. Das hl. Blut, das darin gewesen, wird heut zu Tage, wie Schnars berichtet (der Bodensee 2, 168), daselbst in einem goldenen Kreuze und unter mehrfachen Schlössern versperrt im Altar aufbewahrt. Ein zweites sehr ähnliches Gefäß befindet sich in Genua, il sacro catino genannt. Nach der Erzählung des Genueser Chronisten Jacobus a Voragine haben die Genuesen bei der Eroberung von Cäsarea 1101 zum Lohne ihrer Tapferkeit ein großes Gefäß aus der Beute zugetheilt erhalten und es daheim der Kapelle Johannes des Täufers geweiht. Diese hl. Schüssel sollte durch die Königin von Saba an Salomon geschenkweise überbracht worden sein; sie soll ferner die Schüssel sein, aus welcher der Heiland das Osterlamm gegessen, oder die Schale, in welcher Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefangen. Sie hatte gleichfalls für einen einzigen ungemeinen Smaragd gegolten, bis i. J. 1806 Napoleon bei Wegnahme Genuas den catino mit nach Paris entführte, woselbst dieser Schatz sich gleichfalls als ein bloßer Glasfluß erwies. Noch giebt es eine andere kirchliche Schüssel, die santissima scodella im hl. Hause zu Loretto, in welcher Maria den Brei für das Jesuskind angemacht haben soll. Correggios bekanntes Madonnenbild, in welchem die Rast unter den Palmen dargestellt ist, wird nach diesem Gefäße de la scodella zubenannt. Die Breischüssel führt auf den Mushafen hinüber; das Wappen der Mundschenken war im deutschen Mittelalter bekanntlich ein umgestürzt und geschnäbelt abgebildeter Hafen. Und so muß hier noch darauf hingewiesen werden, daß gerade unser berühmter Graldichter Wolfram selbst einen rothen Hafen als Schild- und Helmzeichen im Wappen führte. H. Holland, Gesch. der altd. Dichtkunst in Baiern, pag. 114.

Nicht den Gral haben wir zu ſchildern, ſondern die an ihn geknüpften Vorſtellungen; dabei wird ſich zeigen, daß dieſe von einer urſprünglich würdevollen Anſchauung raſch ins Widrige und Grauſenhafte herabgeſunken ſind.

Die durch Grieshaber herausgegebenen deutſchen Predigten des XIII. Jahrhunderts, 2, 123 beſchreiben das Brod, womit die Iſraeliten vierzig Jahre lang in der Wüſte geſpeiſt wurden, als ein in alle Speiſe und Trank ſich wandelndes Gralsbrot: Wan daz himelbrôt was in dem munde reht als süez als ain honech. an swaz spîse si denne gedâhton, daz daz brôt reht denne smahte als ob si die selbon spîse hêten in ierem munde. âmerôt si vische alder vlaisches, sô dûhte si reht si hêten vische unde vlaisch in dem munde. Dieſelbe Anſchauung vom Gral und von ſeiner Ergiebigkeit iſt bei Wolfram ausgedrückt:

swâ nâch jener bôt die hant,
daz er al bereite vant
spîse warm, spîse kalt,
spîse niwe unt dar zuo alt,
daz zam unt daz wilde.
wan der grâl was der sælden fruht,
der werlde süeze ein sölh genuht:
er wac vil nâch gelîche,
als man saget von himelrîche.

Dazu iſt es die reinſte Magd und jungfräulich Schönſte, die Freudeverbreiterin Repanse de schoye, welche den Gral zur Gaſtfeier aufträgt; gleichwie die ſchaumgeborne Schönheitsgöttin jene Milch der Unſterblichkeit kredenzt, die das Haar nicht mehr ergrauen läßt, leiblich verjüngt und zugleich den Wiſſensdurſt ſtillt. Alle am Gralstiſche Verſammelten ſind herz- und blutsverbrüderte Commenſalen, die gimâzun einer massenîe, welche bei Gott ſelbſt tiſchfähig geworden ſind. Denn das älteſte Wort unſerer Sprache für eßbares Fleiſch, ſagt Grimm GDS. 1009 — heißt bei Ulfila mims, ahd. mias, geht durch die altſlaviſchen Sprachen und drückt wie das latein. mensa den Fleiſchtiſch aus, welcher urſprünglich der Opfertiſch

gewesen sein wird. Eben an diesem pflegte der dankbare Mensch mit seinen Göttern zu theilen und wird daher von diesen gleichfalls zur Tafel gezogen. Dies verheißt Virgil, Eclog. IV., dem Knäblein Pollio: deus hunc mensa, dea dignita cubili est. Der Tisch mit den Schaubroden im jüdischen Tempel sollte sämmtliche Stämme des Volkes als eben so viele Brode Gott beständig vor Angesicht legen. Wer erinnert sich nicht des Sonnentisches der Aethiopen, der sich jede Nacht mit Fleisch frisch deckte, des Herodoteischen Heliotrapezon. Die Tischstadt Trapezus hatte ihren Namen eben davon bekommen, daß hier die Götter ihren mit den Menschen bis dahin getheilten Gasttisch für immer umstießen, empört über den frevlerischen Arkaderkönig Lykaon, der ihnen sein geschlachtetes Kind zum Mahle vorgesetzt hatte. Zwei solcher hl. Tische reichen in unser Mittelalter herein. Als der Westgothenkönig Roderich in der Schlacht bei Xerez 711 Thron und Leben an die arabischen Sieger verloren hatte, fanden sich unter den Beutestücken zwei kostbare Tische. Der eine war das Missorium, massiv golden, fünfhundert Pfund schwer, der römische Feldherr Aëtius soll ihn nach der catalaunischen Schlacht dem Gothenkönig Thorismund zum Geschenke gemacht haben; der andere Tisch war noch höher gepriesen, seine Goldfüße waren wie die Tage des Jahres 365, drei Perlenreihen faßten ihn ein, man schätzte ihn auf fünfhunderttausend Goldstücke. Je vier Gralsritter essen bei Wolfram zusammen an einem Tische, je zwei Templer hatten der Ordensregel gemäß aus einer Schüssel zu essen. Dieselbe Satzung wiederholt sich noch unter Ludwig dem Baier. Dessen Vater, Herzog Ludwig der Strenge, hatte durch Albrecht von Scharffenberg Wolframs Titurelfragmente fertig dichten lassen; der ritterlich nachschlagende Sohn kam als Kaiser auf den Gedanken, in dem oberbaierischen Ettal eine Gralsburg zu erbauen und sie nach der Art von Munsalväsche mit Templeisen zu besetzen. Der so gegründete Orden bestand aus 14 Priestern und 13 Rittern. Letztere alle hatten ihre Frauen, Knappen und Mägde im Stifte bei sich, zusammen ist ihnen das gemeinsame Liebesmahl der Tafelrunde vorgeschrieben. Es

heißt darüber wörtlich: Ez sullen beide, ritter und frawen, alle bei einander ezzen, zwen ritter und zwo frawen mit einander. H. Holland, Kaiser Ludwig und sein Stift Ettal. 1860, 13. Also genau so lautend, wie jene Ritterſatzung, die in Grimms GDS. aus dem ſpaniſchen Romancero angeführt iſt: que a una mesa comen pan.

Eine Reihe von Verumſtändungen brachte es mit ſich, daß dieſe Vorſtellungen vom Gral nicht lange rein und ungekränkt verbleiben konnten. Vielleicht daß ſchon der Name ſelbſt die Sache untergrub. Noch jetzt zwar braucht man in Südfrankreich die Wörter grazal, grazau, — grial, grau für mancherlei Gefäße, aber dennoch machte die mißverſtehende Wortdeutung auch aus franz. gréal ein san gréal und dann aus dieſem ein sang réal, aus dem Becher ein Königsblut. Anlaß hiezu gab eine durch dieſes Wort und deſſen Mythe zurückreichende Erinnerung und dunkle Grübelei; litthauiſch kraujas sanguis, iſt welſch crau, cruor; ſanſkrit kravja caro; alles zuſammen drückt blutiges friſches Fleiſch, Blut ſelbſt aus. GDS. 1010. Wird aber der Gral einmal als Tafelkelch zum trinkbaren Blut gemacht, ſo wird er auch zur Erbſchüſſel, worauf das friſche Schlachtopfer liegt, und das heilige Ritterbündniß, zu Gottes Ehren geſchloſſen, ſcheint dann ein frevelhaftes Bluttrinken verſchworener Catilinarier zu werden, oder gar ein Kannibalen-Eſſen von heimlichen Menſchenſchlächtern. Dieſer gräßliche Verdacht brachte dem ganzen Orden der Templer Verderben und Tod. Der Gral ſelbſt erſcheint im Mabinogion als eine Schüſſel, in der ein blutiges Menſchenhaupt liegt; nach dem franz. Parcival des Meneſſier legt der Gralkönig am Johannistage ſein Gelübde ab, und einer der Wolframiſchen Gralkönige iſt der Prieſterkönig Johannes. So wird die Johannislegende in die Gralmythe verſchlungen. St. Johannis Minne, kirchlich getrunken, trifft ſchon im Kräuteraberglauben zuſammen mit dem St. Johannisblut, das zur Zeit der Sommerwende an den Wurzeln des Sonnewendgürtels gegraben wird, zuletzt fällt der Gral ſelbſt zuſammen mit jener Schüſſel, auf welcher Johannes des Täufers Haupt vor Herodes getragen

wird. Aus der Repanse de schoye wird dann eine liebebrünstige Herodias, aus dem Täuferhaupte endlich ein Talisman mit magischen Kräften, den man in Gestalt eines Menschenhauptes abbildete und nach romanischer Sprache Mafomet und Baphamet nannte. Wilcke's inzwischen neu erschienenes Werk „Die Tempelherren" zeigt, wie dieser Orden einem deistischen System huldigte, dessen Ceremonien der Verehrung Johannes des Täufers galten. Der Provinzialmeister Tanet sagte in dem Prozesse gegen die Templer aus, auf dem Pilgerschlosse bei Accon sei ein solches zweiköpfiges Haupt bei Ordensfeierlichkeiten auf den Altar gesetzt und unter Kniebeugen mit der Formel angebetet worden: Gesegnet sei der Heiland meiner Seele! Das schauderhafte Ende der Templer ist bekannt, sie bezahlten ihre mystische Blutsbrüderschaft mit ihrem eigenen Blute.

So wären wir über die beiden Themen unserer Arbeit, Gold und Milch, zum letzten, dem Blute gekommen. Ehe wir damit beginnen, fassen wir das vom Gral Gesagte in einer Ueberschau zusammen, um dem bisher Vorgetragenen seine Endgiltigkeit zu geben.

Die Kirche des Mittelalters hieng bewußt und unbewußt dem Blutcultus an; ihr gehören die mannigfachen Legenden und Mirakel an vom Blute des Gekreuzigten, wie dieses aufbewahrt und später in das Abendland gebracht worden sei. Sepp, Leben Jesu, hat im fünften Bande ein reiches Material hierüber angesammelt, woraus nur etliche Angaben über die berühmtesten Blutpartikeln hier folgen. Ein Theil des Kreuzigungsblutes kam in die Marcuskirche nach Venedig, ein anderer 1048 nach Mantua. Von diesem kamen zwei Theile nach Rom in die Kirche des hl. Kreuzes und zu St. Johann von Lateran; ein dritter Theil gelangte an Kaiser Heinrich III., gieng an den Grafen Balduin von Flandern über und dann an dessen Tochter Judith, der nachmaligen Gattin des Baiernherzogs Welf IV. Judith theilte diese Blutpartikel wieder in zwei. Die eine kam an bairisch Kapel in Unterammergau, ist aber da schon ums Jahr 1680 verschollen; das Originalgefäß dafür hat man dagegen vor kurzem dorten wieder aufgefunden,

einen Speiſekelch mit abnehmbarem Deckel, auf beiden Seiten gothiſch gethürmt und mit Figuren verziert, die mit jenen Perſonen übereinſtimmen ſollen, welche bei Auffindung des heil. Blutes in Mantua 1048 beſchäftigt waren. Schöppner, bair. Sagenb. Nr. 1191. Die andere Partikel gab Judith an das ſchwäbiſche Kloſter Weingarten, wo es jetzt noch alljährlich am blutigen Freitag, unmittelbar nach Chriſti Himmelfahrt, unter großem Gepränge gefeiert wird. Das Blut lag hier in einem Gefäße von arabiſchem Gold mit Edelſteinen beſetzt, das man auf 70,000 Gl. ſchätzte. Franz Sauter, Kloſter Weingarten nach handſchriftl. Quellen. Ravensburg 1857, 33. Zwei weitere gleiche Blutreliquien werden in Marſeille und zu Brügge in Flandern verwahrt; beide werden an jedem Freitag wieder flüſſig; eine ähnliche Reliquie iſt auch in der Ciſtercienſer Abtei Stams in Tirol. Dieſer Eindrücke vermochte die Ritterpoeſie ſich nicht zu erwehren, um ſo weniger, als ſie ja nur eine Tochter der ihr vorausgegangenen Mönchspoeſie war; und wo ſie den Verſuch machte, ſich kirchlich zu emancipieren, wie in dem Nibelungen-Sagenkreis, verfiel ſie ins Reckenhafte, Heidniſche. So kommt denn der Blutcultus auch in den Gral-Sagenkreis. Bei der Ueberfülle des irdiſchen Segens und in ſtetem Anſchauen der Paradieſeswonne lebend, iſt der Gralkönig Anfortas doch unrettbar ſiech; ja als ſein vorbeſtimmter Erretter Parzival in der Burg ankommt und mit an der ſilberſtrotzenden Tafel ſitzt, wird unter allgemeinem Wehklagen der Templeiſen eine bluttriefende Lanze im Gaſtſaale zur Schau umher getragen. Dies ſind die beiden Seiten unſeres Themas ſelbſt, großartig zurückgeſpiegelt im Epos. Der Unſterblichkeitstrank wird von der Schönheitsgöttin kredenzt als Milch oder Meth, oder goldener Wein; aber ein Frevel der Dämonen oder Menſchen tritt dazwiſchen und verwandelt die reine Milch in den Greuel friſchvergoſſenen Menſchenblutes, in „ſchreiendes Blut.“ Bei aller Herrlichkeit der Wolframiſchen Beſchreibung wird dann gerade der Gral ſelbſt etwas Dauerloſes. Er wird plötzlich in einer Nacht aus der abendländiſchen Gralburg wieder nach Indien zurück verſetzt, als ſeiner erſten Heimath, und

nachdem hier die Gralkönige der Reihe nach gestorben sind, speist auch der Gral die Seinigen nicht mehr, da er nun wieder in dem Lande ist, „das selbst von Milch und Honig fließt." Diese Schlußversicherung des Gedichtes war aber der Ausgangspunkt unseres Aufsatzes. Wie hat nun die deutsche Göttin dieses Paradieses geheißen, da wir bei Wolfram nur eine romanische nennen hören? Es ist die durch das eine Merseburgerlied festgestellte Volla, Freyjas Schwester, Göttin des Ueberflusses und der Fruchtfülle, die domina Abundia und dame Habonde der Romanesen. Ihr Cultus mußte mit dem Naturleben innigst verknüpft gewesen sein; dies erweist Grimm (GDS. 85—109) aus dem ihr nachbenannten Erntemonat, welcher der Folmânet, Fulmânt und Fülmont geheißen hat.

III. Das schreiende Blut.

Menschenblut zum Zwecke der Genesung von Krankheiten zu trinken, ist ein Brauch, der von der ältesten Zeit an fortgedauert hat bis auf diesen jetzigen Augenblick. Plinius erzählt hierüber zweifaches H. N. 26, 5 und 28, 2. Es ließen sich nemlich die ägyptischen Könige zur Heilung von der Elephantiasis Bäder aus Menschenblut bereiten; und ferner war es eine von ihm selbst noch mitangesehene Ueblichkeit zu Rom, daß Fallsüchtige das Blut tranken, das die Fechter dorten im Circus vergossen. Sie schlürfen es, sagt er, warm und rauchend aus dem Menschen selber ein und halten es für ein kräftiges Heilmittel. Beide Arten der Anwendung, das Blutbad und Trinken des Blutes, sind heute noch keineswegs verschollen. Der Negerkönig von Dahomey hat erst in diesen Jahren und trotz der Einsprache englischer Handelsconsuln Massenabschlachtungen Kriegsgefangener vorgenommen und mit Menschenblut einen dafür bestimmten Teich ausgefüllt. Allg. Augsb. Ztg. 20. Oct. 1862. Das Morgenland hat Sagen von Königen, die jeden Tag einen Menschen aus ihrem Volke für ihr Leben brauchen,

und Grimm (Arm. Heinrich, S. 219) bezieht darauf die vielfach gewendete Thierfabel von der Heilung des Löwenkönigs durch die noch frisch und blutig umgeschlagene Wolfshaut; denn eben dies erinnert an ein ganz ähnliches Mittel der heutigen Volksarzneikunst, wonach Gequetschte in eine abgezogene Kalbshaut gewickelt, oder verletzte Glieder in einen frischen Kalbsmagen gesteckt werden. Während nach dem Aberglauben durch das Katamenienblut alles damit in Berührung Gebrachte zu Grunde gerichtet wird: der Weinstock geht ein, die Feldfrucht stirbt ab, alle gährenden Stoffe wie Milch und Wein stehen um, die Bienen verlassen ihren Stock, der Glanz der Spiegel erlischt, das Schermesser wird stumpf (Schindler, der Aberglaube 165): so wird durch Jungfern- und Kinderblut das schwerste Uebel geheilt. Die Berliner medicin. Zeitschrift von 1862 hebt hervor, daß die sich häufenden Schändungsfälle, mit denen unsere Schwurgerichts-Verhandlungen so oft beschäftigt werden, aus dem Wahne entspringen, als könne das Uebel der männlichen Gonorrhöe durch Vermischung mit einem noch unmannbaren Mädchen geheilt werden. Der nach dem Aussatze zubenannte Rüefengüggis oder Grindteufel hat schon eilf Jungfrauen abgeschlachtet, um in ihrem Blute sich heil zu baden. Vgl. Aargauer Sag. 1, Nr. 14, wo weitere hier einschlägige Züge aus Geschichte und Sage mit verzeichnet sind. Der Glaube an die Wirkungen des Menschenbluttrinkens sitzt überhaupt noch durchaus fest. An der Aare lautet hierüber die Meinung also: Wenn ein Fallsüchtiger vom warmen Blute eines eben Hingerichteten trinkt und gleich darauf sich in Schweiß lauft, so stirbt er entweder plötzlich, oder ist mit einem male geheilt. Der im verwichenen Jahre (1861) hingerichtete Mörder Bellenot aus dem bernischen Jura gestand im Verhör, er habe die von ihm erschlagene Frau, die wegen Verkaufs selbstgesammelter Heilkräuter das Docterfraueli hieß, umgebracht, um ihr Blut zu trinken und sich dadurch von dem Weh zu befreien, mit dem er behaftet gewesen sein soll. Aargauer Ztg. 19. Mai 1861. Derselbe Glaube wiederholte sich bei der zu Trogen in Appenzell Außer-Rhoden im Juni dieses Jahres stattgehab-

ten Execution eines Metzgers. Ein Weib in einem außerrhodiſchen Armenhauſe litt an Epilepſie und erhielt von dem zuſtändigen Vorſtande der Anſtalt die Erlaubniß, am Tage der Hinrichtung nach Trogen zu gehen und das grauſige Heilmittel zu verſuchen. Drei Schluck müſſen unter Anrufung der drei höchſten Namen warm hinabgetrunken werden. Bereits ſtand ſie am Schaffot, als ein neuer Anfall ihres Uebels losbrach und die Ausführung des Plans verhinderte. Dies berichtet die Appenzeller Zeitung ſelbſt. Aargauer Nachrichten vom 26. Juli 1862. Dieſe drei Schluck in den drei höchſten Namen ſcheinen gerade das beſonders Bedeutſame zu ſein; es ſind die aus Wolframs Parzival (282, 21) ſchon in dem vorigen Abſchnitte berührten drî bluotes zäher rôt im Schnee, bei denen der Ritter ſo tief der Geliebten Kondwiramur gedenken muß. Drei ſolche Tropfen fallen aus dem Himmel herab, wenn der Treffſchütze ſein Gewehr gegen das Geſtirn abſchießt. Dreie fallen jenem Knaben ins Geſicht, der zur Waldtanne nach dem droben herabſchreienden Wetterkinde emporſchaut, Aargauer Sag. 1, Nr. 75. Von drei Blutstropfen hängt des Menſchen Leben ab, drei zeigen den Tod des Tauchers an (Kuhn, weſtfäl. Sagen 1, Nr. 380), aus den drei erſten des Neubegrabenen ſproſſen Grabblumen auf. Die verbreitetſte Kinderangſt beſteht in dem Glauben, mit dem einen Tröpfchen Blut aus dem Finger, in den man ſich geſchnitten, könnte auch die Seele herausfahren. Auch ſoll man, heißt es, nicht kopfüber im Bette liegen, ſonſt fällt dem Schläfer ein Blutstropfen aus der Naſe und von dieſem heißt es abermals: „d'Seel ist em ûsse.“ Eine aus dem Bernerlande gebürtige Dienſtmagd wiederholt uns mündlich: Ueber den Augen in der Stirne hangen an einem Knöchlein drei Blutstropfen, davon fällt der erſte ab nach Verlauf der Kindheit, der zweite, wenn die Jugend vorüber iſt, der dritte beim Tod. Im Trauerlied Reinmars des Alten auf Liupolts v. Oeſterreich Tod heißt es:

dô man mir seite er wære tôt,
dô viel mir daz bluot
vonme herzen ûf die sêle mîn.

Wenn einer am Schlagfluß ſtirbt, ſo erklärt dies der gemeine Mann ſich alſo: es ſei ein Blutstropfen aus dem Gehirn urplötzlich zu dem Herzen gefallen und habe daſſelbe erſtickt. Dieſen Blutſturz, der durch einen einzigen Blutstropfen entſteht und deſſen Folge die Apoplexie ſein ſoll, nannten die Aerzte das Gutt (Joh. Wittich, Consil. apoplecticum. Leipz. 1602, pag. 10), wogegen die Paralyſis, der lähmende Schlag, der Tropf hieß, beides gedeutet aus gutta sanguinis, der fallende Blutstropfen. „Halber guttſchlag iſt paralysis, ſo man auf den ſchlag lam wirt an eim glid." Büchlj von einfaltig Mittlen. Mſc. aus aargauiſch Brugg. Anno 1643 kam ein Gutſchlag über Pfarrherr Breitinger und 1645 ſprach er, von einem ſchweren Gutſchlag getroffen, die letzten Worte. Hanhart, Schweiz. Geſch. 4, 352. Alle eben angeführten Namensformen der Krankheit zuſammen finden ſich bei Geiler, Evangelibuch Bl. 159a. „Da bracht man einen dar, vff eim bet, den het der schlack geschlagen oder der tropfft oder das parli oder wie du es nennen wilt, du merkst wol was ich mein. sie sagen, das der brest im hirn sei, vnd die ederli, die zuo dem hirn gond, wenn sie gantz verstopffet sein von wuost, so werd sant veltins siechtag daruss, so sprechen ir, es hangen drei tropffen am hirn. Die hinfallende Krankheit wird noch der Valentin geheißen, und daß dieſelbe aus den eben erwähnten drei Gehirnblutstropfen entſtehe, wird auch von den Aargauer Beſegnungen wiederholt, die ich in Wolfs Zeitſchr. f. Myth. Bd. 4 mitgetheilt habe:

Es ſtehen drei Roſen auf Gottes Stirn (pap. 125).
Ihr Menſchen, ſeht mich an einen Augenblick,
Bis ich euch drei Blutstropfen verwirkt (pag. 136).

Nach aargauiſcher Volkstradition fällt einem Beckerknecht in der Fremde beim Teigkneten ein Blutstropfen ins Mehl, und er erfährt nachher, um dieſelbe Stunde ſei damals daheim ſein Vater verſchieden. Darüber predigte Abraham a Sta. Clara, in der Lobrede auf den hl. Franz Xaver. Salzb. 1684, 13: „So Jemand ein Geſchwiſtrigen hat über hundert Meyl und derſelbe etwas leidet, empfindet auch dieſer, ſo hundert Meyl von

ihm entlegen, in ſeinem Geblüt eine ſchmertzliche Veränderung, daß ihme, wie oft pflegt zu geſchehen, gelbe Fleck in den Händen auffahren oder die Naſen ſchweißet; ſo ſagt Ihr, das bruderliche Geblüt ſagt und ſchlagt zuſammen."

Dieſe auf die Schneefläche oder ins Backmehl fallenden, unvergänglich wiederkehrenden drei Blutstropfen gehören dem Himmelsgeſtirn an, aus deſſen Gold, Blut oder Milch die Reihe der Creaturen fortwährend nachgeſchaffen wird; denn die ſchöpferiſche Gottheit wohnt in den Geſtirnen, und alle Welt iſt der Leib Gottes. Auf dieſem Grund beruhen jene ſonderbar lautenden Märchen vom Schneekind, vom Sonnenkind, denen, ſo alt und weitverbreitet ſie ſind, noch wenig Sinn abgeſehen worden iſt. Zwei Beiſpiele dieſer genügen hier, das eine unſerer Gegenwart, das andere dem XIII. Jahrhundert angehörend. In Pröhle's Harzſagen 1, 188 ſpricht ein Wilddieb, dem ſein kleiner Junge unrettbar krank lag, in väterlicher Verzweiflung: „Stirbt mir das Kind, ſo ſchieß ich den lieben Gott todt!" Als das Kind darauf wirklich ſtarb, legte der Mann ſeine Büchſe an und ſchoß in die helle Sonne. Kurze Zeit nachher begab es ſich, daß ſeine Frau einen kleinen Jungen gebar, und alle Nachbarn, die das verſtorbene Kind geſehen hatten, erkannten in dieſem Kinde das erſte wieder. Dasſelbe lebt noch; es konnte ſchon nach den erſten Wochen ſprechen und erzählte oft von ſeiner Himmelsreiſe. Der Vater iſt hernach 1853 durch Unvorſichtigkeit eines Jägers In der Sieber erſchoſſen worden. Der jugendliche Menſchenkörper mit Fleiſch und Blut wird hier aus den Geſtirnen ausgeboren; nur ſtirbt darüber der Vater dieſes Sonnenkindes, weil er dieſe Geburt zwangsweiſe mittelſt eines gegen das Geſtirn gerichteten Treffſchuſſes veranlaßte, während die Mutter folgerichtig entweder durch das aus der Sonne fallende Blut oder durch den bloßen Sonnenſtrahl ſchwanger geworden iſt. Das Maere des snewes sun, nun in v. d. Hagens Geſammtabenteuer Nr. 47, iſt eine noch allenthalben lebendige Volksanekdote, wonach ein Kaufmann, nach vierjähriger Abweſenheit heimkehrend, ſein Weib mit einem zweijährigen Knäblein vorfindet. Auf ſeine

Frage nach dem Vater, berichtet die Frau, wie ſie voll ſehnſüchtigen Verlangens nach dem Gemahl inzwiſchen durch bloße Schneeflocken geſegneten Leibes geworden. Platen, im romant. Oedipus, läßt das Weib ſagen:

Ich lag am Fenſter, als es eben ſchneite,
Da flogen, Schatz, mir in den Mund die Flocken,
Wodurch ich augenblicks gewann an Breite,
Bis dieſes Kind zuletzt zur Welt ich brachte
Und meines lieben Ehgemahls gedachte.

Das Märchen gedenkt nicht weiter der befruchtenden Kraft des Schnees und ſucht daher die Begebenheit mit einem Scherz abzuſchließen, als ob es hier gälte, die bloße Weiberliſt zu überbieten. Denn der Vater nimmt das größer gewordene Söhnlein mit auf die Kaufmannſchaft, kann es in der Fremde um 300 Mark verkaufen und berichtet heimgekehrt der Frau, ihr Flockenſohn ſei ihm beim Ueberſchreiten des Gebirges im heißen Sonnenſtrahl zerſchmolzen. Demnach wird alſo hier das Schneekind wieder ebenſo von der Sonne zurück genommen, wie dieſelbe jenem Schützen ein Erſatzkind ſtatt des verſtorbenen gewährt hat; denn die Sonne droht kleine Kinder zu freſſen, der Mond verſchluckt ſie, die er über läßt, macht er mönig. Darüber handelt der Aufſatz: Ohne Schatten, ohne Seele. Daß das Tag- und Nachtgeſtirn wirklich in dieſen Ideenzuſammenhang gehört, läßt ſich aus nachfolgender Beſegnung erweiſen, welche aus dem Munde einer Dienſtmagd zu Aarau aufgezeichnet wurde. Die Formel wird gegen die Kindsgichter angewendet:

Gott der Herr iſt mein Hort,
Der ſandte vom Himmel drei gewahre Wort.
Das Erſte iſt die heilige Sonne,
Das Zweite iſt der heilige Mond,
Das Dritte iſt das heilige Brod,
Mit dieſen ſchlag ich die wilden Gichter all zu todt.
Im Namen Gottes d. V. S. u. hl. Gſt. Unſer Vater.
Dieſes ſoll mit Glauben gebetet werden.
Sonne und Mond, und zum Dritten das Produkt beider,

das Brod, erſcheinen hier als die Allvermögenden. Sie laſſen ſich durch Bitte oder Zwang das dem Menſchen unentbehrlich Scheinende abgewinnen und gewähren es häufig in Geſtalt von Blut, Milch und Brod. Eine Art der ſie zwingenden Nöthigung iſt der ſog. Freiſchuß und Treffſchuß. Im Nachfolgenden iſt es nicht darum zu thun, den Sagenkreis von den Treffſchützen zu beſchreiben oder zu erſchöpfen, über welchen ſchon Wolf Beitr. 2, 16 reichlich geſammelt hat, ſondern aus ſolcherlei Sagen das von uns hier geſuchte Reſultat unleugbar herzuſtellen. Wir laſſen dabei die Erzählungen aus dem früheren Alterthum vorausgehen.

Der Schuß gegen Himmel ſoll die Gerechtigkeit der Götter anmahnen, in ſchwierigen Fällen den Entſcheid zu geben. Da König Dareios erfuhr, die Athener ſeien es, welche ihm ſeine Stadt Sardis eingenommen und verbrannt hätten, legte er einen Pfeil auf und indem er damit in die Wolken ſchoß, ſprach er: „O Zeus, verleihe mir Rache an den Athenern!“ Herodot 5, 105. Derſelbe Autor berichtet 4, 94 von Thrakern, ſie ſchöſſen gegen Donner und Blitz in den Himmel, den Göttern drohend, und daß eben daſſelbe die afrikaniſchen Zauberer von Mapongo heute noch thun, um dadurch Regen zu machen, berichtet neuerlich Baſtian, afrikan. Reiſen 1859. 1, 204. Der Regen wird alſo mittelſt eines gegen den Himmel gerichteten Pfeilſchuſſes eliciert und erfolgt je nach Abſicht des Schützen bald als erſchreckender Blutregen, bald als Erquickungsſtrom.

Als König Bel ſeinen Thurm fertig gebaut hat, erprobt er deſſen Himmelshöhe, indem er auf der Zinne ſtehend einen Pfeil in die Sonne ſchießt. Mit blutiger Spitze kommt hernach der Pfeil zur Erde, eine Warnung für den erfrechten Stolz deſſen, der ſich ſchon den Göttern zunächſt glaubt. Anders iſt das Motiv in der Heraklesſage. Als Herakles ſeine Fahrt zu Geryon macht und ſich von den Strahlen des Helios ſchonungslos gequält fühlt, ſchießt er ſeinen Pfeil gegen den Lenker des Sonnenwagens. Und nicht mißfällt dieſer Muth dem Sonnengott, er beſänftigt des Helden Zorn durch einen goldenen Becher. Dorten quillt Blut, hier aber rinnt Gold

in Form eines durſtſtillenden Gefäßes aus dem durchſchoſſenen Himmel. Es fehlt uns zum Wein nur noch das Brod; dies wird uns aber von der chriſtianiſierten Sage hundertfältig mitgenannt. Der Treffſchütze in Müllenhoffs ſchlesw. holſt. Sagen, pag. 366, lädt ſein Gewehr vorerſt mit einer vom Kirchenaltar entwendeten Oblate, dann ſtellt er ſich im Walde auf ein ausgebreitetes weißes Tüchlein und ſchießt gegen die Sonne. Sogleich bricht ein Unwetter los und die Stelle ſeiner Fußſtapfen wird mit friſchem Blut gezeichnet. Es geht alſo auf den Schuß ein Blutthau oder Blutregen nieder. Und da auch der Mond zu den Zeiten, da Krieg oder Peſtilenz droht, voraus blutroth ſich färbt, ſo wird er ſelbſt nach der Schleswiger Sage (Müllenhoff 362) der Wohnort des brudermörderiſchen Kain, und nach Hildesheimer Glauben (Schambach-Müller, niederſächſ. Sag. 344) gilt die Figur des Mannes im Mond als ein im Anſchlag liegender Schütze. Derſelbe gleicht alſo gänzlich dem badiſchen Freijäger in Mones Anzeig. 1838, 223, der ebenfalls auf ein untergebreitetes Tuch knieend einmal gegen die Sonne, zum andern gegen den Mond, das drittemal gegen den lieben Gott ſelbſt ſchießt; da fallen vom Himmel die drei Blutstropfen auf ſein Tuch.

Schon läßt ſich aus der Litteratur einer in unſerer eigenen Landſchaft ſpielenden Legende weit zurück nachweiſen, daß das Bluten der Geſtirne eine der deutſchen Sage frei zuſtehende Vorſtellung geweſen iſt. Die Wallfahrt zum hl. Blut in der Kirche des luzerniſchen Städtleins Willisau hat ſeit 1553 kirchlichen Beſtand und iſt ſeit 1554 beſchrieben: Ein erſchreckliche vnd Wahrhafftige Geſchicht von dreyen Spilern in der Stadt Williſow ꝛc. Nürnberg bei H. Halmeſing. (Vergl. Gödeke, Grundriß 1, 294.) Der Inhalt iſt kurz dieſer. Auf dem öffentlichen Williſauer Spielplatze an dem Wiggerflüßchen hatte Ulrich Schröter an zwei Geſellen all ſein Geld verſpielt, und darüber erzürnt ſchleudert er ſeinen Dolch mit der Spitze gegen Himmel unter der Drohung, er wolle dem Herrgott in ſeine linke Seite werfen. Der Dolch blieb aus, fünf Blutstropfen (nach der Zahl der fünf Wunden Chriſti) fielen auf die

Scheibe des Spieltiſches herab. Sie wurden noch friſch aus der Tafel geſtochen, und ſind bis heute dorten in der Kirche zur Verehrung ausgeſetzt. Schröter ſelbſt wird unmittelbar nach ſeinem Frevel von einem Wirbelwind in die Lüfte entrafft und geht verloren, ſeine Mitgeſellen werden mit Ausſatz und Wahnſinn geſchlagen. Ein Geſchick, das auch bei Homer dem gegen die Göttin die Lanze werfenden Diomedes geweiſſagt iſt: „Der Thor! nicht hat er bedacht, daß nicht lange beſteht, wer ſelige Götter befehdet.“ Abgemalt zu ſehen iſt Schröters Geſchichte als das einundfünfzigſte Bild auf der Kapellenbrücke zu Luzern. Aber die Legende ſelbſt datirt aus früherer als aus der vorhin genannten Zeit, da ſchon i. J. 1499 Geiler von Kaiſersberg zu Straßburg über ſie geprebigt hat: „sicut ille, qui quum in ludo amisisset, gladium versus cœlum iecit et cruentatus decidebat.“ Noch früher aber erwähnt ihrer des Thomas Cantipratensis Bonum universale de apibus, pag. 450, und viel alterthümlicher greift da der verlierende Würfelſpieler zu Bogen und Pfeil, worauf letzterer mit Blut gefärbt aus dem Himmel zurückfällt. Ganz richtig verknüpft Wolf, Beitr. 2, 16, mit dieſen Schüſſen die Abſicht des Schützen, Wuotan den Sturmgott zu treffen und durch den Schuß zu zwingen, weil dieſer der Schirmherr des Glücksſpiels iſt und als Wilder Jäger zugleich Weidmannsheil verleiht. Allein noch allgemeiner verräth ſich dabei ein ſtarrköpfiſcher Zauber- und Rachebrauch des Heiden und des heidniſch denkenden Chriſten, wenn beide ihren Willen rückſichtslos und ſollte es auch ihr und der ganzen Welt Schaden ſein, durchzuſetzen gedenken. Es finden ſich in der katholiſchen Bevölkerung unſeres Nachbarkantons Solothurn noch Spuren ſolcher Zauberverſuche. In einer Bauernfamilie des Dorfes Däniken hat ſich die Zauberkunſt vom Vater auf den Sohn bis heute fortvererbt. Der jetzt Aelteſte dieſes Geſchlechtes hat Nachfolgendes hierüber berichtet, obwohl nach längerer Weigerung und erſt nachdem die Weinflaſche zugleich ihre Wirkung gethan hatte. Um ein ſchweres Hauskreuz noch rechtzeitig abzuwenden, oder auch um das Blut bei einer lebensgefährlichen Verwundung zu ſtillen, nimmt man

einen Halm vom eigenen Strohdach in den Mund, tritt mit gezogenem Meſſer vor ein geweihtes Herrgottsbild und ſpricht: „Gott Vater, Sohn und heil. Geiſt ſollen mich verdammen! Jetzt, Teufel, nimm das Unglück hin!“ Hiemit ſtößt man die Meſſerklinge in das Bild.

Es liegt dieſer ſo entmenſcht lautenden Fluchformel der uralte Glaube zu Grunde, die hl. Dreifaltigkeit werde gegen den Teufel in den Wettkampf eintreten um eine ſich ſelbſt verloren gebende Seele, es müſſe das tiefſte Unglück eines hilfloſen Menſchen die Gottheit ſelbſt zum Eingreifen nöthigen; und ferner ſpricht ſich dabei der ebenfalls begreifliche Aberglauben aus, der an Gottes Blut verübte Frevel müſſe das ſtrömende Blut eines Schwerverwundeten augenblicklich erſtarren, alſo gerinnen laſſen. Um die weiter drohenden Folgen kümmert ſich der allzeit kurzſichtige Frevler nicht, und ſo iſt es gar nicht zu verwundern, daß ganz derſelbe Vorgang, aber mit einem ungeheuerlichen Ergebniß, bereits im ahd. Muspilli erzählt iſt. Elias und der Höllenwolf ſtreiten hier einen Wettkampf um den Beſitz der auferſtandenen Seelen. Elias, unter dem des Donnergottes Geſtalt verborgen iſt, kommt dazu aus den Geſtirnen herab, fona himilzungalon; der Rieſe Altfeind, der Höllenwolf, der Urböſe kommt aus dem Abgrunde, fona pehhe. Der Sternen-Elias wird verwundet, und wir müſſen uns hinzudenken, dies ſei durch einen gegen ihn empor geſchleuderten Speer oder Pfeil geſchehen. Sobald der Altrieſe dieſen Schuß gethan hat, bricht jener Blut- und Glutregen los, der Alles und ſomit ihn ſelbſt verſchlingt. Denn ſobald des Elias Blut auf die Erde trieft, beginnt der Himmel in Lohe zu kochen, fällt der Mond herunter, ſteht die weite Welt mit Gebirg, Strom und Meer in Flammen, und nicht eher endigt dieſe Vernichtungsſcene, als bis ein doppeltes Göttergeſchlecht hier zuſammen eingreift, ein heidniſches und ein chriſtliches: denn von der einen Seite her ſtößt der Wächter an der Regenbogenbrücke ins Gjallarhorn, und von der andern Seite wird das errettende Fronkreuz herbeigetragen, woran der heilige Chriſt erhangen ward.

Von blutſchwitzenden Tempelſtatuen, worin man ein Vorzeichen großer Gefahren ſah, reden bekanntlich die Römer, aber ſie wußten eben ſo wenig einen tieferen Sinn daran zu knüpfen, als wir an unſere ähnlichen Mirakelbilder. Vielleicht daß dies uns beſſer gelingt, wenn wir noch etliche Legenden ſolcher Art hier kurz zuſammenfaſſen. Ein Huſſite ſpaltet mit dem Schwert dem hölzernen Marienbilde das Haupt, ſeitdem beſteht zu Neukirchen die Wallfahrt zum hl. Blut. Schöppner, bair. Sagb. Nr. 536. Oder ein Jude ſticht mit einer Nadel in die ihm verkaufte conſecrierte Hoſtie, ſie blutet und in zahlloſen Kirchen wird ſeither ein Blutstropfen hergezeigt. In den ſchweizer. Mediationsunruhen ſchwitzt die Holzfigur eines Feldkreuzes Blut ſchon auf die lügneriſche Kundſchaft hin, mit deren Ausbreitung man die politiſchen Gegner unterſtützen will. Aargauer Sagen 2, Nr. 354. Zu Landshut und in Markt Geiſenfeld in Oberbaiern gab es kirchlich oder giebt es wohl noch zwei wächſerne Heilandsfiguren blutſchwitzend. Der Zweifel behauptete von ihnen, ſie ſeien hohl und mit rothgefärbtem Waſſer angefüllt, dies werde durch miteingeſchloſſene Goldfiſchchen in Bewegung erhalten und tropfenweiſe durch die künſtlichen Poren des Wachſes herausgetrieben. Wir wiſſen bereits, daß die mit ſolchem hl. Blute veranſtalteten Feldprozeſſionen, namentlich der Blutumritt in ſchwäbiſch Weingarten, Gelände und Gewäſſer mit Fruchtbarkeit zu ſegnen haben, daher trifft das aus dem geſchändeten Bilde rinnende Blut ſo oftmals zuſammen mit der heiligen und profanen Speiſe, mit Broden und Fiſchen, ſchließlich ſogar mit baarem Gelde. Ueber Letzteres ein Beiſpiel. Im Solothurner Dorfe Zuchwil hängt im Wirthshauſe zum Schnepfen ein Chriſtusbild, in das ein Spieler in Wuth über ſeinen Spielverluſt das Meſſer geſchleudert hat. Alsbald nach dieſem Frevel entſtand hier eine Wallfahrt. Allein die Kantonsregierung beſtrafte zugleich den Schnepfenwirth, weil er etwa nicht zu rechter Zeit abgewehrt haben mochte, um eine ſo hohe Summe, daß er ſie nicht erlegen konnte; er mußte daher alljährlich den Zins davon bezahlen. So gieng dies auf ſeine Nachkommen über, bis ſich dieſe ſeit dem Jahre 1854

durch Abzahlung des Kapitals endlich von dieſer Laſt befreiten. Nicht ſo aber würde der Ahnherr dieſelbe Servitut abgekauft haben, wenn er es auch vermocht hätte. Vormals hatte nemlich das Bild zu einer alljährlich wiederkehrenden Proceſſion verholfen gehabt, durch deren Ertrag dem Wirthe jene Strafſumme ſtets mehr als gedeckt wurde. Als aber ſeit dem Jahre 1798 mit den Neufranken auch neue Ideen ins Land einrückten, blieben hier die Wallfahrer aus; man fühlte an dem Hausmirakel nichts mehr als die Laſt einer jährlich wiederkehrenden Geldbuße und befreite ſich gleichzeitig von ihr und von dem Hauswunder. Schweiz. Illuſtr. Kalender, St. Gallen 1854, 112. Wie behilft ſich nun der moderne Verſtand, wenn ihm ſolche bis auf unſern Tag reichende und noch unter unſerer eigenen Juſtiz gerechtfertigte Blutwunder begegnen? Er ſucht eine Moral dahinter, die für Alles paßt und kein Kopfbrechen koſtet. Gott will, heißt es, dem Schänder ſeines Abbildes mindeſtens es augenfällig machen, wie begründet die Verehrung ſei, die dieſem Abbilde erwieſen wird; oder ein mehr nach der Urtheilsweiſe des Proteſtantismus Verfahrender leugnet zwar das eben erzählte Wunder des Gänzlichen, unterlegt ihm aber doch den Sinn des allgemeinen Sittengeſetzes, und gerade ſo findet es ſich ausgeſprochen in Rückerts geſamm. Gedichten 3, 115:

Jäger gut!
Bewahr dein Rohr vor Uebermuth.
Schieß nach keinem Heiligenbild,
Obgleich aus ihm kein Blut nicht quillt.
Ziel nach keinem Himmelsſtern,
Obgleich er ſteht dem Schuß zu fern.
Wenn auch dein Rohr nicht ſündigen kann,
Sündhaft iſt der Gedanke dran.

Obgleich ſich derlei ganz artig lieſt, ſo iſt doch eine ſolche Deutung viel zu allgemein, und die ihr zu Grund liegende ſittliche Empfindung beſitzt nie jenes ſchöpferiſche Vermögen, aus welchem die erwähnten Volksſagen ſelbſt entſprungen ſind. Der waſſergeſättigte Gips, gewöhnlich Mondmilch genannt, heißt beim Aelpler Bergziger; nicht bloß daß man

dieſe milchig ausſehende Erde früherhin häufig aß und gleich der Milchſpeiſe des Zigers zubenannte, der Entlebucher Senne glaubt beſtimmt, daß die Mondmilch und die übrige Milch ſeiner Heerde dem günſtigen Einfluſſe des Mondes zuzuſchreiben ſei. Naturmythen, pag. 252. Zu derſelben Anſchauung führt der Volksglaube mit ſeinem Hundert von Erbſätzen. Man darf, heißt es, mit dem Finger nicht in den Himmel deuten, ſonſt greift man einem Engel ins Auge; im Felde ſoll man den Heurechen nicht mit der Zahnreihe gegen Himmel legen, bei Tiſche das Meſſer nicht nach oben gekehrt, denn alles dies ſticht in den Himmel. Die Räuber legen beim Eſſen die Spitze des Meſſers umgekehrt gegen ſich; der Jäger aber von ſich, wie ſich's gehört. „Ich leg's wie ein Jäger," ſpricht er, „ihr aber legts wie Spitzbuben!" Grimm KM. 3. Nr. 105. Als man zu Anfang des Jahrhunderts bei uns die Blitzableiter einführte, weigerte ſich das Aargauer Landvolk ſehr dagegen und behauptete, damit wollten die franzöſiſchen Heiden und ihre Anhänger dem lieben Gott nur die Augen ausſtechen. Folgerichtig kehren ſich dieſe Sätze auch um und lehren, wie nützlich es ſei, in der Gabe ſchon den Geber zu ehren, wie man mit der beobachteten Schonung des Himmliſchen auch zugleich des Irdiſchen ſchone.

Man ſoll die Milch nie mit einem ſchneidenden oder ſtechenden Inſtrument umrühren, ſonſt empfinden die Milchkühe Schmerzen am Euter, ergeben rothe Milch. Man ſoll die Milchſuppe nur einbrocken, nicht aber einſchneiden, ſonſt wird man zugleich mit der Brodſchnitte auch der Stallkuh „den Nutzen" die Milchergiebigkeit abſchneiden. Beim erſten Schnitt, den der Mann, welcher zugleich ſteinreich und ſteinhart iſt, zur theuern Zeit ins Brod thut, fließt Blut aus dem Laib. Müllenhoff, ſchlesw. holſt. Sag. pag. 145. Grimm, deutſche Sag. Nr. 240. Märchen 2, pag. 552. Wolf, niederländ. Sagen Nr. 153. 362. 363. Selbſt wenn man das Vorbrod, ſagt der bairiſche Bauer, ehe es recht gar gebacken iſt, übergierig aus dem Ofen nimmt, ſo blutet's beim Anſchnitt. Schöppner, bair. Sagenb. Nr. 882.

Aus dieſer Zuſammengehörigkeit der erſten unentbehrlichſten Lebensmittel unter einander und mit den primitivſten Lebenkräften folgerte man eine gleiche Abkunftsgeſchichte derſelben aus dem Himmel und gab ihnen zuſammen einen ähnlichen Grad der Heiligung. Aus der greifbarſten Realität entſteht dann ein Symbol des Glaubens und des Rechtes für die Sippſchaft und den ganzen Stamm. Hier werden wir auf die Milch- und Blutsbruderſchaft geführt. Einen Bund, ſagt Herodot 4, 70, machen die Skythen auf folgende Art, ſie mögen ihn machen mit wem ſie wollen. Sie gießen Wein in einen großen irdenen Krug, vermiſchen ihn mit dem Blute derer, die da den Bund ſchließen, indem ſie ſich mit einem Meſſer ſtechen oder mit einem Dolch ein wenig die Haut aufritzen. Sodann tauchen ſie in den Krug ein Schwert, Pfeile, eine Streitaxt und einen Wurfſpieß. Und wenn ſie dieſes gethan, halten ſie ein langes Gebet, ſodann trinken die den Bund Schließenden davon und auch die Angeſehenſten aus ihrem Gefolge. Eine ähnliche Verbrüderungsſitte der Tataren nebſt den einſchlägigen Bräuchen der Geten iſt nachzuleſen in Grimm's GDS. 136. Das Bluttrinken bei den Germanen muß lange in Schwang geweſen ſein, ohne daß dieſe rauhe Sitte durch eine beſonders erdachte Zuthat gleichſam gemildert und zahmer gemacht worden wäre. Schon ſind die Nibelungen durch Feuer und Schwert überwältigt, allein zum Tod verſchworen bleibend, ſchöpfen ſie Alle neue Kraft, indem ſie an die Leichen der Gefallenen niederknien und aus deren Wundenblut den Durſt ſtillen: dâ von gewan vil krefte ir etlîches lîp. 2054. Das Volkslied, welches Afzelius, ſchwed. Sag. 3, 207, mittheilt, ſucht denſelben rohen Brauch poetiſch zu verſchleiern. Der junge Ingemar und ſeine Geliebte Malfred flüchten in die Marienkirche bei Näſum in Bleckingen, und gerathen hier in dieſelbe Nibelungennot, denn ihr Verfolger Lawmandsſon läßt die Kirche anzünden.

Das ſprach der junge Ingemar am Altare bei der Glut:
Wir ſchlachten unſre Roſſe und kühlen uns in ihrem Blut!

Ausdrücklich aber findet ſich das Bluttrinken des Skandi-

naviets abgeſchafft. Nachdem der Held Oervarodd die räuberiſchen Wikinger vertilgt hatte, fuhr er nach Svealand, um hier den muthvollen Hjalmar vom Hofe Königs Ingwe zu bekämpfen. Nach mehrtägigem Fechten ſchloſſen beide Frieden und ſtellten zuſammen dieſe Wikingsgeſetze feſt: Niemals rohes Fleiſch zu eſſen oder Blut zu trinken, niemals Bauern und Kaufleute zu plündern, niemals Weiber zu bewältigen. Dieſe dreifache Satzung beſchwuren ſie in folgender Weiſe nach dem alten Herkommen der Milchbruderſchaft. Sie ſchnitten einen breiten Raſenſtreifen los, befeſtigten die Enden in die Erde, erhoben ihn in der Mitte auf zweien Speeren, traten beide darunter, ſchnitten ſich eine Wunde und ließen das Blut im Sande ihrer Fußſpur zuſammen fließen. Darauf knieten ſie und ſchwuren, wie Brüder ihr Schickſal zu theilen und des Andern Tod zu rächen. Webderkop, Bild. aus d. Nord. 2, 39 ff. In ſolcher Fußſpur erſchaut alsdann der Milchbruder, wie es dem Abweſenden ergeht, je nachdem ſie ſich mit Erde, Waſſer oder Blut füllt. Grimm, GDS. 137. Das hier abgeſchaffte Bluttrinken tauchte dann in halbſkythiſcher Weiſe wieder an den Univerſitäten auf. Zu Helmſtädt und Leipzig tranken einſt die Haſen (ſogen. Craßfüchſe) Bruderſchaft, indem ſie aus dem aufgeritzten Arm etwas Blut in den Becher rinnen ließen und dieſen knieend leerten. Ein Ueberreſt hievon iſt auch Folgendes: Wollen zwei Freunde einſt in die Ferne hin ſich Nachricht von einander geben, ſo laſſen ſie in gegenſeitig gemachte Wunden Blut von einander träufen und dieſe verheilen; ſo oft der Eine dann in die Narbe ſticht, fühlt es der Andere, und die Zahl der Stiche ergiebt ihm die Bedeutung. Schindler, der Aberglaube 1858, 165. Noch iſt eine nun gleichfalls wieder veraltete Burſchenſitte zu erwähnen; man ſchrieb ſich mit eigenem Blute gegenſeitig Stammbuchblätter; in den eigenen Reiſeſtock ſchnitt man des Leibburſchen Namen ein und röthete dieſe Zeichen mit eigenem Blute, oder ſtatt deſſen röthete man ſpäter den in die Ziegenhainer geſchnittenen Namen mit Zinnober aus. Noch ſoll man das Blatt beſitzen, auf dem mit ſeinem eigenen Blute der große Baiernchurfürſt Maximilian ſich der hl. Jung-

ſum verſchrieben habe: „in mancipium tuum me tibi dedico consecroque, virgo Maria, hoc teste cruore atque chirographo, Maximilianus, peccatorum coryphæus.“ Ich kenne jedoch die Quelle dafür nicht und kann auch die Angabe nicht verbürgen, als habe dem ſpaniſchen Philipp III. wegen einer bedauernden Aeußerung, die dieſem Monarchen über zwei von der Inquiſition zum Tode verurtheilte Franziskaner entfiel, ſein Beichtvater ein bischen ſeines ketzeriſchen Blutes abzapfen und gleichfalls verbrennen laſſen.

Zu Furth in der baieriſchen Oberpfalz iſt der Drachenſtich ein alljährlich wiederkehrendes, mit mehrfachen Masken im Freien aufgeführtes Volksſchauſpiel, bei dem die Georgenlegende den Verlauf der Handlung ausmacht. Aus Reifen und Leinwand wird ein Drachenleib zuſammengewölbt, in deſſen Innern der Todtengräber des Ortes dirigirt. Der gegen den Drachen dreimal anſprengende Ritter ſtößt ihm zuerſt den Speer in den Rachen, haut den ſich Krümmenden dann mit dem Schwerte, und hat beim dritten Anritt ein Piſtol gegen ihn abzufeuern. Was jetzt des Knalleffects wegen bis zuletzt verſpart iſt, mußte ehedem die erſte Angriffsweiſe und ein Pfeilſchuß geweſen ſein. Wenn der Speerſtoß des Reiters die in der Gaumenhöhlung verborgene Blaſe nicht rechtzeitig trifft, ſo zieht irgend ein Metzgermeiſter ſein langes Meſſer und durchſticht dem Drachen das rindblaſene Herz, ſo daß zur Freude des Volkes das Blut heraus ſpringt. Begierig tauchen die Bäuerinnen ihr Tüchlein darein, theilen dies in Stücke und ſtecken es fetzenweiſe in die Felder zum Gedeihen der diesjährigen Flachsſaat. Auch als ſympathiſches Mittel dient dies Drachenblut „und iſt eben ſo geſucht, wie das Blut der armen Sünder bei Hinrichtungen.“ Dieſes Volksfeſt ſoll zu Furth ſeit den Peſtzeiten beſtehen; wahrſcheinlich war es die Metzgerzunft dorten geweſen, die dem gemiedenen Orte als Todtengräber zu Hilfe kamen, wie ja auch bei der Münchner Peſt die Metzger und Scheffler ſich zuerſt wieder auf die verödeten Straßen heraus wagten, den daſelbſt hauſenden Drachen erlegten und zum Gedächtniße daran jetzt noch dorten

das Brunnenſpringen und den Schefflertanz abhalten. Vergl. Holland, Geſch. d. altd. Dichtkunſt in Bayern, S. 636. Somit ergiebt das an beiden Orten vergoſſene Drachenblut hier friſches Ochſenfleiſch und neu gebündenen Wein, dorten Flachswuchs und Körperſtärke. Zuletzt darf dabei auch das Brod nicht mangeln. Dies bringt jener von St. Clemens, dem erſten Heidenbekehrer Lothringens, zu Metz erlegte Drache herbei, den man daſelbſt den Graoulli nennt. Wenn alljährlich dieſes rieſige Drachenbild durch die Straßen geführt wurde, ſo hatte jeder Bäcker der Stadt die Verpflichtung, dem am Hauſe vorbei ziehenden Thiere die lange Stachelzunge gänzlich mit Weißbroden zu beſtecken. Alleszuſammen wurde den Stadtarmen ausgetheilt. Hievon handelt Hockers Schrift: Die Moſel, und zugleich ein brieflicher Bericht von A. Stöber in Mülhauſen, an den ich die Bitte richte, hiefür meinen beſten, freilich ſchon verſpäteten Dank hier entgegen zu nehmen.

Wenn nunmehr noch der Rechtsſage vom ſchreienden Blute und den Satzungen der Blutrache Grund und Zuſammenhang mit dem Bisherigen zugewieſen ſein wird, ſo hat damit die vorliegende Arbeit ihr Ende erreicht.

Die Kirche nennt ſolche Sünden himmelſchreiende, welche dem uns eingebornen Rechtsgefühle widerſprechen, das, wie der Blutumlauf in den Adern, in jedem Menſchenherzen ſich von ſelbſt bewegt. Man zählte ſolcher Sünden viere: Arme unterdrücken, Waiſengut erpreſſen, den Nachbar ſittlich zu Grunde richten, deſſen Blut vorſätzlich vergießen. In der letztgenannten Sünde ſind eigentlich die drei erſten miteingeſchloſſen. Unſchuldig vergoſſenes Blut hat eine Stimme, es redet, Abels Blut ſchreit gegen Himmel, aus Blutstropfen rufen in Märchen und Sage Menſchenſtimmen. So wird denn das Denk- und Sprachvermögen der Seele überhaupt gänzlich auf das Blut übertragen. Odyſſeus giebt den Schatten im Hades Blut zu trinken, damit dieſe Eidola wieder beſeelt, erinnerungs- und redefähig werden. Bevor ſie den Bluttrunk genoſſen haben, vermögen ſie nur ſchwirrend ſich kund zu geben, wie es ein ſtehender Zug aller Geſpenſtergeſchichten iſt, daß das Geſpenſt

auf unſere erſte Anfrage nicht zu reden vermag, ſondern bloß mit ſtummen Seufzern verſchwindet. Alle ſchon entthronten Götter, alle ſchon verſtorbenen Menſchen leiden an dieſem Blutmangel; zum Erſatz muß ihnen daher das blutige Opfer eines Thieres oder Menſchen gebracht werden. Allem Glauben an Vampyrismus, mit dem ſchon die Hellenen ſich trugen und jetzt noch beſonders die Südſlaven, liegt die Empfindung zu Grunde, der Verſtorbene, des Blutes entbehrend, verlaſſe ſein Grab, um dem Lebenden Blut aus dem Leibe zu ſaugen. Hexen ſind alt und blutleer, darum trifft auch ſie der Vorwurf, daß ſie Kinder ſchlachten. Wenn der Hellene den chthoniſchen Gottheiten keine blutigen Choen mehr opfert, ſondern nur noch Trankopfer von Waſſer und Wein, ſo ſind jene eben dadurch antiquirte Götter, die Herrſchaft iſt ihnen entzogen und nun ihren Regierungsnachfolgern, den Olympiern, geſichert. Dasſelbe Schlachtopfer, das dann noch den anerkannten Unterirdiſchen verbleibt, verbleibt auch noch dem Teufel: Schwarzer Hund, Bock, Stier und Schwein werden der Hekate, den Eumeniden u. ſ. w. geſchlachtet. Der Teufel, nicht minder ein geſtürzter Engel, leidet an einem Blutmangel, und geizig beſteht er auf dem einen Tröpfchen Blut des Menſchen, der ſich zu ihm in ein Schutzverhältniß begeben will. Goethes Mephiſto ſagt ja:

Blut iſt ein ganz beſonderer Saft,
Du unterzeichneſt dich mit einem Tröpfchen Blut.

Hat der Todte kein Blut, liegt aber im Blut die Seele, ſo iſt es die Pflicht des Ueberlebenden, ihm dieſen Mangel zu vergüten, und zumal wenn er unſchuldig den Tod erlitten hat, ihm ſein Bluträcher zu werden. Von der germaniſchen Blutrache ſind ausgenommen und befreit Geſchwiſter gegen Geſchwiſter, denn ſo verlangt es das Naturgeſetz der Blut-Treue, welches als erſtes vor jedem andern gilt. Erſt wenn einmal Geſchwiſter die Sippſchaft brechen und Brüder ſich bekriegen, erſt dann wird bei ſo unerhörtem Frevel, wie die Edda ausdrücklich ſagt, der Untergang der Welt heran nahen. Obenan ſteht im Geſetze die Erfüllung der Sippſchaftspflichten, aber

deren erſte Folge iſt dann das Gebot der Blutrache. Das Rachegelübde, das der Bataver Civilis gegen die Römer ſchwört, das die Chatten bei Tacitus ablegen (Germ. 30) und die 6000 Sachſen (bei Paul. Diaconus) gegen die Schwaben, läßt nicht den geringen Aufſchub zu, erſt noch die Hände zu waſchen, die Nägel zu ſchneiden, die langen Haare zu kämmen und in Locken zu ſchürzen, ein Kleid zu wechſeln, bevor der Feind und Todtſchläger darnieder liegt. Hilde erweckt jede Nacht die erſchlagenen Hedninge auf der Walſtatt durch Zaubergeſänge, damit ſie die unentſchieden gebliebene Schlacht von neuem ausfechten; denn Blut fordert immer wieder Blut. Und dieſer Kampf, ſagt Skaldaskaparmal, ſoll fortwähren bis zur Götterdämmerung, d. h. bis zum jüngſten Tage ſoll die Blutrache den Odhinnsdiener nicht ruhen laſſen.

Längſt iſt dieſes furchtbare Geſetz untergegangen, gleichwohl bricht es noch allenthalben in der Empfindung und Erinnerung durch. Die Spuren rechtswidrig vergoſſenen Blutes laſſen ſich von keiner Mauer abwaſchen, z. B. das Wallenſteins in Eger; ſie ſchlagen unter jeder Tünche friſch hervor. Von Konradins Tode zu Neapel gieng die Sage, ein Adler ſei vom Himmel herabgeſchoſſen, habe ſeine Fittiche durch das Blut des Enthaupteten gezogen und ſich damit wieder in die Lüfte geſchwungen, Blutrache drohend; auch die Wände der Kapelle, welche über jene Hinrichtungsſtätte erbaut wurde, ſeien beſtändig feucht geblieben. H. Holland, Bayerns altd. Dichtkunſt, 540.

Todſchlag konnte zwar ſpäter mit Geld abgekauft werden, ſo daß nur der mit Blut bezahlen mußte, der keinen blutigen Heller mehr hatte, alſo nicht mit Gut bezahlen konnte. Aber man weigerte ſich dieſes Erſatzmittels; ich will, ſagte der Vater, dem der Sohn erſchlagen war, meines Sohnes Seele nicht im Geldbeutel tragen. Und ſo hatte die am Mörder vollzogene Todesſtrafe darin ihren rechtlichen Begriff, daß für das vergoſſene Blut des Ermordeten dasjenige des Mörders zum Erſatz dienen ſollte. Friſches Blut an die Pfoſten des Wohnhauſes geſtrichen, bezeichnete beim Hebräer ſchon eine neuerdings

zum Leben beſtimmte Stätte; an ihr gieng der Engel, der die Erſtgeburt ſchlägt, unſchädlich vorüber. Auch befiehlt Moſes ſowohl für den Todſchläger, der eine Seele unverſehens und unwiſſentlich ſchlägt, als auch für den Bluträcher ſelbſt, Freiſtätten zu errichten, dahin er fliehen möge und nach Vollzug der Rache nicht noch durch die Sippſchaft ſeines Gegners ſterben müſſe. Die deutſche Satzung verfügt Aehnliches. Dem durch das Geſetz Hingerichteten kommt kein Bluträcher mehr zu, Niemand aus ſeiner Sippſchaft darf ſeinen Tod „äfern.“ Damit iſt der Familie des Erſchlagenen und des für den begangenen Todſchlag Hingerichteten die Ausübung der Blutrache entzogen, und wie es im Alten Teſtamente heißt: „Mein iſt die Rache, ſpricht der Herr,“ ſo iſt hier Alles dem im Namen Gottes waltenden Gerichte übergeben. Dieſes wurde nun ſelber die Verkörperung des um Rache ſchreienden Blutes; die Richter mußten nemlich einen flüchtig gewordenen Mörder an drei Gerichtsſtätten zu dreien malen verſchreien, oder man veranſtaltete, wenn der gemuthmaßte Mörder ſich ſtellte, jedoch die That leugnete, das Bahrgericht. Dieſes ſtützte ſich auf die Vorausſetzung, daß beim Erſcheinen des Mörders vor der Leiche des Ermordeten dieſe von neuem aus den Wunden Blut ausſchwitzen oder aus dem Munde ſchäumen ſollte. Man erwartete, wenn der Mörder den verlangten Reinigungseid meineidig ablege, ſo werde das in der Leiche ſtockende Blut unter Mitwirkung der Gottheit ſich empören und neu aufwallen. Das Blut kreucht, wo es nicht hingehen kann, ſagt ein niederdeutſches Sprichwort. Es konnten Gährungsausbrüche des ſich zerſetzenden Blutes wirklich erfolgen, die man für ein Ausbrechen friſchen Blutes hielt, wie denn aus dem Munde Erſtickter unter wiederholtem Schäumen Klumpen ſchwarzen Blutes hervorgeſtoßen werden. Aber auch auf künſtliche Mittel verfiel man. Der Beklagte mußte die Wunden mit einem wollenen Meißel, mit einem Pfropfen aus Schafwolle und ähnlichen Reizmitteln auf Befehl auffriſchen, um ſehen zu laſſen, ob nicht mindeſtens Blutwaſſer fließe. Oder mit nackten Füßen, vom Henker am Stricke gehalten, mußte er über die am Boden liegende Leiche

hinüber ſchreiten. Hier ſteigerte ſich die Angſt und erpreßte unfreiwillig das Geſtändniß. „Denn wo du für gericht ſolt komen und die welt ſampt deinem eigen gewiſſen dich überweiſen kan deines unreinen lebens, ſo wird dir bald das blut unter augen ſchießen.“ Luther 6, 61 in Grimms Wb. 2, 171. War das Bahrgericht unmöglich gemacht durch Verweſung der Leiche oder durch Zerſtückung und Verſchleuderung, ſo behalf man ſich mit einem Wahrzeichen von ihr; ein einzelner Knochen wurde zu Gericht gebracht, die Mordklage angehoben und der Reinigungseid unter den gleichen Vorbereitungen auf das bloße Knöchlein abgelegt. Auch dieſes ſollte den Meineidigen auf der Stelle mit Blut überſpritzen.

Hier muß ich für diesmal der Arbeit eine Schranke ſetzen. Die Rechtsſagen ſelbſt vom Bahrrecht, vom klingenden Knochen und vom Erſatzknochen kommen im vierten Abſchnitte dieſes Buches zur Behandlung.

Ohne Schatten, ohne Seele.

Der Mythus vom Körperſchatten und vom Schattengeiſt.

Es ſcheinen die im Volke noch lebenden Vorſtellungen über den Schatten die wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit nur ſelten erregt zu haben, wenigſtens wollte es der hier folgenden Mittheilung nicht glücken, in unſeren neueren Sagenſammlungen Belangreicheres und Anderes darüber aufzuſpüren, als was Menzels Odin S. 32 und Wolfs Beiträge 2, 347, beide auch nur vorübergehend, dazu angemerkt haben. Wichtig aber muß dieſer Gegenſtand gleichwohl ſein, ſchon wegen der ausgedehnten Rolle, welche in der Landwirthſchaft der phyſiſche Schatten ſpielt, vorerſt noch ganz abgeſehen von ſeinem Bruder, dem metaphyſiſchen Schatten, der das Gebiet der Geiſterwelt und des Aberglaubens nicht minder betriebſam fortwährend anbaut: denn nach dem phyſikaliſchen Schatten pflegt unſer Landmann Alles, von ſeiner eigenen Perſon an bis zu den kleinſten Dingen herab zu verwerthen, was da von Lebendigem in ſeinem Beſitze und ſeiner Umgebung iſt. Er bemißt und berechnet Dinge und Weſen nach ihrem Schattenwurf, benennt ſie darnach und beſtimmt darnach ihre Dauer und ihr Schickſal. Er denkt ſich Element, Weltgegend und Geſtirne von den Einflüſſen dieſes geheimnißvollen Weſens gelenkt; er ſieht Witterung und Jahreslauf abhängig davon; Menſch, Thier und Pflanze unterſcheidet er in ſchattenwerfende oder ſchattenmildernde, in ſchattenhäufende oder ſchattenloſe. Und ſo hat er nach jenen mundartlichen Benennungen, die er dem vielfachen Wechſel des Schattens giebt, bald entweder ſeine ganze Landſchaft zubenannt, bald hat er dem Hauptſtrom in ihr, dem Gebirge, dem Baumwald, er hat ſich ſelbſt oder ſeinem Grenznachbar einen

damit zusammenstimmenden Eigennamen beigelegt. Kurz dieser Schatten ist dem Aelpler und Sennen noch jetzt seine älteste Stundenuhr, sein ältestes Grenz- und Markenmaß, sein leiblicher Vor- und Nachtreter, sein Doppelgänger und als solcher sogar noch seine Lebens-Assecuranz. Darum giebt er dem Schatten gern die Ehre, wenn die Rede auf scheinbar geringe, in ihren Folgen jedoch wesentlich wichtige Umstände kommt, und sagt sprichwörtlich: die Sache freilich ist klein, aber ihr Schatten ist lang.

Mit demselben Sprichworte meint diese hier beginnende Arbeit auch auf sich selbst deuten zu dürfen. Sie hofft mit ihrem schmalen Gegenstande und beschränkt auf den Raum eines bloßen Aufsatzes mit den nachfolgenden Erbsätzen und Sagen, die der Schatten in dem Glauben der Bevölkerung des schweizerischen Aarthales besitzt, manches in der deutschen Sprach- und Sittengeschichte aufhellen und damit bis zum germanischen Mythus vom Schatten vordringen zu können.

Betrachtet man zuerst die Volksvorstellungen über den physikalischen Schatten, so sollte man wohl glauben, daß dem Südländer der Schatten und dem Nordländer das Licht als das vorzugweise Erwünschte gelten müßte. Die beiden Racen sollten in Verwerthung von Licht und Schatten sich so widerstreiten, wie sich ihre Zonen klimatisch widersprechen. Allein dem ist in Wirklichkeit doch nicht also, sondern es stimmen die Beiden gerade darin vielfach überein, daß sie Sonne und Mond, Mittag und Mitternacht, absolutes Licht und absolutes Dunkel als zwei gleich gefährliche Gewalten betrachten und deren Einfluß scheuen. Dem Südländer ist der Mittag ein Stocken und Stillstehen der Zeit; nichts, selbst die Gottheit nicht, ist dann mehr wirksam und wach. Dem Griechen schläft dann entweder der Pan oder er ist gar gestorben, Apollo versendet seine Pestpfeile, das giftige Mittagsgespenst der Empuse schleicht umher, das ewig bewegte Weltmeer steht stille, als ein Riesenfisch streckt es sich in der Sonnenschwüle zum Schlafe hin: „Auf schweigendes, windstilles Mittagslager sinkend, in Ruh gewiegt.“ (Aeschylus, Agamemnon). Gleicher Weise ohnmächtig soll der Juden Gott

um Mittag ſein, denn die Feinde ſprechen von ihm höhnend:

Er dichtet, er iſt über Feld, er ſchläft vielleicht.

1 Könige 18, 27. Wohl läßt ſich ſolches aus dem vernichtenden Brande der tropiſchen Mittagsſonne begreifen; wenn da die heiße Luft ihr zitterndes Wogen beginnt, nennt es ſelbſt die abgehärtete, altarabiſche Poeſie die unglückſeligſte Lage, als ein Wanderer zu Fuß des Weges daher kommen zu müſſen. Ein darüber handelndes Gedicht, die Frau von Temim, hat Fr. Rückert überſetzt: Morgenländ. Sag. u. Geſchicht. 2, 33. Die durch die Sonnenhitze des Mittags entſtehende Seuche (λοιμὸς bei Homer) macht es nöthig, daß man ſich hinter vielfach geſchichteten, feuchten Thierhäuten verbirgt. Wenn Proteus, der okeanidiſche Titane, um Mittag aus den Meerestiefen emporſteigt und ſeinen Mittagsſchlaf hält, ruht er in Mitte ſeiner Robbenheerden, die einen unerträglichen Geruch von ſich geben. Um den Schläfer ſo erblicken zu können, hüllt ſich Menelaos mit dreien ſeiner Gefährten ſelber in Robbenfelle. Aehnlichen verderbenſchwangern Dunſt athmet Pan aus, wenn er des Mittags ſchläft, und die Menſchen hüten ſich dann wohl vor jedem Geräuſche, um ihn nicht zu wecken. Der Ziegenhirte bei Theokrit ſagt:

Nein, wir dürfen nicht, Schäfer, wir dürfen nicht flöten des Mittags,
Scheuend die Rache des Pan; er ſchlummert, vom Jagen ermüdet,
Immer um dieſe Zeit, und leicht iſt der Böſe zu reizen.
Zürnend ſchnaubet er ſtets aus der Naſe die bitterſte Galle.

Ebenſo betet der römiſche Hirte beim Palilienfeſte zur Pales (Ovid. Faſt. 4, 721), die Göttin möge ihn bewahren, den Faunus erblicken zu müſſen, „wenn dieſer in Mittagsglut die Felder betritt.“

Allein auch die Nacht gewährt dem Südländer nicht das Gefühl des Friedens und Schutzes. Sie geht ihm zu glanzvoll und leuchtend auf; die Klarheit ihrer weſenloſen Luft, weithin ausgebreitet über den Rand der leeren Wüſte, peinigt ihn mit der Vorſtellung grenzenloſen Alleinſeins. Das ſcharfkantige

Mondlicht, der kaltblickende Glanz des Sternbildes erinnert ihn an das blankgeschliffene Schwert des Stammfeindes und Bluträchers. Wo er zeltlos übernachten muß, da droht aus dem Nachtschatten die Seuche und der Tod auf seine Glieder niederzufallen. „Es geht daher ein Unglück von Mitternacht, ein großer Jammer, die Schatten werden groß.“ Jerem. 6. 1, 4. So bleibt er dem Tage und der Nacht bloßgestellt, wie ein schildloser Krieger den lauernden Pfeilschüssen der Gegner. Nicht unter diesem ehernen Himmel kann er Schirm, Schutz und Schatten finden, drum sucht er sie außer aller Welt unter Gottes Flügeln. Hievon sprechen die Psalmen 57. 91 und 121: Unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der erschrickt nicht vor dem Grauen der Nächte und vor den Pfeilen des Tages. Der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.

Mit Anfang der Nacht, sagen die Rabbinen, läßt Gott alle Thüren des Himmels zuschließen und die Engel sitzen schweigend dabei, und schickt die bösen Geister in die wilde Welt, und wem sie in der Nacht begegnen, den beschädigen sie. Aber nach Mitternacht schreit man im Himmel aus, daß man die Thore gegen Tag wieder aufschließen möge. Das hören die Hahnen hienieden auf Erden und fahen an zu krähen. Alsdann verlieren die bösen Geister ihre Kraft. Daher lautet das Brachach oder Dankgebet, das man am Morgen beim Hahnenruf spricht: Gelobet seist du Gott, Herr aller Welt, daß du dem Hahnen Verstand hast geben. Buxtorf, Judenschul. Basel 1643, pag. 170.

Ganz Aehnliches liegt nun auch in der Naturanschauung des Deutschen. Die Sonne heißt ihm freilich vorzugsweise die liebe Frau, vom Volksliede wird der Mond der gute, und von der Edda die Nacht die Traumfreundin genannt. Und doch erscheinen dann wieder beide, Sonne und Mond, Tag und Nacht, ebenso oft als eine riesige Uebermacht, die entweder heimtückisch das Leben beschleicht, oder übermüthig plump und mit

plötzlichem Anfall es erdrückt. Nicht aus den klimatiſchen Contraſten allein entſpringt ein ſolcher Widerſpruch, ſondern weit mehr aus der Unzulänglichkeit des menſchlichen Denkens, wenn es das Höchſte als ein unabänderlich und mitleidslos Angeordnetes verwerthen ſoll, wenn es das Unentbehrlichſte als ein ewig Wechſelndes und Dauerloſes begreifen ſoll. Denn damit iſt nicht abgeholfen, daß man es — wie wir neuzeitlich ſagen — durch das Gefühl auffaſſe und es nachempfinde. Eben in der Empfindung läßt ſich dasjenige nicht unvermiſcht faſſen, was der Sinnesforſchung zu tief ſich verbirgt, oder was überallmächtig ſich ihr aufdrängt. Alles, was ſo dem Denken unbegreiflich bleibt, das verwandelt ſich der Vorſtellung in ein Zweiſeitiges und Zweideutiges, in ein Rechts und Links, kurz in unreine Symbole des Glaubens. Dann entſteht der ſcheckige Aberglaube und leiht den höchſten Potenzen die unwürdige Farbe ſeiner eigenen Halbheit und Rathloſigkeit. Bald iſt ihm Bertha, wie es ihr Name beſagt, die lichtſtrahlende, freudeverbreitende Göttin, bald wieder eine in die Kuhhaut gehüllte, nächtlich ſchreckende Eiſenbertha (Panzer, Bair. Sagen 2, Nr. 184). Bald iſt ihm Hulda, ihrem Namen entſprechend, die allen Menſchen holde Frau, bald wieder ein kinderfreſſendes Geſpenſt, Frau Holle. Der an den Wurzeln ſeines Wortes, gleich dem elektriſchen Funken am Drahte, weiterſpringende Begriff iſt nicht der letzte Grund dabei, woraus dieſe irre Zweideutigkeit entſtehen muß. Denn wenn die Wörter *huld* und *hold* ein Geneigtſein ausdrücken, ſo wird die darnach benannte Göttin Hulda zwar anfänglich als ein hold ſich vorwärts beugender, als ein behütender Schutzgeiſt ſich zeigen, ſie wird dann aber eben deshalb auch als ein Schattengeiſt aufgefaßt werden müſſen, der das von ihm mit Eiferſucht Behütete um ſo geiziger überdeckt und des Gänzlichen verhüllt und verdunkelt. Dadurch eben wurde Wodans lichte Gemahlin zur verhohlenen Schattengöttin (altnord. bedeutet huld obscuritas. Myth. 250. 899), oder zum irreführenden Zauberweibe, welches dem Wanderer in den ſchwediſchen Einöden mit trügeriſchen Dampfgebilden und Luftſpiegelungen gaſtliche Bauernhöfe vorgaukelt, Hullahöfe ge-

nannt; oder gar zur zauberſiedenden Hexe Huldr. Einem und demſelben Wortſtamme alſo impft der in ſich ſelber ſchwankende Begriff die ſich wieder aufhebenden Begriffe ein von Schatten und Licht, von Schwarz und Weiß, von Böſe und Gut, und in dieſe zwei Widerſprüche zerfällt dem irren Menſchengeiſte alles Daſein und alle Zukunft. Je nachdem eben Muth oder Verzagtheit mehr in ihm vorherrſchen, malt er ſich jene Geiſterherrin Hel doppelfarbig aus, ſchillernd zwiſchen Licht und Schatten, die Göttin der Unſterblichkeit wird ihm ein Zwitter, elſterfarbig, halbſchwarz und halbweiß. Bemerkt er das Walten der Naturkräfte, wie ſie aus dem dunklen Erdinnern und aus dem blanken Aether ausſtrömen, ſo erdenkt er ſich dafür die Reihe jener zahlloſen Licht- und Scharz-Elbe, die einen mit ihrer ſchickſalsvollen Freiheit, die andern mit ihrem nicht minder gefährlichen Humor; die einen bald negerhäuptig, kraushaarig, mißgeſtaltet und ſchwarzbemantelt; die anderen blondlockig, kinderlieblich mit Schwanenflügeln und weißen Gewändern. Es ſind dies eben ſo viele poſitive als negative Pole, die hier im Glauben und in der Vorſtellung, gleichwie anderwärts in der Phyſik, bei gegebener Berührung mit andern Körpern, bald die eine polariſche Kraft, bald die andere vorherrſchen laſſen, ohne daß doch die entgegengeſetzte als abſolut unterdrückt zu betrachten wäre. Es iſt dieſes Schwanken und Ueberſchlagen der Potenzen in ihre Gegenſätze mythologiſch bisher am rundeſten nachgewieſen worden durch Weinhold in den Sagen von Loki. Die milde Frühlingswärme ſteigert ſich allmählich zur brennenden Gluth der Hundstage, um ſich dann eben ſo raſch wieder zu verflüchtigen. Dieſem Satze gemäß läßt die Edda aus dem Feuergotte Loki (Lohe) einen ſcherzenden und ſpielenden Göttergenoſſen werden, dann einen unwürdigen Poſſenreißer, einen ſchadenfrohen Ränkeſchmied, endlich den hündiſch ſchmähenden und frevelhaften Götterfeind. Der Feuergott wird ein Geiſt der Vernichtung, ein verzehrendes und freſſendes Feuer, wie es von Jehovah geſagt iſt. Der Licht- und Wahrheitsfreund ſchlägt in den lichtſcheuen Satan um, der Lebensgott Loki wird zum außerweltlichen Schattengott Utgardhaloki; da wird er

zum kinderfreſſenden Moloch, zum Weltenwolf, welcher Sonne und Mond, ehemals die Kinder ſeiner Luſt, zugleich verſchlingt. Was noch von wirklicher Götterſubſtanz an ihm iſt, iſt allein das grob dynamiſche, die unfaßbar ausweichende Flamme, die ſich wie eine giftige Schlange glatt und behende wendet und nur ſo lange unſchädlich iſt, als ſie gleich der Lüge in ihren eigenen Schlingen gefangen, in ihrem eigenen Rauche ſich erſtickt. Feſtgebunden mit dem ſiebenfachen Bande Gleipnir liegt dann der zum Zerſtörer gewordene Erzeuger am Felſen ſeiner Pein, haßt Menſchen und Götter, Menſchen und Göttern gleich verhaßt.

Betrachten wir nun zuerſt die Volksmeinungen, welche über die Mittagsſonne bei uns gelten, ſo ergiebt ſich dieſes Geſtirn keineswegs als ein ſo vollſtändig gnadenreiches, daß es über Gerechte und Ungerechte in gleicher Milde bei uns aufgeht. Schon in Parzival (247, 26) wird die Sonne angerufen, um mit Schaden zu ſchlagen und einen Unheilſtifter zum Lande hinauszuſcheinen: ir sult varen der sunnen haz! Bei uns wird der Schein der Sonne mit Vorſicht abgewehrt und die Mittagsſonne gemieden. Da wandeln die verwünſchten Schloßjungfern umher und legen auf weißen Tüchern die weißen und ſchwarzen Bohnen aus (Aargau. Sag. 1, 225), wer ihnen nicht rechtzeitig ausweicht, der iſt den Geiſtern verfallen und muß mit nächſtem Jahre ſterben.

Vom Mittagsteufel, dem daemon meridianus, leiteten die Kirchenſchriftſteller des 6. Jahrhunderts eine Reihe Krankheiten her, es wurden ſeinetwegen die Kirchen in der Mittagsſtunde zugeſchloſſen, die ſonſt den ganzen Tag bis zum Abendläuten offen ſtehen ſollen. Die Peſt ſelbſt hieß damals morbus meridianus, wie noch die Lauſitzer Smertniza die mit dem rothen Tuche um Mittag erſcheinende Peſtjungfrau iſt. Wir werden nachher die Waldfrau Meridiana als angebliche Gemahlin und Todesbotin des Papſtes Sylveſter II. kennen lernen. Unſer Mittagsgeſpenſt heißt Kornkind, Kornengel, im Waatlande und

Kanton Wallis Le pliorant, Le pleureur, der Greiner; es liegt weinend Mittags in hohen Kornfeldern, wer aber mitleidig hin eilt, um es aufzuheben, der muß noch selbiges Jahr sterben. Aargau. Sag. 1, 344. Oder es ist die kinderraubende Kornmuhme, die Roggenfrau; ein Weib, das mit ihrer Sichel den Mädchen, welche in Leinfeldern jäten, den Kopf abzuhauen droht. Müller-Schambachs Ndsächs. Sag. und Gräßes Sächs. Sag. erzählen davon. Sie heißt in Wolfs Ndl. Sag. Nr. 491 die Lange Frau, denn sie ist noch einmal so hoch als das reife Korn, in dem sie sitzt, und nimmt zugleich die ganze Breite des Weges ein; da läuft sie den Vorübergehenden nach und schlägt die Entspringenden mit einem Aehrenbüschel ins Gesicht. Auch in Thiergestalt kommt der Mittagsgeist. Im Jura kriecht er bei ungewöhnlich heißer Sommerszeit in Drachengestalt aus dem Hochwalde herunter und heißt der Stollenwurm. Als Bock sonnt er sich am Charfreitag-Mittag bei gutem Wetter auf der Ruine Hagberg, die beim Solothurner Städtchen Olten liegt, wirft aber keinen Schatten. Als Nachmittagslamm graft und blökt er im Tobelhölzli in der Aargauer Gemeinde Ober-Siggenthal; es ist verboten, nach dem sonst friedfertig scheinenden Thiere zu gehen. Naturmythen, S. 90. Das Aleman. Kinderlied verzeichnet mehrfache Meinungen, wonach die Sonne kleine Kinder frißt; man darf die Windeln vor des Kindes Taufe nicht in der Sonne trocknen (Nr. 630), man muß das Taufkind tief überdeckt zur Kirche tragen, damit es Wind und Sonne nicht freſſen (Nr. 662), man muß die Sonne bedrohen, dem Kinde ja nicht in die Augen zu scheinen (No. 962). In der Liederfibel steht als Mahnung zum Frühaufstehen:

Wenn die Sonne mit hellem Schein
Euch schauen will ins Bett hinein,
Kinder, springt geschwind heraus,
Sonst sticht sie euch die Augen aus.

Ein böhmisches Märchen erzählt, eine gütige Fee habe einmal der kleinen frommen Tochter einer in Armuth gerathenen Wittwe bestimmt, daß jedes Haar, welches dem Kinde ausgekämmt

werde, zu einem Goldfaden, und jede Thräne, die es weine, zu einer Perle werden ſolle; allein das Kind müſſe behütet werden, daß nie ein Sonnenſtrahl ſein Antlitz treffe, oder es würde ſonſt von großem Unglück befallen werden. Einmal aber berührte doch ein Sonnenſtrahl das Geſicht des Mädchens und ſogleich war es in eine goldene Ente verwandelt und flog davon. Märchenſaal v. Kletke. Bd. 2, S. 124. Allbekannt iſt der Glaube, ein Kind werde ſommerſproſſig, das man in ſeinem erſten Vierteljahre viel in die Sonne trägt, und man müſſe räudig werden, wenn man in der Morgenſonne bei der Feldarbeit ſchwitzt. Am gefährlichſten erſchien dieſer Einfluß der Sonne am Tage der Sommer-Sonnenwende, am Johannistage. Mit dem von ſeiner Höhe wieder abwärts gehenden Geſtirne weicht auch die Lebenskraft auf der Erde, mit dem ſommerlichen Lichte ſtirbt auch der Lichtgott. In Uhlands Lied Sonnenwende ſteht übereinſtimmend:

Ihrer Göttin Jugendneige
Fühlt die ahnende Natur,
Und mir dünkt, bedeutſam ſchweige
Rings die abendliche Flur.

Um Johanni darf man nicht klettern, nicht baden, nicht im Gewitter ſpazieren gehen, ſonſt ſtürzt man zu todt, ertrinkt, wird vom Gewitter erſchlagen. Der helge Zink Jan will drei Dhuden han, ſagt man im Bergiſchen vom 24. Juni. Montanus, Volksfeſte 1, 34. Im Aargau: Johanni muess drei Mâ hâ. Da die Sonne vom Weltenwolf verſchlungen zu werden droht, ſo begeht man am 23. und 24. Juni zu Savilly das kirchliche Feſt des Grünen Wolfes, la fête du Loup-Vert; ein Wolf, ſagt man, habe der hl. Nonne Oſterberta im Kloſter Savilly, vier Stunden von Jumiéges gelegen, ihr Eſelein zerriſſen, und mußte ihr dann ſtatt deſſen die Kloſterwäſche heim transportieren helfen. Der Tag wird dorten mit einem kirchlichen Tedeum, Johannisfeuern, Mahlzeiten und Feſtprozeſſionen begangen. Liebrecht, zu Gervas. v. Tilbury pag. 209. Ebenſo wird in der aargau. Stadt Zofingen die Winterſonnenwende von Zechern feſtlich begangen; „man muß ihr helfen, ſich dre-

hen," sagt man daselbst. Anderwärts wird in dieser Nacht das Johannisblut gepflückt, Hypericum perforatum; es führt den Beinamen Jagenteufel. Das Blutbad der Nibelungen tritt in der gleichen Zeitfrist ein:

ze einen sunnewenden der grôze mort geschach (2023).

Zum andern Hauptgestirn, dem Monde übergehend, würde es hier am unrechten Orte sein, wenn man sich auf die vielfachen Einzelheiten einlassen wollte, die dem günstigen oder ungünstigen Einflusse der Mondphasen zugeschrieben werden. Der Mond, sagt man bei uns, ist ein Doppelwesen, sonst würde er nicht bald kleiner, bald größer. Er wird also von der Volksmeinung ebenso, wie es in den vorausgegangenen Sätzen an der Sonne gezeigt worden, als ein Blendling und Zwitter aufgefaßt. Mithin ist in dieser laufenden Untersuchung nur dasjenige von Belang, was dem Mondlichte Gleichartiges unter jenen nachtheiligen Wirkungen zugeschrieben wird, die bereits vom Sonnenlichte geltend gemacht sind.

Man kennt die scheußlichen Kinder, die der vorhin erwähnte Gott Loki erzeugt hat, welche mit ihrem ungeheuerlichen Hunger die Weltordnung zu vertilgen drohen: der Sonnenhund Sköl und der Mondhund Hati, welche das Tag- und Nachtgestirn verschlingen. Mondblut nimmt das Schweizer Landvolk nicht als bloß etwas Figürliches, sondern als materiell Vorhandenes an, wie ihm denn der Mond selbst rein als ein leiblich lebender Geist vorschwebt. Es fallen Blutstropfen aus dem Mond herab. Es ist daher vom kranken Mond (luna deficiens, bei Rhabanus laborans), vom bösen Wädel die Rede. Wie er selbst durch den drohenden Mondwolf leidet, so schickt er seine Wolfplagen und Krankheiten auch auf die Erde herunter und steckt diese mit an.

Zur Zeit, wo dann ein Sterben eintreten soll, wird der Mond blutroth und sein Bild in ihm gestaltet sich aus einem Schiffchen in einen Sarg um. Dies geschieht in der Mitternachtsstunde. Der Mondwolf und der Mondmann verschlingt Nachts zwölf Uhr die Welt. Es heißt der Auszählspruch im aleman. Kinderliede (No. 228);

nün, zëh: git e Chräh;
ölf, zwölf:
git es Chrätteli volle Wölf.

Und übereinſtimmend in E. Meiers ſchwäb. Kindereimen Nr. 42:

Um zwölf kommt der Mâ,
und isst Alles z'samme na (hinab).

Wenn ſich an der Bretterwand eines Wohnhauſes auf Island des Abends bei Lichte ein Halbmond (tûngl hâlfr, Halbzunge) zeigt, ſo heißt man dies einen Urdharmâni, den Mond der Norne Urdhr, und ein allgemeines Sterben wird dann folgen. Eyrbyggjaſaga, c. 52. Bei Mannhardt, Mythen, pag. 555.

Gleichwie die Sonne kleine Kinder zu freſſen droht, ſo iſt auch der Mond ein Kinderräuber, der die beiden Kinder Widſinns geſtohlen hat. In Grimms KM. Nr. 25 frißt die Sonne die kleinen Kinder und der Mond ſpricht zu ihnen, ich rieche Menſchenfleiſch. Bei unſeres Goethes Geburt wirkt er mit ſeinem Gegenſcheine, da er eben voll wird, ſo mächtig ein, daß das Dichterkind nicht eher zur Welt kommen kann, als bis jene Planetenſtunde vorübergegangen iſt. Naſchende Kinder, die zugleich läugnen wollen, läßt man in Altbaiern die Formel nachſprechen:

Hab i's tô, ve'schluck mi der Mô!

Panzer, Bair. Sag. 2, Nr. 118. Und aus Würtemberg bringt E. Meier denſelben Reim bei; aber noch auf die Sonne mit ausgedehnt (in Wolfs Ztſchr. f. Mythol. 1, 169):

haun i's daun, so komm i in Maun.
haun i gsponne, so komm i in d'Sonne.

Der Mond iſt alſo überall Wohnort der Verwünſchten. In ihm büßt die Spinnerin mit ihrem Rockenſtiel, die des Nachts zur Unzeit fleißig geweſen; in ihm der Dieterle, welcher am Feiertage bis in die Kapelle hinein den Hirſch gejagt hat; das Tangelimandli, welches die Senſe zur Nachtmahd gedengelt; das Bürdelimandli, das am Feiertage im Bannwald Reiſer gebunden hat, es muß dorten die Senſe dengeln, oder an ſeinen Reiſig- und Strohwellen fortbinden. Von den körperlichen Uebeln nun, welche der Mondſchein veranlaßt, will ich nur

einige hier aufzählen. Mit dem adject. mönig bezeichnet unsre Mundart Alles unter widriger Constellation des Mondes Erzeugte und dadurch Mißrathene. Mönige Aepfel sind verglaste, wässerige; mönige Weiber irrsinnige; mönig heißt im Roßkauf einer der sieben Hauptmängel, welche den Kauf gerichtlich rückgängig machen. Vieh, das man im mondbeschienenen Bache tränkt, geht dadurch zu Grunde; Menschen die daraus trinken, werden kropfig und kretinenhaft. In des Hypochonders Mondlied von Lenau heißt es:

Tief in den höchsten Steirerfelsen
Kenn ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Scheint der Mond auf ein noch ungetauftes Kind, so wird es mondsüchtig (Myth. Abgl. Nr. 1034), scheint er aufs Ehebett, und der Mann geht zum Weibe, so werden mondsüchtige Kinder daraus; daher rührt, bemerkt Schönwerth (Oberpfalz 2, 65. 66), bei unsern Bauern der Ursprung und Brauch der Bettvorhänge und des Betthimmels. Der Seemann hütet sich, im Schlafe sein Gesicht dem Vollmonde zuzuwenden, er würde mit Blindheit geschlagen werden. Myth. 678. Also tritt auch hier, wie vorher in Folge des Sonnenlichtes, ein Zustand ein, den unser Alterthum helblind, todesblind nannte, und über den nachher noch geredet werden muß, wenn von Sonnen- und Mondsfinsterniß gehandelt wird.

Nachdem nun die Vorstellungen entwickelt sind, die über Licht und Gestirn giltig waren oder sind, kommt ihr Gegentheil in Betracht, der Schatten.

Gleichwie man den Schatten physikalisch als Mangel an Licht bestimmt, so nimmt ihn die Volksrede als synonym mit schwarz, links, falsch, unfrei, schädlich und verdammt. Diese Bedeutungen sollen der Reihe nach aufgewiesen werden. Wir beginnen den ersten Abschnitt dieser Arbeit, welcher handelt:

I. Vom Körperſchatten.

Der Norden und die Nebelöde iſt die ſchwarze Weltgegend, von dorten her kommt das Kindergeſpenſt, der Schwarze Mann, über welchen ſchon Geiler von Kaiſersberg geprediget (Prediger Teutſch. Augsb. bei Hans Otmar 1508. Bl. XLII.), gleichwie nach der Edda der Vernichtungsgott Surtr auftritt, der Schwärzer, der einſt beim Weltuntergange mit ſeinem alles verfinſternden Rauche die Geſtirne auslöſchen wird. Seinen Namen trägt die Braunkohle, die auf Island Surturbrand heißt. Das ohne Licht gelegene Land iſt das Schwarzland, gegenüber dem fruchtbaren und ſonnigen Weißland. Altn. surtr, goth. svarts, ahd. suarz, vergleicht J. Grimm GDSprache 1, 412 dem Sinne und dem Lautgeſetze nach dem lat. surdus; surda tellus iſt das unfruchtbare Schwarzland. Die zwei Nachbarſchlöſſer am Aargauer Rhein Weißwaſſerſtelz und Schwarzwaſſerſtelz ſind je nach ihrer ſüdlichen oder nördlichen Lage zubenannt. Unſere Schwarzenbäche und Schwarzachen entſprechen dem „ſchwarzen“ Cocytus in dem von dreifacher Nacht umgebenen Tartarus (Heſiod. Theog. V. 726). Die Solothurniſche Amtei Schwarzbubenland iſt ſo geheißen nach ihrer geſchloſſenen Lage im Juragebirge, und dagegen das Weißland nach einer offenen Lage im Berner Oberlande. Ein Schwarzwald (Myrkvidh) bedeckt uns den Hochnorden Skandinaviens, ein anderer das Gebirge um Einſiedeln in Schwyz, ein anderer den badiſch-würtembergiſchen Gebirgsſtrich. Schwarzwind und Wälderbiſe heißt uns der Nordwind, Schwärzibirne die wildwachſende Moſtbirne. Das Wetterloch, aus welchem an unſerem Horizonte das Unwetter aufzieht, nennen wir Chriſiloch, es umzieht ſich ſchwarz wie unſere Schwarzkirſchen. Git's Röge? fragt man daher das Kind, welches Schwarzkirſchen gegeſſen und den Mund noch nicht ſauber gewiſcht hat.

Das behütende Dunkel wird ſelber zum verdeckenden Hut. Der Hades trägt einen unſichtbar machenden Helm. Il. 5, 845. Die Helkappe, mit der die finſtre Todesgöttin Hel im Nebellande ſich birgt, iſt Siegfrieds Nibelungiſches Tarnkleid und

jene Tarnkappe, mit welcher (im ahd. Muspilli) der Teufel ſich verhüllt: daz der tiuval kitarnit stentit. Der Norden ſelber iſt in den Aargau. Sag. (vgl. daſelbſt im Regiſter: Hut und Schwarz) ein ſchwarzer Filzhut, und wenn mit ihm die Götter das beſſere Wetter machen, heißt er Nebelſpalter. Auf dieſe zwei Regen- und Schattenhüte bezieht ſich ein Kalenderſpruch:

dört durh-ab wie ne Wullhuet:
und dört durh-ab wie ne Schinhuet:
denn isch s'Wëtter guet.

Wenn der Wilde Jäger ſeinen Hut von glänzendem Wachstuch aufſetzt, ſo bricht ein achttägiger Platzregen los. Aargau. Sag. 1, 176. Der Hut des Wapper, des Antwerpner Stadtgeſpenſtes, iſt ein Eiſentopf. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 379.

Der Schwarzkünſtler muß ſeine Beſchwörung nordwärts gekehrt ſprechen; nach Norden, nach Blåkulla (blå bezeichnet leichenblaß und todtenſchwarz), nimmt die Hexe in Schweden ihre Ausfahrt. Der Thurmwächter zu Greifswalde darf am dortigen Nikolaithurme nur aus drei Fenſtern blaſen; aus dem vierten, das nach Norden geht, leidets der Teufel nicht und der Magiſtrat ſolls verboten haben. Temme, Pommer. Sag. Nr. 119. Nach Norden iſt der Galgen errichtet; nur weil er kahl ſteht, heißt er der lichte Galgen, ſonſt aber der Nordhalbenbaum, der Laubloſe, der Kalte Baum. Grimm, RA. 682. 808. Nordwärts gekehrt und mit der linken Hand muß der Liebestrank getrunken, der Zauberſud und Feldſchaden ausgeſchüttet werden. Moſes und Aaron nehmen ihre Fäuſte voll Ruß, ſprengen ihn gen Himmel, und böſe Blattern fahren auf bei Menſchen und Vieh in ganz Egyptenland. Die heidniſche Hellia lag gegen Norden; drum ſagt der Oberpfälzer, links der Sonne liegt die Hölle. Schönwerth, Sitt. u. Sag. d. Oberpfalz 2, 53. Jemanden zur Linken ſetzen, ihn an Schatten thun, heißt ihn aus der freien Sonne ins Gefängniß ſetzen. Der Beklagte ſteht vor unſeren Gerichtsſchranken linker Hand. Schattenhalb und Taſchenhalb iſt linker Hand. Taſchenhalb bezeichnet uns in humoriſtiſcher Redeweiſe die Verwandtſchaft

mütterlicher und weiblicher Seits, daher bedeutet's auch links; zwar iſt die Taſche der Weiberjüppe rechter Hand, allein noch ſteht nach dem Landrechte dem Weibe keine eigene Hand zu, ſie wird nicht unmittelbaren Rechtens, ſondern verbleibt unter ihrem Vogte. Schattenhalb iſt bei Gütern ihre abſonnige nördliche und nachtheilige Lage, Sonnenhalb bezeichnet die entgegengeſetzte. Das Links wird daher auch im Güterbeſitze zu lētz, laevus, gleichwie in der Schifferſprache Leeſeite und Leebord die linke Schiffsſeite bezeichnet. Die letze Vorſäß, die letzihalb gelegene Alp iſt im Gebirge eine ſonnenlos oder ſchattenhalb gelegene Alpweide. Stalder 2, 168. Schattenmaier gilt unter der Bauernſame des baieriſchen Algäus als Scheltname; Schattebûr iſt ein an der Solothurner Aare verbreiteter Ueber- und Hausnamen. Schattebûr, Sunnebûr ſind Zunamen in der Bauerſame des Unt. Surbthales im Aargau. Meyer, Zürch. Ortsnamen, verzeichnet das Zürcher Geſchlecht Schattli und ein einſam ſtehendes Wirthshaus Schatten. Die Güter eines ſolchen Bauern liegen im Schattenwurf der Hochwälder oder Bergkämme; ſie ſind schad-liem, ſchädlich (Stalder 2, 306), oder wie ſchon die Schlettſtädter Gloſſen ſolche Felder nennen, scateluomi, opaca loca. W. Wackernagel altd. Leſeb. Aufl. 3, pag. 179, 38. Das Gegentheil ſolcher Lage iſt in Baiern das Land des Sunnebauern. Schmeller Wtb. 3, 259.

Es wird alſo Schatten und Schaden als eins genommen, wie beide Wörter als eins und daſſelbe auch unter den Geſchlechtsnamen vorkommen.

Der Familienname Schaten kommt einer niederſächſ. Adelsfamilie zu, die im Halberſtädtiſchen begütert geweſen (Abel, deutſch. Alterth. 2, 591), die Adelsfamilie von Schaden beſteht in Süddeutſchland noch. Bligger der Landſchade (scato) war ein Raubritter auf Neckarſteinach, und ſein Geſchlecht führte ein Heidenhaupt (wohl einen Mohrenkopf) im Wappen. Bechſtein, D. Sagenb. Nr. 893. Dies führt uns auf die Mythe, welche in der j. Edda von der Schattenrieſin Schaden erzählt wird.

Der Gewittergott Thôrr hatte den Winterriesen Thiassi erschlagen. Des getödteten Riesen Tochter Skadhi (damnum) ist ein Mannweib, sie legt Helm und Panzer an, zieht bewaffnet nach Asgard und verlangt da von den Göttern ein Doppeltes als Mordbuße: Zur Sühne soll man ihr ein Lachen abgewinnen, und zur Vergeltung soll man ihr einen der Götter zum Gemahl geben. Gott Loki (die bewegliche Frühlingswärme), der schon ihren Vater einmal durch Schlauheit getäuscht hatte, ist durch eine schreiende Posse im Stande, die trauernde Riesentochter zum Lachen zu bringen, und so ist ihrer einen Bedingung Genüge gethan. Auch bei ihrem zweiten Begehren wird sie überlistet. Denn der von ihr zu wählende Gemahl wird ihr nur mit verhülltem Leibe vorgestellt, so daß sie nichts als seine Füße erblicken kann. Nach der Form des tadellosen Fußes rathend, meint sie den jugendschönen Baldur vor sich zu haben, und erliest sich nur den Niördhr. Ihre Ehe mit diesem fällt keineswegs glücklich aus. Skadhi wollte Thrymheim, ihr väterliches Gut droben im Gebirge, nicht verlassen; Niördhr eben so wenig seine Wohnung Noatun unten am Seestrande. Ihm gefiel nicht der Wölfe Geheul im Hochlande, ihr nicht der Möven Geschrei am Meeresufer. So verglichen sich Beide, das Jahr hindurch abwechselnd in Thrymheim und in Noatun zu wohnen. Da durchfuhr dann Skadhi neun Nächte lang (die neun rauhen Monate des nordischen Jahres) als Jägerin und Schlittschuhläuferin die Thrymheimer Berge, und nur die drei kurzen Sommermonate verweilte sie am Strande zu Noatun (Schiffstätte) mit Niördh. (Nach Weinhold, Riesen pag. 41, und Sagen von Loki, in Haupts Ztschr. 7, 50.) Die Deutung dieser Mythe ist einfach. Dem Feuergott Loki gelingt es wohl, den starren Trotz der Reifriesin in ein Lächeln aufzuthauen, und der Frühlingsgeist Niördhr vermag es drei Monatsfristen lang die nordische Winterstrenge zu mildern. Dann aber überzieht sich die Seeküste schon wieder mit Eis zum Schlittschuhlaufen und das Gebirge schneit sich ein, daß die Wölfe hungern und heulen. So erblickt man den Frühling im Norden nie in seiner ganzen Gestalt, nur an der Schönheit

ſeiner flüchtigen Fußſpuren wird er kenntlich, alsbald wieder decken Nebel und Schatten die Anhöhen bis über die Schultern herab. Niördhs Name ſieht Weinhold im Sanſkr. nîra Waſſer, und dem Suffix dh, ſanſkr. dha: enthaltend, fußend; gleich dem ſanſkr. Nîradhi bezeichnet Niördhr das Meer, denn als Gott ſtillt er Wind und Meer und bringt den Landfrieden. Sein Weib Skadhi führt, wie es dem Mannweibe in Helm und Brünne zukommt, einen Mannsnamen. J. Grimm in Kuhns Ztſchr. f. Sprachforſch. 1, 79 leitet dieſen Namen, ahd. scadari, auf ſanſkr. xatra d. i. Krieger (Kſchatrija) und auf ſanſkr. xata, vulnus. Die Göttin Skadhi iſt demnach nicht nur eine nächtliche Schattengöttin, ſondern auch eine ſchadende Kriegerin; alſo enthüllt ſie ſich als eine bewaffnete Walküre, die Nachts in blutbeſpritzter Brünne angeritten kommt, während Hagel zu Thal fällt, ſo oft ihr Roß die Mähne ſchüttelt (Helgelied). Der Name Nachtſchaden, der oberdeutſch die ausfahrende Hexe und den von ihr angeſtifteten Hagelſchlag bezeichnet, und der Pflanzenname Schwarzer Nachtſchatten (solanum nigrum und atropa belladonna) correſpondieren mit dem Namen und dem Weſen dieſer Skadhi.

Nun ſoll dieſer ſchadende Schatten aus dem Landrechte, der Sage und dem Volksglauben nachgewieſen, es ſollen Licht und Schatten im Kampfe gezeigt werden.

Den Mondes- und Sonnenfinſterniſſen ſchreibt man eine vergiftende und verpeſtende Wirkung zu. In den Eifelgegenden trieb man beim Eintritt einer Sonnenfinſterniß die Heerden von der Weide heim und deckte die Dorfbrunnen zu, in dem Glauben, es falle Gift vom Himmel. Schmitz, Eifel. Sagen 1, 99. In der Schweiz hält man beſonders den Schatten des Nußbaumes für giftig; nicht bloß iſt er dem Graswuchſe verderblich, er bringt auch dem in ihm Lagernden Kopfweh und Zahnweh, und ein Säugling, den die Mutter unter einem Nußbaum ſtillt, wird einſt viel Uebles zu erleben haben. Auffallend iſt es, wie genau dieſe Sätze mit denen übereinſtimmen, die Plinius H. N. XVII, 18 und anderwärts über den Einfluß des Schattens angiebt, er nennt ihn für manche Gewächſe

eine Stiefmutter (noverca umbra), denjenigen der Nußbäume aber heißt er für Alle, die er befällt, ein Gift. Die „Diskurse aus der quodlibetischen oder vermischt. Wissenschaft" (ein Exemplar ohne Titelblatt) handeln pag. 1271 von der Sciasophia, oder der Natur des Schattens. Der Schatten fruchttragender Obstbäume wird ein heilkräftiger genannt, dagegen der von Harzbäumen ein Fieber erregender. Wer unter dem Nußbaum Kopfweh empfindet, wird es unter dem Lindenbaum verlieren. Der von der Wasserscheu Geheilte wird unter dem Schatten eines Kornelbaumes wieder von ihr befallen; für letzteres wird ein Krankheitsfall aus Leyden v. J. 1636 angeführt. Wir lieben allerdings und selbst in der Nähe unserer Wohnungen den Schatten der Linde, der Eiche, des Hollunders; aber auch ihm verbleibt noch eine magische Wirkung, vor welcher in Sprache, Brauch und Gesetz gewarnt wird. Noch im vorigen Jahrhundert hat Hippel in den „Lebensläufen" wunderliches über die sogenannte Lindenkrankheit geschrieben, von welcher man im Lindenschatten befallen zu werden glaubte. Um dieselbe Zeit beschäftigte sich das Schauspiel „Kätchen von Heilbronn" mit dem magischen Einfluß, welcher vom Hasel- oder Hollunderstrauch ausgehen soll; der Ringelreihen im Alemann. Kinderliede Nr. 310 nimmt an, daß Kinder, die sich unter den Hollunderbusch setzen, in Krähen verwandelt fortfliegen. Freilich ist dieser Satz nicht ohne seinen Gegensatz; denn keine Hexe soll Macht haben über den, der im Schatten des Hollunderbaumes steht. Schindler, Aberglaub. des Mittelalt. 1858, 161. Fühlbar spielen hier die Namen Holler und Frau Holla in einander über. Unsere Dorfoffnungen bestimmen, wie es mit dem Schatten solcher Bäume gehalten werden soll. Ein auf der Gutsgrenze stehender Fruchtbaum ist dem Nachbaracker zinspflichtig nach dem Maße, in welchem er diesen beschattet; der überschattige Baum steht zum Nachbargute im Anriese, d. h. in dem Maße, als sein Schattenriß und sein Tropfenfall dieses Gut mittrifft, hat er an dasselbe zu steuern. Das Amtsrecht von aargauisch Meerenschwanden, an der Reuß im Freienamte, (Abschrift vom Jahre 1622, in unsrer hds. Gesetzessammlung)

beſtimmt: wölliche (Gutsbauern) bäum oder eichen gegen einanderen habent, die dem Gut schatten gebent, da soll eines dem anderen warnen, und so er's dann nit hinweg thut, so soll der ander, dem sy schädlich sind, gewalt haben, einen ziemlichen billichen schatten abzenehmen. Es soll auch ein jeder dem andern den Abryss von den zamen bäumen, wie brüchlich, namlich den halben theil werden und gefolgen lassen.

Nach dem jetzigen aargau. Geſetze müſſen hochſtämmige Bäume zwanzig Fuß entfernt vom Nachbaracker ſtehen, Obſtbäume auf zehn Fuß, Geländerbäume zwei Fuß entfernt. Nach dem Schattenwurf des muthmaßlich jetzt älteſten Baumes in unſerem Landſtriche beſtimmt die Aargauer Sage 1, Nr. 53 das Schickſal des Landes ſelbſt. Die Welt wird untergehen, heißt es, wenn der Schatten der Linde zu Linn am Bötzberge einmal hinüber reicht auf die Ruine der Habsburg, welche, geſchieden durch das Aarthal, auf dem jenſeitigen Wülpelsberge gelegen iſt. Der Volksreim über dieſen Lindenbaum und jenes Stammhaus des Kaiſers Rudolf lautet:

Leit d'Linden ihrs Chöpfli ûf s' Ruedelis Hûs,
Se-n-isch mit alle Wëlten ûs.

Von der Wormſer Liebfrauenkirche gilt etwas Aehnliches, das ich in J. W. Wolfs Sagenſammlungen geleſen zu haben meine; es ſollen nemlich die Thurmſpitzen ihren Schatten gerade ſo weit werfen, als im dortigen Rebgelände die Liebfrauenmilch am edelſten wächſt, und was weiter drüber hinaus gewonnen wird, iſt ein minder edler Wein. Bei dieſer Legende bleibt nur ein nothwendiger Vorderſatz verſchwiegen. Die Mutter des Herrn ließ hier beim Stillen des Kindes ein Tröpfchen Frauenmilch zur Erde fallen und hat damit das Land befruchtet. So erzählen es Flury's Graubündtner Sagen. Es hat daher die der Jungfrau geweihte Wormſerkirche, ſo weit ſie überſchattig iſt, die noch immer fortdauernde Nährkraft ihres Bodens mit dem Nachbarlande nach alter Pflichtigkeit zu theilen; die Kirche ſteht zu den nächſten Weinbergen dorten im Anrieſe. Somit wird der Schatten auch ein Schatzhüter. In

dem Mittagsſchatten, den der Kirchthurm zu Mespelaer in Flandern wirft, haben die Türken eine goldene Wiege vergraben und laſſen ſie noch von Geiſtern behüten. Wolf, Ndl. Sagen Nr. 298.

Ein Marmorbild in Apulien trug einen ehernen Ring ums Haupt mit der Inſchrift: Den erſten Mai, wenn die Sonne aufgeht, hab ich ein gülden Haupt. Da bewog ein gefangener Türke den apuliſchen Fürſten Robert Guiscard, am erſten Mai bei Sonnenaufgang an derjenigen Stelle nachgraben zu laſſen, auf die der Erzreif des Statuenhauptes ſchattete, und man entdeckte da einen großen Schatz. Philonis Magiologia, p. 848, verſetzt dieſe Begebenheit ins Jahr 1060. Mit der Mai- und Pfingſtſonne muß der von den Dämonen geizig verborgene Hort aus der Tiefe heraufrücken, muß blühen. Der Schattenwurf, ſonſt ſein Hehl- und Deckmantel, muß ihn mit melden. Darum wird in der Edda die Sonne die Ueberliſterin der (ſchatzhütenden) Zwerge genannt. Ebenſo verjagt Thorr die Schattenrieſen, ſo oft ſeine Gewitter das Gebirge benetzen und ſeine Blitze es durchfurchen. Dringt dann der erſte Sonnenſtrahl in den gelichteten Bergwald, ſo erſtarren und verſteinern die hier hauſenden wilden Männer und Weiber; ihre Häupter und Glieder rollen zerſplitternd thalab, bis aus dem Schutt der nieder geſtürzten Bergwand der Frühling aufgrünen kann. Dieß geben nachfolgende Sagen zu erkennen.

Der Rieſenſchmied der Edda will den Göttern eine uneinnehmbare Burg bis zum Sommerbeginn fertig bauen, wenn ihm zum Lohn dafür die Götterfrau gegeben wird und zum Trinkgeld Sonne und Mond. Muthwillig gehen die Götter dieſe Wette ein. Der Burgbau beginnt am erſten Wintertage; noch ſind nur noch drei Tage bis zum Sommer, ſo wird der Bau fertig daſtehen. Da weiß Loki das Unternehmen zu vereiteln. Er lockt in Geſtalt einer Stute des Baumeiſters ſteinezührenden Hengſt von der Arbeit hinweg. Als Gott Thorr am vorbeſtimmten Tage die Schloßpforte nicht fertig ſieht, bezahlt er dem Rieſen ſo den Lohn, daß deſſen Hirnſchädel in zahlloſe Stücke zerſpringt (Gylfaginning). In ähnlicher Weiſe ergeht

es Hrimgerde, Hatis riesiger Tochter, die gleichfalls heiratslustig aus dem Norden herkommt und mit Eheversprechungen bis zur Morgendämmerung hingehalten wird. Da, als die Sonne erscheint, ruft Etzel frohlockend: Blicke nach Osten, Hrimgerde! Der Sonnenstrahl traf sie und am Ufer, wo sie stand, erstarrte sie zu Stein. Noch heute, sagt Säm. Edda 145b, steht der Fels dort. Oder der Bergriese wird zum Teufel, die Riesenjungfrau zur schönen Sennin Agnes. Diese entspringt seiner Nachstellung und schreitet mitten durch einen Felsen hindurch, den ihr die hl. Jungfrau Maria aufthut. Doch da ihr der Teufel auch hier nachdringt, wird ihr Leib in Stein verwandelt. Alljährlich nun, wenn die Sonne am Sonnenwendetage durch dieses Teufelsloch bei Berchtesgaden ihren Strahl wirft, jauchzt hier die steinerne Agnes. Panzer, Bair. Sag. 1, Nr. 12. Goethe las erst in seinen alten Tagen die Nibelungen, unsere jetzige Sagenwelt war ihm meist fremd, selbst unsere Edda blieb ihm unbekannt; er wußte also nichts von dem lichtscheuen Zwerg Alviß, welchen Gott Thôrr mit schlau erdachten Fragen so lange hinhält, bis der Strahl der Morgensonne erscheint und den Zwerg auf ewig versteinert. Um so anziehender ist es zu sehen, wie der Dichter solche echte Naturanschauungen unseres Alterthums gleichsam wieder entdeckt und neu gestaltet hat. In seinem „Märchen" (Octavausg. 1828, Band 15, 216) liefert er folgende Erzählung über Schatten und Licht.

Es wohnt ein Riese nicht weit von einem brückenlosen Flusse. Während des Mittags ist er unvermögend und schwach, seine Hände können keinen Strohhalm, seine Schultern kein Reisigbund tragen; um so mächtiger aber ist er stets bei Sonnen-Auf- und Untergang. Setzt man sich da auf den Nacken seines Schattens, während der Riese sachte nur dem Ufer zugeht, so wird man zugleich mit über den ganzen Fluß hinübergehoben. Doch man will sich nicht immer auf sein launenhaftes Belieben verlassen und erbaut daher am Wasser eine Brücke. Sobald aber diese fertig ist, beginnt nicht etwa die erhoffte ruhige Passage, sondern eine ganz neue Störung tritt ein.

So oft nemlich der Riese des Morgens zum Bade herabgeht, schlaftrunken und sonnengeblendet sich die Augen ausreibend, fährt der Schatten seiner ungeheuern Fäuste so ungeschickt unter der Volksmenge herum, daß Menschen und Thiere in Massen zusammenstürzen und man Gefahr läuft, von der Brücke in den Fluß geschleudert zu werden. Dieß dauert jedoch nur so lange bis er ganz herangeschritten ist und nun geradeaus auf die Himmelsthüre zugeht. Im Augenblicke, da diese sich öffnet, ist er in eine colossale Bildsäule von röthlichglänzendem Gestein verwandelt. Und damit sich das Ungethüm auch im Tode noch dienstbar mache, zeigt sein Schatten nunmehr die Stunden an, die auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in bedeutsamen Bildern eingelegt sind.

So versinnlicht der Dichter den Kampf zwischen den Schattenriesen und den Lichtgöttern. Die Poesie stellt die Sache als schon erfüllt, der religiöse Glaube als erst dann sich erfüllend dar, wenn menschliche Kräfte anhaltend Beistand leisten werden. „Ahriman sogar, der dunkle, wird dereinst vergehn im Lichte," heißt es nach orientalischem Glauben, in einem Jugendgedichte Platens. Kinderspiele zeigen, wie wir der Sonne noch fortwährend zum Siege verhelfen. Aus dem Orte Gerlachsheim im fränkischen Taubergrunde wird mir mündlich mitgetheilt, daß die Kinder dorten gegen regenschwere Abendwolken mit dem offnen Sackmesser „dukken" (zucken) und dabei sprechen:

Schatte, leg dich nieder,
Sunn, Sunn, komm bald wieder!

Von den Büsumerkindern in Ditmarschen erzählt Müllenhoff, daß sie beim Sonnenuntergang das Messer an einem Bindfaden in die Luft schnellen, um damit die Sonne herein zu zucken.

Thôrrs Donnerkeil und diese Kindermesser sind also der Götter und der Menschen Waffe im Streite mit der riesenhaften Finsterniß, und diese wird mit den Dolchen des Lichtstrahles durchbohrt und zerrissen.

Der Schattenriese wird leibhaft gedacht als Fels- und Waldgebirge. Es soll gezeigt werden, wie Goethes Märchen

auch darin kein bloß phantastisches Spiel treibt, daß es den Felsenriesen zum Stundenzeiger werden läßt.

Eine Felsenspalte am nördlichen Abhange des Wiggis im Glarnerlande heißt beim Volke die Wiggisuhr, eine tiefste Scharte davon der Geschlossene Pfad. Wenn die Morgensonne hinter dem Berge Schilt hervorkommt, fängt jene Stelle an sich zu beschatten und verdunkelt sich um so weiter, je höher die Sonne rückt. Mittags steht jener Schattenpunkt in horizontaler Richtung mit der Sonne; Abends sechs Uhr, bei Sonnenuntergang, hat er in seiner Spalte vollkommene Nacht. Die Holzhauer, Wildheuer und Gemsjäger wissen sich darnach die Tageszeit fast bis auf die Minute anzugeben. Manche andere Namen einzelner Schweizer Gebirgszinken und Felsnadeln stammen von dieser Art der Stundenzählung her, z. B. der Bergname Vierinadel, Mittagshorn u. s. w. Am sprechendsten aber ist dieß in den Gletscherschluchten im Engadiner Berninathale. Da dringt kein Kirchengeläute, nicht einmal der Ton des Küherhorns hinter in diese unwirthlichen Eisregionen, und dennoch lassen Krystallsprenger, Wurzelmänner, Bergamasker-Schafhirten und Jäger diese Wildniß nicht undurchforscht. Da müssen ihnen die verschiedenen Gebirgszacken durch ihren Schatten die einzelne Tagesstunde bezeichnen und tragen deswegen lauter Stundennamen. Es giebt da einen Piz de Nove, Piz de Dieci, Piz d'Undeci, Piz Mezzodi, Piz de Duan, Piz Terzer, Piz Cordera (quartera): Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 133.

In Soglio und Alveneu kann man von Vormittag zehn bis Nachmittag zwei Uhr die Stunden an solchen acht- bis zehntausend Fuß hohen Sonnenzeigern ablesen; sie führen darnach ihre Namen: Piz delle dieci, dellas indisch, Zehnuhr- und Eilfuhrhorn. Schweiz. Anzeiger f. Gesch. u. Alterth. 1860, 130. Aus dieser Anschauung stammen die Verse im „Aelplerliede" des Toggenburgers Joh. Ludw. Ambühl (St. Gallen 1803):

Mir schmelzt den Alpenschnee zum Spiegel
Der Sonne Strahlenblick,
Die Stunde zeigt mir jeder Hügel
Und jedes Thal mein Glück.

Berühmt im Alterthum ist der Schatten des Athos; er traf die eherne Kuh auf dem Marktplatze der Stadt Myrine auf Lemnos. Humboldt, Kosmos 3, 543. Das Bernische Juradorf Underswyler liegt in der Schlucht des Pichoux an der Sorne. Da die Sonne in die nach Süden gewendete enge Schlucht fast nur Mittags eindringen kann, so wurde die Ansiedelung auf passende Weise Mittagweiler, Untarneswilari benannt, nach ahd. untarn unschattig, Mittagshelle. Das Namensgegentheil zeigt sich im Bern. Pfarrdorf Därstetten, einem ehemaligen Priorat im Nieder-Simmenthal. Es heißt urk. 1228 Tarenchat, 1233 Ternschaton, u. erklärt sich aus ahd. tarnscatu, im Schatten verborgen. Der Ort liegt auf der Nordseite des Berges Thurnen, der ihm einen Theil des Winters hindurch das Sonnenlicht entzieht. Gatschet, Ortsetymolog. Forschungen 1865, pag. 56.

Auch anderwärts in Gebirg und Ebene war oder ist diese Landschaftsuhr noch im Brauche. Der Mittagsstein am Lohnberge, im Kreise Liegnitz, eine vierzig Fuß hohe Kuppe, wirft den Schatten auf die s. g. Teufelswiese und zeigt damit den dortigen Mähern Mittag an. Ein Zwölfestein in der Ortenau ist in derselben Weise sagenberühmt. In den Moosstrichen der Donau und des Lechs in Baiern ist der Colonist oft stundenweit von seiner Ortskirche entfernt auf der Feldarbeit und kein Wanderer kommt da bei ihm vorüber: da bestimmt er sich die Tagesstunde nach dem Schattenmaße, das eben sein Körper wirft; er merkt sich Ende und Richtung seines Schattens, zählt dann nach Schritten die Länge desselben und rechnet so die laufende Stunde heraus. Dasselbe meldet aus Würtemberg E. Meier, Schwäb. Sag. 2, pag. 494. Mein Schatten ist sehr langsam, ich erwarte meinen Schatten — dieß soll im Orient noch jetzt die Redeweise des Feldarbeiters sein, gleichwie es schon im Buche Hiob 7, 2 heißt, daß der Dienstknecht sich sehnet nach seinem Schatten. Möge dein Schatten sich nie verkleinern, sich nie von dir entfernen, ist die noch übliche Begrüßungsformel der Türken. Die Lanze, die bei Homer die weithinschattende heißt, ist bei den arabischen Wüstenstämmen

wirklich noch das Werkzeug, aus deſſen Schatten man ſich die Tageszeit beſtimmt.

Bevor nun gezeigt wird, daß in dieſer Redensart der Menſch die zweifache Furcht ausdrückt: es möchte beim Ausbleiben ſeines Schattens die Zeit und zugleich ſein Leben mit ſtillſtehen, ſollen noch einige alterthümlich lautende Local- und Eigennamen des Schattens angeführt und nebſt ihrem Sagengehalte erklärt werden.

Mit einerlei Wortſtamm benennt unſere Sprache das ſchattige Waldgebirge, das dunkle Meer und das finſtere Grab, dieſe drei großen Hauptgemarkungen, die das Land oder das Leben abgrenzen. Wir haben demgemäß Leewälder, Leberberge, Lebermeere und Leefelder, d. h. Grabfelder. Es iſt nachzuweiſen, wie die Vorſtellungen über den Schatten in eben dieſen Wortſtämmen, Le, Lew, Ler ſich ausgebildet haben.

Das Waldesdunkel und die finſtere Waſſertiefe wird Le genannt. Der altnordiſche Waſſerrieſe Hlê wohnt nach einer däniſchen Sage auf der Inſel Läsöe (Hlêsey) im Kattegat und hält ſich dorten einen Hirten Snio, d. i. das Schneewehen vom Meere her. Myth. 220. Mannhardt, Mythen 84. In weiterer Ausdehnung der Mythe bewohnt Hlê das unbeweglich ſtehende Eismeer, mare mortuum, welches die Iſidoriſchen Gloſſen mit lebirmeri überſetzen. In der ahd. Weltbeſchreibung Merigarto heißt es von dieſem Todtenmeere:

Ein mere ist giliberot,
daz ist in deme uuentilmere uuesterot.
so der starche uuint
giuuirffit dei skef in den sint,
nimagin die biderbin uergin
sih des nieht iruuergin,
sine muozzin foleuaran
zi des meris parm.
ah ah denne!
so ni chomint si danne,
sini uuelle got loson,
so muozzin is da fûlon.

Wie die Seelen der Schiffbrüchigen in der Tiefe dieſes Lebermeeres beim Gotte und ſeiner Gemahlin (der Ran) Zuflucht und Obdach finden, wie ſie von der Ran mit offenen Armen aufgenommen und zugedeckt werden „unter umgeſtülpten Töpfen", das erzählen Wolf Ndl. Sag. Nr. 506, Grimm DS. Nr. 52. An die Stelle ſolcher Hlêmeere treten in unſern Binnenländern die Leewaſſer mit ihren geiſterbehüteten Leebrücken. Auf der Leebrücke zwiſchen dem Flecken Schwyz und dem Dorfe Brunnen am Waldſtätterſee ſitzt die Nachtſpinnerin und wen ſie anhaucht, der erblindet. Leeblind iſt ſtockblind, wie nordiſch helblindi, todtblind. Heul! Heul! pflegen in den Niederlanden die Brautpaare zu rufen bei ihrer erſten Fahrt über eine Brücke, und dabei ſich feſt ans Herz zu drücken (Wolf, Ndl. Sagen Nr. 530); ſie wollen vereint ſterben, wenn die unter ſolchen Leebrücken wohnende Hel eins von ihnen zum Tode abführen ſollte. Auch „Halsbrecherbrücken" ſind daſelbſt in ſolchem Rufe. Wolf, DMS. Nr. 193.

Dem Lebermeere entgegengeſetzt iſt der Leberberg, das verſchließende Grenzgebirge, die wallförmig deckende Berghöhe, die abgrenzende Landmarke, die Wetterſcheide. „Der Berg Juraſſus heißt ob Baden im Ergöuw Lägeren und Läberberg." H. Bullinger, hdſ. Chronic. Tigurin. fol. I, Cap. 16. In der Öffnung des Züricherdorfes Nürenſtorf v. J. 1448 wird über die alljährliche Beſichtigung der Ehfaden (ductus legitimus) und der Grenzſteine des Dorfbannes ſo beſtimmt: der ander vad vacht an bî des kellers hûs vnd gat vnder der Lewern hin an die linden vntz an daz Fallend-tor. Hdſ. Samml., betitelt „Urkunden der Grafſchaft Kyburg", im Beſitz der Aarau. Geſchichtsforſch. Geſellſch. Der Seckelmeiſter Lewern zu Stein am Rhein überträgt ein ihm heimgefallenes Lehen i. J. 1553. Obige hdſ. Samml., Abtheilg. „Haus Oeſterreich" Bd. 3, 379. Derſelbe Geſchlechtsname Leber gilt noch in Thurgau und Aargau. Ein Hügelgrab des Namens Lebern iſt der Befeſtigungs- und Feſtplatz des Zürcher Städtleins Bülach und wird dorten Frôleweren und Voleweren genannt. Die bei Renovirung dieſes Platzes gemachten Ausgrabungen an Knochenlagern

weiſen eine alte Cultſtätte nach. Bülacher Neujahrsbl. v. 1860. Man ſagt, hier lägen lauter Wölfe verſcharrt. Im Lebern bei Zürich. Marthalen fanden ſich 36 menſchliche Gerippe. Keller, Helvet. Heidengräber, 18. Einige hohe Bergrücken des Thüringerwaldes werden Läber genannt. Der Leber iſt einer der drei bei Geiſelbuelach gelegenen alten Grabhügel. Schmeller Wörtb. 2, 410. 528. Aus der Bürde der Grabhügel hat ſich im ahd. Muspilli die Seele der vom Tode Erſtehenden zu erlöſen: ar derô lêuuô vazzôn. Eine Urkunde des XI. Jhd. (in K. Roths Klein. Beitr. zur Geſch. u. Sprache, München, Heft 10, pag. 233) ſchreibt: illos cumulos, quos leuuir vocamus; dem Worte iſt alſo hier der Begriff von clivus und agger beigelegt. Es entgeht uns keineswegs, daß hier die Stämme hel und hle mit einander vermiſcht zu ſein ſcheinen. Allein man wird ſie nicht trennen können. Hel, die Göttin der Winterkälte und des Todes, ſteht zu hëlan oc-culere, celare, zu hohl cavus, κοιλος und clam, d. i. câli-m. Schmeller Wb. 2, 166 zeigt die Gloſſen: hali = lubricus, crepido und clivus, um den Begriff der Abhängigkeit als den urſprünglichen in ihnen nachzuweiſen. Das Verhehlen καλυπτω, das Bedecken mit dem helot-helm kommt dem Gotte Hle zu, der die Schatten im Leewalde und die Todten im Leeberge hütet. Bergentrückte Volkshelden und Kaiſer kennt die Sage, der Tod ſelbſt und Odhinn als Seelenherr heißt „der Hauptmann vom Berge.“ Myth. 805, 807. Leiblich im Berge und geiſtig zugleich in Walhall zu ſein, war Volksglaube. Das Leberthal bei Elſäßiſch Schlettſtatt ſoll von Rieſen angebaut worden ſein (Stöber, Elſäß. Sag. Nr. 113) und zugleich ſoll Karl d. Gr. die Abtei Leberau geſtiftet haben. Zedler, Univ. Lex. s. h. v. Die Form hleuuir contrahirt ſich in hleir und leer. Der Leerwald, zwiſchen Braunſchweig und Königslutter, war einſt zwei Meilen groß. Zedler, ibid. 16, 1344. Der Leerberg im Ansbachiſchen, auf der Heerſtraße nach Würzburg, hat ein gleichnamiges Dorf, welches, nach wohlbegründeter Mittheilung von dorten her, bäuerlich auch Leber genannt wird. Jeden Sonntag nach Pfingſten wurden in dortiger Kirche zu Ehren dreier

hl. Jungfrauen an die Kinder Bretzeln ausgetheilt. Panzer, Bair. Sag. 1. 176, pag. 154. Wir kommen nachher noch auf dieſe drei Jungfrauen, als die drei heidniſchen Schutzgeiſter, zurück. Die beiden Aargauer Grenzdörfer, Moos- und Kirchlerau, heißen mundartlich Mooslerw, Kilchlerw, und das Berner Patriziergeſchlecht deren von Lerber leitet davon ab.

Ueberträgt ſich nun dieſer gleiche Namen auf den Bergwald, ſo entwickeln ſich daran die ferneren Begriffe von Schatten, Wilde Jagd, Grab und Schattenreich; und dies iſt nun zu zeigen.

In Oeſterreich ſcheint ſonſt ein Sprichwort gegolten zu haben, ſo lange die Einfälle der Ungarn das Land in Unruhe verſetzten: Wenn mir der Feind auch Alles nimmt, den Wald kann er nicht mitnehmen. Dieß drückt der Oeſterreicher Seifried Helbling (abgedruckt in Haupts Ztſchr. IV.) in mehrfach anders gewendeten Formeln aus:

sô mir die Unger nement rê,
sô vert er jagen hin ze lê. (V, 13.)

Ein ſolcher Lehwald liegt bei Daun in der Eifel, mit einer Felſenhöhle, Namens Arons- oder Arnszelt, in die eine Seele verwünſcht iſt. Schmitz, Eifelſag. 2, pag. 65. Ein anderer Leewald bedeckt den Juraberggzug des Weißenſteines ob Solothurn, und war einſt zwiſchen dieſer Stadt und viererlei Dörfern ein Gegenſtand von hundertjährigen Proceſſen, die erſt durch das Rechtsgutachten der Tübinger Facultät (gedruckt zu Solothurn 1837) entſchieden wurden. Er war bis zum 16. Jahrh. nordwärts gegen Gänsbrunnen hin die Sprachgrenze geweſen der deutſch-alemanniſchen und der franzöſiſch-burgundiſchen Bevölkerung. Heute noch iſt er ein hochgelegener Tummelplatz für die Durchzüge des Türſt und ſeines wilden Heeres. Ob zu dieſem Namen auch der eddiſche Baum Lærad gehört, der mitten in Walhall ſtehend, mit ſeinem „ſtillen Schatten" die Götterthiere nährt? Müllenhoff (Zur Runenlehre 1852, 6) verzeichnet aus Caedmon 52, 7 holtes hléo; aus Heliand 33, 22 waldes hlêa, und aus der Inſchrift jenes bei Tondern aufgefundnen goldnen Hornes hlevagastim, d. i.

den Gäſten des Waldſchattens, den Jagdgenoſſen (gewidmet); denn altſ. hlêa, agſ. hléov, hlíu, Gen. hlêuues, bedeutet Schattendach. Aus dieſem Begriffe des Wortes entwickelt ſich derjenige von Grab. hlaiv wird von Ulfila ausſchließlich für sepulcrum gebraucht. Zur Bezeichnung des über Lazarus gewälzten Grabſteines ſteht in Heliand, V. 8150, leia (ſtatt hlêa). Die Schlettſtätter Gloſſen (Haupts Ztſchr. 5, 336[b]) überſetzen: lê tumulus, und Graffs Diutisca 1, 260[a] gewährt hlæo, mausoleum. Jenes dem Druſus in Mainz errichtete Grabdenkmal hieß im IX. Jahrhundert Trusilêh. Hattemer, Denkm. 3, 602. Der ſeit dem XI. Jahrhundert urkundlich genannte Grabhügel Gunzenlê am Augsburger Lechfelde iſt von Pfeiffer (Germania, 1, 81) als der Tumulus eines deutſchen Kriegshelden behandelt worden.*)

Der im Grenzwalde wohnende Holzbauer, der in den Wald entfliehende Verbannte iſt der Leemann. Arnold von Brescia, verbannt aus Italien nach Zürich kommend, führte hier den Namen Leemann. Zürich. Neujahrsbl. der Hülfsgeſellſch. 1843, 6. In den Wald gehen, in die Holzbirnen entlaufen, heißt uns noch ſterben; Wälderwohnungen ſind in der Edda die Gräber genannt. Weſterwäldiſche und Oberpfälziſche Dorfkirchhöfe pflegen am Saume der Wälder zu liegen. So

*) Prof. Fr. Pfeiffer in Wien fügt dieſem Citate aus ſeinem genannten Aufſatze hier noch folgenden Nachtrag hinzu. König Konrad (Konradin) genehmigt die Ueberlaſſung zweier Höfe zu Verherbach an das Nonnenkloſter der hl. Katharina zu Augsburg durch Urk. vom 22. Mai 1264, ausgeſtellt „in campo Lici in Guncenlen apud Augustam“ (Mittheilung der deutſchen Geſellſchaft f. Erforſchung vaterländ. Sprache und Alterthümer in Leipzig 1, 150); gedruckt ſteht „liti In Gunzenleu.“ — Jenes Germ. 1, 98 aus Graff angeführte Marachleo ſteht in einer Urk. K. Arnulphs, Moſapurc 21. Merz 890: — „ita autem praefati loci terminus ab eis fuit circumductus atque limitibus distinctus, id est de Marapah usque ad Marachleo, inde quoque ad Rispah“ ꝛc. (ſ. Lang, Regeſten 1, 22). Marachleo ſoll Märkelkofen ſein, im Landgericht Dingolfing in Niederbaiern. — Bemerken will ich noch zu der Schreibung Trusinleh, daß ſich hier, wie in der ſpätern Form Gunzenlech, Drusenloch, die anlautende Spirans (hlêo, hlê) ans Ende des Wortes geflüchtet hat, und daß daraus auch die latiniſierte Schreibung conciolegis, i. e. Gunzenhle zu erklären iſt.

bezeugen es Riehl und Schönwerth. Mit dichten Waldungen ist nach mittelalterlichen Vorstellungen das Todtenreich umgeben: totum esse infernum accinctum densis undique silvis. Myth. 761. Gleichwie der am Waldsaume wohnende Hofbauer der Schattenmeier heißt, so der im Walde wohnende Todesgott Holzmeier. ibid. 811. Die Schweiz hat Leewälder mit Leemännern; Baiern hat Helhölzer, Helwälder, in denen der gespenstische Helmann und der Verlorene Waldmann haust. Panzer, Bair. Sag. 1, Nr. 165. 2, Nr. 121.

Hiemit scheint wohl genügend gezeigt, daß der Meeresgott Hlê sich in die Schattengöttin Hel umgestellt hat, die an dunkeln Furten sitzend, in den Niederlanden Heul heißt, bei uns Heuel (Aargau. Sag. 2, Nr. 389. 406), in Sachsen Heulemutter und Frau Hel. Harrys Ndsächs. Sag. 2, Nr. 6. Nun soll auch noch die gänzliche Verschlechterung dieses Begriffes und sein Herabsinken auf gemeine Todesart und thierisches Sterben an der gleichen Wortform aufgewiesen werden. Vom Begriff des Todtliegenden aus bilden sich daran die Benennungen, welche mundartlich zur Bezeichnung von Henker, Büttel, Schlächter, Aas, Schindanger und Versenkgrube dienen.

Löbenmeister hieß in München der Oberprofoß (Schmeller, Wörtb. 2, 528). Der Leb in Nürnberg war der Schinderknecht, der Leu hieß in Zürich der Weibel und Oberknecht der Metzgerzunft. Letzterer hatte sogar ein „Leuenhaupt", die Büste eines Löwen, bei Zunftaufzügen mit umher zu tragen; so weit war das Verständniß aus unserem Worte gewichen. Kunz Haß, in seinem Lobspruch auf Nürnberg v. J. 1490 (Ztschr. f. deutsch. Kultur-Gesch. Nürnberg 1858. Juniheft, 395) sagt von der Ordnung der Nürnb. Stadtmetzger und Fleischbeschauer:

wer ein reudigs hat gestochen,
muss der leb on haffen kochen,
bis das er's gar verprennet hat.

Das finnige Thier, welches ein Metzger ausschlachtet, verfällt dem Schinder (leb), und muß durch ihn verbrannt (ohne Hafen gekocht) werden. Der Oberpfälzer sagt von schlechten

und kranken Thieren e léiwer Ochs, e léiwa Kou, e léi's Pfa (Pferd). Schmeller, Wb. 2, 406. Schwäbiſch-alemanniſch aſpiriert daſſelbe Wort den Anlaut: Kleemeiſter heißt der Fallmeiſter. Kleemetzger war i. J. 1472 der amtliche Titel des ſonſt ſogenannten Keibenſchinders. Troll, Geſch. der Stadt Winterthur 5, 203. Die Aargauer gemeine Schelte „Kleekuh, Kleewagen" bezeichnet das dem Schinder und Schinderkarren Verfallene, ein ſchlechtes Weibsbild. Der alte Ortsnamen Marachlêo deutet auf ſolcherlei Hügel, in denen man geſchlachtete Roſſe heidniſch beſtattete; man nennt jene bei uns „Keibengräber." Aargau. Sag. 2, pag. 24. 246. Iſt alſo Leu der Name des Henkers und Schinders, ſo iſt das Leuenfeld die Keibenſtatt und der Schindanger. Ein ſolches Leuenfeld mit der angegebenen Beſtimmung bei der Stadt Aarau am linken Aarufer heißt ſo ſchon ſeit älterer Zeit. Helvet. Almanach 1816, 86. Der ſel. Bruder Nicolaus von der Flüh ſtammt aus dem Unterwaldner Geſchlechte der Leuenberger und war wohnhaft im Walde Am Ranft. Melch. Schuler, Sitten und That. der Eidgenoſſ. 1. Der Leuengraben zu Luzern iſt die ſeit d. J. 1581 daſelbſt angelegte große Stadtkloake. Caſ. Pfyffer, Geſch. v. Luzern 1, 304. Der die Kloaken zu reinigen hat, iſt ſchwäbiſch der Läublefürber (Schmid, Schwäb. Wb. 342) und appenzelliſch der Läublihôptmâ (Tobler, Sprachſch. 294). Hier trifft im oberdeutſchen Worte Laube (habitaculum) der Doppelbegriff Schattenort und heimliches Gemach, Abort, wieder zuſammen. Ebenſo geht auch aus dem mhd. liewe mansio, und aus dem ndd. löæwe tabernaculum, gleicherweiſe der Begriff von refugium, asylum hervor und hat ſich in jenen ndd. Ortsnamen ſo oft wiederholt, die mit — leben (Eisleben, Fallersleben ꝛc.) zuſammengeſetzt ſind.

Das iſt es, was wir aus der Anſchauung und der Sprache des Volkes beizubringen wiſſen von der Körperlichkeit und leiblichen Wirkſamkeit des phyſiſchen Schattens; es gewinnt ſeine weſentliche Bedeutſamkeit, wenn wir nun im zweiten Abſchnitte handeln von dem geiſtigen Einfluſſe des Schattens.

II. Vom Schattengeiſt.

Das deutſche Heidenthum glaubte an einen Schutzgeiſt, den jeder Menſch beſonders zu eigen hatte. Als ein feenartiges Weſen, weiblich und geflügelt gedacht, begleitete ihn dieſer Geiſt von der Geburt bis zum Grabe, trat mit ihm ins Leben, ſtarb mit ihm im Tode, warnte ihn in Gefahren ſichtbar, oder flößte ihm ein gewiſſes vorahnendes Vermögen ein, wenn er in entſcheidenden Momenten rathlos war und ſich ausſetzen wollte. Der Skandinavier nannte dieſen Gefolgs- und Geleitgeiſt die Fylgja und unterſchied dieſe als eine Forynja, die dem Menſchen vorausſchritt, ſeine perſonificierte Vorſicht, und als eine Hamingja, die ſeinem Körper ſchattengleich nachſchwebte. Zu dieſen zweien kommt als dritte noch die allgemeine Todesbotin, die gleichfalls geflügelt erſcheinende Walküre, die um den ſterbenden Menſchen bemüht bleibt. Daß dieſe dreierlei Arten des Schutzgeiſtes die drei Lebensalter des Menſchen und die drei Tageszeiten ſind, verkörpert in dem entſprechenden Schattenwurf dieſer beiden, dieß wird ſich nachher herausſtellen. Der heutige Isländer verwendet den Namen Fylgja noch immer für jenes mit dem Kinde zugleich geborene, um deſſen Haupt geſchlungen liegende Häutlein (ovum, amnium), welches als der Helm und das Glückshäublein auch bei uns ſorgfältig aufbewahrt wird (vgl. Aleman. Kinderl. pag. 280); und aus Meinerts Liedern aus dem Kuhländchen (Vorrede 1, 111) hat ſchon Rühs (Ueber Tacitus Germania pag. 495) nachgewieſen, daß dieſer nordiſche Gefolgsgeiſt auch für den deutſchen Oſten gegolten hat. Mit der chriſtlichen Zeit verkehrten ſich dieſe Fylgjen in den Schutzengel, auch dieſer mußte das Neugeborene erſt beſeelen, dann unzertrennlich begleiten. In des Bruder Berthold von Regensburg Predigten heißt's: alz ein kint lebende wirt, sô giuzet im der engel die sele în. Der Schutzengel iſt an den Schützling angebunden: zuo im was geweten ein engel, daz im niht geschach. Geo. 3205. Nach der Nialsſaga cap. 101 läßt ſich ein Heide taufen auf die Zuſicherung hin, daß der hl. Michael (der Seelenempfänger) durch

die Taufe ſein neuer Fylgju engill werde. Myth. 829-831. Gleichwie dieſer Heide einen nach Rang und Stand hohen Schutzengel im Chriſtenthum verlangt gegenüber jener ebenmäßig vermögenden Fylgja, die er jetzt aufzugeben bereit iſt, ebenſo nimmt darauf die mittelalterliche Theologie eine ähnliche Stufenleiter von Schutzgeiſtern an. Die Thiere jeder Gattung — predigt Geiler von Keiſersberg, Bröſamlin II, Bl. 19 — haben nur ihren Gattungs-Schutzengel; „nit yeglichs thierlin hat ein eignen engel, aber yeglicherlei.“ Und die Kirche hat auch bis jetzt jeder Thierart einen beſondern Schutzpatron belaſſen; einem jeglichen Menſchen aber giebt ſie ſeinen beſonderen Schutzpatron zu, ſtellt dem Menſchen ſogar deſſen Wahl frei. Luther nun unterſcheidet auch noch hierin. Ein Fürſt, ſagt er, hat einen viel größeren und ſtärkeren Engel, der auch klüger und weiſer iſt, denn ein Graf; und ein Graf einen größeren und ſtärkeren Engel, denn ein gemeiner Mann. Je größeren Stand und größer Geſchäft einer hat, je größern und ſtärkern Engel hat er auch, der ihn ſchützet, ihm hilft und dem Teufel wehret.

Unſere Mythen wiſſen anzugeben, wie die Fylgja dieſem verwickelten Geſchäfte nachzukommen ſucht. Meiſtens thut ſie es nur in jener zarten Weiſe, wie Athene, die ihren Liebling Achilleus geflügelt umſchwebt und ihn, wenn er ſich in Scheltworten unſchön erhitzt, leiſe bei der Locke berührt. Sie ſchenkt dem Haupte einen würdigen Gedanken, dem Herzen erweckt ſie eine feine Rührung. Aber ſo reingeiſtig kann ſie nicht überall ſich wirkſam erweiſen; ſie muß ja mit dem Helden vereint zu Felde ziehen, mitten zwiſchen den gehobenen Schwertern ſtehen, den Waffenentſcheid lenken, denn alſo bedingt es die aufbrauſende Natur ihres Schutzbefohlenen. Oder ſie muß ſich dem in der Liebe Leidenſchaftlichen bräutlich verloben, damit da kein ſchlechteres Eheweib ihn herabbringe, und ehelicht er gleichwohl ein ſolches, ſo lebt ſie in dieſes Eheweibes Geſtalt mit dem Manne häuslich weiter und ſcheuet ſelbſt nicht vor Polygamie zurück. Betrachten wir nun einige dieſer Bündniſſe.

Im verlorenen Liede von der Kara, von dem jedoch etliche

Stellen in die Hrômundarsaga Greipssonar übergegangen sind, schützt die schwanenflügelige Kara — also eine Walkürengestalt — ihren Geliebten Helgi und schwebt während der Schlacht dicht ob seinem Haupte. Da er nun auf den Gegner Hromund stößt, holt er mit dem Schwerte so hoch zum Hiebe aus, daß er die über ihm fliegende Jungfrau in den Fuß trifft und im gleichen Fehlhiebe die Waffe bis zum Griff in den Boden hinein schlägt. Dieses gewahrend ruft er aus: Nun ist mein Glück dahin, wehe, daß ich dich verlor! Aber auch der feindliche Hromund erkennt die Verwundung der Fylgje und bestätigt: dich selbst hast du erschlagen, indem du deine Geliebte erschlugst! Während Helgi dann nach seinem Schwerte sich bückt, wird er von Hromund todt nieder gestreckt (vergl. P. E. Müller, Sagabiblioth. 2, pag. 545). Man hat die Echtheit dieser Sage zwar bezweifelt; sie läßt sich indessen durch das hier Nachfolgende vollkommen bestätigen. Noch in unserem Volksräthsel vom Schatten (Simrock, Räthselb. Nr. 470) klagt der Schatten des Abgeschiedenen, mithin die Fylgje, seinem verlornen Menschenkörper also nach:

Da du lebtest, da lebte auch ich,
Da hättest du gerne gefangen mich.
Nun bist du todt, nun hast du mich,
Und daß ich sterbe, was hilft es dich?

Die Sage von des Staufenbergers Geliebten stimmt mit dem eben Erzählten wohl zusammen; sie ist durch das deutsche Gedicht aus dem 14. Jahrh. (ed. Engelhardt, Straßb. 1823) und durch ihre Localisierung in der Ortenau doppelt verbürgt. Diejenigen, welche sie mit der Fabel von Amor und Psyche verglichen haben, wußten nur halb, was sie wollten. In Kürze lautet sie so. Es saß einst an jenem Felsen in der Ortenau, welchen man den Zwölfesstein nennt, ein schönes fremdes Weib (eine Fee, heißt es), als eben der Ritter von Staufenberg am Pfingsttage dorten vorbei zu Hofe ritt. Nachdem sich das Weib ihm zu erkennen gegeben hatte als diejenige, die schon bei ihm gewesen, seit er ein Pferd überschritten, die ihn in Kampf und Streit gehütet, ihn auf Weg und Straßen heimlich gepflegt,

vor allem Leid bewahrt und ihn allein geliebt habe, da vermählen sie sich zusammen. So oft er sie künftighin zu sich wünsche, sagt sie, daheim oder auf der Reise, werde sie flugs bei ihm sein, jedoch nur ihm und sonst Niemandem sichtbar. Nie jedoch, setzt sie warnend hinzu, solle er ein ander Eheweib neben ihr begehren, sonst müßte sie vor Allen ihren Fuß sehen lassen. Dieß würde des Geliebten Tod sein. Doch als nun der Ritter zu Hofe kam, wurde er dem Könige bald werth und dieser bot ihm seine Muhme zur Frau an. Auf des Staufenbergers Geständniß, daß er schon einem Weibe angehöre, daß er dieses aber vor Niemand sehen lassen wolle, entgegnete der Bischof, dieß könne sodann kein rechtes Weib, sondern müsse wohl vom Teufel sein. Und in solcher Verwirrung überstimmt, ließ sich der Ritter mit der Fürstin vermählen. Da geschah, wie ihm die Liebste vorausgesagt. Während er mit der Braut und seinen Hochzeitsgästen zu Tische saß, stieß durch die Decke des Saales ein Menschenfuß herab bis ans Knie, wunderschön und blank wie Elfenbein, und verschwand vor Aller Augen, ohne eine Spur in der Decke zurückzulassen. Der Ritter erkannte nun sein Loß. Er nahm von Braut und Freunden Abschied, beichtete und verschied. Vgl. Grimm DS. Nr. 522.

Hier erscheint die Fylgje anfänglich als Mittagsgeist, denn sie sitzt feengleich am Pfingsttage am Zwölfestein. Sie ist also dorten ursprünglich der Felsschatten gewesen, nach welchem die Ortenauer die Zeit der Sommersonnenwende und die Mittagsstunden berechnen. Hierauf wird sie der Gefolgsschatten des Staufenbergers, und indem sie sich diesem vermählt, ist sie ihm ebenso nur an dem Fuße kenntlich, wie von der Riesin Skadhi jener Niördhr auch nur nach seinem schönen Fuße zum Gatten gewählt werden und in seiner übrigen Gestalt ihr verborgen bleiben muß. Und wie es Helgi's Tod ist, als er den verwundeten Fuß der über ihm schwebenden Kara erkennt, so stirbt der Staufenberger, als über seinem Haupte die Geliebte das blanke Bein durch die Decke des Hochzeitsaales stößt. Ueberall ist damit auf die blendend weiße Befiederung der geflügelten Schwanenjungfrau und Walküre hingedeutet. Ein fernerer

Grund des Verderbens ſpielt hier mit herein, von dem weiter unten die Rede ſein wird: wer ſeines Gefolgsgeiſtes zur Unzeit anſichtig wird, oder Grund wird, daß ihn Andere ſehen, deſſen Tod iſt es. Darum ſagt man in der Nähe um Fulda: Wenn Jemand ſterben ſollte, ſo ſei eine Waldfrau von der wilden Frauen Loch her gekommen und habe ſich wehklagend in der Nähe des Sterbhauſes gezeigt (Wolf, Heſſ. Sagen 53 ff.). Man beſitzt die Liebe der Fylgje zwar ungewollt, wie jede echte Neigung ungerufen entſteht, aber dennoch und obſchon ſie neben der Liebe des eigenen Eheweibes mit da iſt, kann ſie ſich in eine geſchlechtliche Eiferſucht verwandeln. Dahin zielt, was man ſich von dem Stallmeiſter des Koburger Herzogs Johann Caſimir erzählt: es habe derſelbe ſeine Wohnung fortwährend wechſeln müſſen, denn in jeglicher Miethe gieng ihm allenthalben ein Mittagsgeiſt nach, der ſeiner noch lebenden Ehefrau völlig gleichſah (Grimm DS. Nr. 259). Schon hier iſt zu bemerken, daß aus dieſem Fylgjenglauben alle jene zahlloſen Geſchichten entſprungen ſein müſſen, die man überall erzählt vom Zweiten Geſicht, vom Sichſelbſtſehen, vom Doppelgänger, vom Schatten im Lehnſeſſel, vom Bettgeſpenſt in der Schlafkammer. Dieſer Hiſtörchen urſprünglicher Inhalt, gegenüber ihrer jetzigen Sinnloſigkeit, iſt der ſeinem Körper folgende Schatten, welcher, weil er als das Weſentliche des lebenskräftigen Menſchenkörpers erſchien, auch zugleich als die um das Fortleben ihres Körpers tief beſorgte Menſchenſeele galt. Und ſoweit geht einer ſolchen Seele Lebensluſt, daß ſie ſich mit ihrem Menſchenkörper ſogar in Buhlſchaft einläßt. Aber dieſer Geleitsſchatten muß mit dem erliegenden Körper endigen, dem Erſchlagenen kann ſeine Fylgje weder mehr voranſchreiten, noch nachfliegen, des Schattens Aufhören bedingt auch mit der Fylgje Tod. Fylgje, Schatten, Körper und Seele zeigen ſich hier als eines. Ihre intime Gegenſeitigkeit erträgt es, daß ſich auch allerlei kleiner Hauszank zwiſchen den Beiden erhebt, aber er wird ausgeglichen und Eines ſteht wieder für das Andere gegen Jeden ein. Alles iſt Reciprocität. Dieß findet ſich noch in recht herzlicher Weiſe ausgedrückt bei einem

Dichter, in deſſen reinkirchlichen Schriften man ſolches nicht ſucht. Joh. Scheffler ſchreibt in ſeinem Cherubin. Wandersmann folgendes Epigramm:

Mein beſter Freund, mein Leib, der iſt mein ärgſter Feind,
Er bindt und hält mich auf, wie gut er's immer meint,
Ich haß und lieb' ihn auch, und wenn es kommt zum Scheiden,
So reiß ich mich von ihm mit Freuden und mit Leiden.

Auffallen muß es, daß dieſen Sagen zu Folge die den Geiſt ihres Pfleglings leitende Fylgje ihn zugleich buhleriſch verleitet, ihn zur Untreue gegen das Eheweib verführt. Ein ſo wenig mit der deutſchen Zucht übereinſtimmender Glaube bedarf, wenn er zugleich alt und echt ſein ſoll, am eheſten der Erläuterung. Sogar Karl der Große lebte nach einer hdſ. Quelle aus dem 13. Jahrhundert ehelich mit einer ſolchen Waldfee zuſammen, obſchon er zugleich der berufene Gemahl ſeiner Kaiſerin und der Vater zahlreicher Kinder iſt. Allein dieſe Waldfee wird geſchildert als ein Weſen, welches nur in des Kaiſers Nähe lebensfriſch und ohne ihn eine lebloſe Leiche war. Als ſie einſt ſchlief und der Sonnenſtrahl in ihren offenen Mund traf, erblickte der Kaiſer ein unter ihrer Zunge verborgen liegendes Weizenkorn. Nachdem er dieß herausnehmen laſſen, blieb das Feenweib von Stund an todt und lebte nicht wieder auf (Myth. 405). Dieſes Kebsweib neben dem Eheweib deutet abermals auf jene Doppelſeitigkeit des Seelenvermögens, aus welcher eben die beiden Fylgjen ſelbſt entſprungen ſind. Das Vorausſchauen und das Zurückſchauen des Geiſtes theilte ſich auch dem Griechen in die zweifache Perſönlichkeit des Prometheus und des Epimetheus, und erſt dem ſpäteren und ſchärferen Verſtande erſcheint es als die von dem einen Geiſte ausgehende Eine Perſönlichkeit der homeriſchen Ate. Dieſe Tochter des Zeus iſt, übereinſtimmend mit dem im erſten Abſchnitte über den ſchadenden Schatten Vorgetragenen, der Schaden, der auf die unbedachte That folgt „die verderbliche Schuld, die nicht den Boden berührt, ſondern mit weichen Füßen auf den Häuptern der Menſchen ſchreitet und unverſehens ſich einſtellt bei Uebereilung und Leidenſchaft" (Il. 9, 119. 19, 90—138). Aber

eben damit ist Ate wieder die eine von jenen zwei Wächtern (φύλαχες), die nach Hesiod, Proclus und nach Plutarchs Commentar dem Menschen beigegeben sind. Der Neugrieche hat sie mit ihrem antiken Namen in die zwei Schutzengel verwandelt, deren einer zur Rechten steht und die guten Thaten aufzeichnet, während der zur Linken das Ueble anmerkt (Welcker, griech. Götterl. 1, 733).

Die griechische Sage von Prokris, des Erechtheus Tochter, birgt in sich eine den deutschen Gefolgsgeistern nahverwante Vorstellung. Der Prokris Gemahl, Kephalus, ist nicht nur ein leidenschaftlicher Jagdfreund, sondern auch ein Frauenjäger und hat damit die Geduld seiner Prokris auf harte Proben gesetzt. Sie folgte ihm daher in seine entlegenen Jagdbezirke heimlich nach und hielt sich beim Orte seiner Mittagsruhe nebenan im Dickicht versteckt. Hier hörte sie, wie er ermüdet und erhitzt in den Seufzer ausbrach, daß doch Nephele (die schattende Wolke) herbeikommen und ihn bei diesen Sonnenstrahlen kühlen möchte. Eifersüchtig auf eine vermeintliche Nebenbuhlerin, sprang Prokris auf der Stelle aus dem Verstecke hervor; zugleich aber schleuderte Kephalus, bestürzt über das unvermuthet entstehende Geräusch, seinen Jagdspieß gegen das Dickicht und tödtete so unwissentlich sein eigenes Weib.

Natürlich müssen sich diese Beiden um ihres Pfleglings Neigung eifersüchtig streiten, gerade so wie im Gedichte Muspilli die beiden Theile des Todtenheeres um die aus dem Grabe erstehende Menschenseele sich „balgen". Die Gefolgsgeister der heutigen Isländer heißen Skotta (ahd. sciozan), Schößling, Nachwuchs des Geschlechtes. Während ihre Schützlinge zusammen zechen, gerathen jene hinter deren Rücken in einen eifersüchtigen Weiberzank und werden darüber sogar handgemein. Maurer, Isländ. Sag. der Gegenwart, 85. Auch Bürgers Gedicht vom wilden Jäger stellt diesem zwei solche entgegen gesetzte Rathgeber an die Seite:

Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

Wie in dieſem Gedichte der eine Warner ein Bote des Satans iſt, der andere ein Engel, ſo wird auch in der Sage die eine Fylgje zum verführenden Teufel, die andere zur rettenden Heiligen gemacht. Der Teufel kann dem Ritter Riddert, obſchon dieſer ſich ihm verſchrieben hat, nichts anhaben, denn St. Gertrud ſitzt hinter dem Ritter mit zu Roß (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 358). Mhd. Gedichte erzählen von einem Ritter, der ſeine Frau dem Teufel verſchrieben hat und ſie ihm nun zu Roſſe zuführt. An einer Kapelle vorüber kommend, ſteigt die nichts Böſes ahnende Frau ab und betet da, indeſſen die hl. Jungfrau Maria heraustritt und ſich hinter den Ritter aufs Roß ſetzt. Nun muß der Satan entfliehen (Wolf, Beitr. 1, 192). Aehnlich ſtellt ſich der Tſcherkeſſe die Peris als weibliche Geiſter vor, die den Reitern aufs Roß ſpringen, um ihnen von Liebe zu reden. Hat man unberathen ſich ihrer Güte erwehrt, ſo wird man nur um ſo eher ihrer Rache verfallen. Wolfs Heſſ. Sagen Nr. 54 erzählen vom Ritter, der am heſſiſchen Bielſtein vorüber reitend von einer uralten Frau, die mühſam auf Krücken einherkam, gebeten wird, er möge ſie mit aufs Roß nehmen. Da er Furcht empfand und davon eilte, ſprang das Weib ihm auf den Rücken, und man hat nie mehr eine Spur von ihm geſehen. So ſind die zwei Seiten unſeres menſchlichen Weſens als zwei ſtreitende Frauen, als zwei doppelfarbige Schweſtern, als eine gute und weiße Frau, und als eine ſchwarze und blinde Hel aufgefaßt. Auch in jener bekannten Xenophontiſchen Erzählung, Herkules am Scheidewege, erſcheinen dem Halbgott, als er aus dem Knaben- in das Jünglingsalter eintritt und ſeine Lebensentſchlüſſe faſſen ſoll, zwei verſchiedenartige, ſich beſtreitende Frauen; die eine in weißem Gewande an ihm vorüberſchreitend, die andere nach ihrem eigenen Schatten blickend, auf Herkules hinzulaufend. Beide machen Anſpruch auf ihn. Aber ſo lange ihr Schützling der leidenſchaftliche Menſch ſein wird, wird er gerade diejenige Seele am meiſten betrüben, die er ſelber am meiſten zu lieben wünſcht. Erſt wenn nun Orpheus geſtorben und zum zweitenmale zu den Schatten hinabgeſtiegen iſt, verliert er ſeine Eurydice nicht

mehr, ſondern lebt einträchtig mit ihr, wie es bei Ovid (Metam. 11, 64) heißt:

Jetzo wandeln ſie dort mit vereinigtem Schritte, die Beiden;
Bald geht jene voran, und er folgt; bald eilet er ſelbſt vor,
Und nach Eurydice darf mit Sicherheit Orpheus ſich umſeh'n.

Die Frage iſt nun, in welcherlei Erſcheinungsweiſe der Geleitsgeiſt außerdem auftritt und für bedeutſam gehalten wird.

Der Norweger glaubt, einem jeden Menſchen gebe ſich ſeine Fölgie in Geſtalt eines ſolchen Thieres zu erkennen, das zu ſeiner eigenen Sinnesart am nächſten ſtimmt (Myth. 831). Und da von Gott Odhinn gleichfalls behauptet wurde, während ſein Körper zuweilen leblos dagelegen, ſei inzwiſchen ſeine Seele als Vogel, Fiſch, Wurm oder als anderes Thier in ferne Länder geeilt (Rußwurm, N. Sag. 42), ſo war damit dieſer nordiſche Glaube nicht bloß geheiligt, ſondern es war zugleich einer ganzen Reihe von Thiergeſpenſtern der Zwinger des Aberglaubens aufgethan. Da der Gefolgsgeiſt den Launen ſeines Pfleglings nur geflügelt nachzueilen vermochte, ſo betrachtet man die Seele am öfteſten als einen Vogel. Auf orientaliſchen Denkmälern iſt der Geiſt als ein doppelt beſchwingter Kreis (Feroer) dargeſtellt. Auf einem antiken Vaſengemälde, die Schleifung Hektors durch Achill darſtellend, ſchwebt Patroklos Seele über dem Achilleus und treibt ihn an; ebenſo ſind auf altchriſtlichen Denkmälern geflügelte Figürchen, oft bis zum Ueberſehen klein, über dem Haupte des Verſtorbenen angebracht (Welcker, griech. Götterlehre 1, 808). Meine Mutter — ſo erzählt mir ein hierländiſcher Freund — zeigte mir in ihrem alten Gebetbüchlein oft ein Bild, auf dem in einer Bettlade ein Sterbender oder Kranker zu ſehen war. Unten auf dem Fußbrette ſaß ein Vögelein und ſchaute ihn in's Geſicht. Auf meine Kinderfrage, was der Vogel bedeuten ſolle, meinte die Mutter bald, es ſei der hl. Geiſt, bald es ſei der Teufel, der auf die ausfahrende Seele lauere. Daß aber bei ſolcherlei älteren Bildwerken, ſelbſt wenn eine Taube daran vorgeſtellt iſt, nicht geradezu an die columba eucharistic in dieſem Falle gedacht zu werden braucht, dieß hat Wo Beitr. 2, 209-219 an entſcheidenden Beiſpielen, namentlich au

Gregorius von Tours, nachgewieſen. Iſt dir ein Liebes in der Fremde geſtorben, ſo wird es dir ein Vögelein ans Fenſter picken. Krähen, nordenher kommend und mit geſenktem Kopfe vom Dache ſchreiend, deuten auf den Tod des in dieſem Hauſe Erkrankten. Aargau. Volksglaube. Es erſcheint der verlaſſen am Meeresſtrande ſtehenden Gudrun ein prophetiſcher Vogel, welcher ihr den auf dem Fuße nachkommenden Bräutigam und Befreier ankündet. In den Aargau. Sag. Nr. 48 erſcheint die Seele Verſtorbener als Taube, Rabe und Schmetterling; aber dann auch in minder edler Geſtalt, als Irrlicht, als Katze, Kalb, Schwein und Hund. Der Hund, welcher den Gott und ſeine Botinen, Odhinn und ſeine Walküren, begleitete, der dann unſern älteſten Gauheiligen unzertrennlich bleibt, z. B. der heil. Walpurgis, wird ſpäter zum Höllenhunde. Es läuft daher ſtets in Hundegeſtalt dem Zauberer ſeine verlorene Seele nach; ſo dem Doctor Fauſt ſein Pudel, dem Famulus Wagner und dem Jean de Nivelle der ſeine, dem Cornelius Agrippa ſein ſchwarzer Paredrius, und liegt der Meiſter im Sterben, ſo ſpringt das ſchwarze Thier verzweifelnd in's Waſſer. Der holländiſche Nachtgeiſt Lodder kommt einher, die Zottelhaut eines Hundes um die Schultern geſchlagen, oder ſelber ein Hund mit Feueraugen; er ſtreckt die Pfoten über jeden brückenloſen Bach ans andere Ufer, wohin ſein Pflegling als Liebhaber auf dem nächtlichen Wege zum Mädchen iſt, und läßt ihn über Rücken, Hals und Arme bequem hinüber ſchreiten (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 265. 213). Sogar die Nachtſtunde giebt er dem Wandernden dabei an; denn flimmernd und pickend liegt er auf der Straße wie eine im Mondſchein daliegende ſilberne Taſchenuhr (Wolf, ibid. Nr. 213. 487—489). Hier iſt dieſer Geiſt das mit ſchwarzen Schlagſchatten wechſelnde glanzwebende Mondlicht; aber auch ſeinem Namen nach entſpricht Lodder dem Lothur (Völuspa 18), welcher Odhins Bruder und Mitſchöpfer der Menſchen genannt iſt. Später wird Letzterer zu Lothur-Loki, d. h. zum Vater der den Mond verſchlingenden Hunde, gleichwie dieſer Lodder in Hundsgeſtalt der Mond ſelbſt iſt. Anderwärts wird dieſer Nachtgeiſt in den Niederlanden der lange Wapper genannt und

wafelt oder wabert als Stadthund zu Antwerpen (Wolf, ibid. Nr. 379); er erzeugt bald dunkle, bald flammende Luftgebilde, welche von den Strandbewohnern auf ein Unheil voraus gedeutet werden (Grimm, DS. Nr. 280). Wie Lodder der lodernde Mondschein, so ist auch Wapper die Waberlohe des Gestirnes, und als solches sind Beide bald ein Begünstiger der Liebesnächte, welcher Brücken und Wege zur Stelle zaubert, bald ein den Freund oder sein nächtlich steuerndes Meerschiff grausam irreführender Unhold. Der persönliche Schutzgeist nimmt also alle möglichen Formen an und stellt jede einzelne Seelenthätigkeit seines Schutzbefohlenen in einer entsprechenden Thierverkörperung dar. Er kommt aus König Guntrams Munde als Schlänglein herausgekrochen (Grimm DS. Nr. 428), aus dem Munde der Tänzerin als rothes Mäuschen herausgesprungen (Goethes Faust). In Gestalt einer Taube flattert die Seele der verstorbenen Dienstmagd aus dem Hausschranke (Aargau. Sag. 2, Nr. 272), also im Schwanenhemde oder Falkengewand, gleichwie die Göttin Freyja ein solches trägt, welche sich in die Seelen der gefallenen Helden mit Odhinn theilt und deshalb Valfreyja heißt. Die eine der drei Schwestern, von denen Panzers Sagen so viel zu berichten wissen, hat schneeweiße Flügel gleich Engeln, die andere aber nicht, denn sie ist böse und wird sich noch ganz schwarz färben (1, 26). In der Kirche zu Itzehoe ward ein Taubenflügel hergezeigt, ein Soldat hatte ihn der Jungfrau Maria abgeschossen, als sie die Stadt gegen das stürmende Heer der Schwarzen Grete beschützte (Müllenhoff, Schlesw.-Holst. S. pag. 121). Hier kämpft die weiße Taube gegen den schwarzbeschwingten Unheilsvogel, die christliche Maria gegen die heidnische Grete, beide als sich bestreitende Schutzgeister. Beide sind für diesen Kampf geflügelt, also Walküren; und so sind es auch die vorhin erwähnten drei Schwestern, von denen es bei Panzer 1, 180 heißt: Sie waren gefolgt von einem weißen und einem schwarzen Hündchen; sie ritten zu Dritt in den Krieg und wirkten da mehr als die Ritter selbst, d. h. mehr als die Schutzbefohlenen. Wie diese Fylgjen als Schildjungfrauen ihren Helden im Kampfe beschirmten

ſo wurde die Thiergeſtalt, in welcher ſie erſchienen, zugleich des Helden Schildzeichen, das zwiſchen Weiß und Schwarz wechſelnd, Schwan und Adler, Schimmel und Rappen, weiße und ſchwarze Doggen, Seefräulein und Mohrenköpfe u. ſ. w. am häufigſten aufweiſt.

Bei den nordamerikaniſchen Indianern gilt in gleicher Weiſe der Manitto. Er wird dem Menſchen im Traume verliehen und hat ihm nun überall beizuſtehen. Der eine bekommt ſo die Eule, der andere den Büffel zum Begleiter, der Wilde iſt ſtolz darauf und hält ſich für ſtark und mächtig (Loskiel, Geſch. d. evang. Brüdermiſſion. Barby 1789, 53).

Es iſt aber nicht allzeit rathſam, ſeinen Gefolgsgeiſt zu erblicken. Wir ſagen, wer ſich ſelbſt ſieht, dem iſt damit ſein naher Tod angekündet. Im Norden heißt's, wer ſeine Fylgja ſchaut, den verläßt ſie, der büßt damit ſein Leben ein (Myth. 831). Nur einmal blickt ſich Orpheus um und verliert damit auf immer die ihm nachfolgende Eurydice. Als Agrippas Schüler zu Löwen ſich in des Meiſters Studierzimmer geſchlichen und da in deſſen Beſchwörungsbuche geleſen hatte, trat ein Geiſt zur verſchloſſenen Thüre herein und fragte, warum rufſt du mich, was ſoll ich dir thun? Der Schüler war darauf nicht gefaßt, fand in ſeiner Angſt keine Antwort und wurde vom ergrimmenden Geiſt erdroſſelt (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 264). In der letzten Predigt, welche Karlſtadt zu Baſel hielt, ſah er, wie ein großer ſchwarzer Mann in die Kirche kam und ſich neben den Bürgermeiſter ſetzte. Beim Weggang aus der Kirche fragte Karlſtadt, wer der Unbekannte geweſen, aber das wußte keiner ihm zu ſagen, denn Niemand hatte den Mann geſehen. Als der Prediger nach Hauſe kam, erzählte man ihm, der große ſchwarze Mann ſei vor wenigen Augenblicken da geweſen, habe das jüngſte und liebſte Kind bei den Haaren ergriffen, als wolle er ihm den Hals brechen, doch habe er's zuletzt wieder hingeſetzt und ihm befohlen: Sage deinem Vater, daß ich binnen drei Tagen zurückkomme und daß er ſich alſo bereit halte. Karlſtadt erſchrak darüber ſehr, legte ſich zu Bette und ſtarb drei Tage nachher (Wolf, DMS. Nr. 96). Gerbert, der unter

dem Namen Sylveſter II. den päbſtlichen Stuhl beſtieg, begegnete einſt um Mittag in der Waldeinſamkeit einer Jungfrau, die ſich Meridiana nannte. Auf ihren Wunſch entſagt er ſeiner bisherigen Geliebten, verbindet ſich ehelich mit dieſer Waldfrau, lernt durch ihre Belehrung Vergangenheit und Zukunft erkennen und wird bei ſolcher Weisheit das Oberhaupt der Kirche. Aber als er dieſe Meridiana einſt während ſeines Kirchendienſtes vor ſich erblickt, iſt es das letzte Jahr ſeines Pontificats und ein Vorzeichen ſeines Todes. Dieſe altengliſche Sage nebſt anderen ähnlich lautenden, von Cäſarius von Heiſterbach in aſcetiſchem Sinne erzählt, hat eine ausführliche Beſprechung gefunden bei Wolf, Beitr. 2, 236 ff.

Zuweilen erſcheint der Schatten nur um zu drohen, aber ohne weitere Folge. Der Schwarze in der Au (Aargau. Sag. Nr. 39) mit ſeinem Breithute und Zwerchſack, ſtolpert Nachts neben und über den Leuten hoch einher; aber am Stromufer verläßt er ſie wieder oder ſchleudert ihnen nur Steine in den Fluß nach. Läßt ſich dagegen der lange Mann in der Mordgaſſe zu Hof blicken, ſo erfolgt im ganzen Voigtlande das große Sterben (Grimm DS. Nr. 167). Bei einer anderen Gelegenheit tritt der Schatten warnend auf und rettet ſogar aus der Todesgefahr. Ein ſolches Beiſpiel wird erzählt aus Irland in dem bei Cotta erſchienenen Sammelwerke Erin 6, 18. Ein Weib hatte einen Vampyr oder Leichenfreſſer zum Ehemann gehabt Namens Nora Guare, d. i. der Braunmann. Nach ſeinem Tode ließ ſie ſich einmal verleiten, an ſein Grab zu gehen, um da zu lauſchen, ob man denn das angebliche Lippenſchmatzen und Schnullen einer Vampyrsleiche wirklich hören könne. Als ſie da zufällig vor ſich hinblickte, ſah ſie, wie ihr Schatten ſich bewegte, während ſie ſelbſt ſtille ſaß, mit ſeinen ſchwarzen Armen ihr Winke gab, daß ſie den Platz verlaſſe, alsdann eine Hand erhob, auf den Heimweg deutete, vom Boden aufſtand und hinweg ſchritt. Nun folgte das erſchreckte Weib nach. So war ſie diesmal durch ihren Schatten gerettet worden. Denn hätte ſie da der wieder erwachende Braunmann getroffen, ſo hätte er ſie ſofort verzehrt. Dieſer haarſträubende

Glaube von dem selbstthätig auftretenden Schatten der eigenen Person ist uns fremd geworden; nicht aber der mit ihm verbundene andere, von dem noch wirksam vorhandenen Schatten längstbegrabner Leute. Kommt der Geist Verstorbener in Mondnächten vor die Hausthüre, so hütet sich der Inselschwede besonders von dessen Schatten getroffen zu werden, weil man sonst auch in des Gespenstes Gewalt geriethe (Rußwurm, Eibofolke 2, 265). Jener Knabe in Pfeffels Institut zu Kolmar soll die Eigenschaft besessen haben, an dem Platze, wo Todte begraben lagen, ihre ganze Gestalt in Dünsten auffsteigen zu sehen (Grimm, DS. Nr. 261). Jüngsthin hat Dr. Reichenbach darüber sogar eine Art Systematik zusammen gebaut in seinen Schriften über das Od und über die Sensitiven.

Dieß führt uns auf den alten Brauch der Schattenprobe und der Schattenbuße. Bei der Schattenprobe wird der körperliche Schatten, den man in Sonnen- und Mondschein wirft, erforscht und als eine Art Lebens-Assecuranz behandelt, um sich damit seiner und der Seinigen Lebensdauer zu versichern.

Die Rabbinen Ramban, Rakanat, Bechai u. A. schreiben über 4. Mos. 14: Gott zeigt den Juden in der siebenten Nacht des Pfingstfestes und zwar durch den Mond, was ihnen das Jahr hindurch widerfahren solle. Daher gehen die Juden in dieser Nacht in den Mondschein hinaus, etliche nackt oder baarhäuptig, andere im Hemd oder Leinlaken, lassen das Gewand fallen und spreiten die Arme aus. Mangelt einem dann im Schatten der Kopf, so wird's ihm dieß Jahr den Kopf gelten, er wird sterben müssen. Mangelt ihm ein Finger, so wird ihm ein guter Freund sterben, mangelt ihm die Rechte, so trifft's den Sohn, und wenn die Linke, so wird ihm eine Tochter mit Tod abgehen. Sieht er gar keinen Schatten, so stirbt er ohne Zweifel noch ehe er von seiner neuesten Reise, die er vorhat, heimkehren wird. Und Alles dieses deuten die Rabbinen aus jener nachher noch zu erwägenden Bibelstelle: Es ist ihr Schatten von ihnen gewichen (Buxtorf, Judenschul. Basel 1643. p. 277).

Man tritt im Solothurner-Gäu zur Zeit der alten Fasnacht (an dem auf den Fasnachtssonntag zunächst folgenden) in

den Mondſchein hinaus, nachdem man vorher ein Gebet zum Schutzpatron geſprochen hat. Wer da keinen vollkommenen Schatten wirft, an weſſen Schatten der Kopf ſich nicht ſcharf rundet, der glaubt, die nächſtjährige Fasnacht nicht mehr zu erleben. Wirft aber da ein ſchwer Erkrankter ſcharfen Schatten, ſo hat man um ſo mehr Hoffnung für ſein Aufkommen. Erblickt eine Jungfrau ihren Schatten zweiköpfig, ſo wird ſie im folgenden Jahr ein uneheliches Kind zu ſtillen haben. Auf ſolcherlei zweifelhafte Verſuche mag ſich am beſten die Redensart beziehen, vor ſeinem eigenen Schatten beben. „Ich weiß noch ganz gut, — ſo lautet die mündliche Mittheilung, die mir aus dem Dorfe Däniken an der Solothurner Aare zukam — wie unſere Großmutter ſelig ſich freute und Gott dankte, als bei einer ſolchen Mondſcheinprobe ein jedes von uns Kindern ſeinen tüchtigen Kernſchatten geworfen hatte.“ Auch anderwärts noch iſt dieſer Brauch nicht verſchollen. Wer am Sylveſterabend ſeinen Schatten ohne Kopf ſieht, ſtirbt im nächſten Jahr (Kuhn, Nordd. Sag. p. 408, 148). Während des Eſſens am Weihnachtsabend erblickt Mancher beim Umſchauen ſeinen Schatten doppelt; ein ſolcher ſtirbt dann im nächſten Jahre (Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 1, 265). Wer ſich in der St. Marcusnacht (25. April) an die Kirchenthüre ſtellt, kann da die Schatten derjenigen erblicken, welche dieſes Jahr über im Orte ſterben werden (Bechſtein, Mythe Sage und Märchen 1854. 1, 161).

Dieſe Sätze gehören keineswegs unter den gewöhnlichen Miſchmaſch abergläubiſcher und zielloſer Vorſtellungen der Jetztzeit, ſie laſſen ſich ſchon frühzeitig nachweiſen. Der Jeſuite Delrio (Disquiss. mag. lib. IV. cap. 2, quest. VII., sect. 2) weiß, daß es ſeiner Zeit in einigen Klöſtern eine herkömmliche Todesvorbotſchaft geweſen iſt, wenn ſolche Mönche, die bald ſterben ſollten, geſehen wurden in ihrem Chorſtuhle ohne Kopf ſitzend. — Aber um ſolche dem Tode Verfallenden noch länger zu friſten, trug man ſie dann wiederholt in die Sonne, man ſuchte ihren zaubernden Schatten zu erwecken. Der Isländer Thôrkill läßt ſich in der Todesſtunde in die Sonne hinaustragen

und befiehlt ſich dem Gotte, der die Sonne geſchaffen hat (Landnama pag. 19). Aehnliches erzählt Rengger in ſeiner Reiſe nach Paraguay von dem indianiſchen Volksſtamm der Quarani's, welche ehedem in den Gebirgswäldern Paraguays der herrſchende und zahlreichſte Volksſtamm waren, nun aber nach und nach ganz ausſterben. In der Vorempfindung des ihnen nahenden Untergangs geben ſie vor, ſie hätten ſeit alter Zeit einen Jeſuitenpater bei ſich, der ihr Vater und Rathgeber ſei, aber ſo hochbetagt und abgelebt, daß ſie ihn alle Tage an die Sonne hinaustragen müßten, um ihn lebendig zu wärmen. Aus dieſer Schattenprobe in Mond- und Sonnenſchein wird uns nun das weit verbreitete Märchen (Grimm, Nr. 44) vom Gevatter Tod erklärbar. Da ſpricht der Gevatter Tod zum Arzt: Wenn du zu einem Kranken gerufen wirſt, ſo will ich jedesmal mit erſcheinen; ſteh ich dann zu Füßen des Kranken, ſo iſt er mein, und du haſt dann zu erklären, alle Hilfe ſei umſonſt, kein Arzt in der Welt vermöge da zu retten. Nun iſt der Arzt ſchlau. Er rettet alle ſchon für verloren gehaltenen Patienten damit, daß er ſie verkehrt ins Bette legt; ſo daß der betrogene Tod zu ihren Häupten zu ſtehen kommt. — Was anderes ſoll damit gezeigt ſein, als die vorhin erwähnte Langlebigkeit deſſen, der einen vollen Kernſchatten wirft, und dagegen die Todesgefahr desjenigen, deſſen Schatten kein deutliches Haupt abwirft. Der wechſelweiſe bald zu den Füßen, bald zu den Häupten der Kranken ſtehende Gevatter Tod iſt alſo klärlich jene Fylgja wieder, die der Skandinavier als die vorausgehende und als die nachfolgende Geleitsfrau unterſchied. Zu völliger Verdeutlichung wird dieſer Glaube gebracht durch die Wendung, welche in Wolfs Deutſch. Hausmärchen pag. 366 dieſelbe Erzählung nimmt. Denn hier iſt eben diejenige Stellung des Todes zu Häupten der Kranken, die ihnen im Grimmſchen Märchen das Leben bringt, eine ihnen das Leben abſprechende.

Alſo iſt bei Grimm der Lebensſchatten die dem Körper nachſchattende Hamingja, und bei Wolf eine ihm vorausſchattende Forynja. Auch nach dem Talmud (Tractat. Abhodazara cap. 1) ſteht der Todesengel zu Haupt des Sterbebettes,

ein nacktes Schwert in der Hand, an dem drei Tropfen Galle hängen; von dem einen Tropfen ſtirbt der Menſch, vom andern erblaßt, und durch den dritten verfault er (Buxtorf Judenſchul. pag. 636). Im weiteren Verlaufe jener Wolfiſchen Erzählung geht nun der in allen Kuren ſtets glückliche Arzt einmal durch den Wald und begegnet ſeinem Taufpathen dem Tode wieder. Der Arzt will ihn dießmal durchaus nach Hauſe begleiten und ſehen, wo er wohne, und der Tod verweigert's und wehrt's und will es durchaus nicht zulaſſen. Zuletzt ſetzt der Arzt ſeinen Willen durch. Sie kommen aus dem Wald hinaus vor ein Schloß, dieß iſt gar ſchön, alle Läden aber ſind daran zugeſchloſſen. Hier abermals ſoll der Doctor umkehren; jedoch ſeine Neugier iſt zu rege, er will wiſſen, wie es im Schloſſe des Todes ausſieht. Da waren denn alle Zimmer dunkel, aber voll Lichtchen, eins am andern. Was iſt das? fragte der Arzt erſtaunt, und der Tod erwiederte: das ſind die Lebenslichter der Menſchen. Ach lieber Pathe, fragte der Arzt, wo iſt denn meines? Und der Tod antwortete: darnach frage nicht, das iſt dir nicht gut zu wiſſen. Da gieng es aber wieder wie vorher, der Arzt fragte ſo lange, bis der gute Tod ihm ein ganz kleines Lichtchen zeigte, welches nicht mehr weit vom Verlöſchen war. „Nun gehſt du mir aber und bleibſt keinen Augenblick mehr," ſprach der Tod ernſt, „damit ich nicht hier mein Amt an dir üben muß;" und er führte ihn raſch aus dem Schloß in den Wald zurück. Der Arzt eilte nach Hauſe und wurde noch am Abend ernſtlich krank. Als er in der Nacht einmal erwachte, ſchaute er ſich im Zimmer um, da ſtand der Tod zu Häupten ſeines Bettes. Allein liſtig wendete ſich der Kranke raſch in dem Bette um und ſtreckte dem Tode die Beine entgegen. Ruhig gieng der Tod an das andere Ende des Bettes. Doch da kehrte ſich der Arzt abermals und trieb ſein Spiel alſo fort bis gegen Morgen, ſo daß der Tod trotz aller Güte und Freundlichkeit deſſen endlich doch müde wurde. „Mit dir einem habe ich mehr Noth, als mit Allen, die ich ſeit dem Vater Adam geholt habe, ſprach er. Aber laß uns freundlich ſcheiden; ſage mir, willſt du heute noch leben, ſo gewähre ich

es dir gerne." Nur noch ein Vaterunser lang, sagte der Arzt. Das sei dir gewährt, sprach der Tod, der Arzt begann: „Vater unser der du bist — so, und jetzt bet ich fünfzig Jahre lang daran!" da lachte der Tod und sprach, ich werde mich hüten, noch einem Doctor meine Kunst zu lehren!

Allgemein glaubt man in der bair. Oberpfalz, jedem Kranken, der sterben solle, stellt sich der Tod sichtbar ans Bette. „Wisset," sagt da der Gevatter Tod, „wenn ich bei einem Kranken zu Füßen stehe, so kommt er selber wieder auf die Füße; stehe ich aber ihm zu Kopfen, so muß er sterben." Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 3, 7. 12.

Geboren werden, heirathen und sterben sind die drei Acte im Schauspiel des menschlichen Lebens. Die Forynja, Hamingja und Walküre sind die dreierlei Schutzgeister der drei Menschenalter, oder die dreierlei Arten des Schattens, die den drei Zeiträumen eines Menschenlebens zukommen. Der lichte Morgengeist bläst dem Kinde die Seele ein, bräutlich vermählt sich der Mittagsgeist dem gereiften Manne, und hinter dem gebeugten Greise sinkt auch sein Abendschatten zusammen. Den Lebensmorgen stellen alle Volkssymbole als Licht, Lebensflamme, Lichtblume, brennendes Scheit dar, und den Lebensabend als eine Finsterniß, als ein Erlöschen, Ausglühen und Asche werden. Als der Jägerknabe die Hexe erschießen will, lacht diese laut auf und spricht: mein Leben wohnt nicht in mir, sondern weit weg in einem verschlossenen Berg. Da ist ein Teich, auf dem Teich schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, in dem Ei brennt ein Licht, dieß ist mein Leben, wenn du es auslöschen könntest! (Haltrich, Siebenbürg. März. pag. 189.) Als König Mykerinos von Aegypten nach seiner Tochter Tod das Orakel erhält, daß auch er nach sieben Jahren sterben müsse, sucht er seine Lebenstage zu verdoppeln, indem er die Nächte durch Lampen ohne Zahl erleuchten läßt (Herodot. II. 133). Und daraus ist das heilige Lampenfest zu Saïs entstanden, das man in derselben Festnacht begieng, in der man des Osiris Tod beklagt. Der Altgrieche und der Deutsche bestecken den Geburtstagskuchen des Kindes mit so viel Lichtchen, als es Lebens-

jahre zählt; dagegen ist das eine Lebenslicht, das dem alternden Arzt im Schlosse des Todes gezeigt wird, schon bis auf ein Stümpchen herabgebrannt. Der Jugendgeist ist ein auflodernder, feuriger; die Abgeschiedenen aber sitzen „in Finsterniß und Schatten des Todes (Luc. 1, 79), sie sind hingegangen in das Land der Finsterniß und des Dunkels, da es stockdick finster ist" (Hiob 10, 21).

Man verbrennt nicht bloß die Leichen, sondern um den Tod zu vertreiben, entzündet man lebendiges Feuer. Um den Todesschatten der sinkenden Jahreszeit zu mildern, zündet man die Sonnenwend- und Neujahrsfeuer an; um den Tod vom Sterbenden abzuhalten, giebt man dem im Verscheiden Liegenden ein brennendes Licht zu halten; die Sterbkerze oder Römerkerze. Ist der Kranke verschieden, so nimmt man ihm das Licht aus den gefalteten Händen und läßt es vom Jüngsten im Hause ausblasen. Dieß ruft bei den Umstehenden gewöhnlich das bitterste Wehklagen hervor. Das Gleiche geschieht nochmals, wenn der Schreiner den Sarg bringt und der Leichnam hineingelegt wird (Aargauer Brauch).

Und von diesem katholisch kirchlichen Brauch her hat sich auf die Protestanten der Glaube vererbt, ein schwer Erkrankter werde sterben müssen, wenn nach der Abendmahlsfeier der Dampf der ausgeblasenen Altarkerze zur Kirche hinauszieht (Kuhn, Nordd. Sag. pag. 436). Jene Römerkerze soll im Sterbenden dem Mangel an Licht wehren, mit dieser Altarkerze ist ihm sein eigenes Lebenslicht ausgeblasen. Das Licht des Herrn ist des Menschen Seele (Prov. 20). Ebenso tröstlich lehrten die Pythagoräer, daß die Seele des Gestorbenen keinen Schatten mache (Welcker, Kl. Schrift. 3, 161). In israelitischen Trauerhäusern ist es nach dem noch herrschenden Profanglauben nicht bloß durch Trauer düster, sondern geradezu finster, schattig durch den fortdauernden Einfluß des jüngst Verstorbenen, der nach seinem Tode noch im Hause herumzuwandeln hat. Man läßt darum bei jedem Trauerfalle sieben Tage lang, in vermöglichen Familien sogar das ganze Trauerjahr hindurch ein Licht brennen, und im Leichengebete heißt es, Gott wolle „den Schatten"

(des Verstorbenen Seele) in Schutz nehmen und nicht verstoßen. Jedes folgende Jahr sodann wird an dem Begräbnißtage des Verstorbenen jenes Licht wieder angezündet. So ist es Sitte in den zwei Aargauer Judengemeinden Lengnau und Endingen, und so beschreibt es auch als einen heutigen Brauch der Pariser Juden Ben Baruch Crehange im Annuaire officiel du culte israëlite, Paris 1858, pag. 104.

In der Oberpfalz herrscht der Glaube, die Seele gehe hinter ihrer Leiche mit drein zum Kirchhof. Da muß sie dann die Gottesackerwache halten, bis wieder eine Leiche hergebracht wird, von deren Seele sie abgelöst wird. Dann kehrt sie auf sechzig Tage ins Trauerhaus zurück und wiederholt denselben Besuch alljährlich an ihrem Todestage (Schönwerth, Oberpfalz 1, 281). Eine ähnliche Vorstellung äußert Paracelsus. Der Geist des Menschen, sagt er, gleicht ganz seinem Leibe, als solcher ist der Geist ein magischer Schatten, der, weil er aus dem Universum stammt, nach des Menschen Tod der Leib der Seele bleibt. Der Geist derer aber, die an die Erde gekettet sind (durch begangene Verbrechen oder A.), bleibt als eine unselige Dunstgestalt in der Nähe des von ihm verlassenen Leibes. Nach der Litthauer Sage Ragaina (in Jordans litth. Volksl. u. Sag. 1844) kommen die Seelen verstorbener Kinder als Rauch und Nebel auf die Erde zurück. Wir müssen daher diese Schatten hinwegleuchten oder ihnen zur Verklärung verhelfen. In solchem Denken schmücken wir am Allerseelentage die Gräber mit Blumen, farbigen Laternen und brennenden Kerzchen. Die Paracelsisten hatten eine eigene Lebenslampe construirt, deren hellere und schwächere Flamme die Lebenskraft ihres Besitzers anzeigte und bei seinem Tode erlosch. Man nannte sie Lebenskerze, Biolychnium, aber auch Blutlampe; denn da die junge Menschenseele als reines Feuer galt, so verfertigte man die Kerze chemisch aus Menschenblut und Kinderhändchen. Kinderfingerchen wurden darum von Hexen, Schatzgräbern und Zauberern auf Kirchhöfen begierig ausgegraben, in dem Glauben, daß schon solche Fingerchen die Leuchtkraft eines ewigen Lichtes hätten. Der Engländer Olivarius Arto

und der Leipziger Bürgermeister Hieronymus Reuter sollen solche Blutkerzen besessen haben, die bei ihrem Lebensende augenblicklich erloschen (Zedler, Univ. Lex. 4, 242). Es liegt dieser Glaube von einer lichtgleich verwehenden und erlöschenden Seele schon im Namen selbst, welchen die Seele in den ältesten Sprachen führt. In den altbrahmanischen Religionssystemen und im Buddhismus wird die endliche Bestimmung der Seele mit dem Worte Nirvâna ausgedrückt, das aus vâ blasen, und der Negation nir zusammengesetzt ist, also Verlöschen und Auswehen bedeutet. Auch stellt Grimm, Gramm. 2, 99 unser Wort saiv-ala (anima) zu saivs (mare, fluctus), also ebenfalls zum Begriffe einer verwehenden, her- und wegwogenden Kraft.

In einer schwedischen Sage wird dieser Glaube von Licht und Schatten nach den beiden Seiten unserer Untersuchung sehr belangreich ausgedrückt, Lenau erzählt sie in seinen „Neueren Gedichten" unter dem Titel Anna, und seiner Erzählung folge ich hier. Braut Anna wünscht ihre Körperschönheit nicht im Wochenbette einbüßen zu müssen. Sie wirft daher in der Heidemühle sieben Weizenkörner durch ihren Ehering auf den Mahlstein hinunter und läßt sie zermalmen. Bei jedem Weizenkorn, das der Stein zerquetscht, hört man das Wimmern einer Kinderstimme. So erspart sich die Eitle die Geburt von sieben ihr vorbestimmt gewesenen Kindern. Aber nach sieben unfruchtbaren Ehejahren ist Annas Schönheit und Gestalt verfallen, sie wirft nun keinen Schatten mehr. Vom Gemahl verstoßen muß sie vom Bettelbrod leben, ihr begangener Frevel treibt sie zur Buße. Da sie nun einst reuigen Herzens in eine Waldkapelle eintritt, sieht sie auf dem Altar sieben Kerzen, die da ohne Leuchter stehen und brennen. Zugleich ziehen an der Betenden sieben lächelnde Lichtgestalten vorüber: die Ungebornen, deren aufkeimendes Herz sie einst zerstört hatte, sind nun versöhnt, und Anna ist damit ihrer Leiden ledig. So büßt Anna ihre Sünde ab, und ihre Strafe besteht darin, daß sie schattenverlustig geworden. Diese Schattenbuße ist ehemals im deutschen Rechte von Wichtigkeit gewesen und hat zum Theil noch immer ihre Anwendung.

Allgemein ist unter dem Landvolke im Solothurner-Gäu

der Glaube verbreitet, man dürfe mit ſeinem eigenen Schatten kein Spiel treiben. Kindern wehrt man es, wenn ſie mit der Handſtellung Thierſchatten, die ſogenannten Häschen, an der Zimmerwand bilden; man ſagt ihnen, der Schatten werde böſe und ſchlage einem zuletzt ins Geſicht. Der ältere Glaube meinte, wer ſeine Fylgja ſchaut, den verläßt, von dem geht ſie (Myth. 831); hier aber tritt der Schatten ſelbſtthätig gegen den an ihm Frevelnden hervor und ſchlägt, d. h. erſchlägt ihn. Dadurch wird uns endlich eine alte Rechtsſitte erklärbar, jene oft erwähnte Scheinbuße vom geſchlagenen Schatten. Es gilt im ſchwäbiſchen Landrechte die Beſtimmung, daß ein Unfreier, beleidigt von einem Freien, an deſſen Schatten Rache nehmen könne, und dieß hat alſo zu geſchehen: der Beleidiger muß an einer von der Sonne beſchienenen Wand ſtehen, der beleidigte Unfreie aber ſoll des Beleidigers Schatten an den Hals ſchlagen und ſomit ſeine Rechtfertigung gewonnen haben (Grimm, RA. 678. Schmeller, Wörterb. 3, 413). Dem mit ſeinem Schatten unziemlich ſpielenden Kinde wird von jenem eigenhändig ins Geſicht, und dem Schatten des Gegners wird vom unfreien Spielmann an den Hals geſchlagen. Dorten nimmt ſich der Schatten ſelbſt Rache, hier wird ſie an ihm genommen, in beiden Fällen aber zum Unheil des Schattenwerfenden; denn dieſem ſoll damit ans Leben gegriffen ſein. Grimm in den Rechtsalterthümern, macht bei dieſem Punkt geltend, daß manche Strafen des altdeutſchen Rechtes mit der Zeit ihren Sinn verloren und zu bloßen Scheinbußen herabſanken, die dann nur noch gegen Unfreie oder Unmündige zu einer Art ironiſcher Anwendung gebracht wurden. Dem läßt ſich auch der weitere Erklärungsgrund beifügen, daß der kindliche Glaube an die geiſtige Weſenheit des Körperſchattens eben bei Kindern und Knechten noch lange verblieben ſein mußte, nachdem die Vernunft-Entwickelung der Freien in ihm längſt nichts anderes mehr erblicken mochte, als eine phyſiſche Folge. Und daher nun muß der Umſtand rühren, daß die Strafe, welche am Schatten des Verbrechers vollzogen wurde, ſelbſt noch im 15. Jahrhundert vollzogen und der Strafe der Entehrung gleich-

gehalten worden ist. In Luthers Tischreden geschieht eines von Kaiser Maximilian I. gemilderten Todesurtheiles Erwähnung: wenn man den Uebelthäter zum Richtplatze bringe, solle ihm die Erde seines Schattens weggestochen oder weggestoßen, und er selbst darauf Landes verwiesen werden; und das heißt „ein gemalter Tod." Hermann Kurtz, Erzählungen Bd. 1, Stuttg. 1858 erzählt diesen Gerichtsfall aus einer späteren, aber einläßlichen Quelle. Von Purgstall, ein Edelmann im Gefolge des Kaisers, sollte auf dem Reichstage seinen Genossen von Trotta Nachts in dessen Schlafgemache erstochen haben. Purgstalls blutiges Schwert war neben der Leiche gefunden worden. Der Angeschuldigte bezeugte, sein eignes Schlafgemach jene Nacht nicht verlassen zu haben, und konnte nicht überwiesen werden. Man nahm an, der Teufel müße Purgstalls Schattengestalt (larvam) angenommen und die That verübt haben. Darum wurde schließlich der Delinquent gegen die Sonne geführt und hinter ihm seinem Schatten der Kopf abgestoßen. Diese Scheinhinrichtung, vollzogen am Schatten, mußte ehedem einer am Verbrecher wirklich vollzogenen für gleich gehalten worden sein. Swaz ich im tuon, daz sol er mînem schatten tuon, ist ein oberdeutsches Rechtssprichwort. Das heute noch bei uns übliche Kinderspiel Schattejagis, Schatteträmperlig's (Alemann. Kinderlied. pag. 415) redet deutlich genug für das Ernstgemeinte einer solchen Genugthuung und Buße; denn in diesem Fangspiele sucht der Verfolger der einen Spielgenossenschaft den Verfolgten der andern Spielpartei auf solche Nähe zu erreichen, daß er ihm in den Schatten treten kann; damit hat er diesen Vorläufer der Gegenpartei spieltodt getreten. Ein anderes Kinderspiel ibid. pag. 442: „Eli, Eli, i tramp dir ûf dîne Schüehli," deutet mit dem Rufnamen Eli auf Hel; es ist gleichfalls ein Fangspiel, bei dem die als Thiere gedachten Kinder sich auf die Fußzehen zu treten suchen. Auf den Salomons-Inseln, östlich von Neu-Guinea, wird jeder Eingeborne, der auf den Schatten des Königs tritt, mit dem Tode bestraft (Dumont d'Urville, Reise um die Welt, übers. von Diezmann 1837. 2, 89).

Das Material über den Schatten als Seele ist hiemit noch keineswegs erschöpft, aber das bereits Mitgetheilte mag genügen, es erklärt so viel, als es soll. Nun liegt eine Frage so nahe, daß man ihr billig nicht ausweichen kann, die nemlich um den ethischen Gehalt dieses bisher besprochenen Glaubenssatzes. Denn, sagt man, wenn dem Heidenglauben ein Himmel der Seligen bereits gewiß war, wozu denn noch zugleich und daneben dieser unerquickliche Glaube von einem mit wesenlosen Schemen angefüllten Schattenreiche? Neben Abrahams Schoß hatte der Jude sein Scheol, neben dem Elysium der Grieche seinen Aïdes, neben Odhinns Walhall der Germane Hels dunkles Todtenreich. Wozu aber dieser reizlose Schattenort, wenn doch bereits ein Himmel da ist und außerdem ein Straf- und Qualort ursprünglich nie besteht? Wozu also ist des Herakles Schatten gleichzeitig im Aïdes zu sehen, während seine Heldenperson im Olymp sitzt im Kreise der unsterblichen Götter? vgl. Od. XI, 601. Die Antwort darauf war dem Heiden jedenfalls geläufiger als uns; wir trennen und theilen da, wo er dieses Doppelverhältniß noch ruhig beisammen liegen und dann folgerichtig auseinander sich entwickeln sah. Er wußte noch wohl, wie spät seine Olympier aus dem Gebirge, das ursprünglich ihr Wohnsitz gewesen, zum Olymp hinaufgestiegen waren. Dort erst hörten sie dann auf, ihm als Erdgötter zu gelten. Je mehr sie nun jenseitige wurden, desto düsterer und irdischer gestaltete sich das Diesseits und die Wirklichkeit, aus der sie entwichen; desto schwererlastend und trübseliger wurde das Schattenreich, der finstere Erdleib, den sie sich vormals ohne Verdruß freiwillig zum Wohnorte gewählt hatten. Nur dann erst, wenn die Erdgötter durch die Herrschsucht der nachgebornen Olympier ungebürlich herabgedrückt werden, erscheint nun auch dieses Schattenreich als bedrückendes, trostloses, in welchem diese Götter als mediatisirte und die Seelen als unvermögende einen Zwangsaufenthalt nehmen müssen. Diese Empfindung von Verlassenheit und Schmerz ist von später Entstehung, sonst hätte der Frühlingsgott Adonis nicht die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt, die andere

im Olymp verlebt; es hätte der Gott der Ausdauer und Energie, Herakles, nicht ſelber bei den Schatten gehauſt, der zur Hölle Niedergefahrene würde ſonſt auf Oeta ſich nicht ſelbſt verbrannt haben. Und ein ähnlicher Gedankengang iſt in dem Religionsſyſteme der Hebräer und der Germanen ebenfalls zu erkennen. Der Germane, der ſeinem Körperſchatten Weſenheit und Leben zugeſchrieben hatte, brauchte vor dem endlichen Betreten der Schattenwelt nicht zurückzuſcheuen; und der Hebräer erſchrickt vor ihr erſt alsdann ſadducäerhaft, wenn ihn der ſpeculative Gedanke aus der Fremde her beſchleicht; dann wird auch ihm der Schatten, der ſonſt „ſein Leben, ſeine Stärke und Kraft“ geheißen hat, zum leeren Nichts. Im Indiſchen Märchen „Des Holzhauers Tochter“ ſpricht der Geiſt, der um das arme Mädchen freiet, zum Vater deſſelben folgendes Bräutigamsverſprechen: Gieb mir deine Tochter, dann ſoll euer Schatten wachſen, eure Schätze ſollen groß werden. Märchenſammlung von Somadeva Bhatta, überſ. von Brockhaus 2, 193. Von Hiskia, als er ſterben wollte, weicht der Schatten; erſt als Jeſaja mit der Kunde zu ihm tritt, daß Gott ihm das Leben verlängern wolle, kehrt auch der Schatten am Sonnenzeiger um die zehen Linien wieder zurück, über welche die Sonne bereits gelaufen iſt. Der Jude nahm alſo im körperlichen Schatten den gleichen Lebensgeiſt an, wie unſer Alterthum, und ein Volk vertilgen, nannte er, demſelben ſeinen Schatten nehmen. Als die Iſraeliten zagten, die Enaksſöhne unter den Kanaanitern bekämpfen zu können, ſpricht Joſua ermuthigend zur Gemeinde: Wir wollen ſie wie Brod freſſen, denn es iſt ihr Schatten von ihnen gewichen (4. Moſ. 14, 9). Die chaldäiſche Bibel überſetzt hier das Wort Schatten mit Stärke und Kraft: robur, præsidium eorum; Luther: es iſt ihr Schutz von ihnen gewichen. Aber dieſer Schutzgeiſt wandert anderwärts nach Scheol, um da verſchlungen zu werden, gleichwie der zu Hel Gekommene ſpäterhin als ein in die Hölle verſtoßener erſcheint. „Die Unterwelt thut weit auf ihre Gier“ ſagt dann Jeſaja 5, 14 und Luther überſetzt: Weit auf ſperrt die Hölle ihre Seele, maßlos thut ſie den Rachen auf.

Von ſolchem Tode der Vernichtung mag der entſchloſſene Heide nicht hören, vielmehr glaubt er, daß ſogar ſeine Leiche auch im Grabe noch im Stande ſein werde, einen ins Land fallenden Feind zurückzuſchrecken. Daher befiehlt der deutſche Häuptling Iwar ſterbend, ihn an derjenigen Landesgrenze zu begraben, an welcher man am meiſten feindliche Ueberfälle zu erwarten habe. Dieß geſchah, und als nachmals König Harald mit ſeinem Heere an dieſer Stelle bei Strandfordbridge (i. J. 1066) landete, fiel er in der erſten Schlacht. Iwar lebt alſo in ſeinem Grabhügel fort, gleichwie der todte Gunnar Licht in ſeinem Grabe hat und froh ſingt, oder wie Agantyr, ſchon begraben, noch mit Hervór ſich unterredet (vgl. Rußwurm, Nord. Sag. pag. 396).

Das neuzeitliche Denken iſt an ſolchem Glauben arm, es plagt ſich vielmehr mit jener troſtloſen Entwerthung aller Lebensverhältniſſe, die durch den Mortificationsſinn der Mönchszeiten auf die Bahn gebracht worden iſt. Seitdem alles wirkliche Leben nur als ein Scheindaſein, die ganze reiche Welt als ein höhniſcher Sinnentrug und der Menſch in ihr als ein Schattenbildern nachjagender Thor galt, ſchleicht durch unſer ermüdetes Schulgedächtniß dieſer feige Selbſtverdruß noch immer in allerlei Lehrſprüchlein.

Die Prädicantenweisheit ſteht nicht an, jeden ſubſtantiellſten Bauersmann zum Schatten zu degradieren. Kommt man im St. Gallerland an der Krinauer Pfarrkirche vorüber und ſchaut an die Wand zur Sonnenuhr hinauf, ſo iſt da in dicken Buchſtaben die Umſchrift zu leſen: Umbra, quid adspicis umbram? (Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 47). Was ſoll ſich die gute Dorfgemeinde dabei denken, die dieſe Sonnenuhr bezahlt hat, oder was der Dorfſchmied, der die ſchattenwerfende Eiſenſtange ſelbſt hinauf genietet hat? Eine ähnliche geiſtloſe Auffaſſung der Dinge geht ſogar durch Herders Dichtungen; in ſeinem Spruche, der Menſch und ſein Schatten, heißt es:

Sage, was hab' ich mit dir?
Du bist vor und hinter mir,
Oeder Schatten, schwarzer Geist,
Der mein Nichts mir immer weist!

Viel tiefer hat darüber Fr. v. Logau gedacht. Er sieht im Schatten, den wir werfen, unsere körperliche Gebundenheit, hebt aber über dieselbe diejenigen Menschen hinweg, welche, weil sie geistig wirken, nicht zu Schatten erblassen. Eines seiner Epigramme (Lessings Werke, ed. Lachmann 5, 216) lautet:

Ueber seinen Schatten springen,
Kann dem Leichtsten nicht gelingen:
Dichtern aber kann's gelingen,
Ueber ihren Tod zu springen.

Logau läßt also jeden uneigennützig schöpferischen Geist, dessen Arbeit das Gesammtresultat des Wissens vergrößert hat, an den Wahrheiten, die er lebenslänglich geliebt, einen unsterblichen Antheil haben; Herder aber wirft einen solchen zusammen mit jedem Blödsinnigen oder Frivolen, der mit seinem Geschlechte weiter nichts gemein hat, als geboren zu sein und zu sterben. Und Logaus Auffassung ist dem allergewöhnlichsten Begriffe keineswegs zu sublim. Je unvergeßlicher und lieber Jemand gewesen ist, um so weniger scheint er in seiner Familie ganz weggestorben zu sein. Von dem Hingeschiedenen, der nicht mehr mit uns zu Tische sitzt, heißt es: Ich meine, ich sehe ihn immer noch an seinem Platze; es ist mir, als müßt' ich ihn noch dasitzen sehen. Ja unser Bauer ist der Meinung, es präge der Mensch ein langes Leben hindurch in Dach und Fach der Wohnung seinen Körperschatten so dauerhaft ein, daß dieser noch lange hernach an Wand und Mauer sichtbar bleibe. Darüber äußert sich A. Corrodi anmuthig, wenn er in seinen Kinder-Erzählungen „Aus Wald und Feld" (Stuttg. 1858, 26) das Alter eines verfallenden Dorfkirchleins also beschreibt: die Kirchenbänke sind glatt und glänzend; aber nicht vom Polieren, sondern vom Sitzen und Brauchen. Bei jeder Bank geht an der Mauer ein dunkler Fleck empor, der ganzen Reihe nach

hinunter. Dieſe Flecken ſind nach und nach entſtanden von dem Schatten derjenigen, die ganz an der Mauer ſaßen. Da kannſt du ſehen, wie viele Male die Sonne ſchon in das Kirchlein und auf die Gemeinde geſchienen haben mag.

Wer nun ſeinen Schatten ſchon bei Lebzeiten verloren hat, hat ſich damit auch um ſeine freie Zukunft nach dem Tode gebracht, und geräth in Unſeligkeit; und hier beginnen die Sagen vom Schattenraub und Schattenverkauf, mit denen ſich dieſer Aufſatz ſeinem Ende nähert.

Wenn das ſogenannte Burg- und Mittagsfräulein erſcheint, kann man es daran erkennen, daß es keinen Schatten wirft; denn es iſt ein Geiſt, welcher, wenn er hier ſich blicken läßt, ſeine wirkliche Seele in der andern Welt zurückgelaſſen haben muß. Ins Heiligthum des Zeus Lykäos in Arkadien einzutreten, war verboten; wer da mit Gewalt eindrang, ſtarb noch in demſelben Jahre. Weder Menſchen noch Thiere warfen, ſagte man, darin einen Schatten (Pauſanias 8. 38, 5). Theopompus verſichert, daß die Körper derer, die das verbotene Gehäge des Zeus (τὸ ἀβαιὸν) in Arkadien beträten, keinen Schatten würfen (Polyb. XVI, 12). Hier weicht alſo der ſchützende Dämon von der Perſon des gottentweihenden Eindringlings und überläßt ihn den Schrecken des Todes. Um zu Gott kommen zu können, ſcheint mir dieß zu ſagen, muß man ſelber Licht werden und die körperliche Exiſtenz hingeben; oder wie Tacitus es ausdrückt, nur Sterbende vermögen Gott zu ſchauen. Der Küſter Bröns hatte den Teufel geprellt und gieng lebenslänglich ohne Schatten (Müllenhoff, Schlesw. Holſt. Sag. pag. 454). In Schottland gelten diejenigen für die beſten Zauberer, die keinen Schatten werfen (Myth. 976). Anna, in der vorerwähnten ſchwed. Sage, wirft keinen Schatten mehr, nachdem ſie durch magiſche Mittel die Geburt der ihr beſtimmt geweſenen Kinder unterdrückt hatte. Durch das Mittel des Zaubers, deſſen ſie ſich bedient, verfällt ſie zugleich dem Zaubermeiſter ſelbſt, welcher der Schattenfürſt und Pſychopompos iſt. Das Landgeſpenſt in Flandern und Brabant iſt der Lodder, der einſt ein armer Bauer geweſen war und, um

reich zu werden, dem Teufel ſeine Seele auf zwanzig Jahre verkauft hatte. Als aber dieſe Zeit um war, wurde der geſchloſſene Vertrag zu nichten, und ſeitdem iſt Lodder verdammt, in allen jenen Körperformen und Arten ruhelos auf Erden ſich umher zu treiben, in denen die Gefolgsgeiſter und Geiſterſchatten auftreten. Er erſcheint daher theils als phyſiſcher Schatten des Baumes, der Waſſertiefe, Stromfurt und Sturmnacht; theils in den Geſtalten des Werwolfs, Roſſes, Hundes, Vogels, Alpes, der Katze (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 213, 487—489); daß er dabei zugleich das perſonificierte Todtenheer iſt und dieſem den niederländiſchen Namen Ludergheer gegeben hat, werde ich bei einer anderen Gelegenheit nachweiſen. Von dem Schickſale eines berühmten Profeſſors an der Hochſchule zu Löwen, der über dem Streben nach Weisheit ſeinen Schatten verloren hatte, erzählt Wolf ibid. 445. Es war während ſeiner Vorleſungen von ſeiner Perſon nie etwas anderes als das Buch und das Baret zu erblicken, beide ſchienen durch den Saal oder über das Katheder nur zu ſchweben. Eines Tages hatte ein Student etwas bei ihm zu erfragen, gieng in ſein Wohnhaus und wurde von der Magd in das Studierzimmer geführt. Da ſah er nun ein paar Pantoffeln unter dem Tiſche trippeln und auf dem Tiſche eine Schreibfeder in aller Eile über daliegendes Papier laufen und ſchreiben. Er dachte gleich, das iſt der Profeſſor, und bat ihn, ihm eine Frage auslegen zu wollen. Allein jener antwortete nicht und die Feder lief immer fort. Da gieng der Student neben den Seſſel ſtehen und wollte ſich auf eine Armlehne ſtützen, um zu ſehen, was der Profeſſor ſchreibe. Doch nun ſank dieſer mit dem Kopfe gegen die Rückenlehne und war jetzt auf einmal ſichtbar und todt. In Kom. Maurer's Isländ. Sagen pag. 121 hört Saemundr der Weiſe zu Paris Collegia beim Teufel und muß ihm zum Honorar ſeinen Schatten laſſen.

Die Sage vom Teufel zu Salamanca iſt erſt durch das von Theodor Körner darüber geſchriebene Gedicht unter uns allgemein verbreitet worden. Meines Wiſſens findet ſie ſich in deutſcher Aufzeichnung zuerſt in Joh. Limbergs Denkwürdiger

Reiſebeſchreib. pag. 590, und iſt daraus übergegangen in J. D. Ernſt, Auserleſene Denkwürdigkeiten in 400 Abtheil. Lpzg. 1693, pag. 1025. Der ganze Inhalt erinnert an die Fauſtſage und ſchließt auch ſo wie ſie, nemlich mit dem Untergang des neu erſchaffenen Homunculus. Das Einzelne über den dabei verloren gehenden Schatten lautet alſo:

In der Straße S. Pollo zu Salamanca war unter einem Eckhauſe eine Gruft, in welcher der Teufel Schule hielt. Er unterhielt, beköſtigte und unterwies da allzeit ſieben Studenten zuſammen, die dagegen, wenn ſie ausſtudiert hatten, ihm den ſiebenten für die Ewigkeit überlaſſen mußten. Vertragsgemäß betraf dieſes Loß einſt auch den Marqueſe de Villano (d. h. Schufterle). Er ſollte da bleiben, als die übrigen Sechſe für immer die Schule verließen. Der junge Graf aber ſagte zum Teufel: Nein, nicht ich bin der Letzte, ſondern dieſer da, und ihn magſt du behalten. Damit zeigte er auf ſeinen Schatten an der Zimmerwand, und der überliſtete Teufel mußte ſich mit dieſem begnügen. Von nun an warf der Graf bei Tag und Nacht keinen Schatten mehr. Doch damit war es ihm noch nicht genug. Hier hatte er unter andern Künſten auch dieſe gelernt, wie man alte Leute wieder verjüngt. Nachdem er nun ſelbſt zu Jahren gekommen war, wollte er zu ſeinem eignen Vortheil von ſeinem Geheimmittel Gebrauch machen. Er kaufte ſich dazu etliche Mohren und ordnete mit ihnen alles an, was an ſeiner Perſon vorgenommen werden müßte, ſobald es mit ihm zu Ende gehe. Sie ſollten ihn alsdann ſchnell tödten, in kleine Stücke zerhacken, die Stücke in eine Glasflaſche füllen und dieſe in Pferdemiſt ſetzen. Alles dieß geſchah. Allein zur Unzeit war ſchon nach etlichen Wochen die Polizei dahinter gekommen, und die Mohren wurden durch die Folter zum Geſtändniſſe gebracht, wo Villano von ihnen begraben worden. Beim Nachſuchen fand man allerdings das Glas und darinnen ein bereits ganz wohlgeſtaltetes Kind. Jedoch Rath und Gericht beſchloſſen, ſolches zum Feuer zu verdammen, und ſomit wurde Villano, bevor er wieder ausgewachſen war, durch Tücke des Teufels verbrannt.

Die Sage in dieſer Faſſung iſt aus zweierlei Subſtanzen zuſammengeſetzt, und die zweite davon, welche ſich mit der Wiederverjüngung des Geſtorbenen beſchäftigt, alſo mit der Erſchaffung des fauſtiſchen Homunculus, iſt von ſehr hohem Alter.

Die Zauberer Virgilius und Paracelſus laſſen ſich in Stücke hauen und würden am neunten Tage wieder aufleben, wenn des Kaiſers Vorwitz die Umgeburt nicht zu frühe ſtören würde (Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 309). Der polniſche Räuber Twardowsky und der ungariſche Eiſenlaci werden zerhauen und mit gekochten Heilkräutern begoſſen; nach ſieben Monaten gewinnt ihr Leichnam wieder Kinder- oder Jünglingsgeſtalt (Mannhardt, Mythen 66). Vom Perſer Lokhman erzählt daſſelbe Ad. Olearius in ſeiner Perſ. Reiſebeſchreib. 4. Band, 29 Kap. 433.

Hier iſt ſchließlich nur vom „Waſſer des Lebens" die Rede, welches in unſern Kindermärchen als Wunderſalbe (Wolf, März. pag. 217) eine ſo große Rolle ſpielt. Es iſt „das Waſſer aus dem Paradieſe", mit welchem Medea Jaſons alten Vater verjüngt; „das Bad im Maienthau", mit welchem man Peſt, Ausſatz und Tod abwendet; „der St. Johannis- und St. Walburgisthau", mit dem man ſich Geſicht und Glieder wäſcht, um ſich das Leben zu verlängern. Isländer und Schweden pflegten ſich in Thau zu baden: ut morbi corporis miraculose sanentur. Fin-Magnuſen, Lexicon Myth. 72. Dieſer Lebensthau wird in den beiden vorauserzählten Sagen dann angewendet, wenn das Leben desjenigen unwiederruflich abläuft, der ſchon ſeinen Schatten vorher dran gegeben hat, d. i. ſeine Seele. Der verlorene Schatten ſoll ihm durch das Waſſer des Lebens wieder leibhaftig gemacht werden. Eben hievon weiß nun auch unſer altheidniſcher Glaube zu erzählen. Denn wenn die Walküren, die Begleiterinnen Odhinns, den Nachthimmel durchreiten und ihren Roſſen Thau aus der Mähne trieft, ſo fügen ſich die Glieder der in der Schlacht gefallenen Krieger, die drunten auf der Walſtatt todt liegen, neu zuſammen, der Thau wird ihnen zum Waſſer des Lebens, und davon

benetzt, erheben sie sich noch einmal und fechten als Schatten die unentschieden gebliebene Schlacht aus. Doch wir widmen in der Abhandlung über den Knochencultus dem Wasser des Lebens einen besondern Abschnitt und lassen daher für jetzt diesen Gegenstand hier fallen.

Die neueste Erzählung über den Schatten, ist Peter Schlemihl von Ad. v. Chamisso. Sie ruht auf dem unerfindbaren Grunde eines wirklichen Märchenstoffes, gehört also dem hier behandelten Thema an und hat sich nur gefallen zu lassen, daß man ihre echten Bestandtheile hier heraushebt und bündig zusammenrückt. Der Eigennamen Schlemihl ist aus dem Jenischen entlehnt; Schlemihl bedeutetet den Pechvogel (Anton, Wörterbuch der Gauner- und Diebssprache. Magdeburg 1843, 61). Die Geschichte nimmt folgenden Verlauf. Der reiche Privatmann Thomas John promeniert nach Tische mit seinen Gästen im Parke, sein Gespräch dreht sich eben um diejenigen zahlreichen Schurken dieser Welt, die keine Million zu verzehren haben. Da wird ein junger Neffe gemeldet, der mit dem letzten Schiffe in hiesiger Stadt angekommen ist. Er trägt ein grobes paar Stiefel und einen gewendeten Schnürrock, schreiende Beweise, daß er der hier versammelten Gesellschaft keineswegs ebenbürtig sein kann. Indeß darf er dem Onkel sein Empfehlungsschreiben überreichen und vor der Hand mit promenieren. Man ist noch etwas schlaff von den Genüssen der Mittagstafel her, es ist zudem kein Zeichen ausgesuchter Vornehmheit, über reizende Parkanlagen oder stattliche Platanen in ein natürliches Erstaunen auszubrechen; also laufen die Gespräche nicht gerade rasch. Doch ein Zufall scheint für die Unterhaltung bereits auf andere Weise vorgesorgt zu haben. Dieß geschieht nemlich durch eine Reihe sonderbarer Experimente, die ein Herr zum Besten giebt, so oft ein Einfall, eine Anspielung, ein beliebiges Wort es mit sich bringt. Es ist ein ältlicher, fadendünner, langer Herr in einem engen grauseidenen Ueberrock. Man ist eben einen Hügel hinan gestiegen, von dem man die Aussicht auf's Meer hat und die Schiffe im Hafen ein- und auslaufen sieht. Während Herr Thom John der

Dienerschaft befiehlt, das Fernrohr herbei zu holen, hat jener Mann im grauen Tafftrocke bereits einen stattlichen Dolond aus der Tasche hervorgezogen und läßt das Instrument von Hand zu Hand wandern. Man beschaut der Reihe nach die fernen Segel, schlendert hierauf den Hügel hinab und würde sich am Abhange wohl lagern, wenn das Gras nicht noch feucht wäre. Sehr behende bringt der Graumann aus seiner Rocktasche einen türkischen Teppich heraus und läßt ihn durch die Bedienten entfalten; dieser mißt über zwanzig Schritt in der Länge und zehn in der Breite, die ganze Gesellschaft nimmt Platz darauf. Man hat bis jetzt den zuvorkommenden Mann so wenig beachtet, als ob er kaum zur Gesellschaft gehöre: jetzt schenkt man ihm ein herablassendes Lächeln, und Jemand hält es für witzig, ihn zu befragen, ob er wohl auch noch ein Luftzelt bei sich habe gegen die Sonne, die eben stärker zu scheinen beginnt. Tief sich verbeugend zieht unser Physikus alsbald aus der Tasche ein Zeltzeug sammt Schnür- und Stangenwerk hervor, und die Herren spannen es zum Spaß der Länge nach über den Teppich aus. Ja als sich gleich darauf noch der nächste unmögliche Wunsch vernehmen läßt, entspricht der Graumann abermals und bringt drei Reitpferde, drei hübsche, große Rappen mit Sattel und Zeug, fixfertig aus der unerschöpflichen Rocktasche. Die Gesellschaft kam bei allen diesen Unbegreiflichkeiten keinen Augenblick aus dem Takt, sie nahm diese Vorgänge so kühl hin, daß man sich nicht einmal bemühte, dem Namen des fremden Künstlers nachzufragen. Um so außerordentlicher dünkten sie den jungen Peter Schlemihl, der noch nicht zu begreifen vermochte, warum man hier die Bildung in eine vollendete Gleichgiltigkeit setzt. Wie sollte er nicht über diesen Mann erstaunen, der von Person selbst nicht dicker als ein Ende Nähzwirn war und der diese vielen umfangreichen Dinge beisammen in der einen Rocktasche haben konnte. Schon beim nächsten Seitenwege der fortgesetzten Promenade befindet er sich mit dem Graumann allein und ist so glücklich, von ihm angeredet zu werden. Noch mehr, er erfährt von ihm das ganze merkwürdige Geheimniß, und ohne alle Mühe erlernt er es hier auf der Stelle.

Er hat gar nichts anderes zu thun und keinen weitern Erſatz dafür zu bieten, als daß er dem Graumann einſtweilen ſeinen Schatten überläßt, und bereitwillig tritt Schlemihl dieſe unnütze Beigabe ſeiner Perſon dem inſtructiven Herrn ab. Der Phyſikus löſt hierauf denſelben behende vom Graſe ab, hebt ihn auf, rollt ihn zuſammen und ſteckt ihn in die Taſche, dagegen überreicht er dem nun Schattenloſen die Quelle aller Behendigkeit, die Fundgrube alles Reichthums, den Wunſchſäckel. Schlemihl ſteht nun mit einemmale hoch über der Reihe jener zahlloſen Hallunken, denen er noch vor einer Minute beigezählt geweſen war, er iſt nun eben ſo reich wie der Onkel John und bedarf bei dieſem keiner weiteren Audienz. Er nimmt ſich Bedienten, geht auf Reiſen, beſucht die Bäder, häuft Reichthümer an und ſtreut ſie wieder aus, giebt Geſellſchaften und Bälle, kauft und baut Schlöſſer; der Wunſchſäckel bleibt bei allen Anſtrengungen unerſchöpflich. Doch man will nicht bloß nacktes kaltes Gold, man will auch Herzen beſitzen; iſt der Golddurſt geſtillt, ſo verlangt der Glückspilz wieder einmal nach purem Waſſer. Schlemihl beginnt eine Mina zu lieben, das Kind eines braven Forſtmeiſters, und wirbt um ihre Hand. Aber gerade dieſer ſo einfache Wunſch, der noch dazu von reiner Beſcheidenheit eingegeben zu ſein ſcheinen könnte, bricht ſein Glück in Trümmer. Denn wo die Liebe der Maßſtab der Dinge wird, da wird der Reichthum machtlos, und nur das Natürliche und Wahrhafte bleibt allgewaltig wirkſam. Was ein jedes Reh und jede Tanne im Walde hat, den eigenen Schatten, dies Gemeingut, Schlemihl allein hat es nicht. Wie will er nun dieſen Mangel dem ſcharfen Auge des Förſters verhehlen, wie ihn der fragenden Mina erklären? Er kann nicht mehr mit ihr im Mondſchein ſchwärmen, oder im Sonnenſchein ſich mit ihr ergehen; in das innerſte ſeiner Gemächer muß er ſcheu ſich verbergen. Hier wartet er vorerſt den voraus beſtimmten Tag ab, an welchem ſein mit dem Graumann geſchloſſener Vertrag ſich jährt; dann kann er ſeinen vermietheten Schatten wieder zurücknehmen, und alsdann wird er Minas Hand erhalten. Eben dieſe Friſt macht ſich aber auch ſein

ſchuftiger Bediente zu nutz und ſtürzt ihn in ein noch tieferes Unheil. Denn dieſer Burſche hat ſchon längſt die Lage und die Glücksquelle des Herrn durchſchaut, und hält es für das ausgemachte Naturrecht, ganz derſelbe ſein zu dürfen, der bisher ſein Herr geweſen iſt, nemlich ein grober Egoiſt; dazu bedarf es keiner andern als jener gemeinen Schlauheit, welche das perſönliche Intereſſe eingiebt. Zuerſt beſtiehlt er ihn ſo coloſſal, daß er ihm ſogar den Grundbeſitz zu ſchmälern vermag, hierauf überwirft er ſich mit ihm, giebt das ganze Hausgeheimniß dem ganzen Publicum preis und ſticht ihn damit auch noch bei Mina aus. Und warum ſoll eines Bedienten Werbung bei dem hübſchen Mädchen etwa fehlgehen? beſitzt er doch nun ganz ähnliche Glücksgüter, wie Schlemihl, und ſeinen eigenen Schatten obendrein. Die Art aber, wie er zu ſeinen Schätzen gekommen ſei, braucht er eben ſo wenig wie Schlemihl auf offenem Markte auszuſchreien. Jetzt erſt, nachdem dieß Alles unwiderruflich geſchehen iſt und Schlemihls Schmach ihren Gipfel erreicht hat, jährt ſich der Vertragstag und der Graumann ſtellt ſich wieder ein; dießmal jedoch körperlos eintretend und unſichtbar gemacht durch die berufene Tarnkappe, die er übers Haupt hergeſtülpt hat. Sogleich wird ihm ſein Wunſchſäckel aufgenöthigt, alle Schätze ſoll er zurücknehmen, nur den gemietheten Schatten ſoll er auf der Stelle herausgeben. Er verſteht ſich auch dazu, jedoch unter einer befremdenden Bedingung. Er hat dem Schlemihl ein Tröpfchen Blut aus der Hand geritzt und eine Schreibfeder drein getaucht; damit ſoll jener ein bereit gehaltenes Pergament unterzeichnen des Inhaltes: Dem Inhaber dieſes die Seele vermacht zu haben nach ihrer natürlichen Trennung vom Leibe. Auch die Seele noch hinzugeben, deſſen weigert ſich Schlemihl beharrlich. Der Graumann dagegen kann eine ſolche Gewiſſenhaftigkeit für einen ſchon ſchattenloſen Menſchen gar nicht vernunftwidrig genug finden. Auch bleibt er den logiſchen Beweis hiefür nicht lange ſchuldig. Aus ſeiner wohlbekannten engen Rocktaſche zieht er den Schatten des Onkels John beim Haar heraus, der ſagt mit blauer Leichenlippe das Eingeſtändniß her: Ich bin von

Gottes gerechtem Urtheil gerichtet und verdammt! Vor dieſer furchtbaren Logik ergreift Schlemihl die Flucht, Hab und Gut läßt er im Stiche, den Wunſchſäckel ſchleudert er in einen Abgrund, wie er geht und ſteht flieht er dem nächſten Bergwerke zu, um da fern von Sonne und Mond unter der Erde von ſeiner Händearbeit zu leben.

So weit läßt ſich aus Chamiſſo's Erzählung die conſequente Entwickelung des unerdichteten Märchenſtoffes ausziehen. Was noch weiter folgt, beſchlägt unſern Gegenſtand nicht mehr, ſondern enthält eine allegoriſche Schilderung des irren Lebensweges, den der gute Chamiſſo ſelbſt zurückzulegen hatte. Der Faden der Begebenheiten iſt kurz noch folgender: Ehe Schlemihl das erwähnte Bergwerk erreicht, ſind ſeine Reiſeſtiefel durchgelaufen und er handelt ſich mit dem letzten Goldſtück, das ſich in ſeiner Taſche verſteckt hat, auf einem Dorfjahrmarkt ein paar alte Stiefel ein. Kaum hat er ſie an die Füße gebracht, ſo verliert er Weg und Richtung, geräth in alle Weltzonen und Breitengrade und gelangt binnen Viertelſtunden von einem Pol zum andern, denn er trägt nun die Siebenmeilenſtiefel und kann die Weltfahrten, die er vorher mit dem Wunſchſäckel beſtritt, nun ohne Geld eben ſo unaufgehalten fortſetzen. Um aber dabei nicht als ein müßiggängeriſcher Touriſt abzuſterben, wirft er ſich auf das Studium der Botanik, verfaßt eine Pflanzengeographie und hinterläßt Materialien zu einer Fauna, welche er der Berliner Univerſität vermacht.

Dieß ſind ein paar Angaben aus Chamiſſo's Lebensgeſchichte, der ein geborener Franzoſe, zur Zeit der Napoleoniſchen Geld- und Säbelherrſchaft es verſchmähte, dem Mammon des Reichthums und dem Schattenbilde des Ruhmes nachzujagen, und der edel und weiſe genug war, in der Betrachtung der ſtillen Pflanzenwelt ſeine Seelenruhe ſuchen und finden zu können. Als dann nach dem Sturze des Eroberers Chamiſſo's kleines Märchen in einer neuen Auflage erſchien, ſprach der Dichter in dem dazu geſchriebenen Prolog das Verwunderungswort aus, das ihm der Lauf ſolcher Zeiten eingegeben hatte:

Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Seh'n Wesen jetzt als Schatten sich verziehen.

Zum Schlusse des Aufsatzes sei es verstattet, auf seinen leitenden Gedanken zurückzuweisen, wenn dieser sich etwa hinter der Fülle des Materials manchmal verborgen haben sollte.

Es ist ein Schöpfungsgesetz, sagt O. Müller, Prolegomena 378, 389, daß aus dem Dunkeln und Unbestimmten Helles und Bestimmtes hervorgeht. Aus der Leto hervor, der Verborgenheit, wird Apollon ans Licht geboren; die Nacht mit dem Erebos erzeugt den Aether und die Tageshelle (Hesiod. Theog. 124), und Herakleitos spricht den großen Gedanken aus, daß Hades der Gott Dionysos selbst sei. Es können daher die ältesten Naturgottheiten anfänglich keinen anderen Wohnort als den finstern Erdleib gehabt und erst später ihre Himmelfahrt in den sonnigen Olymp angetreten haben. Es wird dieß durch die Mythe und durch die Namen der Göttervater und Göttermütter mit bezeugt. Hades und Ais bezeichnen das Unsichtbare und Dunkle. Die deutsche Göttin Hel, goth. Halja, trifft sprachlich zusammen mit der indischen Kâli, die selbst an caligo und κελαινός gemahnt, an eine geheimnißvolle Todesgöttin, welche die bei ihr versammelten Seelen nicht bloß hütet (denn dieß thut auch der Jupiter infernus als Summus Manium, als unterirdischer Zeus), sondern sie zugleich auch wieder zu neuem Leben ausgebärt. Aus diesem Götterglauben entspringt der weitere, daß auch dem Schatten der irdischen Dinge je nach ihrem Maße Wesenheit und geistige Macht zugeschrieben werden durfte. Positiv wird dieß verbürgt durch die Schattenbuße in unserem Rechte, und durch die Schattenprobe in unserem Volksbrauch. Der spätere Mensch, welcher diesseitige Götter nicht mehr faßlich findet, verkehrt das Unsichtbardunkle zum Nichtexistierenden, den Schatten zum personificierten Nichtsein und wesenlosen Schemen. Der Schatten, der erst Göttin, Schutzgeist und ausdauernde Menschenseele gewesen war, wird als Mangel an Licht gefaßt und in Folge dessen zum schädigenden Schatten gemacht. Nicht bloß der Nibelunge Siegfried, sondern auch der Teufel trägt dann

die verhüllende Tarnhaut; tarnan occultare, und tarôn laedere, drücken dieſe Begriffsverwandtſchaft durch verwandte Wortwurzeln aus. Je weiter der Glaube ins Jenſeits übergriff, um ſo mehr nahm die unſelige Verdüſterung dieſer wirklichen Welt zu. Ein ſolcher Umſchlag in der Empfindungsweiſe der Völker mußte ſchon in jener frühen Epoche eingetreten ſein, da man empfindlich wurde gegen das Begraben der Leichen und ſie zu verbrennen begann. Wenn ſich der Erdleib entgötterte, ſo mochte man ihm auch die eigene Leiche nicht mehr befehlen und ließ ſie lieber in Flammen den Wolken zuwirbeln, hinter denen jetzt die neuen Götter geſucht werden. Doch auch hierin lag ein bleibender Troſt nicht. Immer wieder wanderte eine Reihe der alten Götter aus dem unfaßbaren Himmel auf die liebe treue Erde zurück; man ließ ſich droben entthronen und verſtoßen, um hier unten wieder heimiſch zu ſein. Wiederholt wurden die Schattenrieſen zu Felſen verſteinert, die Waſſerrieſen in die Strom- und Seetiefen gebannt, und friſcherdings fuhren Volkshelden und Kaiſer, ſtatt in den Himmel, in den Berg, um da zu ſitzen bis der Tag ihrer Freiheit wieder anbräche. Hier ſchlafen ſie zuſammen mit ihrem Tauſend von Knappen und Streitroſſen (den Einheriar), die Steinwände rings ſtrotzen von Waffen, die Gewölbe ſind voll von Lagerwein und aufgeſchüttetem Korn. Sie ſind ſomit noch immer Götter des Lebens und der Fülle; allein wie es ſchon voraus geſchehen war bei der Seelenherrin Hel, ſo wird auch an ihrem Weſen kein wieder erwachender Seelenfrühling aufgefaßt, ſondern allein ein abfließender Lebenswinter. Sie ſind Greiſe, ſie ſind Verwünſchte. Es erfüllt ſich an dieſen bergentrückten Kaiſern das harte Wort, Gott ſei geſtorben. Sonach muß ſich denn auch des Menſchen Schatten, der erſt ein hilfreicher Gefolgsgeiſt im Leben war und ein Rückbegleiter in die ewige Göttergeſellſchaft werden ſollte, in ein erſchreckendes und verfolgungsſüchtiges Geſpenſt verkümmern, das ſeinen Schützling peinigt und zu Tode jagt. Aus der wohlwollenden Eumenide wird auch hier eine entmenſchte Furie. Von der allgerechten Götterfrau Hel und ihrem ſüßen Geiſterfrieden bleibt nichts übrig

als eine Hölle, die nun der abſcheulichſte Aberglaube ausmeublirt. Der in dieſe Zeiten fallende Denker, der ſolche geiſtige Verkommenheit empfand, beſaß, wie wir aus der altnordiſchen Geſchichte wiſſen, denſelben Troſt, mit dem auch wir uns behelfen. Fr. Rückert ſpricht ihn aus:

Wenn einem Glauben ſo ſein Leben wird genommen,
So iſt das ein Beweis, es müß' ein neuer kommen.

Oberdeutſche Leichenbräuche.

Die Leidfarbe Weiß.

Hat dir ein Baum mit Rosen
Dein schönes Lieb erschlagen,
So soll derselbige Rosenbaum
Keine rothen Rosen mehr tragen.
Meinert, Mährisch-schles. Volksl.

Die weiße Farbe bezeichnet in der natürlichen wie in der sittlichen Welt die beiden Perioden des Entstehens und Wiedervergehens. Ein und derselbe Wechsel der Jahreszeit färbt und entfärbt die Jüngsten und die Aeltesten unter den Pflanzen und unter den Menschen. Früh- und Spätjahr sind die beiden kritischen Zeitpunkte im ärztlichen und landwirthschaftlichen Kalender, sie beginnen und enden in weißer Färbung. Auf diesem Grunde eines constanten Naturgesetzes erwächst dem Menschen ein Theil von Brauch, Sitte und Tracht, die er späterhin einmal, wenn er ihre Entstehungsgründe nicht mehr überlegt, in Bausch und Bogen Mode zu nennen beliebt. Die weiße Tracht bezeichnet den Völkern ursprünglich ein feierliches ins Lebentreten und ein unergründliches Geheimniß des Wiederverschwindens: Geburt und Tod, Freud und Leid. Weiß ist des Priesters und der Jungfrau Gewand, denn auf beide fällt ein Abglanz von Gottes nie alterndem Lichtkleide; selbst Engel und selige Geister erscheinen in Gewändern, „weiß wie der Schnee.“ Matth. 28, 2. Weiß ist Herrschertracht. Daher ist das Kostüm, in dem man in den Schlössern der Großen sich vorstellt, bis auf Binde und Handschuh hinab festgesetzt, sowie sich nachher zeigen wird, daß auch nach altbürgerlicher Vorschrift dieselben Abzeichen nicht minder für Taufe und Leiche, für Pathenschaft und Leichenbegleiter noch gelten oder gegolten haben.

Den rein natürlichen Grund, der in dieſer Farbenwahl urſprünglich gelegen hat, ſah ſchon Klopſtock ein und hat ihn in der Ode „An die nachkommenden Freunde“ erklärt:

Doch nichts ſchreckliches hat der Geſtorbne, nicht den Verweſten
Sehen wir, ſeh'n nicht Gebein;
Stumme Geſtalt nur erblicken wir, bleiche. Iſt denn des Maies
Blume nicht auch, und die Lilie weiß?

Darum wird im Volksliede, das an der Spitze dieſes Kapitels ſteht, dem am Grabe der Geliebten trauernden Freunde zum Troſte geſagt, im gerechten Leid um des Mädchens Tod ſei auch der Roſenbaum abgeblaßt.

Hierin liegt der Grund, daß man weißblühende Pflanzen zu Grabblumen wählt und daß man in dieſen Trauerabzeichen zugleich die Vorboten künftigen Leides zu erkennen glaubt. Eine Reihe ſolcherlei Anzeichen zählen wir im Nachfolgenden auf.

Unter den Pflanzen, welche zunächſt zum Wohnhauſe und zur Familie gehören, ſpielt die Hauswurz allenthalben eine bedeutſame Rolle. Sie hat ihren ſtabilen Platz gewöhnlich auf einem eignen Gartenpfahl zunächſt dem Stubenfenſter und wird mit vorſorglicher Aufmerkſamkeit gepflegt und beobachtet. Die rothblühende deutet auf Freude, die weißblühende auf Leid. Schießt die letztere eine Dolde, ſo gilt dies der Frau; ſtengelt ſie doppelt, ſo gilt es dem Manne. Treibt ſie ein weißblühendes Schößchen in der Richtung des Hauſes und iſt die Blüthe langdauernd, ſo wird hier Jemand im Hauſe eine Zierde für ſein Grabkreuz nöthig haben. Dieſelbe Folgerung wird auf eine Reihe von Gartenpflanzen und Hauspflanzen weiter ausgedehnt. Der weißwerdende Buchs der Gartenbeete, Mangold, Selleri und Salatſtauden, wenn ſie am Rande des Pflanzengartens in weiße Blüthe kommen, deuten auf den Tod eines entfernten Verwandten; blühen ſie nach der Gartenmitte hin, knospen ſie weißlich im Herzkeim, gilbt vor der Zeit das Blatt des an der Hauswand gezognen Rebſtockes, ſo gilt dies den jungen Leuten im Hauſe ſelbſt, man wird ihnen bald den weißen Todtenkranz auf die Bahre legen.

Eben ſo geläufig und weit verbreitet iſt es, aus dem Kraut

im Hausacker auf eine Todesbotſchaft zu rathen. Weißgeflecktes Kraut der Ackerrübe und des Krautskopfes deuten auf einen todten Mann, dasjenige der Erddorſche auf eine todte Frau; wird es wieder grün, ſo hat es bloß Krankheit angekündet. So albern dies lautet, ſo alt und verbreitet iſt doch dieſer Glaube, denn nach belgiſcher Volkstradition holt man ſogar die Neugebornen aus Kohlhäuptern, Knaben aus rothem, Mädchen aus weißem Kohl; und nach indiſcher Sage kommen alle Kinder aus dem kugelrunden Kürbis. Wie in Indien der Kürbis einheimiſch und als Nahrung geheiligt war, ſo in Deutſchland der Kohl; es läßt ſich alſo ſchließen, diejenige Gottheit der Naturreligionen, welche im allgemeinen die Ackerfrüchte gedeihen ließ, habe auch den Kinderſegen zu ſpenden und die Sterbenden zu ſich zu nehmen gehabt. Im deutſchen Volksglauben iſt dies bekanntlich das Geſchäft der Frau Holda geweſen, die unter den landſchaftlich wechſelnden Namen der Berchta, der Weißen Frau, der Holle, die Kinder bald beſchenkt und behütet, bald ſchreckt und raubt. Da ſie nach den Aargauer Sagen 1, 225 weiße und gelbe Bohnen zu verſchenken pflegt, die ſich nachträglich in Silber und Gold verwandeln, ſo wird damit auch derjenige Glaube begreiflich, welcher die Todesankündungen bis auf die Gartenbohnen ausdehnt, je nachdem dieſe frühzeitig im Blatt und Hülſe gilben. Auch ſonſt geringen Wildpflanzen iſt, weil ſie weiß blühen, eine herkömmliche Heiligung gewidmet: Wer die Regenblume bricht, die weißblühende Zaunwinde, wird nicht alt.

Auch der Baum, weil er das Holz liefert zu Wiege und Sarg, trägt für Gemeinde und Familie ſchickſalskündende Wahrzeichen an ſich. Der Dorfbewohner ſchließt aus dem weißen Laub einer Buche im Gemeindewalde auf den Tod eines Gemeinderathes. Tritt der Hausbaum im Spätherbſt abermals in Blüthe, ſo deutet die weiße auf des Eigenthümers Ende. Beide Sätze pflegt man hier zu Lande mit mancherlei neuen Vorfällen zu bekräftigen. In einem Hausgarten hieſiger Stadt blühte im Herſt 1860 ein Apfelbaum zum zweiten mal ſo hübſch, daß die Eigenthümerin, eine kinderloſe Wittwe, ein davon

gebrochnes Zweiglein den Vorübergehenden mit herzlichem Vergnügen vorzeigte. Bald darauf jenes Tages war sie in ihren Keller hinab gegangen und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dies veranlaßte die Leute gegen Abend endlich bei ihr nachzuschauen. Man fand sie auf der Kellertreppe in einem bewußtlosen Zustande, aus dem sie nicht mehr erwachte. Ein Bauer im Dorfe Windisch hatte bei der Geburt seines Söhnleins einen Baum im Hausgarten gepflanzt und ihn dann dem heranwachsenden Kinde in Pflege gegeben. Letzten Hochsommer wurde das Bäumchen plötzlich krank und weiß. Eben war die Emdärnte da und der Knabe half mit beim Abladen in der Scheune; hier stürzte er von der Heubühne und blieb auf der Stelle todt.

Von der Thierwelt und wie ihre Weissagungsgabe dem Menschen sein Ziel steckt, wird noch in den nachfolgenden Abschnitten besonders zu berichten sein; hier sind nur die paar weitverbreiteten Meinungen zu erwähnen, die übereinstimmend in der weißen Farbe des begegnenden Thieres eine Todesbotschaft zu erkennen glaubt. Kommt ein Wiesel mehrmals nach einander in die Nähe desselben Wohnhauses, so beruft es sicher Jemand hier ab. Der erste weiße Schmetterling, den man im Frühjahr trifft, bringt Leid; er heißt daher in der Laufitz das Todsehen, und viele weiße Schmetterlinge auf einmal verkünden Theurung und Seuche. So melden Haupt, Laufitzer Sagenb. 1, 190 und Grohmann, Abergl. in Böhmen 1, Nr. 616. Kommt ein Glarner Gemsenjäger in der Wildniß um, so heißt es, er habe schon auf seiner vorletzten Jagd ein weißes Thier (Gemse) gesehen. Blumer-Heer, Kt. Glarus 319.

In so ferne der Fingernagel im deutschen Heidenthum zum Wahrsagen diente, indem man Loßzeichen und Zauberrunen auf ihn schrieb, gilt auch jetzt noch die Abschieferung der Nagelhaut und die dabei wechselnde Färbung des Fingernagels als Zeichen des Glückes oder Unglückes. Den rothfarbigen Nagelfleck nennt man Glücksrose und Re-fleckenblueſt; den weißfarbigen: Re-posten, Leidsprießen, Todtenbaumblüthen und Neid-

nägel. Im aargau. Freienamte heißt es: So viele Flecken dem fünfzehnjährigen Knaben auf dem Nagel des Goldfingers wachſen, ſo viele Weiber wird er einſt haben. Ein Sprichwort ſagt: Wenn die Rehflecken auf unſern Nägeln weiß blühen, dann blüht auch gerade der Baum, aus deſſen Holz einſt unſer Sarg gemacht wird. So lange wächſt dem Menſchen Holz zum Sarge, ſo lang ihm Rehfleckenblueſt am Finger wächſt. Iſt der Rehflecken nur ſo groß, daß er ſich mit dem Daumennagel decken läßt, ſo bedeutet er nicht den Tod, ſondern iſt nur eine „Kummermaſer." Ganz derſelbe Name gilt heute noch auf den Färöer, er heißt dorten Nornaspór, die von der Norne eingeritzte Schickſalsſpur. Man pflegte die Rune N, das heißt Naudhr, Noth und Untergang, ſich ſelbſt auf den Fingernagel zu ritzen, um ſich mit der Nornen Hülfe vor Vergiftung zu behüten. Darum werden in der St. Georgs-Legende, die Reinbot von Durne (bei Straubing a. d. Donau) um 1240 gedichtet hat, dem Heiligen von den Heiden die Fingernägel abgeſchlagen, weil in ihnen etwa der den Martyrer gegen alle Folter ſchützende Zauber verborgen ſein könnte. Dem nordiſchen Namen Naudhrspór entſpricht der aargauiſche Nidnagel, entweder ableitend von ahd. niot, der Wunſch, oder von nîd, Haß, da es ja beides giebt, Wunſch- und Angſtflecken. Als i. J. 1494 in der Schweiz die Peſt heftig wüthete, erließen die Luzerner- und die Freiburger Obrigkeit eine „Ordnung zur zyt der Peſtilenz" gedruckt zu Freiburg im Uechtland, bei Gemperlin, worin es pag. 31 heißt: so sich dann die Reeflecken erzeigtend, es wären glych die roten, brûnen oder schwarzen, wann das wäre, sol man sich mit dem kranken verhalten wie mit denen, die schon den gebresten die vier und zweinzig stand lang gehept. Der wiederholt erwähnte Name Refleck leitet ab von ahd. hrêo Leiche, rêwen ertödten; es iſt erhalten im ahd. hrairoup Todtenraub; im alten Namen des alles verzehrenden Windes Hræsvelgr, Leichenfreſſer; es lebt in der weſtfäliſchen und aargauiſchen Mundart fort, wo das Stroh, worauf eine Leiche gelegt wird, bei uns Sterbſtroh, dorten Rêwestrô genannt iſt (Wöſte, Volksüberlief. Iſer-

lohn 1848, 57.), und das Hinſterben der Spannthiere durch Arbeitsübermaß heißt verrebeln.

Während nun heute für unſer Feier- und Trauerkleid die unvermeidliche ſchwarze Farbe in allen Ständen die herrſchende geworden iſt, muß dem voraus Erwähnten zu Folge eine Zeit beſtanden haben, deren Kennzeichen von Trauer und Freude durchgehends die weiße Tracht geweſen iſt, und dieſe läßt ſich in abgelegnen Gebirgsthälern allerdings auch heute noch als die übliche Trauerfarbe erkennen. Obſchon z. B. die Tracht der Graubündner Volkstracht ſchon ſeit den Zeiten der reformatoriſchen Einwirkungen ihre krebsrothen Leibchen und braunrothen Wollenhemden gegen die ſchwarze Kleidung vertauſcht hat, ſo trauert man in Avers, Ferrera, Taraſp und andern Engadiner Ortſchaften weiß; ja derſelbe Brauch gilt ſogar noch zu Pedrazzo, im tiroler Fleimſerthale, obſchon man hier italieniſch ſpricht, und eben ſo, mit Abrechnung neueſter Aenderungen, auch in Vorarlberger, Rheinthaler und Appenzeller Ortſchaften. Denn alle dieſe Bevölkerung jetzt politiſch getrennter Landſchaften hatte früherhin nicht bloß gleiche Tracht, ſondern auch daſſelbe Landrecht mit Landsgemeinden und ſelbſtgewählten Landammännern. Von der heutigen Sitte daſelbſt ſtehen uns freilich nur zufällige und ſpärliche Notizen zu Gebote. Als in Sins, Kt. Bünden, 1855 eine Mutter von vier Kindern in ihrem fünften Wochenbette ſtarb, wurde nach dortigem Brauche ihre Bahre weißgedeckt und durch Jungfrauen zu Grabe getragen. Aarauer Tagblatt v. 1855, Nr. 44. In der Taraſper Umgegend im Engadin wird der Sarg mit einem weißen Tuche bedeckt, und farbige, zumal rothe Bänder ſchmücken nicht bloß ihn, ſondern müſſen auch die nächſten Leidtragenden unterſcheiden. In Appenzell-Innerroden nagelt man auf den Berghöfen beim Tode Unmündiger ein weißangeſtrichnes Sargbrett zum Zeichen der Trauer vors Haus. Leichen von Jünglingen und Mädchen werden überhaupt weiß geſchmückt und von weißgekleideten Leuten ihres Alters und Geſchlechtes getragen oder begleitet; dieß gilt z. B. eben ſo im katholiſchen Kanton Freiburg, wie im reformirten Aargauer Lande. In den Städten

Aarau und Zofingen verabreicht man den freiwilligen Trägern von Kinder- und Mädchenleichen nebst einem weißen Bruststrauße, weiße Handschuhe und Armbinden. Auf dem Bahrtuche liegt eine aus weißen Rosen und Seidenbändern hoch aufgebaute Jungfrauenkrone. Auf dem reformirten Lande setzt man der Leiche der Greise eine weiße Wollenmütze auf, im katholischen Frickthal streicht man sogar den Sarg der Jünglinge weiß an und umhüllt ihn zum Ueberfluß noch mit weißen Bahrtüchern. Als ein eigenthümliches Ueberbleibsel aus dem Mittelalter begegnen uns die kirchlichen Confraternitäten im Städtchen Klingnau a. d. Aare und zu Wohlen im Freienamte, ursprünglich Stiftungen im Sinne geistlicher Bruderschaften, aber schon sehr früh auch den Zwecken weltlicher Lustbarkeiten dienend, so daß sie den Namen der Narrenzunft führten und die alljährlichen Fasnachtslustbarkeiten ihres Ortes zu leiten hatten. Mit diesem Geschäfte befassen sie sich auch jetzt noch und erst beim Tode eines Mitgliedes kommt der ursprüngliche Zweck ihres Vereins als einer Todtenbrüderschaft wieder zum Vorschein.

Alsdann werden zum Andenken des Verstorbenen dreierlei kirchliche Gedächtnißtage mit Seelenmessen und Opfern abgehalten, und nicht minder dreierlei nachhaltige Leichenschmäuße aus der Zunftkasse bestritten; sämmtliche Gesellen in weißen Handschuhen und Binden stellen sich am Sarg auf und tragen ihn abwechselnd nicht auf den Schultern, sondern an den Enden dreier bandartig unter dem Sarge durchgezogener Leintücher zu Grabe.

„Träume sind Fäume," sagt das Sprichwort und verwirft also grundsätzlich den Glauben an alle todankündenden Träume. Allein um so beachtenswerther, sagt Wuttke (Deutscher Volksabergl. 46) ist die durchgreifende Uebereinstimmung bei allen deutschen Stämmen, mit der man die Träume deutet. Dies erweist sich denn sogleich aus folgenden Sätzen: Jedem steht der Tod bevor, der träumt von weißen Mäusen, weißen Rüben, weißblühenden Pflanzen, weißen Haaren, weißen ausfallenden Zähnen, von weißer Wäsche, die am Trockenseil hängend

im Winde flattert. Bei der letzten Bestimmung möchte man etwa an die nach vollzogner Beerdigung unausbleibliche Wäsche aus der Krankenstube denken; allein die schon erklärte Leidfarbe Weiß ist auch hier maßgebend. Die schwarze Farbe hat in der volksthümlichen Traumdeutung überhaupt keine Beziehung auf den Tod, sondern an ihrer Stelle gilt überall die blaue. Todankündend ist der Traum, uns biete eine Frau blaue Pflaumen und Trauben, Brombeeren, Zwetschen oder Schwarzkirschen feil. Die weiße Maus, die sich im Wohnhause blicken läßt, kündet hier einen Sterbefall an, und derjenige Mauser (der von Gemeinde wegen beauftragte Scheermausfänger), der dreimal weiße Mäuse fängt, kommt in die Hölle. In Winterthur galten die weißen Hühner für heilig und man glaubte, eine weiße Henne werde als Schutzgeist demjenigen erscheinen, dem ein Unglück drohe. Troll, Gesch. v. Winterth. Bd. 7, 183. In Oesterreich, wo noch der Brauch in Erinnerung ist, daß der Leibeigne seine Leiche mittels Zins und Gabe beim Gutsherrn auslösen mußte, stellt man eine aus Stroh gemachte Figur, das sog. Leichenhuhn, vor das Sterbhaus auf die Straße, damit der Tod sein Zinshuhn und Opfer habe. Quitzmann, Relig. der Baiwar. 245.

Volksthümliche Redensarten für Sterben.

In jedem volksthümlichen Begriffe steckt ein Kern der Wahrheit und in jedem Denkenden ein Eifer, diesen Kern zu finden.

In die Holzbirnen gehen.

Die Holzbirne deutet auf den abgeärnteten frostigen Spätherbst; daher auch die andern Phrasen über einen sichtbar Abzehrenden: Er muß Birnen schütteln, muß Bändlein (Weiden-

ruthen) hauen. Der Tod ist persönlich gedacht, wohnt im Walde, hat davon den Namen Holzmeier und beruft die Sterbenden dahin ab. Nach seiner Lockstimme trägt er landschaftlich wechselnde Namen. Der Geist des Ruf-Joggeli ist in das Wäldchen Hälbeli gebannt, das an der Landesmarke von Baselland und Frickthal zwischen den Dörfern Maisprach und Magden liegt. Wer ihn dreimal Hup! rufen hört, dem ist nur noch dies Jahr zu leben vergönnt. Da mit dem Blühen und Welken des Baumes unser Aller Geschick verläuft, so sind uns die Bäume Lebens- und Todesorakel. Fruchtbäume, die man zur Feier von Geburt und Hochzeit um das Wohnhaus zu pflanzen pflegt, sollen mit ihrem Abstehen den Tod eines Blutsverwandten zur Folge haben. Wenn die Kirschen reifen, sterben die Alten, wenn der Paintbaum im Herbste noch einmal blüht, stirbt der Eigenthümer, das Laub thut ihm weh, sagt man. Wenn die Spätbirnen mürben und freiwillig abfallen, tritt auch eine für die Greise kritische Periode ein, die bereits im Renner des Hugo von Trimberg (Vers 24344 der Bamberg. Ausg.) ihre sprichwörtliche Form hat:

seht, als müzzen wir von hinnen alle
scheiden nach der birn valle.

Er muß die Fichte im Wachsthum unterstützen, rincalzare el pino, sagt man in Tessin; denn die Heidengräber liegen in den Wäldern, wie die alten Kirchhöfe auf dem Westerwalde, am baierischen Inn und in der Oberpfalz immer noch zunächst am Saum der Wälder gelegen sind. Er ist zu den Vätern gegangen, heißt in Meklenburg: he is bi Gott dem Herrn in'n Ellerbrok, in den Erlenwald. Lisch, Meklenb. Jahrb. 15, 265. Das Gleichniß vom fallenden Baum hat zu einem sehr fatalistisch lautenden Kirchenliede von Joh. Hübner geführt, das im protestant. Wertheimer Gesangbuche v. 1757 Nr. 725 steht:

Trauet nicht auf Seelenmessen,
Die man den Verstorbnen hält;
Todte werden bald vergessen
Und der Baum liegt, wo er fällt.

Den Löffel aufstecken, fallen lassen.

Der Eßlöffel hat einst unter den deutschen Rechtssymbolen das Besitzrecht ausgedrückt; er macht sich daher bei Eheverlöbnissen und Sterbefällen noch in der Volksrede geltend. Lieben und buhlen heißt löffeln; Liebe macht Löffelholz aus manchem jungen Knaben stolz. Bis in unsre Zeit war es Züricher Hochzeitssitte, daß die Getrauten beim Hochzeitsmahle zusammen nur Einen Eßlöffel vorgelegt bekamen. So zerbricht auch der ehstnische Bräutigam seinen und seiner Braut Holzlöffel, nach welchem Zeichen der Hausvater Beide zusammengiebt. Den Löffel aufstecken, nemlich auf das dafür bestimmte Löffelbrett heißt zu essen aufhören, sterben. Vgl. Dahlmann im Glossa, zu Neocorus 2, 592. Den Löffel fallen lassen, drückt einer plötzlich kommende Todesbotschaft oder den bereits erfolgten Todesfall aus. Das Abendblatt zur Neu. Münchner Ztg. 1857, Nr. 280 bemerkt: Hier (in München) ist ein adeliges Haus bekannt, wo jeder Dienstbote strengen Verweis erhält, wenn ein Silberlöffel auf den Boden fällt, denn dann sterbe Jemand aus der Familie, heißt es.

Der Tod hat ihn am Bendel.

Der Tod wird als ein persönliches Wesen gedacht, dessen List oder Ueberwältigung der Mensch unausbleiblich erliegt. Er sitzt dem Abzehrenden im Gesicht, auf den Lippen, schaut ihm aus den Augen, hockt ihm auf, sitzt ihm im Nacken (der vor Alter Gekrümmte wird also geritten), er überlüpft ihn (im Ringkampfe), er hat ihn am Bendel. Jede dieser Formeln ist erklärungswerth; hier wird nur die letztgenannte in ihrer Begründung gezeigt.

Der Strick, mit welchem der indische Todesgott Yama die abzuholende Menschenseele bindet, ist in der deutschen Sage

vom Wilden Jäger das Seil, an welchem das Todtenheer durch die Lüfte entführt wird: Aargau. Sagen 1, pag. 97. Der Strick des Todes entstand aus dem Leben der Fischer- und Jägervölker, und ist daher dem A. Testamente und den altröm. Dichtern ein gleichgeläufiges Bild; so bei Ezechiel (26, 14. 44, 10) und den Psalmen (18, 6), sowie bei Horaz (3, 24. 8). Wie die Indianer Mittelamerikas mittels des Lasso zu Rosse kämpfen, so handhabte auch der heidnische Franke im Kampfe den Wurfstrick, das Gedicht Waltharius beweist es, und noch im späteren Mittelalter war diese Kampfart gerichtlich zugelassen. Nach der Zeichnung einer altd. Handschrift steht der zum Zweikampf mit einem Weibe vorbeschiedene Mann bis an die Brust in einer Grube und wehrt sich mit einem an seinen Stock gebundnen Sack, Gewichtsack, das freistehende Weib hat nichts als eine Schlinge, die sie ihm um den Leib zu werfen sucht. Abgebildet in Gräters Iduna und Hermode, 1812—14. Dieselbe Erinnerung klingt in Luthers Liedvers nach:

Strick ist entzwei,
Und wir sind frei!

Vorauzeichen.

Das Lispeln und die Wehklage.

Das Lispeln und Bismelen bezeichnet in der Mundart theils ein unbestimmbares Flüstern, theils ein örtliches Geräusch und wird für die Todesanmeldung eines entfernt lebenden Bekannten angesehen. Es erkrachen plötzlich Wände und Decke der Stube, es zerspringt der Essigkrug, man hört Erbsen fallen, es geht die Thüre von selbst auf, dreimal wird an sie oder ans Fenster geklopft, dreimal an der Hausglocke geläutet — ohne das Jemand draußen ist. Dies nennt man sich Künden,

ſich Ueben, ſich Erzeigen und Wahren, damit offenbart der Entfernte ſein Verſcheiden dem Freunde. Hört man dreimal ſeinen eignen Namen hilferufend wie aus weiter Ferne her aussprechen, ſo iſt darin die Stimme eines in der Fremde ſterbenden Freundes zu erkennen, hört man im Vorbeigehen am Kirchhof Kindergeſchrei, ſo deutet dies auf den Tod eines Familienvaters, der viele Waiſen hinterlaſſen wird. Beides nennt man daher die Wehklage. Wenn das in der Werkſtatt hängende Schreinerwerkzeug über Nacht vom Nagel gefallen iſt und die aufgeſchlichteten Laden freiwillig aus einander rutſchen, ſo wollen ſie zu Wänden des Todtenbaums verſchreinert ſein.

Vor dieſen Sätzen eines inhaltsloſen Aberglaubens hat ſchon das Heidenthum gewarnt. Als Siegfried auf der Seefahrt in Unwetter geräth, kommt ein Mann vom Vorgebirge her, der ſich Nikar nennt aber Wodan ſelbſt iſt, und ertheilt dem Reiſenden Rath. Nicht ungekämmt und nüchtern, ſagt er, ſoll der Held ſich auf den Weg machen, und ein übles Vorzeichen iſt's, gegen die untergehende Sonne zu ſtehen; allein das Knarren des Bogens, das Kniſtern der Flamme, das Sprudeln des Keſſels, eine ſchreiende Krähe, ein grunzendes Schwein — das ſind alles Dinge, auf die ein kluger Mann nicht vertrauen ſoll.

Das Todtenührlein.

Der Holzkäfer annobium pertinax bringt beim Niſten im morſchen Getäfel der Zimmerwände mit ſeinem Kopfe ein dem feinen Tiktak der Taſchenuhr gleichendes Picken hervor. Wenn man ihn hört, ſo bedeutet ein jeder Tick ein Lebensjahr, und die Geſammtzahl ſeiner Schläge ſoll mit der Summe der Lebensjahre des Nachzählenden übereinſtimmen. Sein Name Todtenuhr, ſo wie die Deutung auf das Schlagen des letzten Stündleins iſt etwas bloß neuzeitliches. Man blies in der früheren Schweiz die Stunden an, noch jetzt bläſt der Senne

die Abendſtunde durch ſeinen Milchtrichter dem Nachbarſennen zu, er wohnt der Dorfglocke zu ferne. Anders verhält es ſich mit der bekannten Stelle in Schillers Wilh. Tell:

Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
Fort mußt du, deine Uhr iſt abgelaufen.

Statt der ſchlagenden Thurmuhr, iſt hier mit Recht die verrinnende Sanduhr der Lebensmeſſer.

Das Todtenührchen heißt in Baiern das Erdſchmiedlein, weil es dem Todesgott die Senſe ſchmiedet, und Dangelmann, weil es ſie ſcharf dengelt; in der Schweiz Zirpe. „Wenn's Zirpe pippet und pöpperlet," ſo gilt's dem Jungen im Hauſe.

Im leiſe klopfenden Bohrwurm hat man von jeher den Tod zu hören geglaubt, der hammerbewehrt an die Thüren pocht. Im Buch der Richter wird von Manoha, des Samſon Vater, geſagt, daß der Engel des Herrn vor ihm anfieng zu klopfen; und Bodinus (de Magorum Daemonomania, lib. 1) gründet darauf den Satz, man vermöge die Geiſter wirklich zu hören, da ſie wie mit einem Hammer ſchlagen; der Propheten erſtes Merkzeichen habe ſich eben daran geknüpft. In der Peſtzeit 1594 erläßt die Regierung von Luzern eine „Verordnung" worin pag. 42 dem gemeinen Manne neben Angabe etlicher Präſervative empfohlen wird, bei Zeiten aufs Aeußerſte gefaßt zu ſein: dass wann der Herr gân klopfen kompt, der mensch gerüst sye vnd sich in sîn ervorderen ergebe. Ebenſo heißt es bei Sebaſt. Brant, in Strobels Beitr. pag. 47:

desshalb gedenk vnd setz dir für:
der tod klopft all tag an die thür.

„Wann der tod an der thüren rumpelt, wann der tod mit dir ringt, da brettet es," ſo predigt damals zu Straßburg Geiler von Keiſersberg, Evangelibuch Bl. 130a.

In allen dieſen Stellen iſt der Körper als das Haus der Seele gefaßt; der ſein Wohnhaus verlaſſende Geiſt eröffnet daſſelbe gewaltthätig und ſchlägt die Thüre laut hinter ſich zu. Daher unſre Ausdrucksweiſe: der Bruſtkaſten kracht, das Herz, das Auge bricht. Uebertragen in die Sprache des Aberglaubens heißt es: Wenn die Zimmerwände erkrachen, wenn die

Spiegelſcheibe des Wohnzimmers, das Trinkglas zerſpringt, ſtirbt drinnen der Kranke; wenn der Sarg kracht, ſtirbt einer der mitgehenden Leidträger bald nach. Die Wände krachen, wenn man der ausfahrenden Seele nicht das Stubenfenſter öffnet.

An den Namen Todtenührlein und den damit verbunden gedachten Mechanismus der Thurmuhren reihen ſich erſt die Meinungen an vom Schlagen und Nachſchlagen der Thurmuhr ins Kirchengeläute hinein und von deſſen Beziehung auf das Schickſal des Kranken. Hier beginnt die Abgeſchmacktheit; ſo heißt es z. B. im Toggenburgiſchen: Der Kranke ſtirbt, wenn die Gewichtſteine der im Krankenzimmer hängenden Wanduhr ſich berühren und dadurch die Uhr ſtellen. Begreiflich ſieht der Aberglaube auch den Todtenkäfer, Blapo mortisaga, nicht gerne und die mit dieſem verwechſelte Küchenſchabe, Blatta orientalis, die man gewöhnlich Schwab nennt.

Die Hausſchlange.

In dem Frickthaler Dorfe Magden vermuthet man in faſt jedem Hauskeller eine Hausſchlange, welche für durchaus freundlich und zahm gilt, ſich aber nur bei ganz außergewöhnlichen Fällen blicken läßt. Schon ihr bloßes Klappern deutet auf einen Trauerfall in der Familie. Sie überwacht die Kinderzucht, behütet beſonders im Stall die Milchthiere, hütet die heranwachſenden Töchter und ſorgt ihnen nach Verdienſt für einen braven Mann. Ueber Letzteres erzählen die Naturmythen S. 193: Die Hausſchlange im Emmenthal. Manchmal hat ein Wohnhaus ihrer zwei, die mit Hausvater und Hausmutter leben und ſterben.

Aus unſrer Gegenwart wird folgender Umſtand durch J. Gruber aus Merklin berichtet in Grohmanns Böhm. Sagenb. 1863. 1, 221: Einmal ſah ich am Ende des Städtchens eine Menge Menſchen um ein Haus verſammelt, eine

Hausſchlange betrachtend, die ſich gezeigt hatte und erſchlagen worden war. Eine Woche ſpäter ſoll wirklich hier der Hausvater geſtorben ſein am nemlichen Tag und zur gleichen Stunde, wo die Schlange ihren Tod gefunden hatte.

Auch die Hauskröte, Unke, Muhme genannt, wohnt im Hauskeller und hält durch ihren Einfluß die hier verwahrten Lebensmittel in einem gedeihlichen Zuſtand. Dadurch kommt Wohlſtand ins Haus, und das Thier heißt daher Schatzkröte. In Verwechslung mit dem braunſchwarzen Kellermolch wird ſie auch Gmöhl genannt und ſoll eben ſo oft ihre Farbe verändern, als der Familie eine Veränderung bevorſteht.

Die Biene.

Die Biene allein unter allen Thieren, deren Tod mit landſchaftlich wechſelndem Ausdrucke bezeichnet wird, ſtirbt, jede andere Benennung ihres Todes iſt unerhört; denn dies Thierchen iſt nicht nur bei allen Völkern des Alterthums geheiligt geweſen, ſondern man ſieht es den davon handelnden Sagen noch an, daß ihm ein Theil von Geiſt und Seele wirklich zuerkannt geweſen war. Bienen nähren den Säugling Zeus, Bienen umſingen die Lippen der zu Dichtern und Rednern gebornen Knäblein. Daß des Menſchen Seele in Geſtalt einer Biene auszieht und wieder zurückkehrt, hat der Graubündner Bandlin uns aus dem Munde einer Engadinerin berichtet im Schweiz. Merkur 1835, 234: In der Gemeinde Klein-Fettan im Unter-Engadin ſahen heimkehrende Burſche ein altes Weib am Wege liegen, mit dem Geſichte ſtarr gegen die Erde gekehrt, nahmen's für todt auf und trugen's ins nächſte Haus. Alsbald flog hier ein Bienlein ſummend im Zimmer herum und ſchließlich jener Erſtarrten in den offenſtehenden Mund. Die Anweſenden waren nicht wenig erſtaunt, als das Weib ſogleich ſich aufrichtete und in unzufriednem Tone zu verſtehen gab, man möge ſie künftighin an ihrem Orte liegen laſſen. — Hier

war alſo die Menſchenſeele in Geſtalt der ſammelnden Biene ausgeflogen geweſen und in ihrer gewohnten Rückkehr durch Unbefugte aufgehalten worden.

Schwärmende Wildbienen werden Wegeleiter für auswandernde Volksſtämme; zahme, die nicht mehr in ihren Korb zurückwollen, gelten dem Landvolke als Vorverkündiger ausbrechenden Krieges. Als Herzog Leopold auf ſeinem Zuge zur Schlacht von Sempach an der Linde bei Williſau vorüber ritt, hatte hier ein Bienenſchwarm hinein geniſtet und umſchwirrte die herzoglichen Banner. Das Schlachtlied erwähnt dieſes Vorfalles und fügt bei:

„Das dütet frömbde geste,“
ſo redt der gemeine man.

Setzt ſich ein friſch ausgeflogner Schwarm an den dürren Aſt des Gartenbaumes, ſo hat ſich der kranke Mann in jenem Wohnhauſe wegefertig zu halten. Freienamt. — Entfliegt der Schwarm, ohne binnen drei Tagen ſich wieder zu finden, ſo werden hier die Kinder vor den Eltern wegſterben. Kt. Luzern. — In dem Augenblicke, wo der Meiſter im Hauſe ſtirbt, muß man deſſen Immen roden, jeden Stock einzeln lupfen und ihnen des Hausvaters Tod anmelden, ſonſt ſtehen ſie ab. Unter welcherlei Formeln dies geſchieht, verzeichnet für Weſtfalen Woeſte (Volksüberlief. 53); aus Norddeutſchland Kuhn (Nordd. Sag. pag. 453); aus der Bretagne J. Grimm, Altd. Wälder 1, 17; aus Serbien Haupt-Schmaler, Wendiſche Volksl. 2, 251. Der Spruch lautet gemeinlich:

Bienchen, unſer Herr iſt todt,
Verlaßt mich nicht in meiner Noth.

„Es kaufen auch etliche die Bienen nicht gerne, welchen ihr Herr durch Tod abgegangen iſt, denn man iſt der Meinung, daß ſie alle auch nachſterben.“ Joh. Coler, Oeconomia. Mainz 1645. II. Th. lib. XIII. pag. 535. J. Grimm hat in ſeiner Rede „Ueber das Alter“ aufmerkſam gemacht auf das in Greiſen noch wachſende Gefühl für die Natur, ſo daß man eben im Alter andächtig zu den leuchtenden Sternen emporſchaut, die ſtärkende Gartenpflege und das Baumimpfen wie

ein greiſer Vater Laertes übernimmt. „Daher knüpft Glaube und Brauch an den Gartenbaum, an den Bienenſtock ganz beſonders die Verkündigungen an, die über das Leben des Hausvaters entſcheiden ſollen.“

Thiere als Todesboten.

Schon der Glaube unſrer Vorzeit unterſchied eine üble und eine gute Bedeutung der dem Krieger, Jäger oder Hirten zufällig aufſtoßenden wilden und zahmen Thiere. Man nennt dieſe unvermuthete Begegnung den Angang. Allen kampflichen Thieren, wie Wolf und Bär, verlieh der Germane guten Angang; während Haſen, alte Weiber, Prieſter, weil ſie unkriegeriſch ſind, übeln Angang hatten. Simrock, Myth. 540. Vieles hievon ſteckt noch tief im Volksglauben unſrer Tage; aber unſre gewöhnliche Frage an einen Erſchrocknen: Was iſt dir Krummes begegnet, was iſt dir in die Quere gekommen, über den Weg gelaufen? drückt nur noch die üble Seite des Angangs aus, die tröſtliche iſt vergeſſen bis auf ein paar Züge des Kinderglaubens über begegnende Lämmer, traulich herzu fliegende Vögel und Käfer. Himmelsboten und Engel hinter ſo kleinen Thierchen annehmen zu ſollen, dagegen ſträubt ſich der allgemeine Verſtand, aber ſchwarze und große Thiere, die zur Unzeit ſich zeigen, mit Geiſtern und Geſpenſtern zu verwechſeln, dazu iſt man eher bereit, und der örtliche Glaube hat dafür poſitiv lautende Sätze. Erſcheint ein Verſtorbner in Menſchengeſtalt, ſo iſt er um ſo eher erlösbar, je mehr Gutes man ihm noch erweiſen wird können; zeigt er ſich aber in Thiergeſtalt, ſo iſt er bereits der Hölle verfallen und alles für ihn geſprochne Gebet fruchtlos. Geradeſo verhält es ſich auch beim „Künden;“ iſt die Geſtalt, in welcher ein im Sterben Liegender entfernten Freunden ſich anmeldet, keine thieriſche, ſo wird er in den Himmel eingehen. Betrügeriſche Ortsrichter und Ge-

meindeammänner genießen am häufigsten die Ehre nach ihrem Tode in Kalbsgestalt umher zu wandeln; bösartige Frauen in der Gestalt des Schweines; jene tragen alsdann den landschaftlichen Namen des Dorfkalbs, diese denjenigen der Dorfloß. Der niedere Klerus hat in früherer Zeit derlei Meinungen noch befestigt und in eine Art theologischer Theorie gebracht. In dem kirchlich anerkannt gewesnen Beschwörungsbuche des Franciskanermönches Friz: Manuale Benedictionum, Kempten 1737, wird S. 597—626 das äußerste Verfahren angegeben, mit dem der Exorzist den widerspenstigen Geist aus Ort oder Haus zu vertreiben vermöge. Bei diesem Geschäfte wird nun ein noch weniger erfahrner Priester belehrt, sich nicht mit halben Mitteln begnügen zu wollen, wenn etwa statt eines fürchterlichen Teufels nur eine ganz joviale Person erschiene. Denn diese bösen Geister kämen bald als allerlei Thiere, bald aber als lustige Leute zum Vorschein und suchten durch lautes Lachen und Schäckern den Glauben zu verbreiten, als gehe es bei ihnen gar heiter und fröhlich her und als seien die Verwünschten weder so gar ungestalt, noch so unglücklich.

Schon wird der Leser befürchten, widerwärtige Gespenstergeschichten hier anhören zu sollen; wir aber werden ihm das Nothwendigere, das Unvermuthete erklären, daß die bisher unausrottbare Furcht vor Gespenstern in Thier- und Menschengestalt meistens der Ueberrest des Heidenglaubens an den Schutzgeist ist, der einen jeden Menschen ebenso bald in thierischer, bald in menschlicher Erscheinungsweise, lebenslang umgab und ihn in derselben auch zum Tode abberief; ein den Slaven und Germanen geläufiger Glaube. Bei den Südslaven ist es die Waldgöttin Vila, welche die Herzensschwester der Helden wird, ihren Dutzbruder in jeder Gefahr schützt; eine solche hatte sich dem vielbesungenen Marko Kralavitsch verschwistert. Beim Skandinavier ist es die Fylgja, der Gefolgsgeist. Die Mannsfylgja ist der Schutzgeist, den jede einzelne Person für sich hat. Er entsteht und vergeht nach dem heutigen Glauben der Isländer mit dem amnium, womit das noch Ungeborne umgeben ist. Dieses Kindshäutchen führt beim Isländer denselben Namen

wie der Schutzgeist: Fylgja und Hamr, beide stehen auch unter dem gleichen Schicksal. Geht nemlich der Leib, dieses Kleid (Hamr, Hemde) der Seele verloren, so ist auch die ihn beschirmende Fylgja mit verloren. Dem auf der Wanderschaft Begriffenen fliegt sein Schutzgeist zum Gastfreund voraus, bei welchem Einkehr genommen werden soll, und meldet jenen durch einen rothbraunen Dampf an, der sich zu der Gestalt von Hund, Rabe, Fliege, Wilder Mann u. A. entwickelt. Der Pfarrer Sera Halfdan zu Fell auf isländisch Nordland war stets von einem Raben begleitet; als das Thier einst zu dessen Schwester Hildigunnr nach Lonkot geflogen kam, rief diese in ihrem Hasse: da kommt die Fylgja meines Bruders, fieng das Thier in der Schürze und warfs in den Sumpf. Außer diesem persönlichen Schutzgeiste giebt es auch eine Aettarfylgja, der Schutzgeist eines ganzen Geschlechtes; sie ist an die Hofstätten gebunden, die von ihren Schutzbefohlnen bewohnt sind; eine solche hat der jetzt (1860) zu Hitardalo wohnende Probst Sera Thorsteinn Hjalmarsson. Oft gerathen die den verschiednen Männern oder Gehöften angehörenden Gefolgsgeister mit einander in einen eifersüchtigen Weiberzank und vergessen sich so weit, daß sie, indeß ihre Schützlinge beim Gelage sitzen, vor deren Augen handgemein werden. Diese im heutigen Island fortbestehenden heidnischen Glaubenszüge hat daselbst persönlich gesammelt Konrad Maurer in seinen Isländ. Sagen der Gegenwart, 1860.

Diese unentbehrlichen Vorerklärungen führen nun über zu den verschiednen Thieren, deren Angang dem Menschen als todkündend gilt.

Die Grabvögel.

Der Namen der Seele bezeichnet in den Sprachen die bewegte Luft; Athem, lat. anima, heißt hauchen, wie böhmisch duše, die Seele, von du, wehen, ableitet. Wenn Auge, Ohr und Mund am Gestorbenen noch vorhanden war, sagt Groh-

mann (Abergl. aus Böhm. 1, 194), und nichts als der Athem fehlte, ſo mußte wohl dieſer die Seele ſein, die den Körper belebt hatte. Ihrem ſchnellen Entſchwinden gemäß wird ſie daher geflügelt gedacht, Geiſter und Engel erſcheinen in Vogelgeſtalt und des Vogels Geſtalt wird allgemeines Grabſymbol bei Römern und Deutſchen. Der Raum des römiſchen Grabes, der die Aſchenurnen enthielt, hieß bekanntlich wie das Flugloch des Taubenkobels columbarium, weil jener Raum vielleicht dem Fluge der Seelen dienen ſollte. Steinerne und thönerne Taubenmodelle hat man aus den helveto-römiſchen Gräbern zu Ober-Winterthur erhoben. Hölzerne Tauben, auf Stangen geſteckt und zwar, wenn Einer in der Fremde geſtorben war, nach jener Richtung ſchauend, wo der Todte ſeine Ruheſtatt hatte, errichteten die Langobarden auf ihrem Grabfelde außerhalb der Stadt Ticinus; der Ort ſelbſt hieß An den Stangen und dorten gründete Königin Rodelinda eine Marienkirche. So erzählt Paul Diakonus in ſeiner Langobarden-Geſchichte B. 5, K. 34. Ein Nachklang hievon wird in Luſſer's Beſchreib. des Kts. Uri 51, und in Toblers Appenzeller Sprachſch. 198 als noch beſtehend gemeldet. Man ſchneidet aus Papier einen Vogel aus und denkt ſich darunter die Taubengeſtalt des heil. Geiſtes; Mütter hängen dies Papierchen ans Bett eines hoffnungslos erkrankten Kindes, um das Kleine damit im Sterben zu ergötzen. Das reformirte Landvolk an der untern Aare ſchneidet zu gleichem Zwecke aus Papier eine Reifrockfigur, Mergen (Maria) genannt, und hängt ſie dem Sterbenden ans Bette; nach deſſen Tod kommt ſie zuweilen als Andenken hinter Glas und Rahmen. Wahrſcheinlich war mit dieſer Vogelfigur urſprünglich eine Schickſalserforſchung verſucht, da der ahd. Phyſiologus (Graffs Diutisca 3, 38) nur in dieſem Zuſammenhange Sinn bekommt für folgende Stelle: ein vogil heizit Caradrius (Brachvogel). mit diseme mac man bechennen, ob der sieche man irsterben oder g'nesen scol. ob er sterben scol, so cheret sich der caradrius von ime. ob er avē g'nesen scol, so cheret sich der uogel zuo deme manne unt nimit dez mannes unchraft an sich.

Gehen wir zu den Singvögeln über, diesen Spiel- und Hausgenossen des Menschen. Die Seele wird ein geflügelter Vogel, der im Entschweben lieblich singt. Während des Conciliums zu Basel hörten etliche gelehrte Doctores in einem Walde daselbst eine Nachtigall wunderbar singen und erfuhren, dies sei die Seele eines noch nicht Erlösten. Wolf, Deutsche Märch. und Sag. Nr. 58. Das von Raubthieren zerrissene Hirschkälblein wird von einem barmherzigen Mädchen gliederweise wieder zusammengesetzt und in den Waldbaum gelegt; alsbald ist an der Stelle des Thierschädels eine Nachtigall in der Baumkrone und beginnt zu schlagen. Cavallius-Stephens, Schwed. Märchen. Im bretonnischen Volksliede vom Helden Marlbrouk heißt es:

Auf seines Grabes Hügel
ist Rosmarin gepflanzt,
auf dessen höchstem Zweige
schlägt eine Nachtigall.

Wenn der Bauer am baier. Lechrain auf dem Siechbette liegend, zuletzt sich selbst den Tod wünscht, so ist seine Rede: „Wenn nur die Nachtigall käme und thäte uns auflösen!" da kommt denn, fährt Leoprechtings Lechrainer Sagenb. 79 fort, diemalen ein Vogel und singt so fein, daß die Schmerzen aufhören und man entweder besser wird oder stirbt. Verwandte Sätze dieser Art lauten: die auf dem Haushag schlagende Amsel singt dem Hauskranken den Tod an. Wenn der Buchfinke anhaltend um dasselbe Wohnhaus ruft und gar bis in die Tenne geflogen kommt, so wird hier bald Jemand wegsterben. Ein ans Fenster pickendes Vögelein meldet dir den Tod eines in der Fremde Gestorbenen. Wo das Rothkehlchen einen Erschlagenen im Walde liegen sieht, fliegt es hinzu und überstreut ihn mit Laub.

Als Knabe hatte ich Gelegenheit, den auf seinem Landhause bei Neuburg a. d. Donau damals verstorbenen Maltheser Commenthur v. Flachslanden auf dem Paradebette zu betrachten. Lustig schlugen seine Singvögel in dem gleichen Trauersaale. Da fiel es mir auf, unter den übrigen Zuschauern sagen zu

hören, wie ſchade es um dieſe vielen kleinen Thierchen ſei, die nun gleichfalls alle mitſterben müßten. Das Verſtändniß dieſer Rede gieng mir erſt im vorigen Sommer auf bei der Eröffnung der Heidengräber zu Lunkhofen, welche in der Hiſtor. Ztſchr. Argovia 5. Band beſchrieben ſind. In der dortigen Leichenbrandſchichte fand ſich auch vereinzeltes Vogelgebein, namentlich das Röhrknöchlein eines Langſtelzers mit vor. Eben ſo iſt in thüringer heidniſchen Gräbern neben dem Gebein von Kinderleichen auch das von Singvögeln erhoben worden. Wo Vogel- und Kindergebein beiſammen liegt, erinnert es an den herben Sinn der Sprichwörter: Vögel, die früh ſingen, frißt die Katze; kluge Kinder werden nicht alt. Allein im Zwecke der heidniſchen Todtenbeſtattung lag es, mit dem Hingeſchiedenen Alles ihm Werthe und Eigene mit zu vertilgen und ihm in den Tod nachzuſenden. An Sigfrids und Brynhilds Scheiterhaufen hiengen zu Häupten ihre Beizvögel, zwei Habichte.

Der Kibitz.

Unbegehrt gebliebene Menſchen werden nach dem Tode in unbegehrte Thiere verwandelt; die alten Jungfern mit ihrem monotonen Eigenwillen werden zu langweiligen Kibitzen, in der Mundart Giritz genannt. Daher gilt die Phraſe, ins Giritzenmoos fahren, nur vom Tode alter böſer Weiber; denn da es keine männlichen Hexen giebt und nur Weiber auf den Blocksberg ausfahren, ſo werden auch nur deren Seelen als die in den unbetretnen Sumpfſtrecken wohnende Kibitzen angenommen. Ein Volkslied aus dem Berner Oberlande (bei Firmenich 2, 582) durchmuſtert die verbreitete Angſt vor einer Reihe von Unglücksvögeln und ſchließt ironiſch mit dem verrufnen Kibitz; um wie viel lieber, ſagt das aufrichtige Mädchen, will ich mir einen Mann nehmen, als einſt aufs Giritzenmoos verwünſcht zu werden:

Doch wol is g'wüß, i förchten eine,
das is en böſe, ja 's der Gott!
der Giritz iſch es, wo 'ni meine.

Noch pflegt das Landvolk der deutſchen Schweiz hie und da die Moosfahrt als Fasnachtsſcherz aufzuführen. Ein Leiterwagen wird mit allen heirathsfähigen Mädchen des Dorfes vollgeladen und draußen mit möglicher Schonung am erſten Graben der Almende umgeworfen. Auf ein bischen Weibergeſchrei folgt nachher um ſo mehr Küchleingebäcke und Tanz.

Die verſtorbnen Hageſtolzen werden nach Auceuda, bei Gex im Wallis verwieſen, wo ſie in durchlöcherten Körben Sand aus der Rhone zu Berg tragen müſſen. Reithard, Schweiz. Sagen.

Die Eule.

Nach ihrem wimmernden Schrei trägt die Schleiereule verſchiedene mundartliche Namen. In der Schweiz Gwiggli, Wichſi, Kleewit und Kivvit. Kivvit deutet man ſich als den Ruf kümm mit! Kleewit bedeutet aargauiſch hlê, das Grab, der Leichenhügel; wigil iſt appellativ Vogel.

wenn dir d'Wiggli schreit,
wirsch bald ûsse trait.

Ebenſo ſchon in Müllers, Pfarrer in Thalwil, zu Gwerb's Leuth- und Vychbeſegnen (Zürich 1646) verfaßten Reimen:

Wann durch den dünnen Luft ein ſchwarzer Rabe fleucht
Und kraket ſein geſchrey, und wann deß Eulen frauwe
Ihr Wiggen-gwige heült: ſind Loſungen ſehr rauhe.

Die Eule „ſchreit den Kranken heraus," dafür nagelt ſie der Bauer an Scheunenthor und Gartenbaum, wo ſie Geſpenſter abhält und den Knaben zum Wurfziele dient.

Der Rabe.

Ehedem ein dem oberſten Gotte dienſtbarer, prophetiſcher Vogel, iſt der Rabe nun zum eigentlichen Galgen- und Höllenthier geworden. Des hl. Meinrad Raben melden den an dem Einſidler zu Schwyz verübten Mord bis nach Zürich, wo die beiden Raubmörder im Wirthshauſe zechend ergriffen und abgeſtraft werden. Seit der Zeit iſt jenes Wirthshaus daſelbſt zum Raben geſchildet. Die Seelen Erlöſter ſchweben davon in Taubengeſtalt, die der Verwünſchten und Erhängten verwandeln ſich in Raben. Aargau. Sagen 2, Nr. 269. 272. Raben in einer Reihe auf dem Hausgiebel ſitzend, deuten auf die Reihe der ſchwarzen Leichengänger. Sitzen ſie aufs Haus, in dem eben eine Leiche liegt, ſo hat dieſer hier Verſtorbene bei Lebzeiten viel Schlimmes gethan. Damit übereinſtimmend erzählt die ahd. Kaiſerchronik von Neros Tode (in Diemers Ausgabe, S. 131, Vers 29):

die tiuel kômen dar
mit ainer micheln ſcar
in ſwarzer uogele pilede.

Rabe und Krähe werden mit einander verwechſelt, beider Grabſchrei tönt: Geh weg! Schreien zwei nordenher kommende Krähen uns nach, wenn wir von einem Begräbniß heimkehren, ſo kündets eignes Leid vor Jahresende.

Die Maus.

Den Mäuſen pfeifen, heißt den Seelen ein Zeichen geben, um von ihnen abgeholt zu werden; ebenſo wie der Rattenfänger zu Hameln die Lockpfeife bläſt, auf deren Ton alle Mäuſe und Kinder der Stadt mit ihm in den Berg hineinziehen, der ſich hinter ihnen zuſchließt. Mäuſe ſind Seelen. Die Seele des auf der Jagd entſchlafenen Königs Guntram kommt ſchlängleinartig aus ſeinem Munde hervor, um ſo in

einen nächſten Berg und wieder zurückzulaufen (Grimm, DS. Nr. 428). Der goethe'ſche Fauſt weigert ſich den Tanz mit dem hübſchen Hexenmädchen am Blocksberg fortzuſetzen:

Denn mitten im Geſange ſprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Iſt der Hausherr geſtorben, ſo verlaſſen auch alle Mäuſe zugleich ſein Haus; ſo lautet die mißverſtandne Redensart Mausstodt ſein, d. h. ganz und mit Allem, mit Mann und Maus todt ſein. Ebenſo deutet man das Träumen von todten Mäuſen auf Tod in der Verwandtſchaft. Kommt eine Maus Nachts ins Bett, ſo trifft den darin Liegenden kommenden Tages ein Unheil; zernagt ſie dem Patienten das Bettſtroh unter dem Hauptkiſſen, oder ein Kleidungsſtück, ſo ſtirbt er bald. Vor dem Fenſterſims hin- und herlaufend, ſind ſie gleichfalls todkündend, weil man das Zimmerfenſter öffnet, um die Seele des eben Verſchiedenen hinaus zu laſſen. Stößt eine Scheermaus zwiſchen Mauer und Bretterboden der Stallung, ſo läßt man oft die Stallthiere ſchnell verſteigern, aus Furcht, ſie möchten an einer Seuche drauf gehen. Stößt die Scheermaus in der Tenne, unter der Dachtraufe, dem Hausofen oder gar unter dem Ehebette (denn in ältern Bauernhäuſern gilt ſtatt des Bretterbodens noch der bloße Lehmboden), ſo ſtößt ſie den Vater zum Haus hinaus. Von ſolchen friſchen Erdhaufen der Maus ſagt man: sie suecht nach 'ere Seel.

Stosst e Schärmûs bî 'me Hûs,
so heuscht si Oepperen drûs.

Stößt ſie unter dem Küchenherde, ſo wird die von der Hausfrau bereitete Speiſe nicht mehr batten, nicht erſättigen. Viel Mäuſe plötzlich im Lande, deutet man auf fremde Kriegsvölker: viel Müs, wenig Lüt. Da auch böſe Geiſter in Thiergeſtalt erſcheinen können, ſo darf man manche Thiere beſonders zu den heil. Zeiten — wo Geiſter am meiſten ſich künden — nicht mit rechtem Namen nennen, um ſie ja nicht zu berufen. So wird in der Preuß. Mark die Maus in Weihnachten bloß Bönnlöper genannt, Bodenläufer. Kuhn, Nordd. Sag. 411. Aus einer plötzlichen Vermehrung der Mäuſe ſchloß das Mittelalter

auf eine plötzlich ausbrechende Seuche; daher war es zur Zeit des Schwarzen Todes eine der ſtehenden Inquiſitionsfragen der Hexenprozeſſe, ob die verdächtige Perſon Mäuſe hervor gehext habe. Mach mir keine Mäuſe! beſagt: Gerade heraus, nur keine Ausflüchte gemacht.

An die Stelle der Seelenherrin Freyja, Berchta und der Weißen Frau iſt die hl. Gertrud getreten, bei welcher die Abgeſchiedenen die erſte Nacht im Todtenreiche zubringen müſſen. Sie war, wie Schilter zur Königshovner Chronik 571 anmerkt, im Straßburger Münſter auf einem Gemälde zu ſehen umgeben von Mäuſen. Und ſo bildet ſie der krainiſche Bauernkalender ſowie das ſogen. Gertrudenbüchlein ab: Zwei Mäuslein nagen an einer flachsumwundenen Spindel; eine Spinnerin ſitzt am Spinnrade und eine Maus läuft den Faden hinauf. Weder am St. Gertrudentag, noch in der Zeit der Zwölften, wo die Geiſter in Geſtalt von Mäuſen erſcheinen, darf geſponnen werden.

Der Hund.

Allen Religionen der Vorzeit hat der Hund als ein den Göttern zugeſelltes Thier gegolten, dem daher auch ſein Theil Weiſſagungsgabe eigen geweſen iſt; wenn er dann auch ſpäter in der fortſchreitenden Bildung jedes Cultus aus ihrer perſönlichen Umgebung entfernt und gleichſam zur Ruhe geſetzt wird, ſo verbleibt ihm doch ſein Gnadenbrod bei den Seelen der Unterwelt, hier wird er Bote und Hüter der Schatten. Nur von dieſer Seite iſt er jetzt zu beſprechen.

Der indiſche Todesgott Yama hat ein Paar „vieräugige, männerhütende, wegebewachende Hunde;“ ihnen wird der Verſtorbene beim Todtenopfer ſeiner Nachgelaſſnen und in deſſen vorgeſchriebner Gebetsformel übergeben: Rigveda, 10. Buch, 14. Lied. Einer von dieſen die Sterbenden heimſuchenden Hunden iſt der ſchwarze Sarameya. An den homeriſchen

Höllenhund, der den Ais bewacht; an die mit ihren Hunden nächtlich durch die Wälder ziehende Hekate; an des Odyſſeus geiſterſichtige Hunde, welche die nahende Athene voraus erkennen, braucht hier bloß erinnert zu werden, um zu den einflußreicher gebliebnen nordiſchen Traditionen über zu gehen. Aller Hunde erſter iſt Garm, ſagt die Edda, er muß wachen, bis die Götter vergehen. Auch er iſt geiſterſichtig: er ſtellt ſich dem nahenden Odhin entgegen, „bellt und gähnt ſogar gegen den Vater aller Beſchwörungslieder.“ Der Göttin Frigga iſt als Sinnbild der Häuslichkeit die Katze beigegeben, die denn deshalb unter den Todesboten im Nachfolgenden noch beſonders zu erwähnen iſt; wandelt ſich die Göttermutter in die Seelenmutter um, ſo ſendet ſie die leichenwählenden Nornen und Walkyren aus, die von Hunden begleitet ſind oder deshalb auch von den Hunden des Sterblichen zuerſt gewittert werden. Von nächtlich heulenden Hunden ſagt man in Schleswig: die Hel iſt bei den Hunden; d. h. ſie wittern die umziehende Peſtſeuche voraus. Daher wird in altkirchlichen Abbildungen dem heil. Rochus, dem Schutzpatron gegen die Peſt, ein Hündlein beigegeben. Da die Peſt mit einem Feuer verglichen wird, das als blaue Flamme erſcheint, ſo liegt es nahe, daß der Hund auch Feuersbrünſte voraus wittert. Daher ſtammen folgende Sätze. Ein in der Nachbarſchaft heulender Hund, der dabei die Schnauze zur Erde kehrt, „ſchmeckt's,“ daß bald hier Jemand ſterben werde; er riecht es aus der Erde, denn in ihr wohnt das Todtenvolk. Richtet er aber heulend die Schnauze gen Himmel, ſo zielt dies auf eine hier bevorſtehende Feuersbrunſt. Oft rührt aber dies nächtliche Geheul von jenem Ortsgeſpenſte her, das man mit Nachdrücklichkeit den Dorfhund nennt. Gleichwie der Pudel der spiritus familiaris des Dr. Fauſt iſt, ſo iſt der Dorfhund der spiritus communalis, eines vermag nicht ohne das Andere fortzuleben. Dies erhellt aus einer Begebenheit, die erſt vor wenigen Jahren in Merenſchwand, einem Dorfe des Oberen Freienamtes, allgemein zu reden gab. Der Eigenthümer der Bunau, einem Ausgehöfte einer Gemeinde, lag damals ſchwer darnieder und ſeine Nachbarn

durchwachten die Nacht bei ihm. Da ließ wiederholt um Mitternacht der Dorfhund ſein Geheule vor dem Fenſter hören und erregte damit ſo große Furcht, daß man ſammt dem Kranken das Haus verließ und ein anderes bezog.

Das Hündlein der Siebenſchläfer, das der Legende zu Folge ſieben Chriſtenbrüder in die Höhle begleitet, die hinter ihnen von den Heiden vermauert wird, verehrt man noch in der griechiſchen Kirche. War dem Menſchen das Thier ſchickſalskündend geweſen, ſo mußte er demſelben nothwendig Seele beilegen und in weiterer Folgerung auch über das Fortleben der Thierſeele zu einem Ziele kommen. Dies iſt bis auf die Neuzeit geſchehen. Luther äußert in ſeinen Tiſchreden (K. 43, und Joel 1, 18), daß er ſein eignes Hündlein in der andern Welt wieder zu ſehen glaube; ebenſo läßt Klopſtocks Meſſiade, Geſang 16, Vers 260 und 333 Eliſamas Hündlein mit in den Himmel eingehen.

Die Katze.

Freyja war die Göttin des häuslichen Glückes und der Liebe, ihr Geſpann wurde von zwei Katzen gezogen; allein ihrem Weſen waren auch noch Züge des kriegeriſchen Alterthums eigen, denn ſie theilte ſich mit Odhin in die Leiber der auf der Walſtatt Erſchlagnen. Nach dieſen beiden Seiten der Göttin hat auch ihr Wappenthier, die Katze, eine Licht- und eine Schattenſeite. Bald trägt ſie die an die Liebesgöttin erinnernden Schmeichelnamen: Mimeli, Züſeli, Züſibüſeli; denn der altd. Frauennamen Zeizichoma heißt Erwünſchte und Geliebte; bald erinnert Bullerkater, Nickerkater an den polternden Hauskobold und den kinderraubenden Waſſermann; und daher geſchieht es, daß die Sätze des Aberglaubens unter einander in Widerſpruch gerathen. Bald gilt die ſchwarze Katze als Hexe, als verwünſchter böſer Geiſt, bald wieder als ein Weſen, an deſſen Lebensdauer der Beſtand der Familie hängt. Bezieht man

z. B. ein neues Wohnhaus, so wird erst die Katze aus der alten Wohnung in einer schwarzen Schürze herbeigetragen und über die Schwelle der neuen hinein gejagt:

Die schwarze Katze, das schwarze Huhn
Soll kein Bauer aus dem Hause thun.

Dennoch fürchtet man sich, die schwarze Hauskatze allein bei den Kindern zu lassen, und besonders ist man bedacht, alle Katzen zu entfernen, während bei einer Leiche Todtenwacht gehalten wird. Eine schwarze Katze, die über das Krankenbette hinhuscht, würde beweisen, daß es um die Seele des Verstorbnen nun schlimm stehe; ja er wäre verdammt, wenn sie sich auf seinen Sarg setzt. Anderwärts gilt sie für den eigentlichen Hausgeist, ja für den Gefolgsgeist des Hausvaters, und sogar die Lebensdauer beider hängt von einander ab: Die schwarze Hauskatze stirbt ihrem Herrn vor (Aargau). Dies ist ein im Morgen- und im Abendlande verbreiteter Glaube gewesen, über den ein paar kleine Züge hier mitzutheilen sind. Ein ägyptischer Scheich — so erzählt Fr. Rückert, Morgenländ. Sag. 2, 260 — lebt in so großer Frömmigkeit und Bußübung, daß er außer einer schwarzen Katze gar keinen andern Besitz hat. Aber eben dieses Thier des Armen war einer der Dschinnen, welche Thiergestalt annehmen, um unerkannt in der Nähe geliebter Menschen sein zu können. Als dies der Scheich empfand und die Katze eines Tages auf die Probe stellte, verschwand sie auf immer. Einen deutschen Vorgang ähnlicher Art berichtet Diebolt in seiner Histor. Welt (Zürich 1717, 737). Michael Helding aus Schwaben hatte das Interim mitschmieden helfen und war dafür vom Pabst mit dem Titel eines Bischofs von Sidon belohnt worden. Während er das Stift Merseburg administrirte und auf einer Reise nach Leipzig begriffen war, traf er auf halbem Wege bei einem Hügel, der noch heutigen Tages Katzenberg heißt, eine ganze Compagnie Katzen an und fragte im Scherze: Ihr Katzen, seid ihr alle beisammen? Keine fehlt, erhielt er zur Antwort, als Bischof Michels Katze. Bei seiner Heimkehr erzählte er den Seinigen den Vorfall, kaum aber daß er ausgeredet hatte, war seine Katze zum Fenster

hinausgefahren und ist nicht weiter gesehen worden. „Sie soll sein spiritus familiaris gewesen sein.“ Hinze, der Katernamen im Reineke Fuchs, stimmt überein mit dem Namen der Hauskobolde, der Heinzelmännchen; und so zeigt sich die Katze als förmlicher Hausgeist in folgender Sage. Man brach eine Wohnung ab, um dem darin spukenden Gespenst zu entgehen. Als man mit dem letzten Fuder alten Holzwerkes in den Neubau einfuhr, sprang jener Kobold als Katze zusammengebuckelt vom Wagen in die offne Scheune. Wenn eine schwarze Katze Nachts dem Menschen über den Weg läuft, so wird er nach dem Glauben katholischer Gegenden sich beeilen müssen, noch vor ihr sein Haus zu erreichen; hier schlägt er dann das Kreuz so oftmals über Kinder und Thiere, als deren in Stube und Stall sind. Dagegen meint man in reformirten Landschaften: die schwarze Katze, der man auf einem Kreuzwege begegnet, warnt uns, in dieser Stunde weiter zu gehen. Sie ist kein Gespenst und kein Todesbote, sondern nur eine prophetische Abmahnung.

Todkündend ist die Katze deshalb geblieben, weil sie aus dem Freyjacultus übertragen wurde auf die Verehrung der hl. Gertrud, die als christliche Seelenempfängerin gegolten hat. Man sagt, heißt es in einer latein. Handschrift des 15. Jahrh. daß die Seele, sobald Eines verschieden ist, dieerste Nacht bei der hl. Gertrud Herberge nehmen muß. Die Attribute dieser Heiligen waren bekanntlich Maus und Katze. Letzteres Thier macht daher den Menschen auf sein Ende aufmerksam. Träumt man in der Christnacht von einer schwarzen Katze, so erkrankt man nach Neujahr gefährlich. „Bürsten sich“ zwei Katzen unter dem Fenster der Krankenstube, so sind des Kranken Stunden gezählt. Hier erinnern die zwei raufenden Katzen an die zwei um die abgeschiedene Seele streitenden Todtenheere, wovon in den folgenden Abschnitten zu berichten ist.

Roß und Stier.

Der Todesgott und das Geisterheer der Wilden Jagd ist beritten; „die Todten reiten schnell.“ Auf altgriechischen Grabdenkmälern zeigt sich ein Fenster, durch das von außen ein Pferdekopf hineinblickt; selbst der alte Fährmann Charon kommt im neugriech. Volksliede dieses Namens (übers. v. Goethe) zu Rosse. In der ungarischen Volkssprache ist der Name der Todtenbahre allgemein Michal lova, Michaelspferd, und vom tödtlich Erkrankten gilt der Ausdruck, des heil. Michael Pferd hat ihn schon getreten, schon geschlagen. Ipolyi, Ztschr. für Myth. 2, 274. In dänischer Volksrede dagegen heißt es von einem Wiedergenesenden, er hat dem Tod einen Scheffel Haber geopfert. Die heidnischen Gräber zu Prattelen in Baselland liegen in einem Waldtheile, welcher Reitweg heißt; nahe dabei sind römische Ruinen, Namens Cästeli. Zürich. Antiq. Mittheil. 2, 9. Alle diese Angaben deuten darauf hin, daß der Todesgott seine Opfer zu Rosse abholte. Da aber dem Germanen der oberste Gott Wuotan als Seelenherr galt, der wie die von ihm entsendeten Leichensammlerinnen zu Rosse erschien, so wird man in der ältesten Vorzeit die einzelne Leiche zu Roß ins Grab geführt und dann das Thier zugleich mit verbrannt haben. Anders läßt sich der Rückfall, den die Toggenburgischen Rheinthaler plötzlich i. J. 1541 machten, kaum begreifen. Sie banden damals einen Verstorbnen einem Pferde an den Schweif und ließen ihn zu Grabe schleifen, und ein Jahr darauf banden sie einen Todten nackend auf ein Pferd und führten ihn unter Abfingung des Armen Judas zu Grabe. Die Gesandten der regierenden Orte befahlen dem Landvogt die Thäter auf Leib und Leben zu belangen und ihre Bestrafung in allen Kirchgemeinden auskünden zu lassen, damit „ein söllich unchristlich Handlung“ nicht mehr geschehe. Rheinthaler-Abschied der Tagsatzung zu Baden 1542. Die Bevölkerung schien hier zwar einen Akt politischer Rache ausgeübt zu haben, stützte sich dabei aber gleichwohl auf frühere ähnliche Bräuche; denn Rosse sind noch i. J. 1318 in der Klosterkirche zu Königsfelden bei

Leichenbegängniſſen geopfert worden, und die fromme Königin Agnes, die dorten wohnt, verfügt daß dieſe Widmung zu gleichem Theile an die Mönche und die Nonnen des Stiftes fallen ſoll. Argovia 5, 32. Dem Roß wurde von jeher Weiſſagungsgabe zugeſchrieben. Achills Roſſe, die hl. Tempelroſſe der Germanenprieſter ſind dadurch allbekannt. Sigurds, ihres Geliebten Ende ahnend, erzählt die eddiſche Gudrun:

Gramvoll gieng ich mit Grani reden,
Befragte das Pferd mit feuchter Wange;
Da ſenkte Grani ins Gras das Haupt,
Wohl wußte der Hengſt, ſein Herr ſei todt.

Im Frickthaler Dorfe Eicken und zu Döttingen an der Aare gilt es als eine Todesankündigung, wenn am Fenſter eines ſchwer Erkrankten des Abends ein Roß von der Straße her ſichtbar wird. Schaut das Roß, welches den Leichenwagen zieht, einen Leichenbegleiter beſonders an, ſo wird dieſer nicht lange zu leben haben. Ariſtau im Freienamte. — Träume von rothen Pferden und rothen Schlangen deuten auf Tod. Seengen. — Das Roß im Stalle ſchwitzt, wenn gemeine Leute ſterben.

In Berggegenden, wo das Roß nicht gehalten wird, tritt an deſſen Stelle der Leichenſtier und ein Theil der genannten Volksmeinungen wird auf ihn übertragen. Wenn der an den Leichenwagen geſpannte Gemeindeſtier im Zuge ſtillſteht und zurückſchaut, ſo ſtirbt bald wieder eins der Gemeinde. Der Landwirth, der ſeinen ſchwarzen Stier ſchlachtet, wird bald drauf ſelbſt ſterben; dies heißt wohl, er verſpeiſt unerlaubter Weiſe den Stier voraus, der zu ſeinem einſtigen Leichenmahle herkömmlich beſtimmt iſt. Jener Bauer, der ſich Weihnachten um Mitternacht in den Futterbaren legte, um zu erfahren, ob in dieſer hl. Stunde die Stallthiere mit einander reden, vernahm, daß die beiden Stiere ſich beſprachen, wie bald ſie ihn zu Grabe ziehen müßten, und ſtarb im Schreck darüber. Recken die Rinder bei der Tränke den Kopf ſtarr empor, ſo trauern ſie über des Herrn bevorſtehenden Tod. Das Roß läßt ſich und das pflügende Rind über keine Ackerſtelle treiben, wo ein Ermordeter verſcharrt liegt.

Lebenslicht und Sterbkerze.

Einem das Licht ausblaſen, heißt ihn tödten. Er iſt ausgegangen wie ein Lichtlein, gilt von einem ſchmerzlos Sterbenden. Das Licht iſt ihm in der Auction der Jahre ausgegangen, bezeichnet im neapolit. Sprichwort hohes Lebensalter und ſtammt von dem dortigen Gerichtsbrauche, bei Auctionen ein Licht anzuzünden, nach deſſen Abbrennen kein Angebot weiter angenommen wird. Unſere Kinder laſſen ein Blatt Papier im Leuchterboden verbrennen und ſagen, wenn die letzten Fünkchen durch die Aſchenhaut hinſpringen: Die Letzten laufen aus der Kirche heim; das italien. Sprichwort darüber deutets auf die nachtwachenden Nonnen: Le monachine vanno a letto. Als der Jägerburſche die Hexe erſchießen will, lacht dieſe laut auf und ſpricht: Mein Leben wohnt nicht in mir, ſondern weit weg in einem verſchloſſnen Berg; da iſt ein Teich, auf dem Teich ſchwimmt eine Ente, in der Ente iſt ein Ei, in dem Ei brennt ein Licht, dies iſt mein Leben, wenn du es auslöſchen könnteſt! (Haltrich, Siebenbürg. Märch. 189). Die Gräfin Schack läßt eine Wachskerze, die ihr eignes Lebenslicht iſt, in der Kirchenmauer auf Gramm einmauern, doch dieſe Kirche brennt ab und die Gräfin ſtirbt. Müllenhoff, Sag. pag. 180. Meleagers Leben iſt an einen Feuerbrand, an ein glimmendes Holzſcheit geknüpft; des ſkandinav. Nornengaſts Leben an eine Kerze, und beide, damit ſie nicht verglimmen, werden von ihren Müttern verwahrt. Um der Geliebten die Lebensdauer zu bewähren, ſchleudert man unter Ausrufung ihres Namens angeglühte Holzſcheiben an Schwungſtäben vom Berge zu Thal; dieß iſt das in Oberdeutſchland übliche Scheibenſchlagen in der Faſnacht. Ein gleiches Lebensorakel iſt in den Kinderſpielen enthalten „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg," und Petit bon homme vit encore! bei beiden wird ein brennender Span oder Wachsſtock von Hand zu Hand herumgereicht, und derjenige iſt ſpieltodt oder pfandpflichtig, in deſſen Hand er erliſcht. So viel Lebensjahre das Kind zählt, ſo viel Lichtlein ſteckt man ihm

auf den Geburtstagskuchen. Die katholische Feier der Weihnachtsmette heißt am Mittelrhein die Lichterkirche, weil man um Mitternacht mit einem brennenden Wachsstock zur Kirche geht, aus dessen Dauer nachher noch Schlüsse auf die eigne Lebensdauer gemacht werden. In derselben Nacht pflegt die reformirte Bevölkerung am Hallwiler See, familienweise um den Eßtisch gruppirt, Aschenhäufchen zu bauen, jeder an seinem herkömmlichen Sitzplatze. Wer am Morgen darauf sein Häufchen zerstreut findet, hat für das nächste Lebensjahr wenig Hoffnung. So ist auch derjenige von einer baldigen Trauernachricht bedroht, nach dessen Seite hin das Kerzen- und Oellicht roset oder kohlt; denn das Stück, das sich vom glimmenden Docht ablöst, hat den Namen Räuber und Wolf.

Diese übereinstimmenden Sätze, deren weitere Ausführung in den Aargau. Sag. 1, S. 36 und 350 mit mehreren Beispielen unterstützt steht, zeigen die Lehre des Heidenthums von der Feuerbeschaffenheit der Seele. Daher erscheinen wiederkehrende Geister als blaues Flämmchen, als Irrlicht und Feurigermann (Brünnling); während verkommende und vergehende Seelen nur ein winziges Aschenhäufchen zurücklassen. Im Kanton Wallis herrscht noch der Glaube, vom Bette eines Todtkranken steige ein Feuerfunken auf und fahre in der Richtung durch die Luft, in welcher man die Leiche zu Grabe tragen wird.

Man findet daher in den deutschen Heidengräbern, die man neuerlich eröffnet und mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchforscht hat, wiederholt solcherlei Mittel, die dazu bestimmt waren, den Todten Licht zu geben auf ihrem weiten Wege im Schattenreich. Feuerstein und Stahl trugen fast alle männlichen Gerippe bei sich, welche Lindenschmit in den Frankengräbern zu Selzen, unweit Oppenheim in Rheinhessen, untersucht und beschrieben hat. Wanderstäbe und Holzleuchter waren den Allmannenleichen zugelegt, welche W. Menzel zu Oberflacht, in würtemb. Oberamt Tutlingen, aufgefunden hat. Daraus läßt sich ein Schluß machen auf das allgemeine Vorkommen der Sterbkerze in christlichen und außerchristlichen Culten. Die Juden, die an jedem Jahrestage ihrer verstorbnen Verwandten

ein Licht anſtecken von einem Abend bis zum andern, haben beſonders dazu fabricirte Kerzen, die gerade 24 Stunden lang brennen; und nach Vorſchrift des Minhag Aschkenaz ſtellen ſie im Sterbezimmer ſieben Tage lang eine brennende Lampe auf, bei der eine Schüſſel Waſſer mit einem Handtuch ſteht. Daß die letztern zwei Dinge der Seele des Verſtorbnen wirklich dazu dienen ſollen, ſich zu waſchen und zu trocknen, erklärt ausdrücklich Crehange im Pariſerkalender Annuaire officiel du culte israëlite 1858, 104. Im Mittelalter büßte man den begangenen Todtſchlag kirchlich in ähnlicher Weiſe. Als Jörg Zink den Müller ab der Egg i. J. 1480 erſchlagen hatte, mußte er auf Befehl des Abtes Ulrich von St. Gallen eine Kirchfahrt thun in Begleitung von 200 Männern, deren jeder eine Kerze von 2 Pf. Heller Werth zu tragen hatte; er mußte ferner nach ſechs vorgeſchriebnen Wallfahrtsorten je eine Kerze tragen von je 1 Pf. H. Werth, und am Grabe des Erſchlagnen zwei Jahre lang alle Sonn- und Feſttage ein Licht brennen. J. v. Arx, St. Galler Geſch. 2, 611. Im katholiſchen Cultus gilt heute noch die ſog. Sterb- oder Römerkerze, eine kirchlich geſegnete Wachskerze, die dem Verſcheidenden brennend vorgehalten oder in die Hand gegeben wird. Seine katholiſchen Nachbarn pflegen dabei betend um ſein Bett zu ſtehen, jeder hat dazu ſeinen eignen Wachsſtock brennend mit in die Stube herein gebracht. Man läßt die Römerkerze auch bei der Leiche fortbrennen; ſelbſt im Erlöſchen iſt ihr Dampf noch wirkſam. Man ſoll, heißt es im kathol. Schwaben, den Butzen des ausgeblaſnen Wachsſtockes fortrauchen laſſen, „der Dampf des glosenden Dochtes kommt den armen Seelen zu gut. Der Todtenſegen, der dabei geſprochen wird, enthält die Verſe:

Da komm ich auf einen breiten Weg,
Da muß ich einen ſchmalen Steg.
Gott gab mir auf Erden ein kleines Licht,
Nun ſoll mir leuchten das ewige Licht.
„Gott het mir es Liechtli gebe,
„Das zündt mir is ewige Lebe."

Bei der Beerdigung und am Schluſſe der Todtenmeſſe

wird hierauf nach dem Profundis und Requiem die Kerze vom Prieſter feierlich ausgeblaſen.

Der Glaube an Ahnungen zieht auch aus dieſen Bräuchen ſeine Schlüſſe. In der Traumdeutung heißt es: Rauch, qualmend und ohne Feuer aus der Ferne aufſteigend, deutet auf einen Todesfall. Als eine Familie in der Wettinger Gegend Abends beim Lichte zuſammenſaß, hörte man die im Leuchter liegende Putzſcheere mehrmals erklirren, ohne daß Tiſch und Leuchter bewegt worden wären. Als dann die Nachricht kam, es ſei um jene Abendſtunde die Baſe im Nachbardorfe geſtorben, nahm man es für gewiß, ſie habe ſich mittels jenes Geklirres der Lichtſcheere „gekündet.“ Neuzeitliche Sagen knüpfen ſich weiter daran. In der Stiftskirche des Solothurniſchen Stiftes Schönenwerth findet ſich in der Mauer der Marienkapelle eine Niſche, die niemals ohne Kerzchen iſt, aufgeſteckt für die Ruhe der armen Seelen. Der Rauch der vielen Lichter ſchwärzte die Kirchenwand ſo ſehr, daß der dortige Chorherr Hirt vor einigen Jahren das Loch zumauern ließ. Er wurde wie alle Stiftsherrn in dortiger Kirche begraben. Doch alsbald ſoll man aus der Gegend jenes friſchen Grabes her ein wiederholtes heftiges Poltern gehört haben. Um dem Gerede der Leute ein Ende zu machen, ließ das Capitel das Mauerloch wieder zum alten Brauche öffnen, und der angebliche Lärm in der Kirche war verſtummt.

Das Auströſten und der Todeskampf.

Nach dem Conſtanzer Rituale v. J. 1775 ſpricht der Prieſter, welcher dem Sterbenden die letzte Oelung reicht, beim Eintritt ins Krankenhaus: Sehet das Kreuz des Herrn, fliehet, ihr Widerſacher! Marzohl-Schneller, Liturgie 3, 192. 214.

Dieſes Entgegentreten des Prieſters gegen den böſen Feind nennt man das Auströſten; es unterſtützt die im Volke ſchon vorhandene Annahme, daß der Todeskampf ein wirklicher Zweikampf ſei, den der Sterbende mit den Dämonen zu beſtehen habe. Fällt dann der Kranke ins Ende, ſo beten katholiſcher Seits die Umſtehenden „die Fünfe," nemlich 5 Vaterunſer und Ave's ſammt dem Credo; mittels eines aus Buchs und Sevenzweig gewundnen Büſchels wird er reichlich mit Weihwaſſer beſprengt. Ob man ihn nun ruhig ſterben läßt, oder ob man ſein Sterben nicht noch mit den allergrauſamſten Maßnahmen erſchwert, dies hängt von vielfachen, faſt unberechenbaren Vorbedingungen ab. Liegt ein anerkannt braver Mann im Ende, ſo heißt die ſtehende Phraſe, er will ſterben; er muß ſterben, gilt vom letzten Augenblicke eines Böſen. Aus dem Heidenbrauche, im Verſcheiden auf die nackte Erde oder auf einen Bund Stroh liegen zu ſollen, hat ſich die Volksmedicin ihre weitverbreitete Satzung gebildet, daß man auf Federn liegend nicht ſterben könne. Dieſe Lehre findet ſich ſchon in den mediciniſchen Schriften des 16. Jahrhunderts und hat in Ländern ohne Salubritätsaufſicht ihre ausnahmloſe Geltung. Wende und Serbe pflegt jeden Sterbenden aus dem Bette zu nehmen und auf Stroh zu legen. Haupt-Schmaler, Wend. Volksl. 2, 251. Bei Letten und Ehſten wird er auf die Erde gelegt, damit man ihm ſo „zum Tode verhelfe." Kruſe mußte dies zu Dorpat an ſeinem eignen Diener mitanſehen, der krank von deſſen Frau aus dem Bette geriſſen und ſo dem Tode überliefert wurde. Ehſtniſche Urgeſchichte 133. Andere Arten von Mißhandlungen gelten in Landſchaften mit unvermiſcht altkatholiſcher Bauernbevölkerung. Hier ſtößt man noch auf Nachklänge des Glaubens, der im ahd. Gedichte Muspilli aus dem neunten Jahrhundert die abgeſtorbne Seele zum Zankapfel zweier ſtreitender Heerhaufen von Himmelsengeln und Pechteufeln macht. Noch jetzt heißt ein in der Landſchaft des Frickthales geltendes Fangſpiel der Kinder „das Todtenheer;" die zwei Parteien der Engel und Teufel ſind dabei um eine Seele beſchäftigt. Man beſitzt Bruchſtücke von Predigten aus dem 13. Jahrhundert, die

über den Streit dieſer Todtenheere erzählen. Aehnliches berichtet auch die Königsfeldner Chronik über den Tod des Ungarnkönigs Andreas († 1301), welcher der Gemahl der Königin Agnes, Kaiſer Albrechts Tochter geweſen war: Da er in der letzten Noth lag, erſchienen ihm viel böſer Geiſter in Geſtalt unreiner Vögel, und dabei verſtand er, daß nun die Stunde für ihn daſei, mit den böſen Geiſtern zu ſtreiten u. ſ. w. Mit einer mitleidsloſen Härte ſucht man zuweilen heute noch die Mittel zuſammen, um den Sterbenden gegen ſolcherlei Anfechtungen zu waffnen. Man ſpricht ihm zu, ſtandhaft zu ſein und ſich vom Teufel nichts einreden zu laſſen, man beſprengt ihn an allen Körpertheilen mit Weihwaſſer, preßt ihm die Kerze in die Finger und betropft ihn ſogar mit dem heißen Wachs, um ihn wo möglich durch Körperſchmerz wach zu halten gegen den Verſucher. So im baier. Frankenwalde; Bavaria 3, Abthl. 1, 364. In den Gegenden, über die wir hier aus perſönlicher Anſchauung berichten, verrathen ſich zwar nur noch Nachklänge dieſer Unmenſchlichkeiten, doch auch dieſe ſind nicht minder widerwärtig und roh, weil ſie ſich mit dem abſcheulichen Glauben an Vampyrismus verſchwiſtert haben. Sobald man den Menſchen todt glaubt, zieht man ihm das Kiſſen unter dem Kopfe weg und läßt ihn in der Sterbekammer eine Weile allein: „weil er nun mit dem lieben Gott rechnen muß, weil er nun mit dem Teufel zu ringen hat.“ Man hörte, während Einer ſo lag, aus der Kammer her Ja ſprechen und deutete es dahin, es habe ſich damit die ſcheidende Seele dem Teufel übergeben; bei einem Andern vernahm man: fort, du Hund! und ſchloß, er habe den Höllenhund tapfer abgewieſen.

Auch in unſern reformirten Landgemeinden war und iſt es hergebracht, dem Sterbenden das Kopfkiſſen wegzuziehen und ihm Bibel und Geſangbuch unters Kinn zu legen. Mit der letzteren Maßnahme, heißt es, verhindere man, daß die Leiche den Mund offen behalte, das Andere läßt man unerklärt. Allein Beides bedingt ſich gegenſeitig; man ſucht damit das Knirſchen im Todeskampfe, das Kauen an Hemd- und Bettzipfel zu unterdrücken; „weil damit der Sterbende ein Andres mitzieht.“

Daher wurde in Ortſchaften, wo es Brauch geweſen iſt, den Sarg vor dem Einſenken ins Grab auf dem Kirchhofe noch einmal zu öffnen, der Leiche von der Leidfrau ein Erdklumpen oder ein Raſenſtück unters Kinn gelegt; an andern Orten wurde der Leiche das Halstuch feſt zugeſchnürt und eine Münze zwiſchen die Zähne gezwängt. Bibel und Raſenſtück unterm Kinn ſollen verhüten daß der Todte den Kopf aufrichte, den Zipfel des Leichentuches erſchnappe und daran ſchnulle. Alles in dem Glauben, der Todte könnte zum Vampyr werden, wieder erſtehen und die Lebenden in ihrem nächtlichen Schlafe auffreſſen. Fiſcher, Aberglauben 3, 254. Panzer, Baier. Sag. 2, 294. Aus der Laubaner Chronik theilt Schindler, Abergl. pag. 144 folgende Begebenheit mit. Ein Maler Hans und ſein Weib, zu Lauban in der Fiſchergaſſe wohnhaft, waren wegen Zaubers vor Rath gefordert, gefoltert, aber auf ihren beiderſeitigen Reinigungseid hin wieder frei gegeben worden. Als bald darauf die Frau ſtarb und zu Grabe getragen wurde, meinte man ein Schmatzen im Sarge zu hören. Der Todtengräber öffnete nun den Sarg, gab der Leiche einen Stein und einen Pfennig ins Maul, verſchloß und begrub ihn und erklärte dem mit dieſem Verfahren unzufriednen Bürgermeiſter: das ſei ihm nichts Neues, nun werde Sie ſchon das Maul halten.

Ausfahren der Seele.

Im Augenblicke da Jemand verſchieden iſt, öffnet man ſchleunig das Zimmerfenſter, oder wenigſtens ein Fenſterläufterchen, um die Seele hinaus zu laſſen; ſobald aber die Leiche aus dem Hauſe zu Grab getragen wird, werden hinter ihr Fenſter und Thüren ſofort geſchloſſen, damit der Verſtorbene keine Luſt zur Rückkehr bekomme. — Dieſe Sätze haben ſich bereits zu Sagen verkörpert, die in alterthümlichen Bauten

ſpielen. Im Hinterbau des Schloſſes von Hallwil iſt ein Gemach, in dem ſich einſt ein Schloßverwalter das Leben genommen haben ſoll. Hier ſteht ein Fenſterläufter beſtändig offen; ſo oft man ihn verriegelt oder zubindet, iſt er doch über Nacht durch unſichtbare Hand immer wieder geöffnet. Im Wirthshauſe zum Sand, einer altbekannten Herberge im Grauholze, zwiſchen Burgdorf und Bern gelegen, ſpukt in einer obern Kammer der Geiſt eines ehemaligen Wirthes, und ſeinetwegen muß das Kammerfenſter Tag und Nacht offen ſtehen. Wenn nun ein in dieſer Kammer übernachtender Fremder es ſchließt, ſo wird ihm Bettung und Strohſack ſo lange unter dem Leibe weggezogen, bis der Tag anbricht oder der Gaſt ſein Quartier verläßt. Der Schweiz. Merkur 1835, pag. 310 erzählt von einem Landhauſe bei Zürich, auf deſſen Dach ein aufrecht ſtehender Ziegel nie zugelegt werden darf, eines Geiſtes willen, der durch die Dachluke in ſein ehmaliges Wohnzimmer hinab zu ſteigen pflegt.

Seitdem der Heide, ſagt Grimm GDS. 117, anfieng, Chriſtentempel zu bauen, mußte im Dach oben wenigſtens eine Oeffnung gelaſſen werden für den Ein- und Ausgang des Gottes; der Tradition zu Folge kann daher der Giebel gewiſſer Kirchen niemals geſchloſſen werden; und eben dahin iſt auch jener offne Raum zu deuten, der in der Bühne katholiſcher Kirchen über dem Altar ſich befindet, um am Auffahrtsfeſte eine Heilandsfigur mittels eines Rollwerkes vom Altare durch dieſe Oeffnung empor zu ziehen. Gelangt die Figur ohne Hinderniß in die Bühne hinein, ſo ſchließt die Gemeinde daraus auf eine ergiebige Jahresernte (Aargau). Dieſe Beifügung erinnert an die Erzählung der Ynglingaſaga, wornach an Frey's Grabhügel eine Oeffnung gelaſſen wurde mit drei Fenſtern, in die man Gold, Silber und Erz legte: „da blieb Fruchtbarkeit und Frieden im Land.“ So iſt auch in der Kirche der Predigerherren zu Antwerpen eine zerbrochne Scheibe, die man nie hat machen laſſen können; ſo oft eine neue eingeſetzt worden, fuhr der Teufel mit der Hand durch. Wolf, Niederl. Sag. Nr. 455.

Die Seelenüberfahrt.

Hat ſich ein Patient durchgelegen, ſo glaubt man allenthalben der Wundheit damit vorzubeugen, daß man ihm eine Schüſſel Waſſer unters Bett ſtellt. Es iſt damit ein ſympathiſches Heilbad gemeint, weil der Kranke nun kein wirkliches nehmen kann, und zugleich eine Vorbereitung auf das Bad in dem Todtenſtrome, über den die arme Seele bald ſetzen muß. Daran ſchon knüpft ſich der Name der Badſtuben, die in älteren oberdeutſchen Städten Seelbäder heißen, balnea animarum, und erſt neuerlich Armenbäder genannt werden. Noch bietet man in den Kirchen der Stadt München bei Trauergottesdienſten eine Zahl ſolcher Seelbäder aus, in denen die Armen zum Gedächtniſſe des eben Verſtorbenen unentgeltlich gewaſchen werden. In den oſtdeutſchen und letto-ruſſiſchen Provinzen empfängt man am Allerſeelentage die Abgeſchiedenen in der Badſtube, die eigens dafür aufgeräumt und mit mancherlei Speiſen beſetzt wird. Alsdann baden hier, nimmt man an, die Seelen, eine nach der andern.

Ihrer nächſten Beziehung wegen läßt ſich hier ſchon eine Reihe von Sätzen beifügen, denen ſonſt ihr wirkliches Verſtändniß abgienge.

Kniſtert das neben dem Kranken brennende Nachtlicht, als ob Waſſer am Docht ſäße, ſo iſt der Patient aufzugeben. Auch ſein heftiges Gähnen und ſich Ernießen deutet auf keine Hoffnung (er ſteht ſchon bis an den Mund im Todtenſtrom). Wird nach kathol. Brauche die Leiche und hierauf noch der zugeſchloſſne Sarg mit Weihwaſſer beſprengt, ſo giebt der Volksmund hiefür als Grund an, es geſchehe, damit die Seele ſich ans kalte Waſſer gewöhnen lerne. Es iſt dies Wort keine gewöhnliche Trivialität, ſondern ſtimmt mit älteren kirchlichen Aufzeichnungen genau überein. Ein handſchr. Beichtſpiegel v. J. 1456 in der Bibliothek des Stiftes Einſiedeln, zählt unter Anderem auch die Meinung auf: Also wenn die menschen sterbend, so far die Sel durch das wasser (Anzeiger des

German. Muſ. 1857, Nr. 41), und man weiß, das hierunter ein jedes örtliche Gewäſſer verſtanden worden iſt. Cäſarius von Heiſterbach, der ums Jahr 1250 bei Bonn lebte, bezeichnet in ſeinen Dialogen (XI, 33) Sterben mit der ſtehenden Phraſe „An den Rhein gehen;“ ſeinem Kloſterbruder, erzählt er, erſchien der verſtorbene Kloſterkellner Richwin einſt Nachts im Chor und ſprach: Bruder Lambert, komm laß uns zum Rhein gehen! Darauf ſtarb Letzterer in wenig Tagen. Selbſt der vielbewohnte Rhein iſt hier alſo ein zur Seelenüberfahrt dienender Strom. Den Grund hievon hat man im Odhiniſchen Geſetz zu ſuchen, das in der Ynglingaſaga vorſchreibt, die Aſche des Leichenbrandes in fließendes Waſſer zu werfen; denn dies führte ſie weiter ins Todtenreich. Deshalb wurden die Leichen entweder in Schiffen der Seefluth überlaſſen, oder man begrub ſie in ſchifförmig geſtalteten Hügeln und Särgen. Die Edda erzählt von Sinfiötlis Ende, der an dem Gifte ſtirbt, das ihm die Stiefmutter gereicht hat. Drauf geht der Vater Sigmund mit der Leiche weit umher bis an eine Furt, wo ein Mann mit einem kleinen Schiffe zur Ueberfahrt hielt. Sigmund legte die Leiche ins Schiff, als er es gethan, vermochte daſſelbe nicht mehr zu tragen. Der Mann aber ſtieß vom Ufer ab und verſchwand. Als der greiſe König Ring, der Dänen und Schweden Herr, die ſchöne Alf zur Braut begehrte, vergifteten ſie ihre das Königthum haſſenden Brüder und zogen gegen Ring zur Schlacht. Sie fielen. Ring, ſelber ſchwerverwundet, ließ ſich Alfs Leiche herbeibringen, ſetzte ſich mit ihr auf ein mit Schwefel und Pech entzündetes Schiff und ſteuerte bei vollem Winde ins Meer hinaus, ſprechend: Mit rechter Pracht und königlich will ich zu Odhin kommen. Wedderkop, Nord. Bild. 2, 318. Eine ſchwediſche Sage bei Afzelius 1, 12 läßt durch Odhin ſelbſt die Seelen der in der Bravallaſchlacht Gefallnen auf goldenem Schiffe nach Walhall überführen. Dieſelbe Sitte oder Anſchauung iſt den verſchiedenſten Völkern geläufig geweſen. Die Bewohner von Pegu führen die Leiche ihrer Fürſten nach der See ab. Hier wird ſie neben wohlriechenden Hölzern auf zwei mit einander ver-

bundene Fahrzeuge gelegt, der Scheiterhaufen entzündet und Alles zuſammen den Fluthen preisgegeben. Demeunier, Sitten der Völker 1, 251. Auf den Freundſchaftsinſeln werden die Seelen der Vornehmen auf einem großen ſchnellſegelnden Canot nach dem fernen Lande Dubluda gebracht, wo der Gott der Freude Heggolajo wohnt. Welcker, Griech. Götterlehre 1, 814, nach Meinicke, Südſeevölker 1844. Ueber der Kirche von Plogoff in der Bretagne iſt noch heute eine in Stein gehauene Barke zu ſehen. Dieſe Sculptur deutet auf die Pflichten, welche die Bewohner dieſes Fiſcherdorfes ehedem gegen die Todten hatten. So oft hier in der Nacht an die Thüre eines Hauſes gepocht wurde, ſtand der Fiſcher auf, ſtieg ohne ein Wort zu fragen, in ſeine Barke und fuhr über Meer nach den Eilanden Sein, auf denen die Todten ihre Ruhe fanden. Daher heißt es im Bretoniſchen Volsliede (Ueberſetzung von Hartmann-Pfau, 461) vom Paradies:

Mein Leib auf irrer Bahn
Wie ein verlorner Kahn
Hat mich hieher gebracht,
Trotz Wogenſturm und Wetternacht.

Lange noch hat auch unter den engliſchen Celten das walliſer Sprichwort fortbeſtanden: Pawb a ddaw i'r Ddavar dong: Jeder wird kommen ins Schiff der Erde. Gätſchenberger, Engl. Litgeſch. 1, 25.

In der von Sjöborg 1822 zu Stockholm veröffentlichten Sammlung ſchwediſcher Alterthümer erſcheinen ſchwediſch-heidniſche Grabhügel mit abgebildet. Sie ſind ſchifförmig gebaut und heißen davon. skepshögar, Schiffshügel. Vorder- und Hinterſteven ſind durch Bautaſteine bezeichnet, Kiel und Bord durch kleinere Stücke, in der Mitte erhebt ſich zuweilen ein Stein als Maſt, querüber laufen Lagen zur Andeutung der Ruderbänke. In Oeland ſtehen über hundert ſolcher Schiffshügel, im nördlichen Bohuslän kommen ihrer bis von 120 Ellen Länge vor, und auch auf deutſchem Boden, auf der Pöglitzer Feldmark in Pommern iſt ein Schiffgrab entdeckt worden. Weinhold, Altnord. Leb. 485. Daran mögen ſich die allenthalben

vorkommenden Lokalsagen von versunknen goldnen Schiffen anschließen; sie wurzeln noch so fest im einzelnen Glauben, daß jüngst erst ein Aargauer Bauer, der auf seinem Felde den Mosaikboden und die Cementwände eines römischen Wohnhauses bloßgelegt hatte, jedes Angebot der Alterthumsfreunde in den Wind schlug und in einer Nacht den ganzen Bau zerstörte, um durchzugraben auf das goldne Schiff, das er unter dem Boden vermuthete. Argovia 1863, XXI.

Mithin wird der Ausdruck Absegeln, den man für Sterben gebraucht, doch wohl einen tiefern Grund als den der bloß willkürlich parodirenden Volksrede haben. Anders freilich verhält es sich mit dem Grabdenkmal, das auf den Kirchhöfen der reformirten Schweiz das üblichste ist, ein großer eisengegossner Schiffsanker, oben mit einem beweglichen vergoldeten Ring versehen. Gleichwohl wenn ein Landesfremder die conforme Reihe dieser massiven Eisenanker zum erstenmale überblickt und nicht des alttestamentlichen Ankers der Hoffnung sich zugleich erinnern kann, so mag er wohl auch an einen Leichenacker der Matrosen denken.

Erwägen wir noch zwei andere Anwendungen, die bei Todesfällen dem Wasser gegeben werden. Unmittelbar nachdem Jemand verschieden ist, müssen das im Wohnzimmer hängende Weihwassergeschirr und in der Küche der Wasserzüber ausgeleert werden; denn des Verstorbnen Seele ist drüber gekommen. Der Essig in der Flasche wird geschüttelt, an die Weinfässer wird geklopft, sonst fault Essig und Wein; alle Milchbecken müssen mindestens gehoben werden, anderwärts mischt man einen Tropfen frischen Wassers in die Geschirre, oder man leert sie unter den Gartenbaum aus, sogar die Zimmeruhren werden frisch aufgezogen und die Obstbäume im Grasgarten geschüttelt. Denn die Anwesenheit eines Leichnams macht nicht bloß alle Personen des Hauses unrein, sie droht auch den Bestand aller Sachen und Geräthe zu zerstören. Weil sie sich auf Alles erstreckt, so muß jede Einzelheit des Besitzes sogleich zu erneuter Anwendung gebracht werden, damit ihr Nutzbarkeitszweck nicht abhanden komme. Anders aber verhält es sich

bei der Vorſchrift, dem Todten, der aus einem Zimmer oder ſchießlich aus dem Hauſe weggetragen wird, einen Tlipf Waſſer aus der Thüre nachzuſchütten, damit man vor ſeiner Wiederkehr ſicher ſei. Hier bildet dann das Waſſer die Grenze zwiſchen Leben und Tod, Waſſer entzaubert oder verſcheucht die Geiſter. Bei einem wendiſchen Begräbniſſe nehmen die Leichenbegleiter den Rückweg vom Kirchhofe ſtets durch ein fließendes Waſſer, ein Brauch, den man ſo ſtrenge einhält, daß auch im Winter die Brücke nicht benutzt, ſondern das Eis aufgehackt wird, damit der Trauerzug durchwaten kann. Haupt, Lauſitz. Sagenbuch 1, 243. Einzelne Rechtsbücher und Chroniken der Schweiz beſtrafen die Leiche des Selbſtmörders mit Ausſetzung im Gewäſſer. Schon die Sage läßt des ſterbenden Königs Dagobert Seele von Teufeln in ein Schiff geſetzt, des Selbſtmörders Pilatus Leiche in den Pilatusſee, andere Verbrecher in die rothe See gebannt werden. In den Schweizerſtädten wurde des Selbſtmörders Leiche in ein Faß geſchlagen, dieſes auf beiden Seiten mit der Aufſchrift verſehen: Laß rinnen! und ſo den Strom hinabgeſchickt. Als die Zürcher i. J. 1417 einen Selbſtmörder in geweihter Erde begraben hatten, lehnten ſich Volk und Mitſtände dagegen auf: darumb daz sy meinen, daz sy das groz vnwetter, so yez lang zît gewesen ist, davon haben, daz man einen sölichen menschen, der sich selber ertödet hat, in dem gewîchten ertrîch ligen lasse. Argovia I, 51. 85. Aus gleichem Grunde wehrt ſich noch manche Gemeinde im baier. Lechrain, einen Selbſtmörder auf ihrem Boden begraben zu laſſen, denn die Folge davon wäre Hagelſchlag. Setzt nun, erzählt darüber Leoprechting 103, die Obrigkeit ihren Willen gleichwohl durch, ſo reißt man Nachts die Leiche wieder aus dem Kirchhof und wirft ſie in einen Waſſerſtrudel des Lechs. Da mag ſie fortſchwimmen bis ins Meer, ohne Land und Leute weiter zu gefährden. Hier begegnen ſich älteſte und jüngſte Sitte. Lebensmüde Heiden brachten ſich ſelbſt dem Gott zum Opfer dar, indem ſie ſich auf leckem Schiff den Meereswogen überließen, dieß hieß zu Odhin fahren. So wird der im Beovulfsliede beſungene Held

Skeaf (d. h. Strohſchaub, Leichenſtroh), wie er einſt als Säugling auf einer Garbe über Meer ans Land geſchwommen kam, als Leiche wiederum den Wellen übergeben, in einem Schiffchen auf der Garbe liegend. Das Chriſtenthum, dem der Selbſtmord als ein Rückfall ins Heidenthum erſchien, verweigerte einer ſolchen Leiche das Begräbniß, und die Wohlfahrtspolizei warf ſie ins Waſſer.

Das Zügenglöcklein.

Das Glockenzeichen, das in katholiſchen Gemeinden den eben erfolgten Tod eines Menſchen meldet, hat zuweilen auch deſſen Geſchlecht und Alter mit anzugeben; es thut zu Zürzach beim Tode eines Mannes 11 Schläge, bei einer Frau nur 7. Im Kt. Freiburg läutet man für ſterbende Männer in drei Abſätzen, für Frauen in zweien. Im Dorfe Frick wird nur den Mannsperſonen mit der großen Glocke übers Grab geläutet. Aargau. Sagen 2, Nr. 509. Da die katholiſchen Glocken prieſterlich getauft und eingeweiht ſind, ſo wird ihnen ein Ahnungsvermögen beigelegt, das ihr Klang auf vielfache Weiſe auszudrücken vermag und das man ſich in eben ſo zahlreichen Reimſprüchen überſetzt. Wenn bei klarer windſtiller Luft die Glocke noch lange mit ſanftem Klange nachtönt, ſo nennen es die Einen das Wimmern und Pfeifen, die Andern das Wohlläuten. In beiden Fällen aber „läutets tödtlich,“ es ſtirbt bald wieder eines aus der Kirchgemeinde. Der pfeifende Ton iſt dabei der Lockton. Daher trägt die große Glocke im würtemberger Kloſter Weingarten vom Jahre 1490 die Umſchrift:

Oſanna heiß ich, den Toten pfeif ich.

Die Kinder erzählen, daß die Grabglocke freundlich einladend ſpreche:

Geh nur 'rein, biſt ſchon mein!

Aus dem Böhmerwalde meldete Joſ. Rank 1851 (Bilder und Erzählungen) folgenden alterthümlichen Brauch. Iſt ein Menſch dem Sterben nahe, ſo wird an ſeinem Haupte mit einer kleinen Schelle leiſe geklingelt, um ihn mit dieſen Tönen noch einige Augenblicke ans Leben zu feſſeln. Stirbt er, dann läutet man weiterweg; wird er begraben, ſo läutet man zur Thüre hinaus und einmal ums Haus herum, damit geht die Seele frei ihres Weges. Es erinnert dieſer böhmiſche Brauch an die altrömiſchen Lemuralien, bei denen der Hausbewohner wiederholt an ein Becken klopfte, um mit dieſem Geklirre die auf einen Tag beherbergten Lemuren wieder aus dem Hauſe zu treiben.

Was unſer Volksglaube weiter behauptet von der mehrfachen Bedeutſamkeit der in einander ſchlagenden Grab- und Stundenglocken, oder nach welcher Ortsrichtung die ausläutende Grabglocke zuletzt anſchlägt, dies Alles ſcheint keiner Beachtung werth.

Das Sterbſtroh.

Auf dem Lande pflegt man die erkaltete Leiche aus ihrem Bett auf eine Bank, oder lieber gleich auf den Strohbund heraus zu nehmen, beides, damit ſie ſich an ihr Strohlager im Grabe und ans harte Sargbrett voraus gewöhne. Sieht man bei dieſem Geſchäfte zwei Strohhalme gekreuzt am Boden, ſo deutet dies einen neuen Todesfall in der Verwandtſchaft voraus. Dieſer Strohbund heißt allgemein oberdeutſch Schaub, in der Eifel Schoof (Schmitz, Eifler Sag. 21) und iſt zugleich der Name

des angelsächsischen Helden Skeáf, der auf einer Korngarbe liegend als Säugling über Meer an das Land geschwommen kam, dessen berühmter Gebieter er dann geworden. Die Verwendung, die nachmals diesem Sterbstroh gegeben wird, ist in deutschen und namentlich slavischen Landschaften eine sehr verschiedne und deutet darauf zurück, ob und wie lange hier die Leichenverbrennung oder die Leichenbegrabung angedauert hat. Der Oberdeutsche sagt, von diesem Sterbstroh darf man keine Strohbande flechten und dem Stallvieh nicht streuen; wenn die Kühe davon essen, fallen ihnen die Zähne aus. Auch vertreibt man alles Ungeziefer im Hause mit der Asche des verbrannten Strohsacks des Verstorbnen. Gleichwohl legt man aber in die Weihwasserschüssel, die zum Todtenkreuz aufs Grab gestellt wird, ein Büschelchen Kornähren als Sprengwedel, und sieht hierin ein Symbol des in die Erde gesenkten Weizenkornes, das durch den heiligen Thau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll. In gleichem Gedankenzusammenhange steht wohl folgender Satz aus dem Berner Kanderthal: Ist eine Leiche im Hause, so ergiebt die Milch viel Nidel. Warum? Weil das durch eine Leiche unrein gewordne Haus in allen Gemächern frisch aufgewaschen, weil also auch im Stall neu gestreut worden ist. Pflegt aber ein Ungewaschnes die Kuh, so rahmt die Milch nicht (Myth. Abgl. 754). Diese Sätze zusammen verrathen nichts von einer ursprünglichen Absicht alles dem Todten Eigengewesene und ihn selbst dem Leichenbrande zu überliefern. „Nicht das Verbrennen der Leiche, sondern das Begraben sagte dem einsamen Ackermann zu, die stille Beisetzung im engen Hause; wer das Korn in die Erde grub, dem mußte geziemen, auch selbst in die Erde versenkt zu sein.“ J. Grimm, Kl. Schriften. 2, 218. Wenn in ost- und westpreußischen Dörfern der Leichenzug über die Gemeindegrenze geht, so wird hier das Stroh vom Leichenwagen liegen gelassen, damit der Todte, der einmal immer noch in sein Haus zurückkehrt, auf demselben sich ausruhe; oder wie man in Pommern meint, damit die Wanderungslust des Verstorbenen eben hier aufgehalten werde. Wuttke, Volksabergl. 213—15. In

den Eifler Gegenden aber, wo man, wie früherhin noch an vielen Orten mit gemischter deutsch-wendischer Bevölkerung, den Todtensonntag begeht und den Tod austreibt, erinnert der Name Schoof-Sonntag und der Brauch, den Winter in Gestalt einer strohernen Frau zu verbrennen, an die Leichenverbrennung überhaupt. In der Gegend von Schwelm wird das Sterbstroh auf dem Nothwege (Grabweg) verbrannt, dann kann der Todte nicht wiederkehren. Wolf, Beitr. 2, 376.

Leichenwaschung, Haar- und Nägelschnitt.

Mit dem Tuche, womit eine Leiche gewaschen und abgetrocknet worden, putzt man Roß und Rind und hängt es darauf stückweise an die Obstbäume, damit sie stark und fruchtbar werden. Wenn der Emmenthaler einen solchen Lappen an den Fruchtbaum hängt, thut er es in der Meinung, den Geist des Verstorbnen auf den Baum gebannt und ihm die Rückkehr ins Wohnhaus abgeschnitten zu haben; allein den Baum muß er mit aufopfern, denn derselbe wird nie mehr tragen (Burgdorf).

Bevor die Leiche in den Sarg kommt, müssen ihr die Finger- und Zehennägel beschnitten werden; wer sie ihr aber abbeißt, der befreit sich damit von einem unheilbaren Uebel. Der Verstorbne, sagt man, muß reinlich und anständig bei Gott erscheinen, wie man auch stets mit sauberer Hand zum Tische des Herrn geht; indeß ist es auch schon gemessene Vorschrift des Heidenthums gewesen, die Leiche gewaschen und gekämmt und mit geschnittnen Nägeln zu bestatten. Einst freilich, sagt die Edda, wenn der Eigennutz so weit über Hand nimmt, daß man selbst diese Pflicht der Nächstenliebe vergißt, dann werden auch den Leichen die Nägel ungeschnitten bleiben, und eben daran wird man eines der Vorzeichen haben vom Beginn des Welt-

unterganges. Als Kaiſer Otto III. das Grab Karls d. Gr. öffnen ließ, fand er die Leiche im Krönungsornat aufrecht im Thronſtuhle ſitzen, das Scepter zwiſchen den behandſchuhten Händen, die Fingernägel aber hatten das Leder durchbohrt und waren drüber herausgewachſen. Otto ließ alles Mangelhaftgewordne ausbeſſern, legte der Leiche ein weißes Gewand an, beſchnitt ihr die Nägel, und nahm aus ihrem Munde einen Zahn zum Andenken mit hinweg. Darauf ſoll ihm der Kaiſer im Traum erſchienen ſein und verkündigt haben, er werde vor der Zeit und kinderlos ſterben. Grimm DS. Nr. 475. Letzteres findet ſeine Erklärung im Nachfolgenden. Auf dem Lande pflegt man ausgefallne Zähne dritter Perſonen, namentlich von Kindern, mit in den Sarg zu thun und glaubt, daß ſtatt der ausgefallnen dann neue nachwachſen werden. Mangelt hiezu ſogleich die Gelegenheit, ſo wirft man den Zahn über die Mauer des Kirchhofs hinein: damit dieſer ſchon etwas von einem habe und nicht gleich Alles verlange. Harun Al Raſchid träumte, alle ſeine Zähne ſeien ihm ausgefallen, darauf erklärte ihm der Traumdeuter, der Chalife werde alle ſeine Verwandten überleben. Wolf, Beitr. 1, 213. Beim Wegziehen aus Weißenſtadt begruben die Zigeuner einen der Ihrigen eigenmächtig auf dortigem Kirchhofe, warnten aber, das Grab ja in Ruhe zu laſſen. Als man hernach die Kirche ausbeſſerte, kam der Schädel von jenem Zigeunergerippe mit zum Vorſchein. Er hatte noch alle Zähne. Unverſehens zog man einen heraus, und es blutete. Bald darauf brannte Weißenſtadt ab. Schönwerth, Oberpfälz. Sagen 3, 165.

Die im Kreiſe Baden wohnhaften Schweiz. Juden bewahren alle Schnitzel der Hand- und Fußnägel lebenslänglich auf, beim Tode werden ſie ihnen in einem Säckchen mit in den Sarg gelegt. Nagelſchnitzel darf man nicht in die Gaſſe werfen. Im Frickthaler Dorfe Sulz verlangte einſt ein fremder Mann bei ſeiner Einkehr in der Herberge Papier, und die Leute, welche meinten, er werde eilends ſchreiben wollen, gaben ihm Dinte und Feder dazu. Allein er ſchnitt ſich nur die Fingernägel, wickelte den Abfall ins Papier und warfs ins Küchenfeuer.

Wenn man ſie nicht ſorgfältig verbrennt, ſetzte er bei, ſo muß man ſie nach dem Tode einzeln zuſammenklauben. — Auch das Haar beim Haarſchneiden ſoll man nicht wegwerfen, ſonſt nehmen es die Vögel zum Neſterbauen und man bekommt Kopfweh. Das Blut bei Aderläſſen pflegt man zwar ins Waſſer zu tragen, aber die Spuren eines vorgekommenen Blutergueſſes werden aus dem Zimmerboden herausgehobelt und dieſe Späne ebenfalls der Leiche mit in den Sarg gelegt.

Haar- und Bartſchnitt, ſchon im altdeutſchen Geſetze mit beſonderen Statuten erwähnt, ſind auch in der Leichenordnung von Bedeutſamkeit geblieben. Wenn man der Mannsleiche nicht noch den Bart ſcheert, ſo kommen Nachts die Geſpenſter ins Haus und raſieren ſie; wenn man die Frau mit ungemachtem Haar in den Sarg legt, ſo muß ſie alsbald unter wehmüthigen Geberden wieder erſcheinen (Freienamt). Die griechiſche Mutter weihte ihren Haarſchnitt vor der Niederkunft und für die Geſundheit des Neugebornen der göttlichen Hygieia; deshalb, verſichert Pauſanias, ſeien manche Tempelbilder dieſer Göttin vor der Fülle umgebundner Haare kaum zu erkennen. Ebenſo ſtand die Weihe und Pflege des Haares deutſcher Frauen unter Aufſicht der Hulda, Frau Holla; wer, wie vormals am Julfeſt, ſo nun an Weihnachten und Neujahr die Haare nicht in Ordnung hat, dem werden ſie von der durch die Orte wandelnden Göttin in einen Hollenzopf verzauſt. Noch jetzt geht auf allen Grönlandsfahrten die ſeemanniſche Weihe der Schiffsjungen, bei allem zünftigem Handwerk die Losſprechung des Lehrlings, ja ſelbſt die Aufnahme in die bloße Dorfburſchengeſellſchaft unter Vollziehung eines burlesken Scheerens und Raſierens vor ſich; Haar und Bart ſoll geſtutzt und geordnet werden, weil man aus dem Schützen- oder Knappenſtande in den Rang der Freien vorrückt. Gleichen Sinn hat der in Oberdeutſchland ſtreng eingehaltne Brauch, die männliche Leiche nicht anders als friſchraſiert einzuſargen; ja man legt ihr zuweilen auch das dabei gebrauchte Bartmeſſer mit bei, weil daſſelbe eben durch die letzte Anwendung, heißt es, ſeine Schärfe auf immer verloren hat. Hieraus erſt erklären ſich etliche bis-

her undeutlich gewesne Märchenzüge. Der Junge in Grimms KM. Nr. 4, der auszog das Fürchten zu lernen, übernachtete in der Wunderburg, wo dreimal Leichen im offnen Sarge an ihm vorbeigetragen werden. Die dritte, ein Alter mit langem Weißbart, beginnt mit ihm einen Wettkampf auf Stärkeproben, indem er auf einen Hieb einen Ambos in den Boden schlägt. Der Junge aber spaltet nicht nur den zweiten Ambos, sondern klemmt im gleichen Hiebe den Weißbart des Alten mit hinein. Damit ist der Geist und das verwünschte Schloß erlöst. In der Tiroler Variante desselben Märchens ist das eintretende Gespenst ganz mit Messern bedeckt, heißt den Unerschrocknen niedersitzen und läßt sich von ihm den Bart scheeren. In Wolfs Hausmärch. pag. 414 erscheint statt der unrasierten Leiche der Teufel, hält mit dem furchtlosen Peter ein Wettwerfen ab, wirft aber wegen seiner dicken Klauen fehl. Hohl mir den Schraubstock dorten her, spricht der Unverzagte, ich will dir aus Gefälligkeit die Nägel schneiden. Damit klemmt er dem dummen Teufel die Pfoten so lange in den Schraubstock, bis ihm endlich die Herrschaft über dies verwünschte Schloß abgetreten wird. Eine Erzählung in meinen handschriftl. Sagennachträgen berichtet von dem letzten Aussätzigen des Aargaus, der im Dorfe Döttingen an der Aare abstarb. Kurz vor seinem Tode hatte er das einsam gelegene Siechenhäuschen einmal verlassen und sich auf seinen Krücken ins Dorf geschleppt. Hier sah er, wie der Knecht vor dem Wirthshause den Rossen die Hufe glänzend mit Schmalz anstrich, und bettelte um ein bischen davon für seine Beulen. Komm, du sollst dein Fett haben, sagte der rohe Knecht und hieb dem Krüppel mit der Peitsche zwischen die Beine. Als etliche Wochen hernach der Sieche gestorben war, hatte der Knecht in Begleitung eines Andern Nachts noch einen Gang zu machen, der an dem Siechenhause vorbei führte. In der fensterlosen Stube lag die Leiche. Wart, sagte der sich brüstende Knecht, ich muß dem Malazen doch auch etwas ins Grab mitgeben, diesen alten Wetzstein da, den ich im Düngerhaufen gefunden; damit kann er sich im Jenseits das Messer schleifen zu seinem langen Bart. Ueber

dieſen Frevel gieng hierauf der Knecht an jener Stelle ſpurlos verloren.

Noch ein Einzelſatz, zwar widerlich lautend, aber inhaltsvoll, heißt: Eine lebendige Laus auf einer Leiche kündet, daß hier eines aus dem gleichen Hauſe binnen ſechs Wochen nachſterben muß. — Wo die gegenſeitige Liebloſigkeit ſo weit eingeriſſen iſt, daß ſogar die Verwandtenleiche ungekämmt bleibt, da muß die Familie beim erſten Anlaß entweder auseinander gehen oder ausſterben. Es iſt nichts Nachhaltiges mehr in ihr vorhanden. Auch beſtechliche Richter und ſchmutzige Advokaten werden nach der Volksrede von Läuſen gefreſſen; denn wer im Leben keinerlei Pietät übt, iſt auch im Tode keiner werth.

Leichenkleid und Todtenſchuh.

Im reformirten Alt-Aargau wird die Leiche mit ihren beſten Kleidungsſtücken und zwar ſo vollſtändig angethan, als ſollte es noch einmal über Land gehen; keine Einzelheit darf fehlen. Meiſtens ſind Hoſen, Rock und Weſte ſchwarz, wozu weiße Strümpfe, ein ſchwarzſammtnes Mützchen, bei reichen Leuten auch geſtickte Pantoffeln gehören. Der Arme bekommt was er eben hat, immer aber aufs Haupt die weißwollne Zipfelkappe. Im katholiſchen Landestheile wird die Leiche junger Leute zwar gleichfalls völlig gekleidet, aber ſtets hemdärmlig gelaſſen. Dies wird aus der hier länger rechtskräftig geweſnen Vogtſteuer herſtammen, ſie hieß Gewandfall und beſtand in dem beſten Rocke des Verſtorbnen, den der Leibherr wirklich oder in Geldwerth bezog. Alten Leuten wird jedoch auch hier ein Rock, Frauen eine Jüppe angezogen. Wohlhabende Hofbäuerinnen ſind darauf bedacht, im Sarge ein hübſches Anſehen zu haben und ſetzen es auf dem Sterbebette oft bis ins

Kleinſte auseinander, in welcherlei Kleidern ſie ins Grab gelegt ſein wollen. Aus dem Hemde der Leiche muß der eingezeichnete Hausname bis auf die Hemdnummer ausgetrennt werden, damit den Ueberlebenden nicht Gefahr daraus erwachſe. Wer die Leiche angekleidet hat, reibt ſich darauf die Hände mit Salz ein, damit ihm fortan nicht die Glieder taub werden oder einſchlafen. Wie die hinterlaſſnen Kleidungsſtücke des Verſtorbnen, die man an Aermere verſchenkt, zerreißen, nach derſelben Friſt verweſt die Leiche im Grabe.

Wöchnerinnen pflegt man beſonders auszuſchmücken, oft in kirchlich ſchwarzer Tracht; oft auch in ihrem Brautkleide mit Strauß und Handſchuhen, mit Kranz und Schleier. Namentlich bekommen ſie Ausgeſuchtes an Schuhen und Strümpfen, weil ſie aufſtehen und ihr Kind geſchweigen müſſen, wenn dies des Nachts weint. Sechs Wochen lang pflegen ſie ſo noch zu ihrem Kinde ins Haus zu kommen. Wem dieſer Beſuch unliebſam iſt, der ſchüttet Nachts Weihwaſſer vor die Thüre; darüber können die Armen nicht wegſchreiten und bleiben ihre vorgeſchriebne Zeit weinend draußen ſtehen. Dorf Magden. Erfüllt man ihren Wunſch, dann erliſcht das Nachtlicht an der Wiege, man hört die Schuhe der Annahenden über den Hausgang knarzen und gleich darauf das trinkende Kind behaglich und laut ſchnullen. Dorf Frick. Wer der Leiche keine Schuhe mitgiebt, muß ſie ihr noch zehnfach erſtatten; wer ihr ſchlechte giebt, bei dem läßt ſie ſich ſchlarpend hören mit einem auf weitem Wege niedergetretnen nachſchleppenden Schuh. Denn mit dem Todtenſchuh, ſo lehrt ſelbſt die Kirche (Marzohl-Schneller, Liturgie 3, 220) wird überhaupt ausgedrückt, daß der Verſtorbne nun zum Herrn „verreiſe;“ und um ihm darin beizuſtehen, müßte man ſelbſt ein paar Eiſenſchuhe verlaufen.

Altnordiſche Sitte war's, daß vor dem Schluß des Grabhügels ein Nächſtverwandter noch hinein gieng und dem Todten den Helſchuh feſtband, auf dem er nach Walhall gehen ſollte. Noch hat ſich mitten in Deutſchland, in Henneberg, der Name Todtenſchuh für Leichenmal erhalten. In den Alamannengräbern am würtemberg. Lupfen, OA. Tuttlingen, fand ſich

außer den Sandalenriemen bei manchen Leichen auf jeder Seite je ein Holzſchuh, in Form eines Leiſtens mit gebogner Spitze, der zum Theil kunſtreich mit Zierrathen geſchnitzt war. Es ſind Modelle, welche die ſchwierige Wanderung auf den ſteinigten und dornigten Todtenwegen verſinnlichen. Weinhold, Altnord. Leben.

Mit ins Grab gelegt.

Von den Leichenbräuchen der Germanen ſagt Tacitus c. 27 ausdrücklich, daß jedem Mann ſeine Waffen mitgegeben wurden, das heißt, wie der Grabbefund antiquariſch es erweiſt, alles zur vollen Ausrüſtung eines Kriegers Nöthige, vom mitverbrannten Roß, Hund und Stoßvogel an bis auf die Handberge und Gewandnadel herab. Es geſchah nicht aus mißgönnender Habſucht, das Beſte mit ſich hinüber zu nehmen, ſondern in der glaubensſichern Ueberzeugung, es drüben ſofort wieder zum Ruhme der kriegeriſchen Nationalgötter anzuwenden. Wenn aber in unſern Tagen, wie Grimm berichtet, hin und wieder Erzählungen von Leuten auftauchen, die Gold, Ringe, ja Papiergeld in ihren Sarg einſchließen laſſen, ſo wird dies von den Erben und von der Volkswirthſchaft mit Recht als ein eitler, drachenhafter Geiz verurtheilt. Unſer landſchaftliche Glaube ſagt darüber: Wird Jemand in ſeinen Kleinodien beſtattet, ſo legt ſich ihm im Grabe eine Schlange aufs Herz und bewacht ſie. Dennoch iſt es ſelbſt in Alpenthälern, wie im Bündneriſchen Münſterthale, üblich, die Leiche funkelnd von Gold und Geſtein im offnen Sarge auszuſtellen und ihr die goldnen Ohr- und Fingerringe mit ins Grab zu geben; Leonhardi verſichert (Bündner ViertelJ. Schr. 1852, 62) es ſei dorten nichts ſeltnes, daß ein Sterbender in der Todesſtunde den Umſtehenden noch empfiehlt, die Ringe nicht zu vergeſſen. Bei

dem ökonomiſchen Sinn indeſſen, der dem deutſchen Schweizer gegenüber dem Romaneſen eigen iſt, ſind derlei verſtiegne Wünſche oder Verpflichtungen bei Sterbenden und Lebenden unerhört, und ſo wird es durchſchnittlich auch bei jeder andern Landbevölkerung gehalten. Alle außergewöhnlichen Mitgaben beſchränken ſich doch nur auf kleinere Werthgegenſtände, die ein perſönliches Andenken geweſen ſind, oder auf Geringfügigkeiten des täglichen Gebrauches. Vor etwa fünfzig Jahren gab man den Eltern noch ihren Ehering mit ins Grab, jetzt nur jenem Mädchen, das als Verlobte ſtirbt. Aber den ſilbernen Fingerhut, den die Hausfrau gebraucht hatte, den legt man dieſer in den Sarg (Kt. Freiburg). Auch ihr ſilbernes Nadelhäuschen wurde ehemals mit der Hausmutter begraben, und daſſelbe, obſchon man es nun aufbehält, iſt deshalb noch immer ominös. Es iſt gewöhnlich ein Geſchenk der Pathen; daher deutet man es auf deren Tod, wenn das Nadelbüchslein aus dem Fache einer hervorgezognen Schublade eigenmächtig auf den Boden ſpringt. Daß man vor Kurzem auch noch Nadel und Faden mitgegeben, dies erweiſt der bekannte Auszählſpruch im Kinderſpiele:

Nadel, Faden, Fingerhut:
Stirbt der Bau'r, ſo iſts nicht gut.

Reim und Alitteration dieſer Phraſe widerſtreben dem Worte Scheere, ſonſt würde auch ſie darin als Mitgabe aufgezählt ſein. Die Scheere fand ſich in den zu Nordendorf in Baiern aufgedeckten Alemannengräbern; ihrer fünfe miteinander wurden in der Gegend des mittlern Kochers in Würtemberg erhoben, an Ausſehen Schafſcheeren ähnlich (Birlinger, Schwäb. Sagen 2, 408). Kämme und Scheermeſſer aus Bronze in Heidengräbern verbrannter und unverbrannter Leichen zählt Weinhold auf: Heidn. Todtenbeſtattung 1, 89. Spinnwirtel und Spindel ſind heute durch Spinnrad und Webſtuhl verdrängt ſind aber noch in ſolchen Frauengräbern aus dem vorigen Jahrhundert anzutreffen, die bei Erweiterung oder Verlegung von Ortskirchhöfen hie und da geöffnet werden müſſen. Im Kamlachthal, bair. Schwaben, wird auf dem Grabhügel der Wöch

nerin ſtatt der Blumen ein ſogen. Schneller niedergelegt, das iſt ein Garngewinde von 400 Faden, das man hier in Form eines Andreaskreuzes um vier aufs Grab geſteckte Spindeln ſchlingt. Dieſen Garnſchneller, den die Verſtorbne bei ihrer Ausſegnung kirchlich zu opfern gehabt haben würde, läßt man auf ihrem Grab verfaulen. Bavaria 2, Abtheil. 2, 832. Auch der Kamm, den der Verſtorbene gebraucht hatte, wird ihm mitgegeben, denn wer ihn ſonſt benützen würde, verlöre die Haare. „Wer keinen Kamm mitbekommt, muß ſich draußen im Dornicht ſtriegeln laſſen.“ Im ſächſ. Obererzgebirge wird Sämmtliches, womit die Leiche gewaſchen, gekämmt, barbirt u. ſ. w. worden, und ſchließlich auch noch eine Kerze in den Sarg gethan, damit, wenn der Todte erwacht, es hell ſei. Spieß, Annaberger Schulprogr. 1862, 38. Zum Schluſſe ſei an einem thatſächlichen Beiſpiele gezeigt, wie bequem die moderne Heidenſchaft mit dem Jenſeits und den Pflichten gegen Verſtorbne ſich abzufinden verſteht. Wer ſeine Eltern nach dem Tode darben läßt, der verdient nicht des Sohnes Namen. So lautet ein chineſiſches Sprichwort, dem von der öffentlichen Heuchelei alſo nachgelebt wird: Man trägt hinter der Leiche einher: Eßſtäbchen, Theekannen, Taſſen, Tabakspfeifen; auf dem Theebrette ſteht ein brennendes Licht; eine Papierlaterne und ein Bambusſtäbchen dienen zur Todtenwanderung; die Figuren von Kleidern, Jacke, Stiefel, Dienſtboten, Senften u. ſ. w., ſämmtlich in Papier ausgeſchnitten, werden auf dem Grab verbrannt. Der aufſteigende Rauch verwandelt ſich in der andern Welt in wirkliche Senften und Bedienten. Kollekte-Verein der Basler Miſſion, Nr. 15, Okt. 1859.

Die Todtenmünze.

Der Chevalier von Hancarville hat berechnet, daß von Orpheus bis auf Conſtantins Zeiten von den Obolusmünzen, die den Todten mitgegeben wurden, 10 Milliarden oder 80 Mil-

lionen Livres in der Erde liegen müſſen. Keller, Abergl. 387. Er hätte ſeine Berechnung bis auf unſre Zeit ausdehnen dürfen und würde hier mehr als das doppelte der angenommenen Summe gefunden haben, allein nach dem gewöhnlichen Schickſale Gelehrter entgieng ihm über dem Studium des Fremdbrauches die Wahrnehmung des einheimiſchen. In der preuß. Altmark ſteckt man der Leiche ein Sechſerſtück unter die Zunge, in der Neumark ein Viergroſchenſtück. Wuttke, Volksaberglaube 212. In Thüringen erhält ſie die übrig gebliebnen Medikamente mit in den Sarg, um die Kur in der andern Welt fortzuſetzen, und dazu, wie in Groß-Keula, einen Pfenning unter die Zunge, (Franz Schmidt, Thüring. Bräuche 1863, 91). An der Böhmiſchen Grenze der Oberpfalz giebt man ihr drei Pfenninge ihres eignen Geldes (Schönwerth, Oberpf. Sagen 1, 250. 3, 124); im Sächſ. Erzgebirge etwas Geld und Brod (Spieß, Annaberger Schulprogramm 1862, 17), in Altenau einen Dreier (Pröhle, Harz. Sag. 1, 276); in der Oberlauſitz ſo viel, als ſie dem Pfarrer und Küſter beim erſten Kirchgange geopfert haben würde, nemlich 2 Groſchen und 2 Kreuzer. Fiſcher, Abergl. 2, 263. Oft entzieht der Brauch ſich unſerer perſönlichen Wahrnehmung, ohne deswegen etwa dann ſchon aufgehört zu haben. Nachdem Cantor Hille in Liepe bei Rathenow ſeit 18 Jahren daſelbſt im Amte geſtanden hat und bis heute ein aufmerkſamer Beobachter des Volksbrauches geweſen iſt, hat er doch zufällig erſt neuerlich dieſelbe Sitte unter der Bevölkerung ſeines Dorfes entdeckt, wie dies Schwartz (Urſprung der Myth. 273) ausdrücklich berichtet.

Dieſes Mitgeben eines Fährgeldes für den in die Schattenwelt überfahrenden Charon hatte ſich im Beginn des Chriſtenthums in Deutſchland in eine Petersſteuer verwandelt, die vom Verſtorbenen dem Thorwart der Himmelspforte entrichtet werden mußte, und dauerte nun in dieſer Geſtalt Jahrhunderte allgemein fort. Daher findet man in Chriſtengräbern zu Trier und zwar in ſolchen des 3. Jahrhunderts, wie in anderen die noch dem 15. Jahrh. angehören, Schädel, in deren Mundhöhlen kleine Silbermünzen liegen. Hocker, deutſch. Volksgl. 233. In

einem Schädel aus den zwiſchen Vivis und La Tour gelegnen Burgundioengräbern ſtak ein Goldſtück mit der Inſchrift Tributum Petri. Vuillemin, Der Kt. Waat 1, 53. Das fränkiſche Todtenlager zu Selzen in Rheinheſſen ergab Schädel, aus deren unterer Kinnlade Lindenſchmit (pag. 16 ſeiner Schrift) viermal Münzen entnahm, darunter eine mit der griechiſchen Chriſtusſchiffer in einem Palmzweige. Der neuzeitlichen Kirche konnte die Fortdauer dieſes Heidenbrauches kaum unbekannt geblieben ſein, da ſie ſelber fortfährt, die dem Sterbenden prieſterlich verabreichte Communion Wegzehrung und Viaticum zu nennen. Der katholiſche Bauer überſetzt dann dieſe widerliche Ausdrucksweiſe in ſeine noch maſſivere und macht die Todtenmünze zum Trinkgeld; die Todten, ſagt der Oberpfälzer, müſſen alle im Nobiskrug, dem Wirthshauſe der Unterwelt, zuſammen kommen und dorten ihren letzten Sechſer verzehren. — Auch da, wo die Münze dem Verſtorbnen ſelbſt nicht mehr zugeſteckt wird, iſt ſie doch zum Trinkgeld für die Leichenbegleiter geworden. Etwas kleine Münze nebſt einem Stück Brod verſchenkt man gegen Abbetung des Roſenkranzes namentlich unter die Kinder, die in kathol. Dörfern das Recht haben, in jedes Sterbhaus ſich einzudrängen; ſowie dieſelben in proteſtant. Dörfern als Singknaben mit der Leiche gehen und dafür den Leichenweck ausgetheilt empfangen, in welchen der herkömmliche Grabkreuzer geſteckt iſt. Daher bekommt dann alle kleine Münze überhaupt für den Volksaberglauben eine Art kirchliche Bedeutſamkeit. In unſeren kathol. Gegenden heißt es: Ein auf der Straße gefundenes Rappenſtück (Centime) muß man ſofort in den Opferſtock der nächſten Kapelle werfen, damit Niemand aus der Verwandtſchaft ſtirbt. Dieſer Satzung wird ſtricte nachgelebt; ſelbſt altrömiſche Kupfermünzen, auf unſern Fluren keine Seltenheit, kommen beim alljährlichen Sturz des Opferſtockes den Kirchenpflegern öfters unter die Hand. — Ganz anders dagegen iſt folgender Satz zu verſtehen: Wenn erkrankte Kinder mit Geld ſpielen, ſo geneſen ſie wieder; wenn mit Blumen, ſo ſterben ſie. Es iſt dies ein Nachklang der altdeutſchen Satzung von der rechtlichen Zurechnungsfähigkeit eines Kindes, die mit

Aeußerung seines freien Willens beginnt, wenn dasselbe aus eigner Wahl nach dem dargebotenen Denar greift und nicht nach dem Apfel.

Die Todtenmünze ist ein Symbol wie das Todtenlicht; das blanke Geldstück und die irdene Grablampe sollen der ewigen Nacht der Schattenwelt wehren. Gleichwie überfahrende Geister und Zwerge dem Fährmann an Rhein und Mosel blinkendes Gold einhändigen, so wird mit der Münze dem im Thale des Todes Wandernden ein Himmelslicht mit gegeben.

Leichensack und Todtenbaum.

Im Frickthale und im Freienamte, zweien großen Landschaften von fast unvermischt-katholischer Bevölkerung, galt früher der Brauch, der in die Todtenkammer gebrachten Leiche zwei Hollunderstäbe, jeder dritthalb Schuh lang, kreuzweise auf die Brust zu legen; noch ein dritter Hollunderstab neben der Leiche diente dem Schreiner als Maß zum Sarge. Wo nun dies abgekommen ist, da dient dem Schreiner doch zu demselben Zwecke nicht sein Handwerksmaßstab, sondern ein frischgeschnittner markreicher Haselstock, und ebenso ist das provisorische Grabkreuz, das dem kathol. Leichenzuge durch einen Knaben voran getragen wird, in seinem Kranze mit einem aus Hollermark zusammen gesteckten Kreuzchen verziert, welches Lebelang heißt. Derselbe Brauch und Namen findet sich auch bei Begräbnissen in Tirol, wie Zingerle in den Tir. Sitten 1857, Nr. 517 zeigt. Vom Hollunderstrauch, der im Sommer lange Wasserschößlinge treibt und bei Regenmangel gelblichfahl blüht, sagt man daher, seine langen Schösse künden den Tod dessen an und werden ihm das Maß zum Sarge, auf dessen Gut er steht. Nach diesen beiden Seiten ist er also ein Lebens- und ein Todtenbaum

zugleich. Man hat hierüber eine schon 1705 in Michael Neanders Physika aufgezeichnete alte Sage. Ein Fürst, der auf der Jagd von seinem Gefolge abgekommen und zu einer Bauernhütte gelangt ist, sieht hier einen greisen Mann in Thränen sitzen, der auf Anfragen erzählt, er sei gerade von seinem Vater hart geschlagen worden. Auf weiteres Erkunden um den Grund, berichtet jener, er habe seines Vaters Großvater vom Stuhl weg anders wohin setzen sollen und unversehens fallen lassen. Darüber trat der Fürst ins Haus ein, um derlei Uralte selbst zu betrachten. Auf die Frage, von welcherlei Speise sie lebten, erwiederten sie, von Käse, Milch und gesalznem Brod. Jedoch um zu so hohen Jahren zu kommen, äßen sie alljährlich auf bestimmte Zeit Hollerbeerenmus. — Dieses gleiche Mus wird von den oberdeutschen Bauern büttenweise eingesotten zu Markt gebracht und gilt bei Mutter und Kind als Universalmittel.

Statt des Sarges galt im vorigen Jahrhundert vielfach noch ein bloßer Hanfsack, im besseren Falle ein weißes Wickeltuch. In der Reichsstadt Ravensburg wurden, wie Steudels Chronik pag. 17 erzählt, die Leichen bis z. J. 1742 in ein Tuch genäht, in einer gemeinsamen Todtentruhe auf den Kirchhof geschafft, dorten aus dieser herausgenommen und so ins Grab gelegt. Auf der Züricher Landschaft bestand zu derselben Zeit das Gleiche; man nähte die Leiche bis ans Gesicht in ein Tuch, ließ aber die Nadel drinnen stecken oder behielt sie sorgfältig auf, weil man ihr eine besondere Kraft zuschrieb, und brachte dann den Leichnam auf einem Brette (Laden) zu Grabe, selbst in der Stadt lange noch ohne Sarg. Daher ist die Gewohnheit übrig geblieben, den Laden, auf welchem die Leiche gelegen, beim Wohnhause als Steg über den nächsten Wassergraben zu legen oder, wie es um St. Gallen geschieht, dem Verstorbenen eine hölzerne Gedenktafel mit seinem Namen, in Form eines Sargbrettes, im Hausgarten aufzurichten. Die zur Einnähung der Leiche gebrauchte Nadel mußte fortgeworfen werden, denn wer sich damit stach, war des Todes. Der Züricher Stadtarzt Prof. J. v. Muralt warnte das Publicum in einer besondern Schrift vor ihr: „Wisset ihr nicht, was eine

Nadel, damit ein Todter vernähet worden, für verderbliche und tödtliche Eigenschaften habe?" Man pflegt ihr jetzt noch Zauberkraft bei zu messen. Befürchtet der Wirth, daß ihm ein unbekannter Gast aus der Zeche laufe, so steckt er ihm eine solche Nadel durch den Hut. Man schlägt sie in die Hochstud des Hauses; bricht sie dabei nicht ab, so brennt dies Haus niemals ab. Man durchsticht damit ein Blatt Papier, Jeder, den man durch dies Löchlein besieht, muß gebannt stille stehen.

Statt des aus dem Latein stammenden Wortes Sarg (sarcophagus) gebraucht die Volkssprache durchaus den Namen Todtenbaum; so von jeher. Als der Lenzburger Landvogt Ludwig von Dießbach seine Gemahlin verlor, erzählt er in seiner Selbstbiographie: „Also do die gut Frouw verscheiden was, ließ ich von Stund an ihr ein Bôm machen und sie darin thun ehrlich." Schweiz. Geschforscher. 8, 201. In den Statutarrechten Graubündens (Chur 1831) gilt dieselbe Bezeichnung; ja man hat in den alemann. Heidengräbern am würtemberg. Lupfen ausgehöhlte Eichenstämme als Todtenbäume gefunden. Mithin ist hier das Einnähen der Leiche in Säcke theils einem früheren Mönchsbrauche, besonders aber den in der Schweiz so oft und hart aufgetretnen Pestzeiten zuzuschreiben, wo man die Leichen in der Gemeindetruhe zu Grab fuhr und da ausleerte.

Die Todtenwacht und die Leidfrau.

Die Sitte der Todtenwachten hat sich in der innern Schweiz noch allgemein, und ebenso allgemein bei der kathol. Landbevölkerung der äußern Kantone erhalten. Wer da aus dem Dorfe eine Nacht bei der Leiche zubringt, erhält Most, Schnaps und Wein nach Wunsche. Eine gewisse haftende Ver-

ſchwendung bei dem ſonſt ſo ſparſamen Bauern geht hier Hand in Hand mit der herrſchenden Vorſtellung, dem Todten werde durch geizende Erben ſeine Grabesruhe vorenthalten. Um Mitternacht wird im Alt-Bernerlande Erbſenſuppe mit Speck, im ſchon moderniſirten Vorlande aber Caſe aufgetragen. Erbſen mit Schnaps werden dabei im Neuenburger Jura, mit Moſt im Freienamte aufgetiſcht, ſie gelten überall als eine geweihte Zweckſpeiſe. Daher der Glaube: Wenn man in der Neujahrsnacht auf einem Bündel Erbſenſtroh auf dem Kreuzweg ſitzt, ſo erfährt man, wer kommendes Jahr ſtirbt. Zugleich ſteht Brod und Käſe Jedem frei und Beides kommt nur laibweiſe auf den Tiſch. Der Backofen des Sterbhauſes darf nicht lau werden, bevor die drei Leidtage bis zur Beerdigung herum ſind, und die Thüre des Käſegadems wird nicht mehr verſperrt. Da kommen Käslaibe zum Vorſchein mit aufgepreßten alten Jahreszahlen, die von des Verſtorbenen Geburts- und Taufſchmauße, wie von ſeinem vormaligen Hochzeitsmahle erzählen. Man hat ſie ſeit jener Zeit aufbewahrt und tauſendmal mit Wein gewaſchen, nun geben ſie einen Vorſchmack von den Raritäten des noch bevorſtehenden Leichenmahles, und man ißt ſie in dem hergebrachten Vertrauen hinunter, alle zu dieſer Zeit gekochte oder genoſſene Speiſe ergebe in einer Unze mehr Stärke als an andern Tagen zwei Pfund. Den Dienſt bei den Anweſenden verſieht ausſchließlich die vielnamige Leidfrau. Sie hat die Leiche zu waſchen und zu kleiden gehabt, jetzt erhält ſie das Todtenlicht in der Kammer brennend. Aus dieſer Oellampe nehmen die ab- und zugehenden Nachbarn etwas Oel mit ſich heim, weil es gut ſein ſoll zur Vertreibung von Geſchwüren. In den zwei üblichen Nachtwachen iſt ſie auch die Vorbeterin von je neun abzuſprechenden Roſenkränzen, die zuſammen einen ſogen. Pſalter ausmachen. Nach jedem dritten Pſalter theilt ſie unter ihre Mitbeter wieder Käſe und Brod aus. Scheinen die Beter und Eſſer zuletzt einſchlafen zu wollen, ſo reicht ſie ihnen Hollunderthee, und wegen des im Lande ſo raren Stücklein Kandelzuckers dazu ſchlucken ihn die Leute auch noch hinab. Den Tag über verwandelt ſie ſich in das altjüdiſche

Klageweib, durchgeht in einer besondern auf Kosten des Sterb hauses ihr gemachten Trauertracht den Ort und ruft das Ab leben und die Begräbnißstunde des Betreffenden mit fade Stimme in Gassen und Häusern aus. Weil sie nachmals da frische Grab zu pflegen hat, heißt sie in Luzern Grabmutte und Wiserin, d. i. visitatrix, in Schaffhausen nach dem Sta chenschleier, unter den man den ganzen Kopf steckt, die Stüch oder spöttisch die Stüchebucklerin.

Als der Serbenfürst Milosch Obrenowitsch I. 1860 i Toptschider gestorben war, beschrieb ein Augenzeuge dess Sterbzimmer. Auf dem schon leeren Bette stand ein Oellich das 40 Tage lang fortzubrennen hatte; neben dem Lämpche war ein Laib Brod, ein Salzfaß und ein volles Glas Wein diese Gaben hatte die Verwalterin den Hausgeistern vorg setzt, damit diese es hier nie an Brod, Salz und Wein fehle lassen möchten.

Einsargen, Aufbahren und Grabgang.

Der Aelteste des Hauses hat dem Verstorbnen die Auge zuzudrücken. Oeffnen sie sich nachmals wieder, so ist dies e betrübendes Anzeichen, dann heißts, er wartet noch auf eine Bevor man den Sarg zuschraubt, nimmt ein jedes Familie glied Abschied von der Leiche, indem es ihre Hand ergrei Fühlt man, daß der Arm nicht erstarrt ist, so wird daraus a gemein ein Uebles geschlossen. (Wenn der Mensch im To die Füße an sich zieht, werden seine Enkel sich nicht ausdehne sagt ein Mongol. Sprichwort. Jolowicz, Polyglotte der orien Poesie 622.) Auch dem Todeslächeln schreibt man böse Bede tung bei, sehr entgegen dem altgerman. Gesetze, lächelnd de Tode entgegen zu sehen; der Schlußvers in Ragnar Lodhbrô

Sterbelied heißt: Mit lachenden Lippen erleid ich den Tod. Jede Leiche muß mit dem Gesichte der Stubenthür zugewendet liegen; während gerade die umgekehrte Stellung des Bettes, abgewendet mit dem Fußende von Stuben- und Hausthüre, Vorschrift im Leben ist. Die Regel sagt: Wenn man die Beine des Bettes nach Fenster oder Thüre gehend stellt, so werden auch die Beine des darin Schlafenden bald zu Grabe getragen. Auch aus dem Bette in den Sarg wird die Leiche, die Füße voran, gehoben, der Sarg in gleicher Richtung in den Hausgang gestellt und hinweggetragen. Ueber jeder einzelnen Thürschwelle, die er zu passieren hat, wird er dreimal im Namen der Dreieinigkeit und in Kreuzesform niedergesetzt, damit der Verstorbene keine Schwelle mehr überschreite. Auch darf ihm nicht mit dem Lichte, das seither neben ihm gebrannt hat, hinaus gezündet werden (Magden im Frickthal). Diese Bräuche gehen durch alle Welt, Pöppig (Reise 1, 393) fand sie bei dem südamerikanischen Stamme der Pehuenchen; sie schaffen die Leiche mit den Füßen voran aus der Hütte, damit das irrende Gespenst nicht wiederkehre. Die Grönländer schaffen sie aus gleichem Grunde nicht durch den Hauseingang, sondern durchs Fenster fort und müssen zu diesem Zwecke im Sommerzelt sogar ein eignes Fell losmachen. Hinterdrein schwenkt ein Weib einen brennenden Span und spricht: Hier ist nichts mehr zu bekommen. Cranz, Beschreib. v. Grönl. 1, 300.

Im Aeren (Hausgange) stellen sich die Verwandten neben dem Sarge auf, „sie stehen im Leid;“ alle zum Leichenzug Erscheinenden treten ihnen der Reihe nach entgegen und bieten einen so kräftig vorgeschriebnen Handschlag, daß man dies „das Chlöpfen“ nennt. Man spricht dabei: Tröst Euch Gott in euerm Leid, für euern Kummer ist mir leid. Tröst Euch Gott in euerm Leid, des Kindes Seel' im Himmel sei. — Wills Gott, so habt Ihr eine Seel' im Himmel, u. s. w. Ist der Sarg dann vors Haus hinaus gestellt, so hat auf Dörfern der Schulmeister alle die Trostreime und Grabschriften von den Zetteln der Epheukränze laut abzulesen, die von Bekannten überbracht rings um den Sarg geheftet hängen. Dazwischen

wird den Begleitern und Trägern fleißig zu Trinken herumgereicht und den Schulkindern Brod ausgetheilt (Brittnau), in wohlhabenden Häusern Wecklein und Schmalzküchlein.

Folgen sich die Leidtragenden in zu weitem Abstande und ungeordnet hinter dem Sarge, so hat man hier bald wieder eine Leiche zu erwarten. Diesen Satz erweist das Volk also: Ist keine Ordnung mehr beim Begräbniß, so wird auch keine Regel mehr geltend sein beim Absterben. In süddeutschen Sagen ist beim Begräbniß von Bösewichten und tyrannischen Herren ein wiederkehrender Zug der, daß die Leichenträger in Uebereilung oder bei plötzlich entstehendem Schreck den Sarg umwerfen oder verkehrt in die Erde bringen. Das Loß der Unseligkeit soll schon an der Leiche des Wütherichs beginnen, die in zerstörtem und unwürdigem Zustande in die Erde kommt. Solcherlei mißbrauchte Gerippe geben dann Anlaß zu den Erzählungen, daß Gespenster scherzweise sich die Schädel abschlagen, Ball mit spielen und dann verkehrt aufsetzen. Den kathol. Leichenzug eröffnet ein kleiner Knabe, das schwarzhölzerne Todtenkreuzchen vorantragend. Ist die Leiche ein Jüngling, so nehmen Jünglinge den Sarg auf die Schulter, oder Jungfrauen den eines erwachsnen Mädchens. Männer und Frauen folgen hinterher, nach Geschlechtern geschieden. Die Verwandten des ersten Grades gehen in schwarzem Rock und Hut, die übrigen Männer bloß mit dem Leidbande im Rock. Die weibliche Trauertracht ist das kirchlich vorgeschriebne Blau, die Frauen kommen mindestens in blauen Schürzen. Alle tragen Wachslichter in der Hand. Auf dem Kirchhof angelangt, wird der Verstorbene von seinen vier nächsten Nachbarn dreimal um die Kirche herumgetragen (Freienamt), und alsdann zur Einsegnung ans Grab. Der Todtengräber wirft nach beendigtem Geschäfte seine Schaufel aufs Grab; in der Richtung, nach welcher ihr Stiel zu liegen kommt, wird der entsprechende Dorftheil die nächste Leiche hierher zu liefern haben. Nicht den Regen, aber das Unwetter fürchtet man bei Begräbnissen sehr; der Böse, heißt es, hat stets eine schmutzige Himmelfahrt; aber in den Hochzeits- oder in den Todtenkranz darf es regnen, das bringt

Glück. Denn der Regen gilt dem deutſchen Heiden als ein Geſchenk Donars, deſſen Hammer die Braut und die Leiche einweihte. Daher ſagt die Solothurner Kalenderregel, daß es den armen Seelen zum Troſte regnen müſſe: der Allerſeelentag (2. Nov.) will drei Tropfen Regen haben. Wenn es in ein neues Grab regnet, ſo iſt der dahin Beſtimmte ſelig, ſagt man in Heſſen. Wolf, Beitr. 2, 367.

Hat man in den Sennhöfen und Berggemeinden des Jura eine Leiche auf den oft weit entlegnen Kirchhof zu bringen, ſo wird ſie auf den hoch geſchnäbelten Heuſchlitten gepackt und Sommers und Winters über Berg und Thal zu Grab geſchlittet. Aus demſelben Grunde bringt der iſolirt wohnende Hofbauer im Altaargau ſeine Leichen auf dem „Reitwägelein“ zur Ruheſtatt. Ungetauft verſtorbene Kinder heißen dem Katholiken die „ungefreuten;“ man läßt ſie durch die Hebamme in einer Schachtel forttragen und ohne Geläute abſeits auf dem Kirchhofe begraben.

Begegneten ſich ehemals zwei Beerdigungszüge zweier Gemeindetheile vor demſelben Gottesacker, ſo entſtand nicht ſelten ein hartnäckiger Streit um die Ehre des Vortrittes, der Grund der gegenſeitigen Ereiferung aber lag in dem Glauben, der zuletzt Begrabne habe ſo lange die Gottesackerwache zu halten, bis er von einer nächſtfolgenden Leiche abgelöſt wird.

Die Sitte, die Leiche gegen Sonnenaufgang gewendet ins Grab zu legen, iſt uns aus dem Heidenthum und Judenthum insgemein verblieben. Darnach ſind auf dem Lande die Gräber alle ſo gegraben, daß die Leiche mit dem Angeſichte gegen Morgen zu liegen kommt. Die ums Grab Stehenden wenden betend ſich ebenfalls ſämmtlich gegen Oſten. Man erklärt es ſich mit der Annahme, Chriſtus habe ſeinen Sitz im Himmel gleichfalls gegen Morgen und werde aus dieſer Weltgegend zum Gerichte kommen (Rheinfelden). In gleicher Lage finden ſich aber die Leichen in deutſchen Heidengräbern und das Loß der Unſeligkeit beſtand darin, nicht gegen Oſt gelegt zu werden; vergl. Maurer, Isländ. Sag. 64.

Zur Beſtattung hatten urſprünglich Alle mithelfen müſſen,

wie noch jetzt jeder Begleiter seine Scholle Erde auf den Sarg werfen muß; allmählich aber ist aus dem Amte des Todtengräbers eine örtliche Zwangs- und Strafstelle geworden. Im Jahre 1577 verurtheilte die Stadt Brugg ihren Bürger Thalmann wegen begangnen Frevels alle ehrlichen Gesellschafts- und Spielplätze zu meiden und arme Leute zu begraben. Argovia 4, 421. In der Stadt Aarau „wo der s. h. Schweinhirt die Todten begrub," wurde erst am Ende des 17. Jahrhunderts ein eigner Mann hiezu verordnet. In der Stadt Basel ist sogar heute noch jede Leiche den dortigen Abdeckern steuerpflichtig. Burckhardt, Kt. Basel 1, 190. 240. Es entsprang diese ganz unbegreiflich scheinende Ungebühr aus dem früheren Mangel an aller Sanitätspolizei, so daß zu Basel die Pest binnen drei Jahrhunderten zu zwanzig malen herrschte und den Magistrat nöthigte, nachdem alle Todtengräber mit weggerafft waren, die eingefangenen Gauner und Strolche mit diesem Geschäfte zu beauftragen.

Alsbald nach dem Leichenbegängniß muß im Sterbehause Alles in die frühere Ordnung gebracht werden. Das Krankenzimmer wird gefegt und womöglich neu vertäfelt, der Schreinerconto berichtigt, Leichendiener und Todtengräber sind abzulohnen. Ehe dies nicht alles pünktlich abgethan ist, hat der Begrabene keine Ruhe, sondern droht zu spuken. Eine namhafte, die gute Ordnung im bürgerlichen Gemeindeleben kennzeichnende Meinung.

Der Rosengarten.

Aelteste und neueste Kirchhöfe tragen in der deutschen Schweiz den Namen Rosengarten, mancherlei altheidnischen Grabfeldern, in Wäldern gelegen, wird derselbe Localnamen gegeben. Woher diese Benennung, da es erst ein ganz moderner

Brauch ist, daß man auf kathol. Gräbern rothe Rosen, auf reformirten weiße zur Zier setzt? Im Uebrigen tragen die Dorfkirchhöfe jetzt noch kaum eine andere Blume als die rothe Steinnelke, dianthus Carthusianorum, die hier ihr althergebrachtes Recht damit augenfällig macht, daß sie sämmtliche Gräber durchgängig mit einem ganz undurchdringlichen Filz von Wurzeln und Stengeln überwuchert hat. Soll mit dem Namen Rosengarten vielleicht der Kampfplatz der zum Tod Entschlossenen bezeichnet sein, wie es im mhd. Epos gleichen Namens geschieht, wo die zwölf Wormser Helden um Kriemhildens Besitz fechten? Denn die auf dem Schlachtfelde geholten Todeswunden selbst haben Rosen geheißen, Blumen, aus dem Blute der Erschlagnen zu deren neuem Lebensfrühling aufblühend. In diesem Sinne ist das Blutbad bei St. Jakob a. d. Birs 1444 von dem über die frische Walstatt reitenden Ritter Münch Burkhart ein Bad in Rosen genannt worden, und auch in den Mund der Königin Agnes legen die schweizer Chronisten dasselbe Wort, wenn man sie persönlich die Blutrache vollziehen läßt an den adeligen Mördern, die ihren Vater Albrecht erschlagen hatten. Doch alle diese Fälle nehmen den Namen nur gleichnißweise und erklären nicht, wie und warum derselbe auf entlegensten Heidengrabfeldern oder auf ruhmlosen Dorfkirchhöfen frühzeitig gegolten hat, letzteres erweisen die Urkunden, und bis heute ausgehalten hat.

Der Verfasser erlaubt sich hier auf seine größere Arbeit in der Argovia 5, 254 zurückzuweisen, wo die urkundlichen und mythologischen Materialien bereits mitgetheilt sind, die zur Erklärung dieses Namens dienen. Daher hier ohne Selbstwiederholung nur Folgendes. Die Dornen, mit denen der Scheiterhaufe zum Leichenbrande unterflochten wurde, hießen nach ihrer Blüthe und Frucht ahd. hiefaltra, paliurus, während wir die Blüthe Dornrose, die Frucht Beere, Buttel und Hiese nennen. Der Hagedorn, der eine roth- und eine weißblühende Gattung hat, war der zur Verbrennung der Leiche rituell vorgeschriebene Strauch und Brenndorn. An ihm wächst die moosgrüne Stielverwucherung, deren verschiedne Namen heißen

Schlafapfel, Schlafkunz, Schlafdorn, Moosrose, Donnerrose, altnord. svefnthorn, spina soporifera. Nörwi, die Göttin der Nacht, schlägt mit der dornigen Ruthe die Völker und senkt sie in Schlaf; Odhin steckt ihn der Brynhild unters Haupt, daß die Gluthen ihres Scheiterhaufens als Waberlohe sie einschließen; das Kindermärchen aber hat sich das Dornröschen daraus gebildet, das hinter undurchdringlich aufgewachsenen Dornenhecken im Zauberschlafe liegen muß. Das ist die Moosrose, die man schlaflosen Kindern unter das Kissen zu legen pflegt, früher in dem Zeitalter der Leichenverbrennung eine den Göttern Odhin und dessen Sohne Donar, beiden als Leichenherren, geheiligte Pflanze, die im darauffolgenden christlichen Grabalter auch für den Leichenacker und Gottesacker namengebend geblieben ist.

Das Kind, das ein Friesli vom Grabe bricht, nemlich die vorhin erwähnte stumme (geruchlose) Stein- oder Federnelke, begeht einen Todtenraub. Betet es dafür nicht auf der Stelle ein Vaterunser, so raufen es die Armen Seelen des Nachts im Bette. Das zwecklose Pflücken einer so geringen Grabpflanze wird bestraft, weil sie hier „aufgeht," wie Sonne und Tag aufgehen, und weil man die Seele der Todten noch bei ihrer Leiche gegenwärtig denkt. Deshalb hieß schon in den altd. Gesetzen eine Entwendung, an Gräbern begangen, nicht Todtendiebstahl sondern Todtenraub, hrairoup. Das einfachste der Grabdenkmäler auf reformirten Friedhöfen ist ein hoher schwarzer Rundstock, mit einem um seine obere Spitze gewundnen Blechtäfelchen, auf dem Name und Jahrgang steht. Er gleicht zwar einem Pilgerstabe, ist aber in der altd. Sage ein Symbol der Macht, folglich hier über den Tod. In der Maternuslegende leiht der Apostel Petrus den Boten seinen Stab, womit sie das Grab ihres zu früh verstorbnen Bischofs schlagen und ihm gebieten sollen, aufzuerstehen. Beispiele ähnlicher Art in Simrocks Myth. 219. Der noch vorkommende Glaube, Grabschriften ablesen, zerstöre des Lesers Gedächtniß, scheint aus Cicero (de Senectute 7) entlehnt; ein Correspondenzsatz lautet: wer an Todtenblumen riecht, verliert den Geruch. Das

Einſinken „Berſten“ eines friſchen Grabes deutet auf das Ausſterben der ganzen Familie hin. Senkt ſich der eiſerne Grabanker, ſo ſtirbt ein Nächſtverwandter. Dieſe Sätze ſind nicht ſinnlos; gröbliche Verabſäumung des den Ahnen ſchuldigen Andenkens iſt ein gewiſſes Zeichen, daß dieſe Sippſchaft ſchon in ihrer Auflöſung begriffen iſt. — Nachträglich noch Folgendes zu S. 143.

Im kirchlichen Schauſpiel von den zehn Jungfrauen (Pfeiffers Ztſchr. Germania, Bd. 10, 333. 336) ruft eine der Thörichten den Tod in Perſon herbei:

owe, her Dot, daz ir min nit enruchet!
eia, Dot, mochtistu mich getoden,
eia, Dot, gib mir doch rat!
her Tot, wolt ir uns morden,
so wêre uns also wol.

Die Folge und das Leichenmahl.

Nach einer kathol. Beerdigung beginnt eine dreißigtägige feſtſtehende Trauerzeit, in welcher der dritte, ſiebente und dreißigſte Tag kirchlich begangene Gedächtnißtage ſind, dies iſt die Folge genannt. Während dieſer Friſt hat ſich die Leidfrau jeden Morgen in der Frühmeſſe einzufinden, auf dem Grabe am erſten Tage dreißig Vaterunſer, an jedem folgenden eins weniger zu beten, und während der Meſſe ein ihr geliefertes Oellicht und eine Wachskerze neben ſich brennend zu erhalten. Dazu iſt ihr ein hinterer Theil in der Kirche angewieſen, der mit ſeinem berußten Ausſehen und ſeinen durchgebrannten Kirchenſtühlen im Frickthal die Alte Küche genannt wird. Als der Gemeinderath von Hornuſſen ſeine alte Grabbeterin wegen Feuersgefährlichkeit auf ein bloßes Lampenlicht beſchränkte, brach eine Gährung unter den Weibern aus und die Sache blieb wie

vorher. Für dieſen Dienſt erhält das Weib eben ſo lange im Leidhauſe ihre Morgenſuppe und zwanzig Batzen Lohn; bei den Wohlhabenderen auch eine Quantität Brod, Kartoffel, Obſtſchnitze, ein neues Hemde und ſchließlich ihren Antheil an den beiden Leichenmahlzeiten.

Dieſe Letzteren ſind an Zahl und Aufwand in den verſchiednen Landestheilen zwar ſehr verſchieden, beſtehen aber bei beiden Confeſſionen fort und machen gleichmäßig den Luxus des deutſchen und des welſchen Bauern in der Schweiz aus. Sie heißen beim reformirten Waatländer Satames, und der Statiſtiker Vuillemin rechnet ſie dorten unter die koſtſpieligſte aller bürgerlichen Ausgaben. Alle polizeilichen und kirchlichen Maßregeln haben ſeit dem achten Jahrhundert bis heute zu zahlloſen malen die Abſchaffung der Leichenmahle geboten; allein ſie beſtehen fort wie Brauch und Mißbrauch, die eine natürlichere und ſtärkere Wurzel haben als ein bloßes Edikt. Man verdammte ſie als heidniſch, wie Alles, deſſen Grund man nicht weiter einſah. Allein genau betrachtet, kommt die älteſte Erwähnung dieſer Mahlzeiten nicht einmal bei den Heiden vor, ſondern bei den Hebräern: Tobias 4, 18. Auf dem Arelatenſiſchen Concilium war unter Anderem ein Beſchluß, der ſich auch auf die damaligen Deutſchen mit ausdehnt, gegen das Tanzen und Schmaußen auf den Gräbern der Jüngſtverſtorbnen erlaſſen, wobei es heißt: Wer wird es wohl nicht für unchriſtlich, unmenſchlich, ja teufliſch halten, hier an den Gräbern zu ſingen, zu ſcherzen, zu zechen und ſogar zu tanzen.*) Noch graſſer lauten die Anſchuldigungen, die zur Zeit der Sitten- und Kirchenreform gegen denſelben Brauch ſich erhoben, den man nun durchweg unter die papiſtiſchen Mißbräuche zählte.

Man nannte den geſammten Clerus Todtenfreſſer, weil er folgerichtig aus den Gefällen lebte der zahlreichen Vermächtniſſe, die in jeder Ortskirche zum Seelenheile der Verſtorbenen

*) Quis enim nesciat diabolicum esse, a religione christiana alienum et humanae naturae contrarium: ibi (prope tumulos) cantari, laetari, inebriari et cachinis ora dissolvi et omni pietate et affectu caritatis postposito quasi de fraterna morte exsultare.

ſeit allen Zeiten geſtiftet waren. Zweierlei Volksdichtungen unter dem Namen der Todtenfreſſer hat die ſchweizeriſche Kirchenreform hervorgebracht. Die eine, verfaßt von Pamphilus Gengenbach, einem Gelehrten und Buchdrucker zu Baſel zu Anfang des 16. Jahrhunderts, findet ſich in der ſeit 1856 von K. Gödeke veranſtalteten Ausgabe von Gengenbachs Schriften. Ein Fasnachtsſpiel gleichen Titels ſchrieb der Berner Venner Nikolaus Manuel und ließ es 1522 auf der Kreuzgaſſe zu Bern, dem Rathhauſe gegenüber, von den jungen Patrizierſöhnen aufführen. Der Name erklärt ſich aus der von Gengenbach einer die Exequien abhaltenden Nonne in den Mund gelegten Rede:

die todtenbain schmecken unss wol,
dobey wir tag und nacht sind vol.

Todtenmeſſe und Seelgeräthe hörte dann nebſt allem andern kirchlichen Leichenprunk auf obrigkeitlichen Beſchluß im Berner- und Zürcherlande auf; jedoch die Leichenſchmäuße des reformirten Zürchervolkes, obſchon es ſelber das Widerliche einer ausgearteten Sitte zuerſt ſo tief empfunden hatte, haben bis auf unſere Zeit in ſolcher Ausdehnung fortgedauert, daß hierauf erſt der ganzen Bevölkerung daraus der Schmähname Todtenfreſſer und Todtenvertrinker entſtanden iſt. Meyer-Knonau, der Kt. Zürich 2, 154. Ob mit Grund, dies mögen nachfolgende zwei Beiſpiele zeigen. Die Erben eines in Zürcheriſch Nänikon 1865 verſtorbnen Bäuerleins haben bei ihrem im Sternen zu Uſter abgehaltnen Leichenſchmauß die volle Summe von tauſendachtundfünfzig Franken verzehrt. Aarauer Nachricht. 1865, 4. Jan. — Ein i. J. 1859 zu Andelfingen verſtorbner Arbenz hinterließ die teſtamentariſche Verfügung, daß zu ſeinem Leichenmahle 60 Theilnehmer geladen, mit viererlei Trachten und je anderthalb Maß Wein bewirthet werden ſollten, wobei ihnen Tafelmuſik aufzuſpielen habe. Aehnliches gilt im Appenzellerlande. Beim Begräbniſſe reicher Perſonen werden zuweilen alle Leichenbegleiter in Wirthshäuſern gaſtirt, man kennt auch Fälle, wo ſie wegen unerlaubten Tanzens polizeilich abgeſtraft werden mußten. So iſt auch das aargauer „Gräbd“ nicht bloß ein zu dreien malen wiederholter Schmauß, er wird

auch durch letztwillige Verfügungen häufig in aller Weise und bis auf bestimmte Heiterkeitsmittel vorausbestimmt. Wenn beim Essen wacker zugegriffen wird, so deutet man es auf lange Gesundheit der Gäste und auf gesegnete Witterung. Als vor einem Jahrzehnt der Senne Gießiker verstarb auf dem Sennhofe Schafmatt, einem von Aarau nach Baselland führenden Jurapasse, verbrauchte man für dreißig zum Mahl Geladene und alles übrige während der drei Leidtage ab- und zugehende Volk daselbst: an Kernenbrod 3 Malter, das Malter zu 16 Viertel gerechnet; an Wein drei Saum, jeder zu 100 Maß; an magerem Käse 14 Laib. Fetter Käse, Rauchfleich, Most, Café, Branntwein bleibt hierbei unberechnet, ebenso was an Wäsche und Kleidung an die Armen vertheilt worden ist. Sogar in der politischen Landesgeschichte von Graubünden hat solch ein umfangreiches Todtenmahl angesetzt werden müssen. Es war zur Zeit des Schwabenkrieges 1499, als die deutschen Truppen 1500 Mann stark einen Einfall ins Engadin machten und ihr Vortrab das Dörflein Schleins erreichte. Hier befand sich die männliche Bevölkerung eben in der Kirche bei einer Todtenmesse, alle Häuser standen verschlossen bis auf eins, aus dem ein mächtiger Küchendunst hervor drang. Als der Feind da eine Schaar von Mägden und eine noch längere Reihe kochender Kessel erblickte, konnte er die Veranlassung zu einer so ungewöhnlich großen Mahlzeit nicht begreifen, aber die Hausfrau Lupa war mit einer glücklichen Antwort bei der Hand. Das sei der Imbiß, sagte sie, für eine Anzahl Schweizertruppen, die man zur Stunde hier erwarte. Die Kundschafter hatten nichts Eiligeres zu thun, als mit der Nachricht der angeblichen Gefahr zu den Ihrigen zurück zu marschieren, und so blieb das Dörflein Schleins damals unbelästigt.

Nachweinen.

Man nimmt den Verſtorbnen die Ruhe, wenn man ihnen zu heftig und zu lange nachweint. Die Thränen des Hinterlaſſnen empfindet der Begrabene als friſches Blut in ſeinem Herzen und als ſengendes Feuer auf ſeiner Bruſt. Bei dieſem durch das Abend- und Morgenland verbreiteten Satze, an welchem Türke und Chriſt gleichen Antheil haben, erläutert ſich erſt die am Leichenmahle vorgeſchriebene Heiterkeit, die ſich bis auf Geſang und Tanz verſtieg. Um hier die Uebereinſtimmung der verſchiednen Völker und alſo den naturgemäßen Grund uralter Leichenbräuche nachweiſen zu können, zeigen wir eine und dieſelbe Legende in ihren verſchiedenen Spielarten.

Am Ebnatfelde, zwiſchen den Dörfern Frick und Gipf liegend, iſt eine Mutter auf dem Garbenſchneiden und weint dabei ihrem jüngſt verſtorbnen Kindlein bitterlich nach. Da liegt plötzlich das Kleine lebend vor ihr auf einer Garbe; aber ſein kurzes nur bis auf die Bruſt reichendes Kinderhemdchen iſt durch der Mutter Thränen völlig durchnäßt. Dieſelbe Erzählung beſitzt man ſchon in kirchlichen Aufzeichnungen des 12. Jahrhunderts. Die Großmutter des Thomas Cantipratenſis ſah im Traume, während ſie noch ihres Erſtgebornen Tod beweinte, viele Jünglinge jubelnd des Weges einherziehen, während ihr Sohn weit zurück mit ſchwerem Schritte nachſchlich. Auf die Anfrage der Mutter wies er auf ſein von Thränen ſchweres Kleid und ſprach: Das ſind deine Thränen, deren Gewicht ſo ſehr meinen Gang hemmt. — Man kann in Geilers Troſtſpiegel (Das ſiebend glaß. Straßb. 1511) hierüber eine ganze Predigt leſen. Ebendaſſelbe wird in Helmolds Chron. der Slaven, Kap. 78, vom Tode des Biſchofs Vicelin erzählt, der ſeinem Bruder Eppo im Traume meldet, daß er aufhören möge zu trauern: denn ſiehe, ich trage deine Thränen an meinen Kleidern. — So füllen im Schwediſchen Volksliede Chriſtels Thränen das Herz des begrabnen Bräutigams mit Blut an; im Schleſiſchen Liede überfüllen ſie das Thränen-

krüglein und das todte Kindlein kann es nicht nachſchleppen. Poſitiver verſteht dieſe Satzung in den Dokumenten des Heidenthums ſich auszudrücken, welchem ſie überhaupt angehört. Der ſterbende Nibelunge Wolfhart beauftragt ſeinen Neffen Hildebrant, daß er die Todtenklage um ihn ja abſtelle; Nib. 2239:

unde ob mich mîne mage nâch tôde wellen klagen,
den nähsten unde den besten, den sult ir von mir sagen,
daz si nâch mir iht weinen, daz sî âne not.

Im Eddiſchen Helgiliede giebt der Begrabne ſeiner weinenden Gemahlin den wirklichen Grund an: jede ihrer Thränen falle ihm als bittrer Blutstropfen auf die Bruſt. Die Fortdauer dieſes Körperſchmerzes bringt den Todten eben ſo lang um den Genuß der Seligkeit; daher denn im indiſchen Gedicht Raghuvanſa (achtes Buch, überſ. v. Fr. Rückert) es ausdrücklich heißt:

Denn der Angehörigen ſtetes Weinen
Brennt den Hingeſchiednen, alſo lehrt man.

Und nach dem Zend-Aveſta ſind es eben die Thränen der Hinterbliebenen, die dem an der Todtenbrücke Anlangenden den Eintritt in den Himmel verwehren. Vergl. A. Kuhn in Wolfs Ztſchr. f. Myth. 1, 62. Die Todten, frei von Selbſtliebe, bedürfen und wünſchen ihrer Nachgelaſſnen Kummer nicht, aber deren Freude erreicht und erquickt ſie noch im Jenſeits. So heißt es im Schwed. Volkslied, Macht des Kummers:

Denn jegliche Zähre, die deinem Aug' entquillt,
Macht, daß ſich mein Herz mit Blut anfüllt;
Doch jegliches Glück, das dein Herz bewegt,
Den Sarg voll duftiger Roſen mir legt.

Höllenleben.

Nur die in der Volksſage und im Kindermund fortgepflanzten Vorſtellungen können hier erwähnt werden.

Der Rollhafen (der rauſchende Keſſel) bezeichnet in der Kinderſprache die unterſte Hölle. Wer den heiligen Storchen und Rauchſchwalben Böſes angethan hat, der kommt zu unterſt in den Rollhafen; wer ſelbſt dafür zu ſchlecht iſt, kommt aufs Gufenbett, das iſt ein Bette mit lauter Stecknadeln gefüllt. Alle ungetauft verſtorbnen Kinder kommen in eine Art Vorhölle, Nobiskratten und Nobiskrug genannt. Der Chratten iſt ein tiefer, nach unten enger geflochtner Tragkorb. „So faren ſie dahin in nobishauß, da der flamm zum fenſter außſchlecht, da brat man die öpfel auf dem ſimſem.“ Pauli, Schimpf und Ernſt LII[b]. Augsb. 1542. Zwei Soldaten aus den Urkantonen liegen verwundet auf der Walſtatt zu Vilmergen 1712, wo die kathol. Kantone geſchlagen worden waren; der eine ſpricht ſterbend zum andern:

Bät auch noch den Roſenkranz,
Daß du nicht lang müßeſt ſitzen,
In dem Nobiskrug zu ſchwitzen.
Nun ade, mein lieber Franz!

Handſchriftl. Komödie v. J. 1712. Bibl. Mur. F°. 66, Bl. 343, auf der Aarg. Staatsbiblioth.

Nobis pflegt man aus abyssus, Höllenſchlund, zu erklären; während es ein mundartlich verkürztes Nachbars ſein wird. Die Grenze Altonas gegen das Hamburgiſche Gebiet bildet das Nobisthor. Der Nobiskrug bezeichnet daher in Norddeutſchland die Schenke, in welcher Nachbargemeinden auf ihrem Heimwege vom Markte noch einmal Einkehr nehmen. Dieſe paar Benennungen ergeben, daß man in der Unterwelt ein Gaſthaus, ausgezeichnet durch die Größe ſeiner Fäſſer, Trinkgeſchirre und Brodkörbe, erwartete, wo denn ein Jeder demjenigen nachlebt, was ihm ſonſt im Leben das Liebſte geweſen war. Für

der Zeche sich wieder entfernen, sprechen sie zu den Leuten: Euer Glück! Wolf Ztschr. 4, 142. Der Heidenhimmel, der in all diesen Erzählungen zur Hölle herabgesunken ist, verräth sich in den glühenden Kegelkugeln statt goldener; in den eisernen Spielkarten, statt jener Goldtafeln, mit denen die Asen im Grase des Idafeldes wettwerfen; in den steinernen Klößen statt jener Feiertagsspeise, welche die Göttermutter für den Berchtentag festgesetzt hat; im Trinken von Schnaps statt jenes Unsterblichkeitstrankes, dessen gedenkend Ragnar Lodhbrok starb unter den Worten:

Fröhlich mit den Asen
Meth ich werde trinken!

Der meklenburgische Ritter Molken in Dobberan ließ sich eine Grabschrift setzen, abgedruckt bei Tedeschi Unterhaltung. 1825. 2, 175. und bei Grimm Myth. 780., in der er seine Hoffnung ausspricht, mit seinem Herrn Jesu Christ tüchtig Kalte Schale zu trinken. Ebenso kreist in Walhalla der Becher und das fröhliche Trinkgelag der Helden währt ewig. Himmel und Hölle können nicht anders gedacht werden, als vermenschlicht. Daher sagte Swedenborg 1772, es gebe da Zimmer mit geheizten Oefen und mit Fenstern, und gleichfalls solcherlei Speisen, Teller und Messer, wie bei uns. Nun, wer weiß, versetzte ihm darauf sein Tischnachbar, ob wir dann nicht jetzt bereits im Himmel sind.

Nachtrag zu S. 209. J. Funkelin von Biel, Kt. Bern, schreibt in seinem Schauspiel Lazarus, Bern 1551:

Woluff und dran in Nobishuß,
Seht zu, s 'füwr schlecht schon oben uß.

Einzelsätze.

Ein Selbstmörder fault im Boden nicht und wird immer härter; die Würmer können ihn lange nicht anfressen.

Der Selbstmörder setzt seine Seele auf einen Zaunstecken aufs Feld und läßt Gott und Teufel drum streiten. Aus einer peinlichen Untersuchung zu Suhr v. J. 1653. Balthasars Helvetia 6, 451.

Sterben kann man nicht gut, wo sich Jemand entleibt hat.

Dem Meineidigen faulen noch bei Lebzeiten die Schwörfinger ab oder werden in der Sterbstunde schwarz.

Ein Baumschänder stirbt, wenn man den beschädigten Baum mit dem Wipfel in die Erde gräbt. Aargau. Sag. no. 72.

Das Schwein im Stalle, das beständig grunzt und nicht mehr fressen will, deutet auf einen Todesfall. Saumilch giebt man demjenigen zu trinken, der im Schrecken über ein Gespenst siech geworden ist.

Plötzlich erscheinende Schwärme von Fischen verkünden dem Land ein Sterben. Als 1419 zu Bern bei mehr als 3000 Salmen in der Aare gefangen wurden, sah man darin ein Vorzeichen von dem Einmarsche fremder Völker. Tillier, Bern. Gesch. 2, 547. Findet man im Fischteiche zu St. Moriz in Wallis eine Forelle todt, so deutet man es auf das Ende eines der dortigen Stiftsherren.

Das Rosten des Handwerkszeuges, des mitgetragnen Taschenmessers deutet auf des Eigenthümers Ende.

Wird der Kranke, dem man Schielkraut unters Hauptkissen legt, heiter gestimmt, so genest er, oder so umgekehrt.

Wer in kurzer Frist viermal nach einander vierblättrigen Klee findet, wird bald sterben.

Ebenso derjenige, dessen Trinkglas oder Spiegel ohne äußerliche Ursache zerspringt. Daher heißt es auch vom zersprungenen Spiegel: wer zum letztenmal in ihn geblickt, müsse sterben.

Je weiter die Furchen in der Handfläche ans Handende hinausreichen, um ſo näher ſteht man dem eignen Ende.

Um die Zeit, in der man bei Tag oder Nacht gewöhnlich entſchläft, wird man einſt ſterben.

Der Tod des kranken Vaters erfolgt, wenn ihn ſeiner Kinder anwidert.

Ißt man Nachts im Bette noch einen Apfel, ſo ſchaut einem dabei der Tod vor dem Fenſter zu.

Der Tod hat ein Kerbholz, einem Jeden ſteht ſein Ende drauf eingeſchnitten. Gegen dieſen Satz aus der Prädeſtinationslehre mußte die Freiburger Obrigkeit ihr Volk 1494 in einem beſondern Mandat verwarnen, welches glaubte, gegen die damals herſchende Peſt vermöge kein Mittel mehr zu helfen: wil, wie oft gehöret, die Zal deren, so an diser Sucht sterben söllen, angebeylet sye, voraus ins Kerbholz eingebrannt ſei.

Kinderreichthum und frühzeitiger Kindertod begegnen ſich in den Ehen Armer. Dieſe ſelbſt verſtehen auch dieſen Mißſtand in ein religiöſes Gerechtigkeitsſyſtem zu bringen: Die kleinere Schaar läßt uns Gott zu unſrer Freude und zum Erwerb; die arbeitsunfähige ſchwächliche Mehrzahl nimmt er wieder zurück, er theilt mit uns redlich.

Jemand ſtirbt, wenn das Ewige Licht in der Chorlampe flackert, oder wenn beim Seelgottesdienſte eine linke Altarkerze zur Unzeit ſelbſt erliſcht.

Sieht man einen Stern ſchießen, ſo heißts, nun ſei die Seele des jüngſt Verſtorbnen abgeholt worden.

Wurmlöcher, die ſich auf dem Rückweg vom Kirchhof zeigen, künden einen Todesfall.

Wer regelmäßig zu ſpät in die Kirche kam, bei dem wird das Leichengeläute ſchon geendet haben, bevor man mit ihm ans Grab gekommen iſt.

Beim Verſcheiden eines Menſchen bewegt ſich die Luft im Sterbezimmer mit leiſem Wehen.

Es ſtirbt im nächſten Jahre, wer in der heiligen Nacht

keinen Schatten wirft. (Stammt aus dem Rabbinenglauben, vergl. meine Abhandlung Ohne Schatten, ohne Seele.)

Knabenkraut aufs Dach gesteckt, zeigt, wenn es welkt, daß ein Entferntes nicht mehr am Leben ist.

Wer im Moment, wo ein Sterbender den letzten Athemzug thut, im Hause stolpert, stürzt sich zu todt.

Sterbende Frauen sehen ihrem Arzt und den Nächstverwandten ins Herz hinein.

Der Knochencultus.

1. Das rituell geſchlachtete Opferthier.

Religionen, denen das Knochengerüſte als Sitz des Lebens galt und in weiterer Folge als Mittel zum Wiederaufleben, mußten in ihrem Todtencultus den Gebeinen des Begrabenen beſondere Sorgfalt widmen und eine gleiche auch auf den Knochenbau der Hausthiere übertragen, zumal ſo lange der Menſch im Hirtenſtande lebte und auf die Heerde als auf ſein tägliches Brod verwieſen war. Eine aargauer Bauernregel beſagt: Schneidet man in die Knochen geſchlachteter Schweine, ſo ſchmerzt es noch das gemetzelte Thier und die übrigen im Koben nehmen nicht mehr zu. Aus dem Hirtenleben der Israeliten ſtammt das Moſaiſche Geſetz, welches den Juden bis zur Stunde nicht erlaubt, das Schlachtvieh durch einen zerſchmetternden Schlag auf den Schädel zu tödten, ſondern befiehlt, es zu ſchächten. Dabei ſchneidet der jüdiſche Schächter bekanntlich den Hals bis auf die Muskelhaut der Halswirbel entzwei, dieſe Wirbel ſelbſt aber muß er unzerſchnitten laſſen. Die Lehre der Rabbinen iſt ſich der urſprünglichen Abſicht dieſes Geſetzes nicht bewußt und hat daher verſchiedene Erklärungen darüber erklügelt. Im Rückgrat, ſagen ſie, ſitze das Beinlein Lus, unverbrennlich und unverweslich; es ſei der Stoff, aus dem der neue Leib bei der Auferſtehung gebildet wird. Eiſenmenger, Entd. Judenth. 2, c. 16. Daher lautet eine der jüdiſchen Tiſchregeln, man ſoll das Mark aus den Knochen nicht auf den Eßteller ausklopfen, denn bei dieſem Geräuſche kämen die unreinen Geiſter in der Meinung herbei, man ſchlage ſich unter ein-

ander; man ſolle vielmehr eine Krume Brod unter die Knochen legen, wenn ſie zum Abtragen kommen. Buxtorf, Judenſchul. 1643, 271. Dem wirklichen Sinn des Gebotes am nächſten kommend iſt die Erklärung im Talmud, die Todtengebeine ſeien ehrwürdig, weil nach der Beerdigung die Habal de Garmin, der Hauch der Knochen, noch eine Weile ums Grab ſchwebt. Die Hauptſtelle des moſaiſchen Schlachtungsgeſetzes, welche jüdiſchen und chriſtlichen Theologen ſo viel zu ſchaffen gegeben hat, iſt indeß die beim Eſſen des Paſſahlammes ertheilte Vorſchrift: Ihr ſollt nichts von dem Fleiſch hinaus vor das Haus tragen (d. h. wegwerfen) und ſollt kein Bein an ihm zerbrechen. 2 Moſ. 12, 46. — 4 Moſ. 9, 12. Anſtatt dieſe Stelle abermals in herkömmliche Konkordanz zu bringen mit Joh. 19, 33: Die Kriegsknechte brachen den Schächern die Gebeine, da ſie aber zu ihm kamen, brachen ſie ihm die Gebeine nicht — muß es der Wiſſenſchaft willkommen ſein, dieſelbe Satzung durch mehrere altheidniſche, zugleich hiſtoriſch beſtimmbare Thatſachen beglaubigt zu ſehen. Darunter gehört die Opferſitte der Thauloniden zu Athen. Sobald nemlich dieſe Prieſter am Feſte der Diipolien den Opferſtier geſchlagen hatten, mußten ſie vorſchriftsmäßig ſchleunig ſich zur Flucht wenden. Denn indem ſie dem Schlachtthier den Kopf zerſchmetterten, handelten ſie gegen Triptolemos älteres Geſetz, deſſen zweite Satzung heißt: Du ſollſt die Thiere nicht verletzen. Waren ſie nun in verſtellter Flucht hinweg, ſo wurde die Haut des geſchlagenen Stieres ausgeſtopft, aufgerichtet und an einen Pflug geſpannt; indem alſo das Thier wieder auf ſeine Knochen geſtellt war, ſchien es ſelbſt wieder hergeſtellt. Dieſer athenienſiſche Prieſterbrauch kehrt wieder in der mittelalterlichen Kirchenlegende, welche Thomas Cantipratenſis S. 246 erzählt in ſeinem Werke Bonum universale de apibus, Duaci 1627. Der Abt Wilhelm von Villers ließ aus Mitleid mit einem kranken hungernden Weibe den ſchönſten Ochſen des Kloſters ſchlachten, ſchickte ihr den gewünſchten Theil davon und ſie war geneſen. Am andern Morgen wollte der Kloſterbruder, der das Thier geſchlachtet hatte, auf dem Felde nach den Arbeitern ſehen, und ſiehe, da gieng

jener ſchöne Ochſe im Pfluge wie vorhin. Der Mönch eilte erſtaunt in die Kammer heim, wo man das Fleiſch aufbewahrte, doch dieſes ſammt der Haut war hier verſchwunden und nicht die kleinſte Spur von Blut übrig. Auf welche Weiſe dieſes Wunder gewirkt wird, erfährt man aus einer großen Anzahl anderer Legenden, deren Quelle zugleich eine noch ältere iſt. Die Legenda aurea 124 erzählt im Leben des heil. Biſchofs Germanus, wie dieſer mit ſeinen Begleitern am britanniſchen Königshofe ungaſtlich abgewieſen, dagegen aber von einem armen Hirten aufgenommen wird, der den hungernden Fremden ſein einziges Kalb ſchlachtet. In einer aus Nennius, edd. Gunn S. 63, 64, ſtammenden Faſſung dieſer Legende heißt es nun weiter, Germanus habe ſeinen Gefährten eingeſchärft, daß ſie beim Eſſen ja kein Knöchlein zerbrächen*). Nach der Mahlzeit befahl er die Knochen auf der Haut des Thieres nach ihrer Ordnung zuſammen zu ſetzen, ſprach ſein Gebet darüber, und ohne Weilen war das Thier wieder lebendig. Der Heilige wird nun Hermann genannt. Berühmt iſt ſeine Wallfahrtskirche zu Biſchofmais im Bairiſchenwalde. Man opfert ihm daſelbſt in Eiſenblech geſchnittenes Vieh und gegen chroniſche Kopfleiden Menſchenköpfe aus gebranntem Thon, in denen Gerſtenkörner eingeſchloſſen ſind. Einzelne Wegbäume ſind daſelbſt mit dieſen groben rothbraunen Thonhäuptern reichlich wie ein alter Galgen behangen. Bavaria 1, 1001. Gleiches gilt vom iriſchen Landesheiligen Mochua-Cuan, deſſen Leben die Bollandiſten (1, 46. erſter Januar) mittheilen und das Wolf (Ztſchr. f. Myth. 1, 213) mit liebevoller Weisheit für die deutſche Mythengeſchichte bearbeitet hat. Der Heilige vermag ſeinen verſammelten Zuhörern, die auf weiten Wegen zu ſeiner Predigt kommen und hungrig ſind, nichts zu geben als die gezähmten Hirſche, mit denen er durch die Wildniſſe reiſen muß. Doch er ſchlachtet und kocht ſie ihnen unter dem Bedinge, daß niemand die Knochen zerbräche ſondern ſammle. Nachdem alle erſättigt waren, erhoben ſich auf ſein Gebet die

*) praecepit autem sociis suis, ut nullum os frangerent de ossibus vituli. Mone, Geſch. des Heidenthums 2, 459.

Hirſche aus den Knochenreſten in alter Kraft. In dreifacher Geſtalt macht ſich bei einer und derſelben deutſchen Göttin die Wiederbelebung menſchlicher oder thieriſcher Körper geltend, bei der Göttermutter nemlich, welche Hulda heißt, aber unter mehrfach wechſelndem Namen in den mittelalterlichen Quellen wiederkehrt. Sie wird im Reinardus vulpes Herodias-Pharaildis genannt, eine Geiſterkönigin, welcher der dritte Theil der Menſchheit dient; antikiſirt heißt ſie alsdann Diana, zugleich aber mit fränkiſch einheimiſchem Namen Pharaildis, d. i. Frau Hilde, mnl. Verelde, Frau Hulda. An jeden dieſer drei Namen knüpft ſich ein ſchätzbarer Einzel-Zug vorliegender Sage. Herodias, des Herodes Tochter, küßt in unerwidert gebliebner Liebe Johannis des Täufers abgeſchlagenes Haupt, doch dieſes hebt an entrüſtet zu ſchnauben und zu blaſen und jagt ſie im Sturmwinde ruhelos auf ewig durch den Luftraum hin. Dies iſt zur Strafe der am Tode des Täufers mitbetheiligten Heidin, weil ſie ſein Haupt, anſtatt es wieder an den Rumpf zu fügen, widrig auf der Schüſſel getragen bringt. Dieſelbe Göttin wird dann auch Diana genannt, bald als Jagdgöttin, die abermals im Sturmwinde mit der Wilden Jagd durch die Lüfte fliegt; bald als Mondgottheit, die dem nächtlichen Zauber der Hexenfahrten und Teufelsmahlzeiten leuchten hilft. Dann wird Frau Holda zur Unholdin. So erſcheint Herodias bei der Hexenverſammlung in Ferrara als die Herrin Aller mit goldenem Stabe. Sie läßt die Knochen des zum Mahle geſchlachteten Ochſen ſämmtlich auf deſſen ausgebreitete Haut zuſammenlegen, dann knüpft ſie die vier Hautenden zuſammen, ſchwingt den Zauberſtab drüber, belebt den Ochſen und läßt ihn wieder in ſeinen Stall heimführen. Myth. 1208. Endlich wird Pharaildis zur Heiligen und daſſelbe Mirakel, das die Herodias unter den Hexen gewirkt, wird nun ihr beigelegt in den Actis SS. 4 Januar 1, 172. Die Kloſterjungfrau Pharaildis trifft im Spätherbſt eine Schaar Trappgänſe in den Saaten des Kloſterfeldes, treibt ſie mit dem Stab wie eine Heerde zahmer Schafe nach Hauſe, ſperrt ſie in den Stall und hinterläßt den Auftrag, daß man die Thiere über Nacht ja in Ruhe laſſe, dann begiebt ſie ſich

in die Clauſur. Allein einer der Leibeignen hat von dieſem Befehle nichts vernommen, er nimmt ſich einen Wildvogel und verzehrt ihn in Geſellſchaft ſeiner Bekannten. Als Pharaildis Morgens wieder kam und die Thiere paar um paar aus dem Stalle ließ, bemerkte ſie, daß eines fehle, und während ſie darnach ſuchte und ſah, plauderte es der Knabe jenes Leibeignen aus, daß man die Gans abgewürgt und gegeſſen habe. Sogleich ließ Pharaildis alle Knochen und Federn, ſoviel vom Thiere noch übrig waren, herbeibringen, ſetzte kunſtvoll alles wieder zuſammen, belebte die Gans und entließ ſie in ihre Freiheit. Pharaildis wird daher abgebildet mit einem Vogel in der Hand oder zu ihren Füßen. — Dieſe Legende gehört den Niederlanden an; der Name Pharaildis, aus Frau Hilde entſtellt, heißt mittelniederl. Vrônelde und Verelde, und die Milchſtraße ebenſo Vrôneldenstræt. Myth. 263. In gleicher Weiſe lehrt die Negermutter ihrem Knaben Nanni ein gegeſſenes Huhn durch Zuſammenſetzen der Federn und Knochen wieder beleben. KM. 3, no. 47. Chriſtus und Petrus kommen auf ihrer Wanderung müde und hungernd zu dem armen Schafhirten, der ſeine Thiere alle bis auf eins verloren hat. Als ſie ihm geſtehen, daß ſie ſterben würden, wenn ſie nicht bald ein wenig Fleiſch bekämen, ſchlachtet und brät er ihnen ſein Schaf. Nach dem Mahle ſprach Chriſtus zum Knaben des Armen, er ſolle nur die Knochen zuſammenleſen und alle ins Schaffell legen. Der Junge that's, dann giengen Alle ſchlafen. Ganz frühe aber ſtanden Chriſtus und Petrus auf, ſegneten das Haus und zogen ſtill ab. Als der Arme mit ſeinem Knaben erwachte, ſah er um ſich eine große Heerde Schafe, und vorne dran ſtand ſein geſtern geſchlachtetes Schaf friſch und geſund; auf der Stirn trug es einen Zettel, worauf ſtand: alle gehören dem Armen und ſeinem Jungen. Haltrich, Siebenbürg. Märchen no. 14. Der für die Einheriar täglich geſottene, aufgezehrte und allabendlich wieder ganzwerdende Tafeleber Sährimnir kann ſeine ewige Dauer ebenfalls bloß dem rituellen Tiſchbrauche verdanken, den die himmliſchen Genoſſen beobachten. Sie eſſen vorſchriftsgemäß nur des Ebers Speck, laſſen die Knochen unbe-

nagt und werfen ſie in die ausgebreitete Haut des Thieres zuſammen. Hat dann Thôrr die wunderkräftige Hammerweihe daran vollzogen, ſo wird das Gerippe ſich ordnen und bekleiden und der Eber lebend emporſpringen.

Nach dem Glauben der Tiroler- und Schweizer-Sennen kann man einem Rinde, ohne es dadurch zu ſchädigen oder zu tödten, ſo viel Fleiſch als man will vom Leibe ſchneiden, nur darf man kein Beinlein verrücken. Die Aargau. Sag. 1, no. 224, 229. 230, mit den erklärenden Anmerkungen daſelbſt S. 384; ſowie die Naturmythen pag. 122. bringen hierüber eine Reihe von Erzählungen, in denen vorſtehender Glaubensſatz vielfältig zum Erweis kommt, immer darauf hinauslaufend, daß die Schonung des Knochengerüſtes die weſentliche Bedingung iſt zum Gedeihen des Thieres, von dem man ein Stück verzehrt, oder zur Wiederbelebung desjenigen, das man ſchon geſchlachtet und aufgegeſſen hat. Die verzehrte Kuh wird ſelbſt dann wieder lebendig, wenn gar nichts anderes mehr von ihr übrig ſein würde „als das am Baren ſtehende Gerippe;“ aber die wieder belebte wird immer hinkend bleiben, ſobald man nur ein kleinſtes Knöchlein von ihr mitgegeſſen hat (Aargau. Sag. 1, pag. 321). Das Vorbild ſämmtlicher Erzählungen aus dieſem Sagenkreiſe ſteht in der Edda. Gott Thôrr kommt mit dem Geſpann ſeiner beiden Böcke beim Bauern Egill angefahren, ſchlachtet die Thiere zum Nachtmahl und läßt den Hofbauern ſammt den Kindern miteſſen; doch ſollen ſie die abgenagten Knochen unzerbrochen in die Bocksfelle werfen. Des Bauern Sohn Thialfi iſt lüſtern nach dem Knochenmarke, ſchlägt mit dem Meſſer ein Schenkelbein entzwei und ſchlürft es aus. Am Morgen nimmt Thôrr ſeinen Hammer, weihet damit die in den Thierhäuten liegenden Knochen, die Böcke erſtehen wieder, doch dem einen lahmt der Hinterfuß. — Das gewirkte Wunder erſtreckt ſich anfänglich nur erſt auf die wilden Thiere: Hirſch, Trappgans, (Stein-) Bock, (Wild-) Schwein; alsdann folgen die Hausthiere: Ziege, Schwein, Kuh und Roß. In den Hochalpen kommt noch die Gemſe dazu, wie nachfolgende mit aller Individualität ausgeſtattete Erzählung aus Zingerle's Tirol. Sag. no. 725. zeigt.

Auf dem Heimwege von der Alpe Seba im Oetzthal kam der Bauer Jenner in Platt über die Felswand der Goſtwend. Hier traf er zu ſeiner Ueberraſchung fünf Fräulein um ein Kind beſchäftigt, welches weinte und das man dann mit Milch ſtillte. Der Bauer zog ſein Stück Schwarzbrod hervor, und dies gefiel ſo ſehr, daß man ihn einlud da zu bleiben und mit ihnen zu eſſen. Eine ganze gebratene Gemſe wurde aufgetiſcht. Die alte Frau bedeutete ihn, ſichs ſchmecken zu laſſen, nur ſolle er ſich hüten, ein Beinlein zu verrücken. Er folgte; doch ſiehe, trotz aller Sorgfalt entſchlüpfte doch ein Beinlein am linken Fuß und kam aus ſeiner Fuge. Er geſtand es offen den Frauen. Sie beruhigten ihn: Es mache nicht ſo viel, es werde deswegen eben eine Gemſe nur ein wenig am linken Fuße hinken. So aß er ſich ſatt, ſagte ſein Vergeltsgott und kehrte munter nach Hauſe. Nach einiger Zeit, als er in jener Gegend auf die Jagd gieng, ſah er eine ganz abgemagerte Gemſe, die am linken Fuße hinkte. Er ſchoß ſie nicht, ſondern dachte: Ich laſſe dich erſt fetter werden. So wartete er drei Jahre; dann, ſchoß er ſie und ſchickte ſie dem damaligen Pfarrer von Platt dem Pater Ignazi. Als dieſer die Gemſe zerlegte, fand ſich, daß ihr eben jenes Beinlein am linken Fuße fehlte, das einſt der Jäger aus den Fugen gerückt hatte.

Alle zur Wiederbelebung des todten Thieres gehörenden Maßnahmen, das Knochen-zuſammenfügen, das Einſchlagen derſelben ins Fell und das Ueberſpritzen mit Lebenswaſſer, finden ſich zuſammen in der Indiſchen Märchenſammlung Pantſchatantra, überſ. von Benfey 2, S. 332 (V. Buch, 4. Erzählung), dargeſtellt in der Geſchichte von den Löwenmachern. Das hohe Alter derſelben leuchtet beſonders damit ein, daß ſie bereits in der Form des Apologs auftritt, der ſeinen gegebnen Stoff als allbekannt vorausſetzen darf und daher die dazu gehörenden älteren Thatſächlichkeiten in der Erzählung willkürlich überſpringt. Der todte Löwe wird aus ſeinen einzelnen Körpertheilen neu zuſammengefügt und belebt. Das Wie bleibt aber verſchwiegen, weil es hier nicht zum Zwecke der Fabel gehört. Sie lautet im Auszug ſo. Unter vier Brahmanenſöhnen

hatten dreie ſämmtliche Wiſſenſchaften erlernt, ermangelten aber aller Einſicht; einer dagegen hatte nichts gelernt, beſaß aber dagegen Einſicht. Sie hatten beſchloſſen, auf ihr Wiſſen in die Fremde zu gehen, Fürſtengunſt und Vermögen zu erwerben. Während ſie nun auf dem Wege dem vierten, der nichts ſtudirt hat, wieder umzukehren rathen, weil Fürſten für bloßen Verſtand ohne Gelehrtheit ihm doch kein Geſchenk machen würden, erblicken ſie in einem Walde die Gebeine eines todten Löwen. Da ſprach der eine: da liegt ein todtes Thier, laßt uns die Probe machen und es durch die Macht unſrer Wiſſenſchaften wieder beleben. — Ich verſtehe die Knochen zuſammen zu fügen, rief der Eine. Der Zweite ſagte: Ich liefere Fell, Fleiſch und Blut. Der Dritte ſprach, ich belebe es. Darauf fügte der erſte die Gebeine zuſammen, der zweite verband ſie durch Haut, Fleiſch und Blut, doch als der dritte eben daran war, ſie mit Leben zu verſehen, da verwies es ihm der Einſichtige, den man eben heim zu ſchicken willens geweſen war, und ſprach: Es iſt ein Löwe! wenn du ihn lebendig machſt, dann wird er uns alle zuſammen umbringen. Jener antwortete: Pfui, Unwiſſender, in meiner Hand ſoll die Kunſt nicht unfruchtbar ſein! Und der Unwiſſende ſprach darauf: Dann warte nur einen Augenblick, bis ich auf dieſen Baum hier geklettert bin. Nachdem dies ſo geſchehen und der Löwe lebendig gemacht war, ſprang dieſer auf und brachte alle drei um. Sobald er nach einem andern Ort gegangen war, ſtieg der Einſichtige vom Baum herab und gieng nach Hauſe. Daher ſage ich: Beſſer Einſicht, als ſolch Wiſſen.

Die Weiſſagung aus den Knochen des geſchlachteten Thieres begreift man unter dem Namen Schulterblattſchau. In Vintlers Blume der Tugend, gedruckt in Zingerles Tirol. Sitt. pag. 192, wird ſie unter andern abergläubiſchen Mitteln mit aufgezählt:

die sechen an dem schulterpain,
was dem menschen sol geschechen.

Heut zu Tage kennt man nur beim Schlachten der Gans und des Schweines den ſchon ins Scherzhafte gewendeten

Brauch. Je nachdem das Bruſtbein der Martinsgans, wenn man es an der Stubendiele aufgehangen, ſich weiß oder braun färbt, wird der Winter gelind oder kalt. Der Deutſchorden in Preußen unternahm im Jahre 1455 ſeinen Feldzug nach dieſer von dem Gansbein angekündigten Witterungsbeſtimmung. Myth. Abgl. LXVI. Man nennt es Lügenbein, weil es als falſcher Wetterprophet erkannt iſt; nach einer mehr alterthümlich lautenden Erklärung aber dreht es, droben an der Stubendiele am Faden aufgehängt, ſich ſo oft herum, als Jemand in ſelbiger Stube vermeſſen redet. In Deutſchböhmen heißt es nach ſeiner Geſtalt der Schlitten; zwei Perſonen halten es an beiden Enden feſt und ziehen in die Wette, wer dabei ein Stückchen davon abbricht, der ſtirbt früher.

Beim Schweineſchlachten werden zwei Knochen in ähnlicher Weiſe behandelt, der Zungenknochen, Gabel genannt, und ein oberer Halswirbelknochen, genannt König. In letzterem glaubt man die Geſtalt eines in einer Metzgerskufe liegenden Männchens zu ſehen und nennt ihn daher den Säuludi. Lütolf, Fünfort. Sag. pag. 112. Vornehmlich aus der Gabel wird prophezeit und wo nun nicht mehr, da dient ſie den Kindern noch zur Verfertigung ihrer ſogen. Springfröſche.

---

2. Menſchengebeine als Reliquien, Schädel als Trinkſchalen.

Der Knochencultus, auf den ſich das klaſſiſche Alterthum hiſtoriſch ſelbſt beruft, läßt in jene früheſte Periode zurückblicken, da man die Leiche noch nicht verbrannte, ſondern durch das Begraben ſo lange als möglich gegen die Verweſung ſchützte.

Aus Pelops Gebeinen ſoll Abaris das Palladium gefertigt und den Trojanern gegeben haben (Clemens Alexandr. ad gent. pag. 30), ſein Schulterblatt wurde zu Elis vorgezeigt und galt für heilkräftig (Plinius H. N. 28, 4). Des Oreſtes Gebeine wurden in Tegea ausgegraben und nach Sparta verſetzt, damit man im Kriege gegen Tegea ſiegreich würde. Herodot 1, 68. Des Theſeus Gebeine erhebt Kimon auf der Inſel Skyros und bringt ſie dem Befehle des Orakels gemäß nach Athen. Plutarch im Theſeus c. 36. Die Gebeine des zu Magneſia im Exil verſtorbnen Themiſtokles werden heimlich nach Attika geſchafft und von den Freunden beſtattet. Thukydides 1, 138. Dieſe Beiſpiele gehören Grimms GDS. 149 an, der daſelbſt mit ihnen auf den germaniſchen und mittelalterlichen Brauch übergeht, aus Menſchenſchädeln bei Feſten zum Andenken an Geliebte oder Heilige einen feierlichen Umtrunk zu halten. Unſer Weg hier iſt derſelbe, doch mit dem Unterſchiede, daß wir mit unſerm ſelbſt erworbnen Material zugleich ein anderes Ziel ſuchen.

Die vielerlei Heiligen, die zu Folge der Legende und nach typiſchgewordner Abbildung ihre abgeſchlagenen Häupter in den Händen tragen, ſtellen nach kirchlicher Deutung die Glaubensſtärke dar, mit der ſie den Martyrertod erlitten und überwunden haben. Dagegen aber contraſtirt der kirchliche Brauch, ſolcherlei aufbewahrte Schädel als Trinkgeſchirre zu verwenden und zur Ausſpendung des geſegneten Weines unter der verſammelten Gemeinde herum zu reichen. Als je älter dieſer Brauch örtlich nachgewieſen werden kann, um ſo beſtimmter gehört er alsdann der vom Chriſtenthum weit abliegenden Heidenſitte an, Libationen für die Todten darzubringen und den Minnetrunk zu ihrem Gedächtniſſe abzuhalten. Der Germane, der am Feiertage zum Gedächtniſſe der Gottheit mit ſeiner Sippſchaft aus der Opferkufe trank, bot bei Einzelgelagen einen Beuteſchädel als Trophä unter den Gäſten herum, und ließ ihn mit Bier gefüllt zur Erinnerung an die Waffenthat austrinken. Denn Kopf und Kufe iſt ſprachlich ſynonym, Trinkſchale und Hirnſchale ſchließen denſelben Begriff in ſich.

Von dieſer auch bei den Celten üblich geweſenen Sitte ſagt Silius Italicus lib. 13:

At Celtae vacui capitis circumdare gaudent
Ossa (nefas) auro, et mensis ea pocula servant.

Unzweifelhaft iſt insgleiche der deutſch-heidniſche Brauch. Der Geſchichtſchreiber Paulus Diakonus verſichert, er habe die Hirnſchale Kunimunds, des Gepidenkönigs, an der Königstafel als Prunkgeſchirr von Hand zu Hand gehen ſehen. Daſelbſt iſt erzählt, der Langobardenkönig habe aus dem Schädel des von ihm erlegten Gepidenkönigs Kunimund eine Trinkſchale machen und ſie zu Verona durch Roſimunde, des Erſchlagnen Tochter, mit Wein gefüllt an der Tafel kredenzen laſſen.*) Die Gesta Romanorum c. 56 ſchildern die Einkehr eines Fremden in einem prächtig eingerichteten Herzogsſchloſſe, der Gaſt bewundert des Herzogs Glück und ſeiner Gemahlin Schönheit. Doch da die Mahlzeit beginnt, ſieht er, wie der Frau ihr Eſſen in einem Todtenkopfe vorgeſetzt wird, und erfährt, dieſer Schädel ſei derjenige eines Mannes, der als Verführer der Herzogin von deren Gemahl getödtet worden ſei. Dieſer Novelle hat Fr. v. Stolberg ſeine einſt berühmt geweſene Romanze, die Büßende, nachgeſchrieben. Es iſt die Erneuerung der Sage vom Langobardenfürſten Alboin, der ſeine Gemahlin Roſimunde zwang, aus der Hirnſchale ihres Vaters zu trinken, und aus Rache dafür von ihr erſchlagen wurde.

Man hat angenommen, daß ſelbſt die Trinkgefäße in Walhall Menſchenſchädel geweſen ſeien, weil man in Ragnar Lodhbroks Sterbelied „Biarkamal“ die beiden Verſe, Str. 25:

Dreckom bjór at bragdi
Or bjúgvidom hausa

bisher ſo überſetzte: Aus den Schädeln der Feinde trinken wir Hirnmoſt. Allein ſchon Rußwurm, Nord. Sag. 1842, 220 hat das richtige Verſtändniß hergeſtellt: Bald trinken das Bier

*) Veritatem in Christo loquor, ego hoc poculum vidi in quodam die festo Ratchis principem, ut illud convivis suis ostentaret, manu tenentem. Paul. Diac. 2, c. 28.

wir aus herrlichen Hörnern; denn die aus dem Gehörne der Thierhäupter gemachten Trinkgeſchirre nennt eben das Lied „die Krummhölzer der Häupter.“ Trinkhörner ſtatt des Kelches dienten ſelbſt noch im 12. Jahrh. zur kirchlichen Ausſpendung des Abendmahles. Grieshaber, altd. Predigten 2, XXXII. Im Folgenden reihe ich zu den von J. Grimm aufgezählten Exemplaren kirchlich verwendeter Trinkſchädel noch einige, nicht minder hiſtoriſch beglaubigte. Das Benediktinerkloſter zum St. Gumpertus in Ansbach iſt urkundlich 750 genannt und wird 787 von Karl dem Großen mit Freiheiten begabt; es ließ die umwohnenden wendiſchen Heiden aus dem wunderthätigen Gumpertusſchädel Heilung trinken, wuchs darüber zum Wallfahrtsorte an und gab ſo den erſten Anlaß zur Entſtehung der nachmaligen Stadt. Als der heiligen Anna von Klingnau Leiche ausgegraben wurde, trank eine erkrankte Kloſterſchweſter aus deren Schädel. Murer, Helvet. Sacra 334b. Fieberkranken gab man zu Trier aus der ſilbergefaßten Hirnſchale des hl. Theodul zu trinken; aus derjenigen des heil. Quirinus zu Neuß trank i. J. 1465 der Reiſende Leo von Rozmital. „So lang die in Silber gefaßte Hirnſchal des heil. Sebaſtian zu Eberſperg in Oberbayern aufbehalten und der geweihte Wein dem dahin wallfartenden Volk daraus zu trinken gereichet wird, hat die Peſt in dieſen Gegenden niemalen mehr ihren Sitz nehmen dörfen.“ Vierte Feſtpredigt zum hundertjährigen Jubiläum der Sebaſtians bruderſchaft zu Aichach. Augsburg 1757, pag. 101. —

Einem theilweiſe andern Zwecke dienen die nachfolgenden Reliquien. Die Hirnſchale des heil. Erhard zu Regensburg wurde dem, der dieſe Zeilen ſchreibt, vom Sakriſtan daſelbſt als diejenige des hl. Emmeram vorgewieſen; ſie hat die Form eines Beckens, iſt durchaus in vergoldetes Silber gefaßt und läßt mittels eines kleinen Schiebbleches auf das Cranium hineinblicken. Das Haupt des heil. Makarius in der Marienkapelle zu Würzburg wird alljährlich den Gläubigen aufgeſetzt, es iſt eine Aſſekuranz gegen Kopfweh. Bavaria 4, 220. Ebenſo beſaß man ein Haupt des heil. Johannes zu Rankwil in Oberſchwaben, ein

zweites von ihm zu Feldkirch in Vorarlberg, das man ſich gegen Kopfweh auflegen ließ; und ein drittes von ihm wurde zu Diſon in der dortigen Benedictinerkirche zum Küſſen herum gereicht. Urban Keller, Gegen den Aberglauben 1786, 456. 247. Im Kloſter Novaleſe holte man bei Feuersgefahr aus dem Grabe Walthers den Schädel ſeines Enkels Rathald hervor. Grimm DS. 2, pag. 61. Hier wehrt der herbeigetragne Schädel den Flammen, an andern Orten läßt er ſie losbrechen, ſobald er von ſeiner Stelle gerückt wird; ſo in oberfränkiſch Weißenſtadt. Am Fuße des Kirchthurmes dieſer Stadt befand ſich das Grab eines Zigeuners, von dem es hieß, ſo lange es ungeſtört bliebe, könne im Orte kein Brand ausbrechen. Bei Gelegenheit einer Bauänderung wurden 1823 an dieſer Stelle Gebeine ausgegraben, unter denen der Bürgermeiſter einen Schädel mit ſich nahm. Deſſelben Jahres noch brannte die Stadt ab. Bavaria 3, 301.

Ein doppelter Glaube liegt in dieſen Einzelheiten; die Gebeine des Heiligen oder Helden werden ein Schutzgeiſt desjenigen Ortes, der ſie verwahrt, und das Trinken aus dem verwahrten Schädel iſt heilkräftig. Daher wird der St. Johannisſegen allen Reiſenden zu ihrer Sicherheit verabreicht. Als Mabillon 1683 die Schweiz bereiſte, traf er dieſe Sitte in jedem Gaſthauſe: „Im Augenblick der Abreiſe trinkt man Euch noch eine Geſundheit zu von St. Johannis wegen.“ Iter German. Hamburg 1717, 12—41. Und C. Geßner im Thierbuch XLVI. ſagt davon: „Herculis trunk, das iſt, wie wir ſagen, Sant Johanns mantel.“ Ein großer Schluck, will er ſagen, iſt eben ſo gut als ein warmer Reiſemantel. Wer aus dem Schädel eines Armen Sünders trinkt, hilft ſich damit gegen die Epilepſie. Schönwerth, Oberpf. Sag. 3, 204. Aber die am Orte altverwahrten Gebeine dürfen von dieſem nicht entfernt werden, ſie ſind deſſen Palladium. Um Wittekinds Gebeine, die in Enger begraben waren, ſtritt ſich Hervorden und brachte ſie 1414 an ſich, ſie kamen im Jahre 1821 ſchließlich wieder nach Enger zurück. Wachsmuth, Geſch. deutſcher Nationalität 2, 135. Des Virgilius Gebeine waren zu Neapel im

Castel d'uovo in einem Sack hinter einem Eisengitter verwahrt. Als zur Zeit König Rogers von Sicilien ein weiser Meister sich dieselben erbat, empörte sich das ganze Volk, weil Neapels Glück an ihrem Besitze hänge und ihre Entfernung von hier das Meer aufrühren und den Himmel verfinstern würde. Gemeinschaftlich erzählen hievon die beiden Geschichtschreiber Konrad von Querfurt in seinem 1194 aus Sicilien an den Hildesheimer Convent gerichteten Schreiben, und Gervasius von Tilbury in seinem 1212 verfaßten Werke Otia imperialia. In gleicher Weise wurden auf Island die Gebeine der Begrabnen gesammelt und in einem Sack hinter der Kirchenthüre aufbewahrt. Maurer, Isländ. Sagen 134. Die Schweden glaubten, an den Besitz von Freys Leichnam sei Fruchtbarkeit und Frieden des Landes gebunden, drum wurde er nicht herkömmlich verbrannt, sondern unversehrt im Hügel beigesetzt, ebenso wurde König Hâlfdan Svarti an vier Stätten beerdigt, um dem Lande vierfache Fruchtbarkeit zu verleihen, und man zeigte seine verschiedenen Gräber her. Grimm, Kl. Schrift. 2, 266.

Viele dieser eben erwähnten Sagen und Bräuche deuten auf eine Periode der Völker zurück, wo sie als Nomaden oder Eroberer auf der Wanderschaft begriffen und noch ohne die festen Punkte sind, die Gebeine ihrer Ahnen bleibend bestatten zu können. Diese werden daher wieder ausgegraben und mit hinweg geführt, so oft man den Wohnplatz wechseln muß. Hat sich nun von den schon früher in gleicher Weise mitgeschleppten Gebeinen inzwischen das Meiste verloren, so reicht der Schädel oder ein einzelner Röhrknochen zum Andenken hin und macht eine abermalige Wanderung mit. Diese Pflicht gegen die Todten ist auch den rohesten Volksstämmen heilig. Die Guinea von Arim schneiden dem außer der Heimat sterbenden Anverwandten Arm oder Bein ab, man kocht und säubert das Stück und nimmt es zur feierlichen Bestattung mit heim. Der nordamerikanische Indianerstamm der Abiponer verknüpft diese Sitte bereits mit dem Glauben an die Fortdauer der Seele. Ist ein Freund auf dem Schlachtfelde gefallen, so ziehen sie seine Leich

mitten aus den Feinden heraus und bringen sie nach dem heimatlichen Begräbnißplatze. Um sich die Last zu erleichtern, lösen sie das Fleisch von den Knochen und vergraben es; die Knochen werden sorgfältig in Leder verpackt nach Hause gebracht. In dieser Form nehmen sie auch bei Auswanderungen ihre Todten mit hinweg. Klemm, Kulturgesch. 3, 297 und 2, 98. Sogar bei den Kanibalen macht sich ein ähnlicher Brauch geltend, obschon gepaart mit dem scheußlichen Gelüste einer stets von Hunger geplagten Menschenfresserei. Nach Spix-Martius Brasil. Reise 2, 692 grub ein Camacanerweib die Ueberreste ihres vor etlichen Monaten gestorbnen Kindes aus, schabte die Gebeine ab, kochte sie sammt den fleischigen Theilen, trank die Brühe, wickelte dann die Knochen reinlich in Palmblätter ein und begrub sie von neuem. Und damit man diese Erzählung nicht unnöthiger Weise bezweifle, so erhält man sie neuerdings aus Hochstetters Reisetagebuch der österreich. Fregatte Novara, dritter Theil. Hier ist der Schauplatz Australien. Die Leiche eines eben verstorbenen Knaben wird von seinen Verwandten über dem Feuer gebraten und gegessen. Vater und Mutter sind beim Vorgang mit zugegen und stoßen laute Klageschreie aus. Herz, Leber und Eingeweide werden unter die anwesenden Krieger vertheilt, die gerösteten Oberschenkel, als die größten Leckerbissen, werden von den Eltern selbst verzehrt. Schädel und Knochen packten die Eingebornen schließlich sorgfältig zusammen und nahmen sie in ihren Säcken aus Grasgeflechte auf die Reise mit.

Dieselbe Sitte läßt sich und aus denselben Gründen im deutschen Mittelalter nachweisen. Sie wird zuerst bezeugt durch eine Stelle der vita S. Arnulfi Metens. cap. 1, 12. Acta SS. 18. Juli. Als auf der Reise des Königs Dagobert I. (um 621) nach Thüringen ein Vornehmer in seinem Gefolge tödtlich erkrankte und weder fort zu schaffen war noch hier zurück gelassen werden konnte, beschloß man nach heidnischer Sitte (more gentilium) der Leiche den Kopf abzuschneiden und den Körper zu verbrennen. Jedoch Bischof Arnulf beugte diesem Greuel durch eine wunderbare Heilung vor. Aehnliches berichten aus

dem Jahre 1197 die Reinhardsbrunner Annalen (edd. Wegele 1854, pag. 49—52) vom Tode des Thüringer Landgrafen Ludwig des Frommen, der auf dem Kreuzzuge in Syrien ſtarb. Man brachte ſeine Leiche von Akon nach Cypern: ubi evisceratis ejusdem principis visceribus et in sartagine excocto cadavere quidquid carneum, quidquid medullosum fuerat, in quodam Cypri sacello sepultum est. Die Gebeine überbrachten im gleichen Jahre ſeine Gefährten nach Reinhardsbrunn. Noch mehrere andere Nachrichten gleicher Art hat aus Jaffé's mir nicht zugänglich geweſner Diſſertation De arte medica Saeculi XII, Berlin 1853, Mannhardt in den German. Mythen 73 angeführt, ſie betreffen die Sitte deutſcher Heere, bei Niederlagen oder Peſtfällen die Leichen der Vornehmen zu zerſchneiden, auszukochen und das Gebein mit in die Heimat zu nehmen. Pabſt Bonifacius VIII. (regierte 1294—1303) befiehlt diejenigen mit der Excommunication zu beſtrafen, welche die Leichen ſolcher, ſo außer Landes ſterben, zerſtücken und kochen, um ſie ſo bequemer mit ſich in die Heimat führen zu können: defunctorum corpora sic impie ac crudeliter non tractentur. Die Kirche iſt bei dieſer Anſchauung verblieben, das Volk jedoch öfters noch in ſeine alten Gewohnheiten zurückgefallen. Zu den vielen Belegen dieſer Barbarenſitte, die in Grimms GDS. verzeichnet ſtehen, hat Uhland, Geſch. der Dichtung und Sage 3, 152 nachfolgende zwei Züge geſammelt. Aus Arnulph. Mediolanens. 52, c. 9. pag. 734 zum Jahre 1037: Odonem impugnans viriliter dux Gothefredus vehementi facta congressione in momento prostravit ejusque caput avulsum humeris fertur in Italiam direxisse. Geſchichtlich noch um 1517 knüpft der Schotte Wedderburn, als Rächer ſeines hingerichteten Häuptlings, den abgeſchlagenen Kopf eines Gegners mit den Haaren an ſeinen Sattelbogen. W. Scott, Minstrelsy of the scotish border (1812) Vol. 1, Einleit. XIII. In Tirol gilt die Meinung, daß der Kopf das Haus der Seele ſei. Als vor einigen Jahren ein tiroler Wildſchütze aus Biberwier erſchoſſen und ſein Leichnam in einen ſchaurigen Abgrund gefallen war, ſeilten ſeine

Kameraden einen in die Tiefe hinab, der dem Todten den Kopf abſchneiden und heraufbringen mußte. Der unter Lebensgefahr geholte Kopf wurde nach Biberwier gebracht und auf dortigem Gottesacker beigeſetzt. Zingerle in Wolfs Zeitſchr. für Myth. 4, 151. Als der Wahn des Vampyrismus wüthete, entſtand der Juſtizbrauch, die deshalb angeſchuldigten Leichen wieder auszugraben, zu pfählen, zu enthaupten, ihr Blut unter das Brodmehl zu verbacken und es von den Kranken als Heilmittel eſſen zu laſſen. Bei einem ſolchen Falle in der Provinz Poſen fanden ſich die mit beigezogenen Prieſter wegen Entweihung der Gräber in ihrem Gewiſſen beunruhigt und fragten darüber bei der Sorbonne in Paris an. Ihr Schreiben iſt vom 9. Jan. 1693. Der Abt Calme theilt den Entſcheid der Sorbonne mit: Excommunicirt ſei, wer nur ein oder das andere Glied einer Leiche abſchneidet; der Verſtorbne und ſein Grab müſſen geheiligt bleiben. Abhandlung von den Vampyren, deutſch. Augsburg 1751. Aus dem früheren Ritus, der bei Leichenverbrennungen in Indien der giltige war, hat Max Müller in der Zeitſchrift der Deutſch. Morgenl. Geſellſchaft, Band 9 (Todtenbeſtattung bei den Brahmanen) Züge mitgetheilt, durch welche die eben erzählten ihre gänzliche Erklärung erhalten. Iſt Jemand in der Fremde geſtorben, ſo werden die Gebeine ſeiner dort verbrannten Leiche in die Heimat geſchafft. Hier legt man ſie auf einem über den Scheiterhaufen gebreiteten ſchwarzen Ziegenfelle nach der Geſtalt eines Menſchen zuſammen, reibt ſie mit Butter, belegt ſie gliederweiſe mit den entſprechenden Gliedern einer zum Todtenopfer geſchlachteten Kuh, ſchlägt alles zuſammen in die Ziegenhaut ein, entzündet den Scheiterhaufen und ſpricht folgende an die Leiche ſelbſt gerichtete Verſe aus Rigveda:

Nimm von den Kühen die feuerfeſte Rüſtung,
Umhülle dich mit ihrem Fett und Marke,
Daß nicht der wilde, flammenfrohe Agni,
Der Wüthrich, rings verſengend dich umfange.

‚Die feuerfeſte Rüſtung der Kühe" iſt das Thiergerippe, das dem Menſchengerippe als Erſatzmittel für jeden Einzelknochen

mitgegeben wird, welcher ſchon verloren ſein oder ganz im Feuer (Agni) mitverbrennen könnte. In Ermanglung einer Kuh werden die Theile dieſes Thieres in Kuchenform gebacken auf die Leiche gelegt. Geht der Leichnam ganz verloren, ſo muß man 360 Palaſa-Stiele (ſo viele Blattſtiele als man Körperknochen anzunehmen pflegt) in das genannte Ziegenfell wickeln und den Leichenbrand wie vorher vollziehen. (Mannhardt in Wolfs Ztſchr. für Myth. 4, 422.) Dieſer Palaſa iſt der indiſche Lebensbaum, er hat dreiſtändige gefiederte Blätter, ſcharlachrothe Blüthen und rothen Saft. Kuhn, Feuerraub 192. Ein gleicher Lebensbaum als Mittel geiſtiger Wiedergeburt erſcheint im deutſchen Glauben. Rauch und Feuer geht unter dem Machandelbaum auf, wo die Schweſter die Knochen ihres Brüderchens hingetragen, und letzteres erſteht darauf vom Tode. Der Machandel-Wachholder iſt der belebende juniperus, deſſen Namen man bekanntlich ableitet a junior et pario; Queckholder beſagt, daß er erquickt, belebt. Daher heißt es zutreffend in Konrads von Megenberg Buch der Natur (Augsburg, Schönſperger 1499, Blatt t 4 c): „Juniperus der krametbaum heißt in meiner müterlichen teutſch ein wechalter. Man ſpricht, das der kramet helff für der gelider müden, und darumb ſo ettlich müd werden, ſo ſchlaffen ſy vnder des baumes ſchatten.“ Olaus Magnus Quest. Septentrion. lib. 16, 130 behauptet, man habe beim Leichenbrande gothiſcher Fürſten ſich des Wachholders bedient: mos antiquorum erat, cadavera principum flammis juniperi ligni compurere. Der indiſche Palaſa und der edliſche Hoddmimir ſind alſo gleichmäßig die Bäume, aus denen ein unterbrochnes Menſchenleben erneut hervorgeht. Wie das erſte Menſchenpaar Aſkr und Embla aus der Waldeſche erſchaffen ſind, ſo tritt nach dem neuen Himmel und der erneuten Erde das neugeſchaffne Menſchenpaar aus der Himmelseſche hervor, aus dem Baume des Paradieſes.

3. Der Erſatzknochen.

Der durch Jagd und Krieg mit Wunden und Verſtümmelungen genugſam vertraut gewordene Germane durfte nicht hoffen, alle ſeine Gliedmaße unverſehrt mit ins Grab bringen zu können, während zugleich ſein Glaube an die ſinnliche Fortdauer nach dem Tode es ihm ſtets wiederholte, der Genuß der Seligkeit ſei unzertrennlich an die körperliche Vollkommenheit und Wohlgeſtalt geknüpft, mit der man unter den Unſterblichen erſcheine. Auch noch eine andre grauſame Vorſtellung, aus ſeinem eignen Rechtsleben entſprungen, miſchte ſich unter ſeine Todesgedanken, die Vorſtellung nemlich von dem langen gefährlichen Wege ins Todtenreich und von dem Zoll, der bei der Ueberfahrt über den Todtenſtrom oder an der Geiſterbrücke Gjallar ſelbſt erlegt werden mußte. Wer nicht Schätze und Gold bei ſich hatte, mußte hier gliederweiſe mit ſeinem eignen Leibe bezahlen.

Der linke Fuß, weil er in den Stegreif tritt, und die rechte Hand, weil ſie den Stoßvogel trägt, wird in peinlicher Strafe abgehauen (Grimm RA. 705); alſo konnte denn auch der Todtenfährmann ſich leiblich bezahlt machen wollen. Wer über die Schelde ſetzen will, muß dem Rieſen dorten die rechte Hand zum Zoll laſſen. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 53. Ich zerreiße dich, und dann iſt Alles bezahlt, ſagt der Rieſenfährmann zum Soldaten. Zingerle, Märch. 1, 2.

Der Verſtand ſah ſich genöthigt, dieſen Satzungen des Jenſeits durch andere im Dieſſeits zuvorzukommen und dieſe auf bürgerliches und religiöſes Leben, auf Krieg und Frieden, auf Lebende und Todte auszudehnen. Es wurde daher jedem einzelnen Körpergliede bis auf den kleinen Finger hinab ſein eignes Wergeld, ſeine ganze Werthſumme, rechtskräftig angeſetzt und der Schädigende zur Erlegung dieſes Betrages gerichtlich verhalten; ebenſo wurden den Leichen, nicht bloß verſtümmelten, ſondern auch den ganzen und heilen Körpern, Erſatzglieder mit ins Grab gegeben. Damit war der Gefahr

vorgebeugt, an der Todtenbrücke ohne Fährgeld, und im Himmel verstümmelt erscheinen zu müssen. Von der Todtenmünze ist in den „Oberdeutschen Leichenbräuchen" S. 189 bereits gehandelt, auf die Ersatzglieder gehen wir nun über.

Die fränkische Kirchenversammlung, welche 743 zu Leptinä im Hennegau eine Reihe Heidenbräuche verurtheilt und in dem Indiculus superstitionum et paganiarum verzeichnet hat, verdammt cap. 29 den Brauch, menschliche Gliedmaße oder Modelle solcher religiös anzuwenden: de ligneis pedibus vel manibus pagano ritu. Solcherlei hölzerne Füße und Hände hat man 1847 auf dem Todtenfelde von Oberflacht am Lupfen im würtemberg. OA. Tuttlingen aufgefunden. Je ein hölzerner Fuß in Form von Schnabelschuhen mit tief eingeschnittnen Ornamenten lag zu jeder Seite der Leiche, bei einer andern lagen hölzerne Hände. Seither hat man in Heidengräbern statt dieser Gliedermodelle wirkliche Ersatzschädel aufgefunden, die von einer fremden Leiche, etwa der eines Sklaven genommen und der örtlichen einzelnen zu ihrem Haupte beigelegt waren. Folgende Funde erwähnt Weinhold, Heidnische Todtenbestattung in Deutschland. Ein Hügelgrab zu Olmütz in Mähren enthielt die Knochen zweier Skelete, eines männlichen und weiblichen Körpers, mit einem einzigen Schädel, so geordnet, daß ungefähr die Umrisse Eines Gerippes nachgeahmt waren. Mitten hinein war Leichenasche geschüttet. Die Beigaben, ein Beil von Grünstein, zwei Messer von Hornstein, weisen auf eine sehr frühe Zeit. Die Heidengräber zu Kanis im thüringischen Orlagau zeigen in einem Leichenhügel vier Schädel ohne andere Leibestheile. Bau und Fundstücke dieser Gräber weisen ihnen eine Zeit an, die vor der Eroberung Thüringens durch die Franken liegt. Im Todtenacker bei Nennig an der Mosel lagen zwei Köpfe bei einem einzigen Gerippe. Gleiches traf man auch in dem Grabe Childerichs zu Doornik, das man im Jahre 1653 öffnete. Hier fand man ein Schwert mit Goldgriff, eine Goldschnalle, über hundert römische Goldmünzen alle des V. Jahrhunderts, 300 goldne Bienen aus dem gestickten Königsmantel. Neben den Knochen eines großgewachsne

Mannes (Childerich ſtarb 481 als Heide) lag der vom Rumpf gelöſte Schädel eines Jünglings. So liegt im Altare der Pfarrkirche zu Hiltisrieden, Kt. Luzern, ein heil. Leib zur Verehrung ausgeſetzt, welcher zwei linke Beine hat, und obſchon es darüber manche Nachbarsſpöttereien giebt, entfernt man doch das eine unpaſſende Bein keineswegs. Aus perſönlicher Erinnerung ſtammt folgender Glaubenszug. Uns Kindern wurde öfters ein Militairpenſionär gezeigt aus jener Zahl, die der letzte Ansbacher Markgraf gemeinſam mit den Heſſiſchen Soldaten den Engländern nach Amerika verkauft hatte. Alle die Knochenſplitter, die ihm der amerikaniſche Feldſcherer aus dem Leibe geſchnitten hatte, pflegte er in einer Schachtel mit ſich herum zu tragen. „So ſchmerzen mich die Wunden nicht," antwortete er, wenn man um den Grund fragte.

Wir ſuchen die Erklärung dieſer ſonſt ſo räthſelhaften Beſtattungsbräuche in dem fixen Geldwerth, zu dem jedes einzelne Körperglied im altrömiſchen und im altdeutſchen Rechte geſchätzt iſt, je nachdem ein Freier oder ein Unfreier verletzt iſt,*) und finden dieſe Knochenſchatzung veranlaßt durch den urſprünglichen Glauben, Lebens- und Fortpflanzungsvermögen habe ſeine Quelle im Knochen und Knochenmark. Aus Adams Rippe iſt Eva geſchaffen, in des Vaters Hüfte wird der noch ungeborne Dionyſos ausgetragen (imperfectus adhuc infans patrio insuitur femori. Ovid. Met. 3, 311). Während der Eddiſche Urrieſe Ymir ſchläft, zeugt ſein einer Fuß mit dem andern einen ſechshäuptigen Sohn und unter dem linken Arme erwächſt ihm Mann und Weib. In der Mahabharata wird Bhr'gu aus dem ſich ſpaltenden Herzen Brahmas geboren, deſſen Enkel dagegen trägt ſeinen Namen Aurva, Linksſchenkel, davon, daß er der Mutter Schenkel ſpaltend geboren iſt. Kinderlos iſt König

*) Poena autem injuriarum ex lege XII. tabularum propter membrum idem ruptum talio erat, propter os vero fractum aut collisum, trecentum assium poena erat, velut si libero os fractum erat; at si servo, CL. - Gaii Inst. Comm. edd. Böcking III. § 223.

Vena erſchlagen; darum rieb man ſeinen linken Schenkel in der Weiſe, wie man das heilige Feuer entzündet, und es entſprang daraus der Mann Nishâda; hierauf rieb man in gleicher Weiſe die rechte Hand des Todten und daraus entſprang ein anderer Sohn Prithu. Kuhn, Feuermythus 11. 168. 169. Ebenſo iſt nach der Annahme der Malghasen Eva eine Schenkelgeburt Adams, dem als er einſt zu viel gegeſſen, das Bein dermaßen anſchwoll, daß er ein junges Mädchen daraus hervornehmen konnte. Die caratbiſchen Stammeltern ſind eine Schenkelgeburt des Gottes Luguo. Myth. 536. Als neuere Begebenheit iſt derſelbe Vorgang im weſtflandriſchen Dorfe Bladsloo bei Dixmüde auf einem Grabſtein ausgehauen zu ſehen und ſteht in den dortigen Kirchenbüchern aufgeſchrieben. Ein böſer Mann daſelbſt hatte ſein Weib in den Wehen hilflos hinſterben laſſen. Darauf fieng ſein rechtes Bein an zu ſchwellen und öffnete ſich nach neun Monaten in der Gegend des Kniees und es gieng ein lebendiges Kind draus hervor. Wolf DMS. Nr. 198 und 600. Auch im Kinderreim iſt davon die Rede und ſteht verzeichnet im Oldenburgiſchen „Kinderleben“ 1851, pag. 55:

Jan mit de Bene
kreeg n' Kind,
Jan mit de Bene kreeg n' Koh:
de hört Jan mit de Bene to.

Das Kinderſprüchlein erinnert an die berühmte Weiße Kuh, die im afrikaniſchen Betſchuanen-Märchen aus dem einen Beine des Rieſen hervorkommt und dem Jäger Maßilionian zu theil wird. Kletke, Märchenſaal 3, 386. Doch was uns Märchen und Sage nur ſinnbildlich zu äußern ſcheinen, das gewinnt in Sprache und Brauch ſeine ernſtliche Geltung. Wenn man urſprünglich nach der körperlichen Gliederfolge die Verwandtſchaftsgrade und Erbfolge der leiblichen Familienglieder beſtimmt hat, ſo bezeichnet der Inſelſchwede die Generationen von Vater und Großvater mit le, das Lid, und mit knä Knie, Glied, Generation. Rußwurm, Eibofolke 2, 17

Dieſelbe nach Vater- und Mutterknie berechnete Erbfolge iſt auch in der Mahabharata feſtgeſetzt, Holtzmann, Indiſche Sagen 1, 198:

Dem Kind und der Schwiegermutter iſt
Das rechte Knie zum Sitz beſtimmt,
Für die Gemahlin aber iſt
Das linke Knie der rechte Ort.

Wer ſich daher gegen eine Verkürzung angebotner Sippſchaftsrechte verwahren will, pflegt bei uns zu ſagen, ich bin meiner Mutter nicht an den Zehen geboren. Simrock, Sprichw. Nr. 7223.

Nach gleicher Zählung der Körperglieder gegenüber dem Verwandtſchaftsgrade macht das Traumbuch Aponazars (durch Joh. Lewenklaw, Frankf. bei Kümpfern 1645) pag. 17 dieſe Folgerungen: Träume vom rechten und linken Arme bedeuten die nächſten Blutsfreunde, Träume vom Oberſchenkel die übrigen. Träumt einem Weibe, es ſeien ihr beide Füße abgehauen, ſo wird ſie ihre beſten Freunde begraben. Buxtorfs Schrift Judenſchul (Baſel 1643, 477) meldet, wie die Juden in der ſiebenten Nacht des Pfingſtfeſtes in den Mondſchein tretend, aus dem Schatten ihres Körpers ihr Schickſal erforſchen. Mangelt einem im Schatten der Kopf, ſo wirds ihm dies Jahr den Kopf gelten; mangelt ihm ein Finger, ſo wird ihm ein guter Freund ſterben; mangelt ihm die rechte Hand, ſo trifft's den Sohn; und wenn die linke, ſo wird ihm eine Tochter mit Tod abgehen. — Ueber die jedem einzelnen Finger rechtlich eingeräumte Bedeutung handelt der Abſchnitt Fingerſprache im Alemanniſchen Kinderlied pag. 126, auf den hiemit verwieſen wird. Noch jetzt legen wir den Fingern Weiſſagungsgabe bei. Wenn das angezogene Fingergelenke knackt, ſo bekommt man bald eine Frau (Aargau). So oft die Finger ihr knacken, ſo viel Freier hat ein Mädchen (Wolf, Beitr. 1, 210). Da die Finger unſchuldiger Kinder vorzugsweiſe prophetiſche Gabe beſitzen, ſo ſtellt die Hexe den Händchen von Kinderleichen nach, ſiedet daraus das Hexenſchmalz und ſalbt damit den zum Blocks-

berg tragenden Besen. Ebenso ist die Kinderhand den Dieben ein Mittel, bei nächtlichem Einbruch alles in Zauberschlaf zu versenken und zugleich Alles mit den blauflammenden Leichenfingern zu beleuchten. Auch hievon handelt bereits mein Alemannisches Kinderlied, S. 344. Daher rührt der Name Diebsfinger und Diebsdaumen. Als der Gauner Matter, der im Jahre 1850 im Aargau hingerichtet wurde, wiederholt aus festen Kerkern auf kaum begreifliche Weise ausgebrochen war, erzählte sich das Volk, er trage einen solchen Kindsfinger mit sich. Und wirklich geschah es im Jahre 1856, daß ein Mitglied seiner Bande, Rohner aus Baldingen im Bezirk Baden, eine Kinderleiche auf dem Kirchhofe zu Endingen zu diesen Diebszwecken ausgrub. Entdeckt floh er ins Ausland und nahm Werbdienste. Denselben Vorfall aus Oesterreich vom Jahre 1859 berichtet Osenbrüggen (Rechtsalterth. Heft 3, 24) nach der österreichischen Gerichtszeitung desselben Jahres.

In Vorpommern und auf Rügen heißt es, man müsse sich aus der Gruft eines Vornehmen den kleinen Finger holen, und habe daran ein Schutzmittel. Als aber ein Fuhrmann einen solchen seinen Rossen in die Krippe warf, um sie vor Krankheit zu bewahren, giengen sie ihm alle drauf. Kuhn, Westf. Sag. 2, S. 53. Von einem Wirbelknochen, der Zauberschlaf bewirkt, erzählt Caesar. Heisterbac. Dial. VI, 10: Mane cum prodente Engelberto a vicinis nulla arte dormientes possent excitari, et quaererentur circa domum maleficia, quorum virtute haec noverant fieri, supra foramen de tecto pendentem quasi spinam humani cadaveris repererunt. Qua amota mox omnes excitati sunt.

Das dem Knochen beigelegte Weissagungs- und Entdeckungsvermögen kommt ferner zum Vorschein in der Rechtssage und im Märchen, die beide vom Klingenden und vom Singenden Knochen handeln. Die Rechtsbücher bestimmen die Größe des an einem Knochen erlittnen Körperschadens nach dem Klange des beschädigten Knochentheiles. Der aus einer geschlagnen Wunde abgegangne Knochen wird die offne Straßenbreite weit hinüber in Schild oder Becken geworfen und wenn

die Zeugen eidlich bestätigen, daß sie eben so weit den Klang des hineingeworfnen Knochens gehört haben, so wird der Kläger in die Buße verfällt, die dem vorgeschriebnen Werthe des einzelnen Körpergliedes entspricht. Dieses Gesetz, fügt Grimm bei, RA. 77, muß durchgreifend unter allen deutschen Völkern gegolten haben, so oft gedenken desselben die Rechtsbücher. Zusammenhängend damit ist die spätere Sitte, an ermordet gefundenen Leichnamen, wenn man den Thäter nicht zu ermitteln wußte, einen Knochen auszubrechen und ihn an der Gerichtsstätte aufzuhängen. Man glaubte, das Todtengebein würde den Uebelthäter, wenn er wieder hier zur Stelle käme, mit Blut überspritzen und verrathen. Hievon handeln die Aargau. Sagen Nr. 349—352, und die Naturmythen pag. 55. Die Vorstellung vom klingenden Knochen verwandelte sich in die vom singenden, worüber zu vergleichen ist Aargau. Sagen Nr. 353 sammt den daselbst gegebenen Anmerkungen. Unter den seither erschienenen Sammlungen erzählt dasselbe Märchen Curtze, Waldecker Volksüberlief. 1860, 55; und Haltrich, Siebenbürg. Märch. Nr. 42; letzterer also:

Aus dem Grabe des kleinen Bruders, den die zwei größeren ermordet und verscharrt haben, wächst ein Rohrstengel auf; diesen schnitt sich ein Schäfer zur Flöte und als er zum erstenmale drauf blies, gabs den wunderbaren Gesang: „O Schäfer sein, du bläst auf meinem Beinelein!" Als nun der König dem nachforschte und befahl, daß alle Leute seines Landes einmal drauf blasen sollten, kam's auch an die beiden Brüder, die Flöte verrieth sie und sie wurden gehängt. — Ein fränkischer Kinderreim erinnert an dieselbe Tradition:

Enchen, Benchen, Gänseschnabel,
Wenn ich dich im Himmel habe,
Reiß ich dir ein Beinchen aus,
Mache mir ein Pfeifchen draus,
Pfeif ich alle Morgen,
Hören's alle Storchen.

Aus dem singenden Knochen wird die blasende Pfeife,

aus dieser zuletzt die läutende Kirchenglocke. Vgl. Grimm, Altdän. Heldens. 120. Bei der Stadt Maribo auf der Ostsee-Insel Lealand floß eine wunderthätige Quelle, in deren Bad die Glieder eines zerstückten Menschenkörpers sich wieder vereinigten. Der heidnische Zauberbrunnen wurde hierauf in einen christlichen Taufbrunnen umgewandelt und eine Kirche hingebaut. Nun aber verkündeten deren Glocken die Unthat, welche hier von neubekehrten Eltern in ihrem Christenheraglauben begangen worden. Sie verkauften ihr Kind Hellelil als Sklaven um eine Kirchenglocke, und deren Geläute klingt daher:

Mein Vater, der wollt mich ertränken,
Meine Mutter, die wollt mich ertränken,
Sie verkauften mich für eine Glocke neu,
Die hängt in Maribo's Kirche frei.

Alle diese Märchen vergessen jedoch dasjenige Mittel zu nennen, durch welches der todte Knochen zur weissagenden Flöte wird. Es bestand dies darin, daß man ihn entweder mit den übrigen Theilen seines Knochengerüstes wieder vereinigte, oder wenn letzteres schon mangelte, dasselbe ideell ergänzte, aufrichtete und den Fundknochen dabei feierlich mit erhöhte. Dann erst kehrte ihm das Leben mit dem Vermögen zu Sprache und Gesang zurück. Wenn für diese Verfahrungsweise thatsächliche Angaben alter Zeiten zwar jetzt noch mangeln, so reden doch um so lauter einige Züge hiefür, die wirklichen Bräuchen aus dem Sennenleben angehören und um so mehr in zahlreichen darüber handelnden Sagen und Märchen sich abspiegeln.

Unter den spanischen Volksmärchen, welche Manuel Mila 1853 in Barcelona herausgegeben, findet sich auch das vom Singenden Knochen in einem Volksliede, und W. Grimm giebt in Haupts Ztschr. 11, 212 einen Auszug davon. Die ältere Schwester hat ihre jüngere ermordet und sitzt mit deren Bräutigam beim Hochzeitsmahle. Inzwischen haben Wanderer die Leiche gefunden, machen aus deren Armen eine Harfe, besaiten sie mit dem Blondhaar und stellen sich vor dem Hochzeitshaus spielend auf.

Die erste Saite sagte, die Braut ist meine Schwester.
Die zweite Saite sagte, der Bräutigam ist mein Geliebter.
Die Braut ward drüber blutroth. Ich mag die Harfe
nicht hören!
Ward roth wie glühende Kohlen und sprach: Die Harfe
schmäht auch!
Die vierte Saite sagte: Die Harfe wird nicht schweigen.
Die Braut legt sich zu Bette, noch stärker tönt die Harfe,
Vor Schrecken bricht der Braut das Herz.

In der Beschreibung des Alemannischen Wohnhauses ist gesagt, daß der oberste Bodenraum unter der Dachfirst, statt Ruß- und Rauchkammer auch Knochengalgen genannt wird, weil vielleicht vormals hier das kleinere Rauchfleisch hieng, Schulterblatt und Hammenfuß des Schweines. Ob sich daran je der Gedanke geknüpft hat, den Fleischvorrath des Hauses zu mehren oder gedeihlich zu machen, indem man die Knochen der Mahlzeiten sammelte und an eignen Gestellen opfernd aufhieng, dies steht dahin; doch deutet hieraus ein Brauch, der bei Grohmann, Aberglauben aus Böhmen S. 143 verzeichnet ist: bringt ein Obstbaum nicht viel Früchte, so legt man einen Aasknochen in seine Aeste, alsdann schämt er sich und trägt folgendes Jahr reichlicher. Letzteres ist nur ein mißverstandner Heidenbrauch, denn eben die alte Sitte, Knochen und Haut des geschlachteten Thieres geordnet auf der Neidstange aufzustecken, hieß ebenfalls Knochengalgen und hat sich im Märchen und in der Volkssitte in dieser Form zum Theil noch erhalten. Westfälische Hirten haben ehedem zur Pfingstfeier die beste Kuh der Heerde auf der Weide draußen geschlachtet und gemeinsam verzehrt; heute wo dies nicht mehr möglich ist, machen sie doch die im Frühling neu betriebne Viehweide damit gedeihlich, daß sie am Platze den „Knochengalgen“ errichten, indem sie eine Tanne in Ast und Wipfel mit gesammelten Knochen und einem Pferdeschädel besteckt. Es ist ein zum Nachwuchs der Heerde und zum Wetterwachs der Almende dargebrachtes Opfer, von welchem Kuhn, Nordd. Sag. pag. 227 und 379 Nachricht giebt, das sämmtlich zerlegte und in seinen Knochenresten

feierbräuchlich behandelte Opferthier wird an einer Stange wieder zusammen gesetzt, also nach demselben rituellen Verfahren, an das der Glaube sonst die Möglichkeit geknüpft hatte, einen schon zerstückten Körper wieder aufleben lassen zu können. Auch im Frickthale hatte vor einem Jahrhundert dieser Brauch noch Geltung gehabt. Die Hirten schlossen daselbst den Weidgang alljährlich damit, daß sie am Ende ihrer gemeinsamen Festmahlzeit einstimmig in die verschiednen künstlichen Mundlöcher einer eigens gegrabnen Grube hineinschrieen; dies hieß das Stierengebrülle und stellte das Brüllen des zum Opfer geschlachteten Thieres dar. Es war von solcher Wirkung, daß der Schall bis über den Rhein im Schwarzwald drüben gehört werden konnte. Beim Hammeltanz und Hahnentanz, beschrieben in Meiers Schwäb. Sag. S. 442 ff., geht der Reihen um eine Stange oder einen Pfahl, auf dem die bebänderten Tanzpreise hängen und Hammel oder Hahn stehen lebend nebenbei. Ums Jahr 1225 stand aber der Preishammel erhöht an seiner Stange „gleichwie auf einer Schaubühne", und alles Volk aus der Umgegend von Kirchherten, Kölner Diöceſe, versuchte wettanzend, ihn in seinem Bänderschmuck zu gewinnen. Der herbei gekommene Priester untersagte bei Strafe des Bannes diesen Tanz, der eben so götzendienerisch sei als jener war um das goldne Kalb, doch man hörte unter Pfeifen und Schalmeien nicht auf ihn. Da verwüstete an jenem Sommertage der Hagel die gesammte Landschaft und zerschlug den „angebeteten Widder," daß nicht eine Klaue mehr von ihm übrig war. Cäsarius von Heisterbach, von A. Kaufmann, Zweite Aufl. 1862, S. 188. Unferne von Benevent verehrten die schon bekehrten Langobarden den Blutbaum, wie Grimms Myth. 615 aus dem Leben des heil. Barbatus, Acta SS. 19. Februar pag. 112 und 139, beibringt. Wettreitend schleuderten sie rückwärts gewendet ihre Lanzen nach einer auf jenem heiligen Baum hängenden frischen Thierhaut, suchten diese damit in Stücke zu zerreißen und genossen dann das herausgeworfne Stückchen als ein besonderes Heilmittel: cumque lanceolis esse vibrata pellis mortua cerneretur, veluti pro remedio animae ex hac

illusione corii partis mediae factam recisionem gustabant. Gregor d. Gr. (epist. 7, 5) ermahnt Brunichilden, bei den Franken zu verhindern, ut de animalium capitibus sacrificia sacrilega non exhibeant. In den ſchwediſchen Märchen von Cavallius-Stephens, überſetzt von Oberleitner, findet die Königstochter Schädel und Gebein eines Hirſchkalbes, das von den Raubthieren zerriſſen worden, ſetzt die Gebeine auf eine hohe Stange im Walde und entſchläft in ihrer Reiſemüdigkeit darüber. Sie wird durch einen lieblichen Geſang erweckt. Die Stange mit dem Beingerippe war in eine Linde verwandelt, in deren Krone ſtatt des Thierſchädels eine Nachtigall ſang. Durch das Zuſammenſtecken der Knochen iſt alſo das Hirſchkalb wieder belebt, ſeine Seele iſt beflügelt und ſingt in lebensfroher Dankbarkeit vom Baum herab. Sind anderwärts die Knochen des ermordeten Kindes alle aufgeleſen, ſo kann ſich daſſelbe in einen geflügelten Engel der Seligkeit verwandeln; daher das Lied in Göthes Fauſt:

Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein
An einem kühlen Ort,
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein,
Fliege fort, fliege fort.

Derſelbe Vorgang macht im KM. Machandelboom die Begebenheit aus. Die Knochen und Beinchen des geſchlachteten und gegeßnen Bruders ſind unter den Tiſch geworfen, doch von der Schweſter alle in ein Seidentuch geſammelt und unter den Baum ins Gras hinaus gelegt worden. Da verſchwand Gebein und Tuch, des Baumes Zweige neigten und bewegten ſich und ein Vogel ſang aus dem Wipfel:

Mein Mutter, der mich ſchlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schweſter, der Marlenichen
ſucht alle meine Benichen,
bindt ſie in ein ſeiden Tuch,
legts unter den Machandelbaum.
Kywitt, wat vörn ſchöön Vagel bün ik!

Auch nach altböhmischem Glauben wurde die Seele, sobald sie den Körper verließ, geflügelt und wohnte auf Bäumen. In einem Mährischen Liede von Troppau heißt es: „Die Seele flog aus dem Körper, Niemand weiß, wo sie hinflog, setzte sich auf einem Hain nieder, auf den grünen Rasen.“ Grohmann, Böhm. Abergl. S. 194. Zu dritt werden die neugebornen Kinder in die Elbe geworfen, zu dritt fliegen sie als singende Vögelein heraus. KM. Nr. 96. Im französischen Volksreim singt die in einen Vogel verwandelte Kindesseele:

La Lisette m'a pleuré,
sous un arbre m'a enterré,
je suis encore en vie.

Der Knochengalgen, auf den der Thierschädel gelegt wird, erhöht sich also in einen lebensverjüngenden Wachandelbaum oder Queckholder, angelsächsisch quicbeam, und flößt den auf ihm geopferten Wesen frische Lebenskraft ein, daher wird er mit den übrigen Wunschdingen auch zugleich genannt. Das tanzende Wasser, der sprechende Vogel und der singende Baum sind die drei Zaubermittel, mit denen die wiederkehrenden drei Kinder ihre eingekerkerte kranke Mutter heilen und befreien. Tausend und eine Nacht, Breslauer Uebersetzung, Nacht 426—436. Dafür bringen in Wolfs HM. die drei Königskinder das Wasser des Springbrunnens, den weissagenden Vogel und des Baumes goldne Früchte mit zurück. Im altägyptischen Märchen, welches Emil de Rougé aus einem Papyrus übersetzt und Mannhardt in Wolfs Ztschr. f. Myth. 4, 222 verdeutscht behandelt hat, ist des ermordeten Satu Herz in die Blüthe eines Akazienwipfels gelegt und wird in ein mit dem Wasser der Opferspende gefülltes Gefäß gethan, worauf Satus Leiche wieder auflebt.

Ein Kapellenbildniß zu Sinering bei Wien zeigt die heil. Agnes, einen Knochen in der Hand haltend. Auf diese Heiligen Rath hob hier ein Bauer auf, was ihm auf dem Wege zuerst vorkam, und dies war nichts als ein Knochen; aber zu Hause fielen Dukaten heraus. Vernaleken, Oesterreich. Mythen 18. Der Knochen selbst war also gleichsam ein Zauber auch in

Grimms DS. Nr. 372 ſich wieder verräth. Karls d. Gr. Leiche in der Achner Gruft wird von Otto III. beſichtigt und unverſehrt befunden, nur ein weniges fehlte ihr an der Naſenſpitze; Otto ließ ſie von Gold wieder herſtellen.*) Dem Kinde, das ſich das Beinchen gebrochen, läßt die Mutter ein goldnes machen; allein es hilft doch nichts, die Thüre geht auf und der Tod kommt herein. Als es nun begraben war, erbrach der habſüchtige Todtengräber den Sarg und ſtahl das goldne Beinchen. Aber das Kind weckte den Dieb drei Nächte lang, bis er den Raub wieder hergab: da hastu dîn Bêneken! Colshorn, Märchen und Sagen 1855, 31. Der Brahmane Vahika, in Sünden lebend, wird von einem Tiger zerriſſen; während mit dieſem ein Geier um die Leiche kämpft, entfällt darüber ein Knöchel derſelben in den Ganga. Unterdeß ſteht Vahika vor dem Könige der Unterwelt und ſoll eben in die Hölle abgeführt werden zum Beginn der Qual, da fällt der erwähnte Knöchel in den Ganga. Sogleich erſcheint der Himmelswagen mit hundert Himmelsfrauen, dieſen beſteigt Vahika und gelangt ins Paradies. Benfey, Pantſchatantra 2, 528. Die ſühnende Kraft des heiligen Ganga ſpielt zwar hier die Hauptrolle, denn in dieſem Fluſſe fließt dem Inder das Waſſer des Lebens; doch das Erlöſungsmittel bleibt der Knöchel, wobei auch nicht zu überſehen iſt, daß die Leiche von wilden Thieren zerriſſen und alſo nach jenem altindiſchen rituellen Begräbnißbrauche entfernt wird, von dem die Griechen bereits melden. Im ungariſchen Märchen Eiſen-Laczi iſt dieſer Held in viele kleine Stücke zerhackt, welche in ein Bündel gebunden vom ſeinem Zauberroſſe Tatos heimgetragen werden. Hier ſetzt der Schlangenkönig die Stücke an einander und jener lebt wieder auf. Weil aber Tatos zu raſch heimgeſprungen und darüber aus dem Bündel die rechte Schulter des Eiſen-Laczi herausgefallen war, ſo verfertigte ihm der Schlangenkönig eine andere

*) Nil vero ex artibus suis putrescendo adhuc defecerat, sed de summitate nasi sui parum minus erat; quam ex auro ilico fecit restitui. Otton. Novalic. III, 321.

aus Gold und Elfenbein. Das Waſſer des Lebens macht ſich gleichfalls hierbei geltend, denn der Körper wird in Heilkräutern gebadet und damit ſiebenmal ſchöner gemacht, als er ehedem geweſen. Kletke, Märchenſal 2, 5. Einem armen Manne im Unterwaldner Lande, der ſich ohne Abendbrod hatte ſchlafen legen müſſen, träumt, es liege ein Schatz auf der Blumalp in der Herdgrube der dortigen Alphütte. Er beſteigt das Stanſerhorn, wo jene Unterwaldner Alpe liegt, ſucht in dem Herd der Hütte und findet einen Todtenſchädel. Er nimmt ihn aus der Aſche heraus und trägt ihn gutmüthig mit ſich nach Stans hinab in das dortige Beinhaus, damit er doch an einen geweihten Ort komme. Hier ſtellt er ihn zu den andern und beſpritzt ihn nach Ueblichkeit mit dem Weihwaſſer. Da fängt der Todtenkopf an zu glitzern und wie der Mann nachſieht, iſt alles eitel Gold. So hatte die arme und nun erlöſte Seele dem Manne ſein Erbarmen vergolten. Lütolf, Fünfort. Sagen Nr. 26. Kann anderwärts für den freundlichgeſinnten und mitleidigen Menſchen der Knochen, den er aufnimmt, zwar nicht zu Gold werden, ſo bleibt doch ein kleiner Fingerring übrig und auch an ihn knüpft ſich ein höherer Lohn. Dies zeigt ſich in dem allverbreiteten Märchen vom Räuberbräutigam (KM. Nr. 40), das ſich in Deutſchland, Ungarn, Dänemark und neuerlich auch bei den Inſelſchweden auf Wormsö und Kertell nachweiſen läßt. In letzterer Faſſung lautet es nach Rußwurm (Eibofolke 2, pag. 291) auszugsweiſe alſo. Ein Mädchen muß auf ihrer Reiſe in einem leerſtehenden Waldhauſe Unterkunft ſuchen und verbirgt ſich, als ſie Geräuſch hört, hinter einem Schrank. (Bei Grimm hinter dem großen Keſſel, in welchem die hier hauſenden Menſchenfreſſer das Fleiſch kochen.) Zwölf Räuber bringen die Braut ihres Hauptmanns Paſchol hereingeſchleppt. Sie wird gliederweiſe zerſchnitten und in ein Faß geworfen, um mit ihr Seife zu kochen. Man zieht der Leiche die Ringe von der Hand, einer aber hält ſo feſt, daß man den Finger abhaut. Nachdem die Räuber gezecht haben, entſchlafen ſie. Das Mädchen ſchleicht ſich hervor, ſteckt den abgehauenen Finger zu ſich, entſpringt und erreicht ihr väterliches Haus

wieder. Hier erſcheint nachmals ein vornehmer Herr, der um ſie wirbt und der Eltern Zuſtimmung erhält. Allein das Mädchen hat ihn erkannt; ſie zieht den aufbewahrten Ringfinger hervor, hält ihm dieſen unters Geſicht und ruft: So ſeid ihr mit eurer Braut umgegangen! Der Räuberhauptmann wird dem Gericht übergeben und der Czaar ſpricht das Urtheil: Paſchol nach Sibirien! Daß der verwahrte Finger golden oder das rettende Mädchen drüber zur Prinzeſſin wird, iſt hier nicht geſagt; büßt aber ein göttliches Kind Finger oder Zehe ein, ſo verwandeln ſich dieſe in Gold. Als das Mädchen bei Sonne, Mond und Sternen ſeinen verlornen ſieben Brüdern nachfragt, giebt ihm der Morgenſtern ein Hinkelbeinchen: „Wenn du dies Beinchen nicht haſt, ſo kannſt du den Glasberg nicht aufſchließen, wo deine Brüder ſind.“ Doch das Kind verliert das Tüchlein ſammt dem darein gewickelten Beinchen und ſteht nun rathlos vor dem verſchloßnen Thore. Da ſchnitt es ſich ſein Fingerchen ab, ſteckte es ins Thor und ſchloß glücklich auf. Als das Marienkind die verbotene dreizehnte Himmelsthüre öffnet, ſieht es da die Dreieinigkeit und rührt erſtaunt ein wenig an ihren Glanz, da ward der Finger golden. KM. Nr. 25 u. 3. Als Eigils Söhnlein Orendel vom Gotte Thôrr über das Meer getragen wird, erfriert er ſich in der nordiſchen Winternacht eine Zehe, die aus dem Tragkorb hervorſchaute. Thôrr wirft ſie unter die Sterne, wo ſie nun das Sternbild ausmacht, das man im Norden Oervandills Zehe, bei uns Golddaumen und Däumchen nennt, der Deichſelſtern am Großen Wagen. Die Zehe von Pyrrhus rechtem Fuße blieb bei des Fürſten Leichenbrand unverbrennlich und wurde daher im Tempel in einem eignen Käſtchen aufbewahrt. Ihre Berührung heilte Milzſucht. Plinius NG. 7, 2.

Das bisher Geſagte ergiebt nur in kleinen Zügen den verbreiteten Brauch, Menſchen- und Thierleichen in einzelnen Knochentheilen an Stangen und Bäumen als Opfer aufzuſtellen und dies den Knochengalgen zu nennen. Im höheren Alterthum dagegen gilt die monumentale Aufrichtung der Menſchen- und Thiergerippe, des todten Roſſes und ſeines todten Reiters,

welche zusammen auf die Todtenburg gestellt werden. Wie die Skythen die Grabhügel für ihre Könige errichten und mit berittenen Hüterleichen umstellen, dies ist anschaulich bei Herodot 4, 71 erzählt. Der innere Rand der Grube wird ringsmit Speeren umsteckt, über die man das Deckgebälke, mit Flechtwerk verbunden, hinlegt, dann wird der Erdhügel drüber hergeschüttet. Aber am Schlusse des Trauerjahres werden zusammen fünfzig Knechte und Rosse am Königsgrabe getödtet. Man schneidet den Leichen den Leib auf, füllt ihn an der Stelle der ausgenommenen Eingeweide mit Stroh und näht ihn wieder zu. Der Knecht wird dann auf sein Roß gesetzt, indem man dem Rosse eine Stange quer durch den Leib steckt, dem Reiter eine gleiche der Länge nach vom Hals durchs Rückgrat treibt und beide Stangen an ihrem Berührungspunkte zusammenfügt. Das Roß wird gezäumt und sammt dem Reiter zwischen zwei Räder hinaufgehoben, welche auf zweien in die Erde gerammten Pfählen ruhen. In ähnlicher Weise begruben die Westgothen ihren König Alarich, als er auf dem Zuge nach Afrika plötzlich bei Cosenza in Unter-Italien starb. Sie leiteten daselbst den Busentosfluß ab, ließen in dem Flußbette durch Kriegsgefangene ein Grab graben, setzten die Leiche gerüstet zu Pferde hinein, schlossen die Grube und ließen die Wasser des Busento wieder ins alte Bette zurück. Alle, welche das Grab gegraben hatten, tödteten sie zugleich, damit die Stätte von niemand verrathen würde. Cid's Leiche wird an Schulter, Arm und Kinn erst mit einer Tafel gestützt, dann in Helm und Harnisch mit dem Schwert in der Hand auf das Roß gesetzt und gegen den Feind geführt. Dieser ergriff entsetzt die Flucht: „Also siegte auch nach dem Tode Cid." In der dänischen Hamletssage, wie sie in ältester Gestalt von Saxo Grammaticus aufgezeichnet worden ist, macht sich dasselbe Bild der reitenden Todten geltend. Der Jütländer Fürst Amleth entgeht den Nachstellungen seines thronräuberischen Oheims Fengo durch die Flucht nach England. Aber auch der König dieses Landes ist ihm feindlich gesinnt, setzt ihm mit Bewaffneten nach und hat ihn so eben in einem Ueberfalle einen großen Theil seines Gefolges

folges getödtet; da rettet sich Amleth rasch durch eine List vor gänzlichem Untergang. In sinkender Nacht noch läßt er seine gefallnen Knappen, aufgerichtet mit Stäben und an Felsen gelehnt, auf ihre Rosse setzen. Als der Feind seinen Angriff sogleich erneut, aber die Leichen erblickt, deren Schatten ihre Zahl noch vermehrt, verwirrt ihn der Schrecken, er ergreift die Flucht und auf derselben wird der hinterlistige König von Amleth ereilt und erschlagen. Einer ähnlichen Kriegslist bedienen sich die Normannen, von denen Robert Wace im Roman Rolle (übers. von Gaidy 1885, pag. 61) erzählt, wie sie Rosse und Rindvieh tödten und hinter den abgehäuteten Thieren im freien Felde gegen die Franzosen sich verschanzen:

Sie streiften ab ihr Fell, umwendend es sodann,
Und strichen ihren Leib mit dem Blut der Thiere an.
Die Körper reibten sie um Ross und Mann ringsher,
Nicht Graben hatten sie, nicht Mauern sonst zur Wehr.
Als die Franzosen nun die Flüchtigen erlangen
Und sehen sind gewillt, das Treffen anzufangen,
So starren sie erstaunt, es sinken ihre Pferde,
Gehn rückwärts, werfen ab die Reiter auf die Erde.

4. Das Wasser des Lebens.

Dreierlei Kessel spielen ihre Rolle in der deutschen Göttermelt; wir bezeichnen dieselben in Kürze. Den Brunnen Hvergelmir ist der strudelnde Kessel das Chaos, die Quelle des Weltanfangs. Sein Name stammt von altn. hverr, Siedgeschirr, und gelmir, ahd. galm, das Kochgeräusche und Strudeln. Aus ihm geht das erste, halbmenschliche Ur-Wesen hervor, der riesige Ymir, ein aufbrausender, sich überstürzender Strudler, Schreier und Brauder. Hierauf schaltet der Himmelskoch in Walhall, am

Feuerkeſſel Eldrhimnir; dieſer Name gehört zu nord. eldr ignis pastus, von alan, nähren, und bezeichnet das nährende Feuer, im Gegenſatze zum verheerenden; im zweiten Wortſtamme liegt hrîm Reif, rhîmnir der Reifende, der Verdickende. Der Himmelskoch ſelbſt heißt in gleicher Namensbildung Andrhimnir (Andi iſt Hauch und Luft), und der von ihm gekochte Tafel-Eber Särhimnir, von sær, die See. Alſo ſind Feuer, Luft und Waſſer die Elemente, aus denen die Götterkoſt, der ambroſiſche Eberſchinken gekocht wird. Der erſtgenannte Keſſel giebt dem Geſchlechte der Rieſen den Urſprung, der zweite reproducirt die Thierwelt, er kocht den täglich aufgegeßnen Eber täglich wieder lebendig. Einen dritten Keſſel beſitzt jener Altrieſe ſelbſt, der wechſelnd Hymir und Oegir genannt iſt; dieſes Geräthe hat einen meilenweiten Rand, alle zum Gaſtbiere verſammelten Götter finden umſitzend daran Platz, es wird demjenigen zu theil, der es vom Platze hebt. Thôrr beſteht dieſe Stärkeprobe, lüpft die Rieſenkufe und übergiebt ſie den Göttern. Dieſe brauen ſich darin den Lebenstrank Odhrärir, den muthaufregenden Begeiſtrungstrank, durch welchen der in der Zeit alternde Körper ſich wieder verjüngt und das in langer Lebensdauer ſtumpf werdende Gemüth zu ſeinem zweiten Seelenfrühling erblüht. Odhrärir iſt den Göttern daher auch der Trank der Weisheit und Dichtkunſt, denn der Vollgenuß der Seligkeit iſt im Alter der Weisheit ein jünglingsfriſches Hervorquellen neugeſtalteter Empfindungen. So folgt alſo auf die beiden Geſchirre des Schöpfungskeſſels und der Tafelſchüſſel noch der Trinkbecher der Begeiſterung, das Mittel geiſtiger Wiedergeburt, der verklärende Jungbrunnen.

Der Mythus will aber auch die Subſtanzen nennen, aus denen der Göttertrank gebraut wurde, und ergrübelt dafür eine neue, von einem Menſchenopfer berichtende Sage. Dieſe lautet folgender Maßen. Der Mann Kvaſir, der die Welt durchwandernd Weisheit lehrt, wird erſchlagen, ſein Blut mit Honig vermiſcht in einer Kufe zu Meth geſotten, und die beiden Götterdynaſtieen der Vanen und Aſen machen ihrem Rangſtreit damit ein Ende, daß ſie aus Kvaſirs Blut Verſöhnung und

zugleich Weisheit trinken. Damit nähert ſich der germaniſche Mythus dem althelleniſchen von den durch die Götter zur Erforſchung der Weisheit, oder zum Zwecke der Verjüngung geſchlachteten Menſchen. Es iſt aber hier darum zu thun, dieſe Sagen über ein durch die Götter vollzognes Schlachten und Kochen menſchlicher Leiber, von ihren Greueln gereinigt, in ihrer urſprünglichen Geſtalt zu zeigen. Soweit dieſelben den Mythus der Wiederverjüngung und zugleich das Mittel dazu im Einzelnen bezeichnen, wird hier von ihnen die Rede ſein. Zuſammen ſtellen ſie den großen Sagenkreis dar, welcher im Morgenlande das Waſſer des Lebens und des Paradieſes genannt wird, im Abendlande das Goldwaſſer, das tanzende Waſſer, der Gütchenteig und Mummelſee, der Jungbrunnen heißt.

Der thrakiſche Zagreus, „das gehörnte Kind," iſt Zeus und Perſephones Sohn, gegen welchen die eiferſüchtige Hera die Titanen aufſtiftet. Sie zerſchneiden und kochen ſeinen Körper, das Herz kommt an Athene und wird beſonders zerſtampft, worauf, wie Hyginus berichtet, Zeus daſſelbe der Semele als Philtrum eingiebt und ſie dadurch bewältigt. Die Frucht der Umarmung iſt ein Kind, das die ſterbende Mutter nicht mehr gebären kann, unreif wird es aus dem Mutterleibe geſchnitten und in des Vaters Schenkel ausgetragen, ſo entſteht der junge Dionyſos, der ein wiedergeborner Zagreus iſt. Hier grenzt mit dieſer Sage die egyptiſche von der Körperzerſtückung des Oſiris zuſammen, den das Alterthum ſelbſt für identiſch mit Dionyſos gehalten hat (Plutarch de Iside et Osir. c. 11-14); beider Inhalt läuft auf ein Kochen und Backen der urſprünglich roh genoſſenen Menſchennahrung hinaus, wie denn auch die Griechen der ſpäteren Zeit in der Zagreusſage ein bloßes Nachbild der Dionyſosopfer ſahen, bei denen zur Erinnerung an die früheſten Zeiten der Uncultur das Opferfleiſch roh herum gereicht und vielleicht nach ritueller Vorſchrift auch roh verzehrt wurde. Derſelbe Inhalt ergiebt ſich aus dem Medeenmythus, iſt aber ſchon durch Hexenzauber und Menſchenſchlächterei vergröbert und muß deshalb hier kurz erwähnt werden.

Der alte Pelias hatte den Jason auf den Argonautenzug fortgesendet, inzwischen dessen Eltern getödtet und sich damit in die Herrschaft von Jolkos gesetzt. Allein Jason kehrte von seinen Abenteuern aus Kolchis zurück, brachte die des Zaubers kundige kolchische Medea als Gemahlin mit und leitete durch diese seine Rache an dem grausamen Königshause ein. Um sich bei den Töchtern des Pelias Vertrauen zu gewinnen, nimmt Medea einen Widder von höchstem Alter aus der Heerde, zerlegt und kocht ihn in einem Kessel mit Kräutern und bringt ihn als junges kräftiges Lamm wieder zum Vorschein. Da sie den Töchtern den Glauben beigebracht hatte, deren greisen Vater in ähnlicher Weise verjüngen zu können, so zerlegten jene ihn eigenhändig, thaten seine Glieder in den Kessel und erwarteten, daß Medea nun ihren Zauber wirken werde. Allein diese gab vor, sie müsse vorerst den Mond anrufen, bestieg den Giebel des Hauses und erhob das verabredete Feuerzeichen. Auf dieses brach Jason mit den Gefährten aus dem Hinterhalte hervor und bemächtigte sich der Stadt. Das Alterthum ist in der Erzählung dieser Mythe mehrfach schwankend. Das Gedicht *Νόστοι* berichtete, Aeson, Jasons Vater, sei von Medea in einem Kessel gekocht und verjüngt worden, und dies copiert Ovid Met. 7, 262; wogegen die *Διονύσου τράφοι* des Aeschylos angeben, daß die bejahrten Begleiter des Gottes Dionysos von Medea zerschnitten, im Kessel gekocht und verjüngt worden seien. Grote, Mythologie der Griech. Gesch. übers. von Fischer 1, 17. Damit geht die Medeensage wieder auf die Dionysien und deren das Greisenalter verjüngenden Tränke zurück. In diesem Sinne läßt auch Konrad von Würzburg in seinem Gedichte vom Trojanerkriege die Medea ihren Zaubertrank für Vater Jason mit Wasser aus dem Paradies kochen (KM. 3, 178), wie Wasser aus dem Brunnen des Lebens für ihren hinsterbenden Vater die Königstochter von Muntferrat herbeiholt. Wolf, HM. 54.

Die Lykaonssage, Ovid. Met. 1, 227 besagt, daß der arkadische König Lykaon ein von Zeus mit seiner Tochter erzeugtes Kind, den Arkas, schlachtet und dem Gaste

gebot vorsetzt. Zeus wirft über der entdeckten Missethat den Tisch um, tödtet den Lykaon mit seinen fünfzig ruchlosen Söhnen und belebt den Arkas gliederweise. Die Stelle, wo der Gott den Tisch umgeworfen, wurde zur Stadt Trapezus, d. i. Tischstadt. Statt der anderwärts als Reliquie vorgezeigten Eßschüssel wird hier der Tisch selbst, also der Altar genannt, an welchem die Sterblichen einst Gottes Tischgenossen geworden. Dies ist der ursprüngliche Sinn dieser und der folgenden, ähnlich lautenden Tantalidensage. Bei der Frage, warum das Kind Pelops von den Eltern gesotten und dem Zeus sammt den Mitgöttern zur Speise vorgesetzt worden sei, geräth auch hier das Alterthum, anstatt von der an den Knochenresten bewirkten Wiederbelebung zu berichten, auf die Behauptung, die Allwissenheit der Götter sei mit diesem Greuel auf die Probe gesetzt worden. Allein diese Probe wurde nicht einmal genügend bestanden, da die Olympier wirklich von Pelops Fleische aßen. Pindar findet sich daher von dieser Rohheit der Tradition mit Recht angewidert und bricht in ihrer Erzählung plötzlich ab: „Ich will keinen der Unsterblichen gierigen Hungers zeihen!" Für unsre Untersuchung aber ist diese Sage von besonderem Werthe, weil sie die dreifache Methode der Wiederbelebung enthält, das Jungkochen, die Knochenzusammenfügung und das Einsetzen des Ersatzknochens. Die Scene dabei ist folgende, berichtet von den Scholien zu Pindars Olymp. 1, nach der Ausgabe von A. Boeckh 2, S. 30. Pelops Körper steht geschlachtet und gesotten den tafelnden Göttern vorgesetzt. Als diese die Täuschung durchschauen und des Knaben Glieder im Sudkessel wieder zusammen fügen wollen, hat Demeter, welche damals wegen Verlustes ihrer Tochter in Kummer versunken war, das ihr vorgelegte rechte Schulterblatt schon so stark benagt, daß sich dasselbe nicht mehr einfügen läßt. Hermes muß ein solches aus Elfenbein machen, Zeus setzt es ein und giebt dem Knaben das Leben wieder, der nun der Stammvater der Pelopiden wird. Daher sind alle Pelopiden von leuchtender Schulter und tragen am rechten Oberarm ein eignes Merkzeichen, das man bald für eine Gorgo, bald für das

Bild einer Speerſpitze, bald eines Dreizacks hielt. Letzteres, fügt die Scholie verſchönernd bei, zeuge von der beſondern Liebe Poſeidons zu Pelops. Allein Lanzenſpitze und Dreizack führen hier entſchieden auf die Gabelzinke zurück, mit der man in den Fleiſchkeſſel ſticht. In der Medeenſage fällt das Gewicht auf den mittels des Kochkeſſels ausgeübten Sudzauber, daher iſt Medeia eine zauberkundige Kolchierin, gleichwie die Hexenkönigin Herodias die am Hexenſabbath geſchlachteten Thiere wieder belebt, oder wie die ſteinalte Hexe, in Grimms KM. Nr. 15, den Waſſerkeſſel aufhängt und das Feuer anſchürt, um Hänſel und Grethel zu kochen. In der Pelopidenſage dagegen führt die elfenbeinerne Schulter auf den im Bade des Drachenblutes neugeſtählten Helden Siegfried, deſſen Schulter jedoch dabei nicht mit gehärtet wird. Von ihm iſt nachher noch beſonders die Rede.

In der keltiſchen Mythe begegnet das Waſchbecken der Göttin Ceridwen, die unter ihren drei ſchönen Kindern den ſchwarzen Sohn Avagddu hat und ihn gleichfalls ſchön zu kochen beſchließt. Sie läßt dazu einen Keſſel fertigen, Jahr und Tag drunter fortſchüren und ſeltne Kräuter zum Bade der körperlichen Wiedergeburt drinnen abkochen. Auf dieſes Druidenſymbol hin iſt der Keſſelorden der heidniſch-wäliſchen Prieſterſchaft und der bretoniſche Ritterorden der Tafelrunde gegründet worden. Gleichwie Ceridwen den Sohn körperlich umgeſtaltet, ſo gelangt in den Epen des bretoniſchen Sagenkreiſes der an Artus Tafelrunde gezogne, und der aus der Gralsſchüſſel geſpeiſte Ritter zur geiſtigen Wiedergeburt.

Auch im Orient iſt dieſe Mythe alteinheimiſch. Auf die arabiſchen Parallelſtellen in Tauſend und einer Nacht braucht nur für den beſtimmten Einzelfall verwieſen zu werden, wie es im Nachfolgenden auch geſchieht. Inhaltsvoller dagegen iſt eine Tatariſche Heldenſage, aufgezeichnet von Caſtrén in ſeinen Ethnologiſchen Vorleſungen über die Altaiſchen Völker, S. 206 und 209; ſie erzählt über die Wiederbelebung der Leichen folgendes.

Ak-Chan und ſeine ſiebenzig Kinder waren getödtet und

die Leichen der letzteren ins Meer geworfen. Dies hatte sein Feind Sabei Mirgän gethan. Als nun dieser sein Mädchen mit zwei Eimern ans Meer schickt, Wasser zu schöpfen, sieht und erkennt sie am Strande die Kinderleichen, und kommt bitterlich weinend zum Hauptmann ihres Vaters gelaufen, es zu melden. Dieser läßt nun verstellter Weise die Leichen zu den Gezelten herbei bringen. Doch nachdem auf dem Berge ein siebenzig Klafter tiefes Grab gemacht ist, werden in dessen Grund sieben Lanzen mit aufgerichteter Spitze gestellt, darüber zwei Schwerter mit aufrecht gerichteter Schneide ins Kreuz gelegt, die Kinderleichen drauf geworfen, mit Erde überdeckt, mit Steinen belastet und Wachen ans Grab gestellt. Dies Alles that der Hauptmann in der Absicht, des Eigenthums von Ak-Chan um so sicherer zu sein. Aber jenes Mädchen des Sabei Mirgän nahm sieben Schläuche Wein, begab sich damit ans Grab, bezechte die Wächter und sang dabei so schön, daß jeder Vogel und alles Wild sich sammelte und lauschte. Darüber verließen zuletzt die trunknen Wächter den Ort und giengen zu ihren Zelten. Drauf hob sie den Stein, grub siebenzig Klafter tief, kam zu den Leichen, und obschon diese bereits übelriechend und in Verwesung übergegangen waren, band sie die Körper in Filzsäcke und trug sie fort. Da meldet ihr auf dem Wege der Greis Ag-at das Mittel, um die Kinder sammt deren Vater wieder ins Leben zu bringen. Er beschreibt ihr die Birke mit Blättern und Rinde von Gold, die jenseits der zwölf Länder steht auf einem hohen Berge. Von der Wurzel bis zum Wipfel ist sie mit weißem Gras bewachsen (in den übrigen Tatarischen Märchen wird wilder Rosmarin dafür genannt), und eine Spanne tief unter den Wurzeln liegt das Goldgefäß mit Heilwasser gefüllt. Von beidem bringt sodann das Mädchen herbei. Ag-at nahm sogleich beides, bestreute die Gebeine mit dem Grase und bespritzte sie mit dem Lebenswasser. Als er das erste mal streute und sprengte, sammelten sich die Gebeine nach Mädchen- und Knabenleichen in zwei Haufen und jeder Knochen fügte sich an seine bestimmte Stelle. Das zweite mal bekleideten die Gebeine sich mit Fleisch, nach dem dritten mal

wurden Ak-Chans siebenzig Kinder alle lebendig. Der Greis verwandelte sich nun in ein Roß und verschwand, um mit dem Grase und Wasser auch Ak-Chans fernliegende Leiche zum Leben zu bringen; das Mädchen verwandelte sich in ein Füllen und begann Beeren zu pflücken zum Futter für die Kinder. Des Vaters Erweckung ist vollzogen, sein Feind Sadei Mirgän wird überwunden und sammt seinem Wunderrosse lebend an einen Felsen geschmiedet. — Auf gleiche Weise sammelt (ebendaselbst Seite 239) die Tochter Kubaiko die Häupter ihres gegen den Feind gefallnen Vaters und Bruders, fügt sie an die Leichen und belebt sie mit dem Heilwasser, welches Kudai der Gott zum Lohn der Treue dem Mädchen schenkt.

Aus der persischen Literatur erzählt Verwandtes Ad. Olearius in seiner Pers. Reisebeschreib. 4. Band, Kapitel 29, 483. Der berühmte Lokhman war hochbetagt und fühlte sein Lebensende nahe. Er übergab nun seinem Sohne drei festverschloßne Flaschen in Verwahrung mit der Erklärung, sie enthielten das Wasser des Lebens. Begösse man einen Leichnam, sagte er, aus der ersten Flasche, so beginne derselbe zu athmen; wenn aus der zweiten, so werde er sich bewegen; und vollends zum Leben werde er erstehen, wenn man ihn noch mit der dritten begossen habe. Es sei Sünde, fügte der Greis bei, etwas zu thun, was Gott allein zukäme, daher möge der Sohn auch nur in einem einzigen und höchsten Falle und zwar nur zu Ehren des menschlichen Wissenstriebes davon Gebrauch machen. Lokhman starb; eingedenk seiner letzten Worte wendet der Sohn an ihm das Lebenswasser nicht an, sondern gönnt ihm die verdiente Ruhe. Aber da er einmal selbst erkrankt, übergiebt er seinem Diener die Flaschen mit dem Auftrage, seine Leiche, wenn er würde gänzlich erstarrt sein, in eine Badstube zu bringen und sie da mit jenem dreifachen Wasser abzuwaschen. Nach Vorschrift handelt der Diener, hat bereits zwei Flaschen verbraucht und sieht den Todten schon athmen und sich regen. Da er aber an der dritten ist und eine Weile sie zu öffnen braucht, ruft der Halblebende dringlich: bris, bris! d. i. geuß geuß! Ueber dieses unerwartete Sprechen erschrickt der Diener

ſo heftig, daß er das Glas zu Scherben fallen läßt. Er mußte Lothman-Sade ſich wieder zum Tode niederlegen. Etliche ſagen, ein Engel habe dem Diener das Glas aus der Hand geſchlagen. — Dieſe perſiſche Sage iſt abgeſchwächt übertragen worden auf Theophraſt Paracelſus, deſſen Leiche, mit dem Lebenspulver beſtreut (anſtatt: mit der Goldtinktur begoſſen), auftragsgemäß neun Monate in Verſchluß liegen bleiben ſoll; doch als der neugierige Diener ſchon nach ſieben Monaten nachſieht, zappelt hier ein noch kleines Kind und ſtirbt beim Zutritt der Luft ſogleich. Zingerle, Tirol. Sag. Nr. 592 und ebenſo in etwas andrer Wendung bei Müller, Beitr. zur Geſch. des Hexenglaubens in Siebenbürgen, 26. Die tatariſche Sage dagegen iſt zunächſt ins ruſſiſche Volksmärchen übergegangen vom Feuervogel und grauen Wolf, das in Kletke's Märchenſaal 2, 97 ſteht. Daſſelbe handelt von den drei Zarenſöhnen, die ihren jüngſten Bruder Iwan Zarewitſch auf der Reiſe ermordet und in kleine Stücke zerhauen haben. Schon frißt von ſeiner Leiche ein Rabe mit den Jungen, als der Grauwolf, der ſtete Helfershelfer, einen jungen Raben wegfängt und nicht eher wieder losgiebt, als bis der alte das lebendige und das todte Waſſer in zweierlei Flaſchen herbei zu bringen verſpricht. Dies geſchieht, der Grauwolf beſpritzt das ſchon in zwei Stücke zerriſſene Rabenjunge erſt mit dem todten Waſſer, da wuchs es zuſammen; dann auch mit dem Lebenswaſſer, und das Thierchen flog davon. Darauf that der Grauwolf dem Iwan Zarewitſch ebenſo. Nach Beſpritzung mit dem erſten Waſſer wuchs ſein Leib zuſammen, und als das zweite wirkte, ſtand er auf und ſprach: Ach, wie lange hab ich geſchlafen! Ja, ſagte der Grauwolf, du hätteſt ewig geſchlafen, wenn ich nicht wäre. Jetzt eile heim ins Vaterland, heute will dorten dein Bruder Hochzeit halten mit deiner Braut. Aber damit du geſchwind heim kommſt, ſo ſetz dich lieber auf mich! Und der Grauwolf lief mit ihm in das Zarenreich. — Derſelbe Grauwolf erſcheint in der nemlichen Rolle wieder im Walachiſchen Märchen, bei Schott 261. Hier liegt der von ſeinen Brüdern erſchlagene Prinz als ein verbleichendes Gerippe auf dem Felde, nur behütet

von der ausharrenden Geliebten. Da spricht der Wolf sie an: „Getrauſt du dich dieſe Gebeine genau ſo zu legen, wie ſie im Leben waren? Gut, ſo nimm Laub und Blumen und wirf ſie drauf.“ Nachdem das Mädchen dies gethan, blies er (Waſſer) über das Gerippe hin und dies war damit in den ſanft ſchlummernden Prinzen verwandelt, den nun die Geliebte aufweckt. Im KM. 3, Nr. 97 trägt ebenſo der Nordwind (des Grauwolfes Stellvertreter) den Suchenden in den Schloßkeller zum Lebenswaſſer, bringt ihn zurück zum alten Fuchs und dieſer ihn wieder zum bereit ſtehenden Reitroß.

Betrachten wir nun noch dieſelben Züge im deutſchen Kindermärchen.

Im KM. Nr. 81 von Bruder Luſtig erbietet Petrus ſich dem Könige, die eben verſtorbne Prinzeſſin wieder lebendig zu machen. Er ſchneidet alle Glieder der Leiche los, wirft ſie in einen Keſſel und läßt ſie kochen. Und wie das Fleiſch von den Knochen gefallen, nimmt er das ſchöne weiße Gebein heraus, reiht und legt es auf einer Tafel nach ſeiner natürlichen Ordnung zuſammen und läßt die Todte im Namen Gottes erſtehen. Im Junggeglühten Männlein, KM. Nr. 147 wird ein alter Bettelmann in der Schmiedeſſe junggeglüht: nachdem der Heiland damit fertig war, trat er „zum Löſchtrog, zog das Männlein hinein, daß das Waſſer über ihn zuſammenſchlug“ und nachdem ers fein gekühlt, gab er ihm ſeinen Segen. Ebenſo fehlt „das große blutige Becken“ nicht in der Kammer des Hexenmeiſters (Fitchersvogel, KM. Nr. 46), worin die zerhauenen Menſchen liegen. Als das Mädchen hier eintritt und die Leichen ihrer zwei verloren gegangnen Schweſtern im Becken erkennt, ſucht ſie die Glieder zuſammen, legt ſie zurecht und als nichts mehr fehlte, ſchloſſen ſich die Glieder aneinander, regten ſich, die zwei Schweſtern ſchlugen die Augen auf und wurden wieder lebendig. Der mit Knütteln erſt zu Brei zerſchlagne, dann noch mit Beilhieben gliederweiſe zerhauene Graf wird das erſte mal auf einen Schluck Balſam wieder heil, das zweite mal aber wird er ſtückweiſe in ein Faß gethan und dies feſt verſchloſſen. Sobald dies die Prinzeſſin öffnet, iſt er

unverſehrt und ſchöner als je zuvor. Darauf bezieht ſich der ſprichwörtliche Ausdruck, „er iſt aus dem Keſſel geſprungen“ — ſo erklärt der Erzähler Sommer in den Thüring. Sag. S. 128 und 178, und fügt folgende Variante hinzu: In Stücke gehauen und in ein Faß verſchloſſen wird auch der Zauberer Virgilius. Doch ſeine Wiedererſtehung nach den neun vorausbeſtimmten Tagen verhinderte der Kaiſer, der den mit der Oeffnung des Faſſes beauftragten Diener, welcher allein um das Geheimniß wußte, inzwiſchen hatte hinrichten laſſen. In den Niederſächſiſchen Sagen von Müller-Schambach pag. 254 zerhacken die Geſpenſter den Prinzen dreimal und nagen ſelbſt noch ſeine Knochen ab. Aber ein Hirſch mit einem Oelfläſchlein im Munde ſucht die Gebeine zuſammen, legt ſie in ihre Ordnung und ſalbt ſie mit dem Oele, bis der Todte wieder auflebt. Nach Grimms Altdän. Helden-L. Seite 84 wird der Algrev (d. i. Markgraf) vom eiferſüchtigen König in Stücke gehauen. Die mildherzige Königin lieſt hierauf die Knochen zuſammen und taucht ſie in die Quelle Mariboe (auf Laaland). Auf ihren Ruf, Steh auf! erhebt ſich der Wiedergeborne. Sogar bis in den ſcheinbaren Schwank hinab reicht dieſer Zug vom Waſſer des Lebens. Der Markgraf Hans zu Schwedt in der Ukermark pflegte, wenn er Fiſche aß, das Fleiſch fein ſäuberlich von den Gräten zu nagen, ſo daß das Gerippe unverſehrt blieb. Wenn er dieſes dann in eine Schüſſel warf und Waſſer drüber goß, ſo waren die gegeßnen Fiſche wieder lebendig und ſchwammen luſtig herum. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 38, 2.

Waſchbecken, Waſſerkufe und Faß, Kochkeſſel und Löſchtrog, wie ſie eben einzeln aufgezählt worden ſind, führen das Märchen auf die übrigen Back- und Kochgeſchirre über, daher geht dann die Wiederbelebung auch über der Küchleinpfanne, oder beim Kamin, zuletzt beim bloßen Feuer vor ſich. Der aufs Fürchtenlernen Ausgezogene übernachtet auf dem Richtplatze, nimmt hier ſieben Gehenkte vom Galgen herunter und wärmt ſie neben ſich am Nachtfeuer. KM. Nr. 4. In Zingerles gleichnamigem Tirolermärchen Band 2, pag. 283, hat

dieſer Fürchtnicht in dem Geſpenſterſchloſſe, wo er übernachtet, eben ein Küchenfeuer angemacht, als mehrere Menſchenkörper Glied um Glied durch den Schornſtein auf den Herd herunter fallen. Der Burſche legt Arm und Bein zuſammen, wohin ſie gehören, thut die Häupter an ihren Ort, alles wächſt ſogleich zuſammen, die Neugeſchaffnen ſpringen vom Herd herab und machen den Unerſchrocknen zum Beſitzer des Schloſſes. Der kühne Soldat in Wolfs Ndl. Sag. Nr. 433 übernachtet im Geſpenſterhauſe und rührt ſich da Küchlein überm Feuer ein. Eine Menge Menſchenknochen kommen ihm dabei in die Pfanne hereingefallen, unwirſch wirft er ſie an die Küchenwand, worauf ſie ſich zu einem lebenden Gerippe vereinigen, das ihm alle Schätze des Hauſes übergiebt. Aehnliches begegnet dem unerſchrocknen Schulmeiſtersſohne in den Aargau. Sagen Nr. 133. Dem däniſchen Edelmann auf der Reiſe kommen in ſeinem Schlafzimmer eine Menge Knochen durchs Kamin herunter gefallen, aus denen er ſich eine förmliche Dienerſchaft zuſammenſetzt, welche die Tafel deckt, Speiſen aufträgt und mit ihm ſchmauſt und zecht. Ein großer, mit herbei getragner Silberbecher verbleibt ihm davon zum Andenken. Grimm, DS. Nr. 176. Zunächſt an dieſe Küchenmärchen reihen ſich die klöſterlichen Küchenwunder an, jene vorſätzlichen Hyperbeln, mit denen die Mönchswelt einen unbegriffnen Glaubensſatz ſkeptiſch verhöhnt. Es lohnt ſich nicht zu wiederholen, wie oft ſich da die Knochen des am Faſttage verzehrten Kalbsbratens in der Schürze des Tiſchdieners in Fiſchgräten verwandeln; wie das gebratene Rebhuhn, über welches der Heilige vor dem Eſſen das Kreuzzeichen geſchlagen hat, dadurch neu belebt wird und zum Fenſter hinaus ſchnurrt. Bekanntlich übt der Pfaffe Amis ſolche Wunderthätigkeit, ſo oft er ſeiner Gemeinde zu weiterem Schaden leben will. Nur ein Schwank ſolcher Art ſei hier ausgehoben, weil er die Traveſtie iſt der Pelopidenſage und des dorten von Zeus eingeſetzten Schulterblattes. Petrus, der dem Herrn auf der Reiſe ein gebratnes Hühnchen einkaufen muß, hat ſchon im Herbeibringen ein Schenkelchen davon weggenaſcht und auf des Meiſters Frage, warum es nur ein einziges Bein habe, deutet

er unverſchämt auf die Hühner drüben im Bauernhofe hin, die da ſchlafend alle auf Einem Bein ſitzen. Mit einem Pſch! ſcheucht der Herr ſie auf und ſie laufen auf zwei Beinen davon. Darauf St. Peter zum Herrn: Hätteſt du unſerm Hühnchen gleichfalls dein Pſch! zugerufen, ſo würde es auch ſchon zwei Beine bekommen haben. Wolf, DMS. Nr. 32.

Doch wir kehren zum Waſſer des Lebens zurück und weiſen dieſes in den Märchen vom Brunnen nach. „Das Land der Jugend" liegt nach Grimms Iriſchen ElfenM. S. XVIII. unter einem See. Im Brunnen der Kölner St. Kunibertskirche ſitzen die Ungebornen bei der Mutter Maria. Wolf, Ztſchr. für Myth. 1, 463. Im Kinderreim von den drei Marien heißt es von der dritten Jungfrau:

Die Dritte geht ans Brünnchen,
Findt ein goldig Kindchen.

Der Ahnherr der Grafen von Regenſtein hauſt im Schloßbrunnen und gewährt ſeinem Stamme die Nachkommenſchaft. Pröhle, Aus dem Harz 1851, S. 93. Im Burgbrunnen zu Nürnberg ſitzt Kaiſer Karl. Grimm DS. Nr. 22. Als die Königstochter mit ihrer Magd eingekerkert im Thurme ſitzt, ſpringt ein Waſſerſtrahl zum Fenſter herein, und da beide davon getrunken, werden ſie Mütter zweier Knaben, die man Waſſerpaul und Waſſerpeter, oder Brunnenhold und Brunnenſtark nennt. Der eine findet in einer Kapelle drei gefüllte Becher auf dem Altare und dabei die Schrift: wer dieſe austrinkt, wird der Stärkſte auf Erden. Er thut den Stärketrunk, erlegt ſodann den ſiebenköpfigen Drachen und wird König; als er hernach getödtet iſt, erweckt ihn der Bruder mit dem Waſſer des Lebens. Grimm, KM. 3, Nr. 60.

Den Mythus von der Schadhaftigkeit der Achilleusferſe und der Sigfriedsſchulter behandeln wir hier zuletzt, weil er die verſchiedenartigen Kunſtgriffe der Reihe nach angiebt, welche beim magiſchen Heilverfahren gegolten haben, und zugleich die Lehre vom Erſatzknochen mit wiederholt.

Der Körper wird entweder hartgeglüht oder hartgebadet, beides geſchieht an Achilleus und Sigfried. Thetis taucht, nach

der einen Erzählung, ihr neugebornes Knäblein kopfüber in den Alles feienden Styx, und jene Ferse, an der sie es hält, bleibt die eine unbenetzte und verletzbare Stelle. Oder sie legt es in die feiende Herdflamme, wird durch den Aufschrei des dazu tretenden Vaters Peleus gestört, und des Kindes Fußknöchel geht dabei in der Flamme zu Grunde. Da gräbt Cheiron den Damysos aus, den schnellsten der Giganten, der in Pallene begraben lag, und setzt dessen Knöchel dem Achilleus ein. Die Mythe läßt aber diesen später von Apollo verfolgt werden und ihm dabei den Ersatzknöchel wieder entfallen. Ebenso wird Meleager von der Göttin in die Herdflamme gelegt und bleibt an dem Fuße, der nicht mit im Feuer geglüht worden, nachmals dem tödtlichen Hauer des Wildebers preisgegeben. Dem indischen Drachentödter Krischna ist prophezeiet, er möge seine Fußsohlen in acht nehmen, dort werde ihn, wenn jemals, ein Unheil erreichen; und an dieser Stelle verwundete ihn, wie er lag, der Jäger Djchura. Rhode, Relig. Bildung der Hindu 2, 175. Cervantes im Donquixote 2, Kapitel 32 erwähnt, Roland habe nirgend als an der linken Fußsohle und zwar nicht mit einer Waffe, sondern nur mit einer Nadelspitze verwundet werden können. In der Schlacht bei Roncesvalles tödtet ihn daher Bernardo del Carpio, indem er ihn in den Armen erdrückte. Der Nibelunge Sigfrid hat im Blute des erlegten Drachen ein Flammen- und Stahlbad genommen und dadurch seine Haut in einen Hornpanzer verwandelt. Nur an der Schulter hat ein sich anklebendes Lindenblatt das Schlangenblut abgehalten, und dies ist die Stelle, wo ihn Hagens Speer erlegt. Die Sage lebt noch und heißt in Curtze's Waldecker Volksüberlief. S. 29 „der durch die Schlangenhaut stark gewordne Schmied", welcher mit der Haut einer gekrönten Schlange sich einreibend, so stark wird, daß ihn keine Kanonenkugel tödten kann. Der Scholiast in Homers Ilias 11, 23 bringt über des Ajas Unverwundbarkeit gleichfalls diesen Zug von der Sigfridsschulter bei. Herkules, heißt es, habe von Zeus erfleht, den neugebornen Sohn Telamons ebenso hart an Haut und Knochen werden zu lassen, wie den Nemäischen

Löwen, in deſſen Haut er hierauf das nackte Kind einwickelte. So wurde des Ajas Leib nur an demjenigen Theile verwundbar, wo die Löwenhaut ein Loch hatte, das an derjenigen Stelle ſaß, wo Herkules Köcher drüber hieng. Nach einem Scholion zu Sophokles Ajas 833 iſt dies die Achſelgrube geweſen, obſchon Ovid (Met. 13, 391) dafür die Bruſt ſelbſt nennt. Hier ſtehen wir wieder bei Pelops, deſſen Glieder zerſtückt und gekocht werden und deſſen Schulterblatt durch ein elfenbeinernes erſetzt wird. Alle Heroen alſo ſind körperlich umgeborene, in der Flamme des Herdfeuers und des Drachenblutes ausgebacken oder hartgeglüht, im Bade des Höllenfluſſes und des Götterkeſſels geſtählt, in der friſchen Haut des Löwen, Ebers und Drachens ausgezeitigt.

Nun überblicken wir zum Schluſſe das durchwanderte Feld. Aus dreierlei Eddiſchen Keſſeln wird die Welt gebaut, die Götterkoſt erzeugt und der verklärende Unſterblichkeitstrank gewonnen. Damit beginnt für die Welt- und Menſchenſchöpfer das Geſchäft des Gießens, Siedens und Kochens, und der Keſſel oder das darin ſprudelnde Kochwaſſer wird das typiſche Mittel der Schönheit und Weisheit. Alle Wiedergebornen, wie Zagreus, Orpheus und Oſiris, werden daher in ihren menſchlich alternden Gliedmaßen zerſtückt, um neu aus dem Bade ewiger Jugend hervorgehoben zu werden. Sie ſind die Zerriſſenen, deren Auferſtehung vom Tode von den Zerreißenden, ihren Prieſtern und Prieſterinnen, in bacchiſcher Begeiſterung gefeiert wird. Alle Stammfürſten der Völker übertragen ihren Enkeln ein körperlich ſich forterbendes Mahlzeichen von jener mit ihnen leiblich einſt vorgenommenen Umwandlung in Unſterbliche: leuchtende Schulter, goldene Zehe, rothſtriemigen Hals, ſchwertartig gekreuzte Striemen auf der Stirne. Alle Völker der Reihe nach erzählen die Mythe vom Keſſel mit dem Lebenswaſſer: Hellenen, Kelten, Araber, Perſer, Tataren, Walachen, Ruſſen und Deutſche. Der Kelte ſtiftet dafür den prieſterlichen Keſſelorden, der Bretone bildet ebenſo daraus den Sagenkreis von König Artus mit der Tafelrunde, der Romaneſe und Deutſche denjenigen von Parzival und der Gralsſchüſſel. In allen ſoll

der ſterbliche Menſch unſterblich und erhöht werden zum Tiſchgenoſſen der Götter. Wenn die im Einzelkampfe gefallnen Germanenhelden nach Walhall gehen, ſo ſetzen ſie hier den Tag über ihr früheres Kampfleben fort und ſtreiten auf der Walſtatt, Abends dann werden ſie wieder wundenheil, trinken mit den Göttern Ael und verſpeiſen zuſammen den Eber, der morgen abermals neu in demſelben Keſſel für ſie ſieden wird. Ihr ſpäteres Abbild, das Geiſterheer der Wilden Jagd, iſt darum gleichfalls ein kochendes, der Schloßkoch rettet dem Zuge voraus mit dem Kupferkeſſel, die Kelle ſteckt ihm im Stiefleder, und hinterdrein raſſelt der Rüſtwagen voll gewaltiger Wellkeſſel (Aargau. Sag. 1, pag. 145. 288. Nr. 84). Allein die finiſtre Seite dieſes Glaubenszuges kann nicht ausbleiben, wenn Prieſterinnen werkthätig in den Cultus ſich mit einmiſchen. Die kräuterſammelnde Medeia beſchwört zuvor den Mond herab, wenn ſie das Jungbad rüſten ſoll; Hexen „kochen und ſieden das Wetter"; „der Liebſte geht verloren, wenn man das Herdfeuer unter dem leeren Keſſel fortbrennen läßt", ſagt unſer Volksglaube; die Sprache ſelbſt nennt den Sud im Keſſel saudh Opfer, und zugleich seidh Zauber. Damit droht der Mythus herab zu ſinken bis zum Kanibalismus, die Götter eſſen am Tiſche des Tantalus Menſchenfleiſch, am Hexenſabbath werden Kinderleichen verzehrt, und auf dem Schloſſe Loyz in Pommern wird der Grapen hergezeigt, in welchem der Hausgeiſt Chimmeke den zerhackten Küchenjungen geſotten hat. Grimm, DS. Nr. 273. Die noch kindiſche Arzneiwiſſenſchaft des Mittelalters holt Mumien aus den Gräbern Egyptens und verordnet ſie gegen gewiſſe Krankheiten ſo nachdrücklich, daß heute noch alles baieriſche Landvolk zwiſchen Landsberg und Paſſau gegen das ſogen. Schwinden der Glieder ſich in den Apotheken „wildes Menſchenfleiſch" (Mumie) und Armeſünderfett holt. Bavaria 1, 461. Ja der Böhme, der ſich zur Militairrekrutirung ſtellen muß und losgegeben ſein will, ſucht ſeinen Körper momentan ausſätzig zu machen und ißt deshalb „Menſchenfett". Grohmann, Abergl. aus Böhmen, S. 152. Trotz dieſer Verdüſterungen behält die warme und wahre

Empfindung immer wieder das Uebergewicht, in morgen- und abendländiſchen Märchen entſteht höchſte Geſundheit und Wohlgeſtalt nicht mittels angewendeten Blutes, ſondern durch das Waſſer des Paradieſes. Ja der gewaltigſte Zauberkeſſel bleibt doch nur eine Verkleinerung gegenüber dem Frauhollenteich am Meißner, aus dem die neugebornen Kinder ſtammen, oder gegenüber jenem Jungbrunnen, ahd. quecprunno, in deſſen Sprudel Rauchels ihre Haut ablegt und ſich in die ſchöne Sigemunne wandelt. So wird auch die Sage ſelbſt, ſobald man in ihre Tiefen niederſteigt, der Mißgeſtalt wieder los, die ihr durch das hohe Alter angeflogen war. Die Goldtinktur der Paracelſiſten, das magnetiſirte Trinkwaſſer der Damen, die Moor- und Schlammbäder der Vornehmen, das Eau de vie und der Hoffſche Malzextrakt — dies waren oder ſind die neuen, ſchwächlichen Erſatzmittel jenes Jungbrunnens, „aus dem ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt“.

---

5. Körperverſtümmlung der Götter, Einäſcherung des Körpers bei der Leichenverbrennung und verſtümmelnde Leibes- und Lebensſtrafen.

Wenn im germaniſchen Strafrechte Leibes- und Lebensſtrafe beſtand und bei der Todtenbeſtattung die Leichenverbrennung galt, ſo zertrümmerte die eine, und vernichtete die andere den Körper. Und wenn außerdem ſogar der Glaube an körperlich verſtümmelte Götter allgemein herſchte, wie konnte man alsdann zugleich hoffen, nach dem Tode das körperliche Knochengerüſte zu bewahren und durch deſſen Vollſtändigkeit zum perſönlichen Fortleben zu gelangen? Sind dies nicht Thatſächlich-

keiten, durch welche die eben vorgetragne Lehre vom Knochencultus wieder aufgehoben wird?

Ich komme dieſen Einwürfen zuvor und beginne mit denjenigen Göttern, welchen die Mythe ein Körpergebrechen beilegt.

Der Eddiſche Tyr heißt der einhändige Gott, weil ihm bei der Feſſelung des Weltenwolfes die Hand bis zum Gelenk abgebiſſen worden; Odhin ſelbſt iſt einäugig, da er das andre Auge um einen Trunk aus dem Weisheitsquell zum Pfand geſetzt hat. Beide Verſtümmelungen ſind redende Sinnbilder. Denn Tyr iſt Siegesgott, als ſolcher kann ſeine Hand nur einer Partei den Sieg verleihen; und Odhin iſt als Sonnengott das große Weltauge, wie ja auch wir nur von einem allſehenden Auge Gottes ſprechen. Der Leib der Aſengötter iſt ganz und ewig. Selbſt wenn ſie beim Untergange der Welt vom Weltenwolf Fenrir lebendig verſchlungen werden, ſo werden ſie doch weder zerriſſen, noch zerſtückt, ſondern gehen in ihrer Ganzheit unter, wie die vom Drachen lebend verſchlungnen Helden der Sage lebend und ganz dem Ungeheuer wieder aus dem Leibe gehauen werden. Mone, Heidenth. 1, 460. Die gleiche Vorſtellung macht auch den Inhalt jener Sturm- und Kampfſagen aus, die wir freilich nur von ihrer gräßlich lautenden Seite her zu betrachten pflegen, ohne ihr geiſtiges Ziel mit zu erwägen, wie wir ja auch über der Herbheit unſrer ſiebenmonatlichen Alpenwinter kaum mehr der wirklichen Dauer des Sommers rechtes Vertrauen ſchenken. Unbarmherzig jagt der Wilde Jäger die grünen Moosweibchen, die weißbuſigen Lohjungfern und Holzfräulein; er fängt ſie im dichteſten Gebüſche, hält ſie vor ſich aufs Pferd geſchwungen, ihre gelben Haarflechten fliegen, das nackte Bein mit grünem Schuh hängt machtlos übers Roß herab; weithin tönt ihr Geſchrei, wenn er ſie in den Lüften zerreißt, daß die friſchen Glieder auf die Waldbäume niederſtürzen. Welch ein ſprechendes Bild von der grauſamen Uebermacht des Winterſturmes, der die zarte Pflanzenwelt tödtet, die Stämme des Waldes knickt, friſches Schneegewölk aufjagt und wieder zerreißt. „Aber

die Glieder der Moosweibchen — erzählt Schönwerth, Oberpfalz 1, 163 — so oft sie auch zerrissen werden, wachsen immer wieder zusammen." Denn Laubwald und Anger ergrünen jeden Frühling wieder, trotz des giftigen Nachtreifs, der wiederholt die jungen Keime tödtet.

In der Leichenverbrennung meint der moderne Mensch eine Gesammtvernichtung des Körpers wahrnehmen zu sollen und sträubt sich dagegen, wie schon den Christen zur Zeit der Antonine die Leichenverbrennung ein Hinderniß der körperlichen Auferstehung schien. Minucius Felix c. 11 und 38. Allein das klassische und das barbarische Alterthum werden beide durch ein ähnliches Dogma ihres Religionssystems darauf geleitet, in der Einäscherung des Leichnams das Mittel zu sehen zur Erneuerung und Verschönerung aller leiblichen und geistigen Qualitäten. Wenn nemlich ihrem Glauben zu Folge im Elemente des Feuers diese vorhandene Erdenwelt schließlich untergeht, um einer vollendeten und ewigen Weltschöpfung Raum zu geben, so durfte auch der Menschenkörper den Flammen übergeben werden, um in ihrem Fegefeuer durchläutert und zu ewiger Dauer umgeschaffen zu sein. Durch zweierlei Mythen bekräftigt der Deutsche diesen Zukunftsglauben, die eine nennt er eddisch Ragnarökr, die Götterverdunklung; die andere althochdeutsch Muspilli, Weltbrand. Beim Muspilli verzehrt der Gluthregen Alles, so daß auch der Bäume nicht einer in der Erde stehen bleibt: poum ni kistentit einic in erdu. Beim Ragnarökr verdunkelt Feuer und Rauch alle Himmelsgötter und sie gehen unter. Doch die neue Welt tritt aus den Gluthen zu schönerem geistigem Dasein hervor, Götter und Menschen leben um so herrlicher auf. Nach diesem jüngsten Gerichte geht Gott Vidar, wie es sein Name besagt (witu, Holz), aus dem Baume erneut hervor, auch das Menschenpaar Lif und Lifthrasir (Leib und Leben) hat, im Baum Hoddmimir geborgen und von Thau sich nährend, die Flammen überstanden und wird des neuen Menschengeschlechtes Ursprung. Es ist eine Wehleidigkeit spätgriechischer Ausdichtung, wenn es heißt, Thetis habe sich gesträubt, daß man die Leiche ihres Sohnes auf dem

Scheiterhaufen verbrenne, welchen die Griechen bereits prächtig zugerüſtet hatten; ſie habe den Achilleus da heimlich entwunden und ihn zu einem rühmlichen Leben fortgetragen auf die Inſel Leuke im Pontus Eurinus. (Die Belegſtellen hiefür bei Grote, Griech. Myth. überſ. von Fiſcher 1, 273.) Der Germane kennt ſolche Schwachmüthigkeit nicht; Balders, des ſchönſten Gottes Leiche wird auf den Scheiterhaufen gelegt, ja im Beovulfsliede wird mit beſonderem Nachdrucke von der Zerſtörung des Leichnams durch Feuer geredet. Nachdem die Königsleiche auf dem Holzſtoße mit Helm, Panzer und Heerſchild umhangen iſt, heißt es: da wand ſich die Lohe ſchwarz vor den Scheiten, der Windzug hielt an, bis das Feuer das Beinhaus gebrochen hatte, die Bruſt durchglühend.

Es ſteht demnach weder die Mythe von körperlich verſtümmelten Göttern, noch die Verbrennung der Leichname dem Glauben im Wege, der in der vollſtändigen Erhaltung des Knochengerüſtes ein Mittel zur Unſterblichkeit ſieht, und ebenſo wenig konnten ihn die im Kriminalrechte beſtehenden Leibes- und Lebensſtrafen beirren. Die Gründe für letzteres liegen im germaniſchen Strafrechte ſelbſt. J. Grimm zeigt in den Rechtsalterthümern, daß die Anwendung der Strafe für den freien Mann Ausnahme war. Die Miſſethat wurde gebüßt durch Genugthuung, Buße war Zurückführung des Schadens auf Geld und Geldeswerth, Wergeld genannt. Erſt wenn die Entrichtung der Buße ausblieb, in ſo ferne ſie der Beleidiger nicht leiſten konnte oder wollte, tritt Strafe ein, er iſt der Rache der Gegner preisgegeben, ſein Leib iſt ihnen erlaubt. Nur drei Miſſethaten können nicht mittels des Wergeldes gebüßt werden, Meineid, Meuchelmord und Ehebruch, weil ſie Wahrheit, Muth und Treue aufheben, auf dieſe drei Todſünden iſt Todesſtrafe geſetzt. Doch als härteſtes, ſelbſt über die Todesſtrafe hinaus reichendes Strafmaß gilt dem Freien die Verbannung. Daher ſetzt der altſächſ. Heliand an die Bibelſtelle Matth. 5, 27 vom Abhauen des Fußes und Ausreißen des Auges (entgegen dem Einwilligen in Sünde) die Strafe freiwillig übernommener Verbannung als eine noch grauſamere Selbſtbeſchädigung. Denn

mit dem Leben in der Fremde ist das angeborne Recht erloschen und beginnt die Knechtschaft, die eben auch darin besteht, der Todesstrafe unterworfen werden zu können. Hingerichtet wurden also nur die eben bezeichneten Verbrecher, sodann ferner Kriegsgefangene und Sklaven. Hier wird es nun für unsern Zweck von höchstem Belang, die Hinrichtungsweise selbst bestimmt kennen zu lernen, weil sie den von uns gesuchten Erweis giebt, daß man bei der Tödtung von Menschen einen zweifachen Zweck hatte, indem man dem zum Opfer bestimmten einen ehrlichen, dem Verbrecher dagegen einen schimpflichen Tod gab, jenen körperlich unzerrissen ließ, diesen aber stückweise vertilgte und vernichtete. Jenem war damit die Fortdauer nach dem Tode gegönnt, diesem war sie abgeschnitten. Dies erweist sich namentlich aus der Vollziehungsweise des Hängens und Enthauptens.

Der Tod am Galgen hatte, weil er den Körper ganz läßt, ursprünglich nichts Entehrendes. Odhins Beiname ist Galgenherr und Gott der Gehenkten. Bei heftiganhaltendem Winde pflegen wir zu sagen, Jemand habe sich erhängt. Diese Phrase beruht auf der Voraussetzung von dem Fahren der abgeschiednen Seelen durch die Lüfte. Denn die Luft als allgemeiner Lebensathem geräth durch plötzlichen Hinzutritt der ausgehauchten Seele des gewaltsam Getödteten in Aufruhr, der dem Menschen bei der Geburt eingeblasne Geist wird im Sterben ausgehaucht. Im Sturme herbeifahrend mit seiner Heldenschaar, hebt der Gott den ihm Geopferten vom Galgen und fährt mit ihm dem Himmel zu: „Er soll stehenden Fußes nach Walhall einreiten." So sagt man auch in Böhmen bei heftigem Windesbrausen, es werde Krieg ausbrechen (Grohmann, Bedeut. der Mäuse 31); das heißt, die unter die Schaar der Einheriar neu eingereihte Seele setzt sogleich den Waffenkampf in Walhall fort. Auch auf den erlittnen Schwerttod wird der Sturmwind bezogen, dieser heißt daher der Hauptlose Mann: Aargau. Sag. Nr. 411. Die Umwandlung des ehrlichen Schwerttodes in den unehrlichen bezeichnet die Redensart, einem den Kopf vor die Füße legen, zwei Stücke aus

einem machen. Man legt, heißt es in der niederd. Satzung, einem Selbſtmörder beim Begräbniſſe das Haupt dahin: dar de christlichen doden de vote hebben. RA. 727. Aber im epiſchen Gedichte Waltharius naht nach dem Kampfe der ſiegreiche Walther den Leichen der von ihm Enthaupteten, fügt jedes Haupt dem Rumpfe an und betet knieend und das Schwert entblößend: Verleih, o gütiger Herr, daß ich alle dieſe Hauptloſen (hos truncos) dereinſt in dem himmliſchen Sitze wieder ſchauen möge! J. Grimm deutet dies Wort (Latein. Gedichte 385, Myth. 1208) und dies Anfügen der Häupter auf die Wiedererſtehung der Erlegten zu einem neuen, allen Unſterblichen unentbehrlichen Heldenſtreite. Als Kriemhilt enthauptet liegt und von der Walſtatt weg getragen werden ſoll, fügt Dietrich ihrem Rumpfe noch das Haupt an, Klage 399:

Dô man si leit ûf den rê,
der fürste het ir houbet ê,
zuo dem lîbe getragen.

Die Negerſklaven auf Kuba ſind des Glaubens, daß ſie nach dem Tode in ganzer Leiblichkeit in ihrer Heimat auferſtehen werden, und aus Heimweh und Leid erhängen ſie ſich um ſo häufiger. Die erbarmungsloſen Sklavenhalter mußten daher auf ein Gegenmittel ſinnen, und ſeitdem ſie die Leiche ſeciren laſſen, hat der Selbſtmord unter den Negern ſich vermindert; ſie wollen nicht in zerſchnittner Geſtalt in Afrika zum Vorſchein kommen. Allg. Augsb. Ztg. 1853, Nr. 232.

Die Strafe des Viertheilens und Räderns iſt eine entehrende und trifft daher noch in ſpäterer Zeit die Hochverräther. Die Schwyzer und die Glarner Landesſatzung ſetzt auf Landesverrath: Das Herz aus lebendigem Leibe reißen, darauf enthaupten, „darauf in vier Theile zerſtücken, und an vier Landſtraßen an jede ein Stück (henken), und unter dem Galgen vergraben.“ Blumer, Rechtsgeſch. 1, 396. Im Augsburger Stadtrecht vom Jahre 1276 heißt es S. 53: swie der man sin triwe brichet an dem andern mit dem totslage, der ist des mordes schuldic, unde sol man in radebrechen, daz ist reht. Das Rädern, dieſe griechiſche Höllenſtrafe für

Ixion, war wie Gregor von Tours es beſchreibt, urſprünglich ein Zerreißen der Glieder unter den Rädern von Laſtwagen, worauf man die Stücke Jagdhunden und Falken in die Futtertröge warf. Ein Nachklang dieſes Verfahrens gegen Treubrüchige lebt in der oberpfälziſchen Volksmeinung über das Schickſal der armen Seelen im Fegefeuer: Sie ſitzen als Kröten in den Wagengeleiſen und leiden viel, wenn eine vorübergehende Fuhre ſchwer geladen hat, man hebt daher dieſe Thiere vorher aus dem Wege. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 1, 286. 287. Die Strafe des Viertheilens iſt von den Römern auf Weſtgothen und Burgundionen übergegangen, deren Geſetz durch das römiſche Recht am frühzeitigſten beeinflußt war. Vier Pferde, zwiſchen die der Verbrecher mit Armen und Füßen gebunden war, wurden nach allen vier Seiten gleichzeitig angetrieben. So wird Ganelon getödtet, der das Heer der karolingiſchen Franken an die Heidenſchaft verrathen; nach den Worten des Rolandsliedes:

an dem bûche unt an dem rucke
brâchen si in ze stucke.
so wart di untriwe geschendet.

Meineidige, Ehebrecher, Bruder- und Meuchelmörder werden in der Unterwelt mit Zerreißung beſtraft: „da ſaugt im Schlangenſaal Nidhhöggr an ihren Leichen, da zerreißt ſie der Wolf.“ Auf daſſelbe Ende hindeutend, hat man im Mittelalter reißende Thiere, Schlange, Hund und Wolf neben die Hingerichteten mit an den Galgen gehängt. Sie ſollen im Tode zerriſſen und die Seele zur Wiedergeburt ihnen hinweggenommen ſein.

Mit Verbreitung des Chriſtenthums unter den Germanen verbreitete ſich auch deſſen Abſcheu gegen Blutvergießen, mehr aber noch die Lehre von der Gleichheit der Menſchen vor dem Geſetze. Das heidniſche Volksrecht, das den Freien, der die Compoſition erlegte, von der Todesſtrafe entband, dagegen den beſitzloſen Sklaven ſchonungslos tödten ließ, mußte zuerſt aufgehoben werden. Um dies zu bewerkſtelligen, ſuchen die Miſſionäre den ſchimpflich erlittnen Tod des Hingerichteten in einen

ehrlichen zu verwandeln, indem sie sich die Leichname von den Richtstätten zur Beerdigung ausbitten. Sie veranlassen damit, daß man allmählich die Strafweise milderte, was man nachmals Richten nach Gnade nannte. Dies hatte dann die weitere praktische Folge, daß der Verbrecher zuvor beichten durfte, daß sein Leichnam den Verwandten überliefert und in geweihter Erde begraben wurde. Aber vornemlich das barbarische Zerreißen und Zerstücken der Hinzurichtenden erfüllt die Missionäre mit Schauder, und der Reihe nach bieten sie ihre Wunderkraft auf, solche geschändete Körper wieder zu beleben. Während sonst das Abnehmen der Leichen vom Galgen bei schwerer Strafe verboten war, erwirkte Eligius, der in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts lebte, sich beim Könige die Erlaubniß, alle Geräderten und Gehängten vom Galgen nehmen und begraben zu dürfen; Liudger stellt den gepfählten Pferdedieb Buddo wieder her und schilt das bei der Hinrichtung zuschauende Volk. RA. 688, 691. Corbinian macht einen Gehängten wieder lebendig, und der Straßburger Bischof Arbogast macht den Galgen dadurch ehrlich, daß er befiehlt seine eigne Leiche unter denselben zu begraben. Rettberg, Kirchengesch. 2, 733. Bis auf den heutigen Tag hört man Aehnliches den Bürgern der Stadt Luzern nachsagen, von denen es heißt, sie hätten einmal zu Rom sich den Leib eines Heiligen erbeten, aber vom Pabst zur Antwort bekommen: Ihr habt daheim heilige Leiber unter dem Galgen, ziehet erst diese zu Ehren. Lütolf, Fünfort. Sag. Nr. 410. Die heil. Hildegunde von Neuß wird während der Zeit, daß sie am Galgen hängt, von einem Engel unterstützt und gehalten, wie Cäsarius von Heisterbach erzählt, Dial. 1, 40. Derselbe Zug findet sich auch in F. Wolfs Portugies. und Catalan. Volksromanzen S. 119 im Liede El romero, wo es vom Gehängten heißt:

Hielt St. Jakob ihn am Fuß,
An dem Kopfe Sanct Maria,
Und die Engel rings um ihn
Hatten sich ihm beigesellt.

Henricus, der zwölfte Abt des Klosters Adewert, kam auf

ſeiner Ordensreiſe an einer Richtſtätte vorbei, wo eben ein armer Sünder enthauptet worden war. Da ließ Gott es zu, daß einer das Haupt wieder auf den Leichnam ſetzte, und alſobald erhob ſich der Todte und bat den Abt, ſeine Beichte zu hören. Nachdem dies geſchehen und Henricus die Abſolution geſprochen hatte, ſank der Miſſethäter wieder todt hin. Wolf, Niederl. Sag. Nr. 325.

Gleichwie unſelige Geiſter hauptlos erſcheinen, ſo müſſen ſie auch auf nur halben oder dreibeinigen Roſſen und mit einer Meute dreibeiniger Hunde im Zug des Wilden Heeres mitreiten. Nach däniſchem Volksglauben reitet die Peſtgöttin Hel auf einem dreibeinigen Pferde. Myth. 290. 804. Auch das Geſpenſt des Viehſchelms, deſſen Gebrülle als Verkündigung gilt einer kommenden Viehſeuche, iſt ein Stier, der von Geſtalt nur zur vordern Hälfte leibig iſt, in der Mitte geht er aus und ſchlenzt die leere Haut hinten nach. Leoprechting, Lechrain 75. Mithin iſt der Körper des Thieres gleichfalls zerſtückt, wenn es ein verwünſchtes iſt. Die Stimme, welche hinter dem vorbeifahrenden Wagen des Guenisheeres laut wird, ruft mit großer Dringlichkeit: Verbind mirs! Aargau. Sagen Nr. 84. Der Sinn dieſes Rufes erhellt aus einer Stelle von Trauſchens Straßburger Chronik vom Jahre 1516, in Stöbers Elſaſſ. Sag. pag. 434: Zu Freiburg ſah ein Weib ihren Mann, der im Kriege umgekommen, alſo im Haufen des Wütenden Heeres mitlaufen, dem war der Kopf von einander; ſie lief zu ihm hin und band ihm den Kopf mit ihrem Schleier zuſammen. Dafür erhielt die getreue Frau einen großen Goldbecher geſchenkt: „ſie ſoldt drauß trinken.“ Dieſer Beiſatz deutet auf die heidniſche Sitte zurück, zum Angedenken der Verſtorbnen aus deren in Metall gefaßten Schädeln den Minnetrunk auszubringen, denn Kopf heißt beides, Haupt und Becher. Nachdem Held Vidrich den Rieſen Langbein erlegt hat, ſtellt er die Leiche an einen Eichſtamm und ſetzt das abgeſchlagne Haupt wieder auf den Rumpf; doch in friſchaufwallendem Hohne ſtößt er mit dem Speerſchaft gegen den Körper und das Haupt fällt wieder zu Boden; denn dieſer Menſchenfreſſer,

Etgeir wird er genannt, verdient nicht, daß man seine Leiche ehre und muß hauptlos bleiben. Grimm, Altdän. Helden-L. pag. 22. Den Leichen der Vampyre, Nachzehrer und Wiedergänger wird das Haupt mit einem Stechscheit abgestoßen, damit sie nicht wieder erstehen können, ein Brauch, der im Preußischen im Jahre 1820 vorkam (Temme-Tettau, Preuß. Sag. 1837, 275) und in Siebenbürgen bis auf diesen Tag andauert. Allgem. Augsb. Ztg. 1850, Nr. 223. Fr. Müller von Schäßburg, Hexenglaube in Siebenbürgen 1854, pag. 52. Nachdem die Zwerge den Riesen Gilling in der See ersäuft hatten, war noch sein Weib daheim übrig, das heftig jammerte. Um ihrer los zu werden, riethen ihr die Zwerge, sie solle nach der See hinausblicken, wo Gilling umgekommen, dies werde ihr das Herz erleichtern. Aber so wie sie heraus trat über die Schwelle, ließ man einen Mühlstein über ihren Kopf herab fallen. Dieselbe Todesstrafe trifft im Färöer-Volksliede den Menschenfresser; nachdem ihm die Gliedmaße einzeln abgehauen sind, werden Steine trennend dazwischen gelegt. Der Gott, heißt es in Simrocks Uebersetzung:

hieb ihm ab das andre Bein
Und warf dazwischen Stock und Stein.

Die Stiefmutter im KM. Nr. 47 hat den Knaben geschlachtet und dem Vater zur Speise vorgesetzt, dafür tödtet sie der Vogel, der über ihrer Hausthüre den Mühlstein herab rollt: „bratsch! smeet eer de Vagel den Mählensteen up den Kopp, dat se ganß tomascht wurr." Tantalus, der die Götter mit vorgesetztem Menschenfleisch zu versuchen dachte, empfieng die gleiche Strafe für seine Ruchlosigkeit; in die Unterwelt geworfen, muß er nicht bloß beständig hungern und dursten, sondern wie Pindar sagt (Olymp. 1, 56. Isthm. 7, 10) schwebt ein Felsstein, beständig herab zu fallen drohend, über seinem Haupte.

In Wolfs Hess. Sag. Nr. 23 und 62 wird ein Mann von den Burggeistern aufgefordert, auf dem Rodenstein und Schnellerts, den Schlössern des Wilden Jägers, zur bestimmten Nachtstunde sich einzufinden und einen Sack nebst Hacke und

Grabſcheit mitzubringen. Die Geiſter ſetzen ihn an ihre Gaſttafel und nehmen ihn mit auf die Jagd. Hier aber muß er ein Loch aufgraben und die Frauenleiche, die drinnen liegt, in den mitgebrachten Sack ſtecken; alsdann hat er ebenſo die Leiche eines Kapuziners, den die Jagdhunde in Stücke zerriſſen haben, den Hunden abzujagen und in den Sack zu thun. Er muß alſo hier zu zweien Malen die zerſtückten Glieder von Leichnamen aufſammeln, wie Medeias Vater thut, ja die zerſtückt begrabnen in ſeinen Sack ſammeln, damit ſie wieder geordnet und zur Ruhe beſtattet werden können. Wer aber menſchlichen Geſetzen frechen Trotz entgegen ſetzt, der ſchließt ſich ſelbſt von der Allen gewährten Rückſicht aus und geht darüber auf immer zu Grunde. Ein Pandurenhauptmann, der in frevelnder Abſicht die Teufelsküche bei Lichtenberg durchreiten wollte, wurde da ſammt ſeinem Roſſe in Fetzen zerriſſen und in der ganzen Schlucht zerſtreut, „kein Beinlein war mehr ganz, alles ein zermalmter Brei;“ nun ſpukt er hier als feuriger Reiter. Leoprechting, Der Lechrain 115.

Ein Mädchen in Ulten war unter die Hexen gegangen, beſtand aber in ihrem neuen Amte ſchlecht und wurde dafür auf der Verſammlung in Stücke zerriſſen. Eine empor geſchleuderte Rippe erhaſchte des Mädchens Geliebter, der von einem Baume herab dem Vorgang zuſah. Als nun die Hexen zum Heimgang fertig waren, ſuchten ſie die Stücke zuſammen und formten daraus den alten Körper; doch da ſie die eine Rippe nicht finden konnten, ſetzten ſie eine aus Erlenholz ein, belebten das Mädchen und hießen ſie von nun an Erlene Hexe. Einer andern Dirne ſetzten ſie bei einer ähnlichen Gelegenheit ſtatt des fehlenden Beinchens einen Haſelzweig ein und ſprachen: Nun biſt du wieder ganz, bis dich Jemand Haſelhexe heißt. Hiebei hatte aber der Viehbube heimlich zugehört, der mit ihr im gleichen Dienſte ſtand, und als er wieder einmal von ihr mißhandelt wurde, ſchrie er, du biſt die Haſelhexe! worauf ſie augenblicklich in Stücke zerfiel. Zingerle, Tiroler Sagen Nr. 586. 587. Einer Mutter war ihr Kind im See ertrunken und ſie rief zu Gott und den Heiligen, ihr nur wenigſtens

die Gebeine zu gönnen zum Begräbniſſe. Der nächſte Sturm brachte den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer, und nachdem Alles beiſammen war, faßte die Mutter ſämmtliche Beinlein in ein Tuch und trug ſie zur Kirche. Schon da ſie hier eintrat, wurde das Bündel immer ſchwerer, als ſie's auf die Stufen des Altars legte, fieng das Kind zu ſchreien an und machte ſich zu Jedermanns Erſtaunen aus dem Tuche los. Nur fehlte ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand; dieſes ſuchte und fand dann noch die ſorgfältige Mutter, es wurde nachher zum Gedächtniſſe in der Kirche unter andern Reliquien aufgehoben. Grimm, DS. Nr. 62.

Der Reiſende Kohl in ſeinen Erzählungen (Kitſchi-Gami 2, 182) vom Leben der nordamerikaniſchen Indianer am Oberen See, theilt die Indianerſage mit von einem Rieſengeſchlechte, das Menſchen fraß und Windigo hieß. Und noch heute glaubt man, durch Zaubermittel ein ſolcher Windigo werden zu können. Mißrathenen Söhnen und Frauen der Indianer von zügelloſem Gemüthe erſcheint ihre Waldwildniß oft noch zu zahm, ſie entzweien ſich mit den Ihrigen, entlaufen und ſtreben zu völliger Verwilderung hinaus. Da durchſtreifen ſie die leeren Wüſten, kratzen eine arktiſche Flechtengattung, die man „Kannibalenkraut" heißt, von den Felſen und ſollen, wenn der Hunger ſie aufs Aeußerſte treibt, Menſchen anfallen und auffreſſen. Sie werden daher auch vom Indianer, wo er ſie betrifft, gleich dem Wilde niedergeſchoſſen; jedoch muß man ſie nicht bloß tödten, ſondern gänzlich zerſtückeln, dann erſt ſind ſie vernichtet. Ein franzöſiſcher Canadier, der beim Fiſchfange ſaß, ſah plötzlich ſolch ein altverwildertes Weib, une femme Windigo, neben ſich ſtehen. Sie nahm die Fiſche aus ſeinem Netze heraus und fraß ſie roh. Er griff zu ſeiner Flinte und ſchoß ſie über den Haufen. Aber die herbei gelaufenen Weiber riefen ihm zu: Du mußt ſie in Stücke zerhauen, ſonſt lebt ſie wieder auf, dann geht es uns allen ſchlimm!

6. Die Beſegnungsformel gegen Gliederverrenkung.

Nachfolgendes Wunder aus der Eligiuslegende iſt auf einem altdeutſchen Gemälde in der Sammlung der Züricher Waſſerkirche dargeſtellt. St. Eligius, der als St. Loy allabendlich im Alpſegen der katholiſchen Sennen angerufen wird (der Alpſegen ſteht: Aargau. Sag. 1, 327), war ein Hufſchmied, bei dem ein vorüber reitender König ſein Pferd mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagen ließ. Statt die Eiſen vor die Schmiede heraus zu bringen, nahm Eligius die Hufe des Roſſes mit an die Eſſe hinein. Sebaſtian Brant, Leben der Heiligen, erzählt den Vorgang alſo: sant Loy schneit dem pferd die füsz ab nach den gelidern, und als er es beschlagen hett, da setzt er im die füsz wider an on allen gebrechen. Dieſe Erzählung kehrt wieder norwegiſch bei Asbjörnſen (Norſke Folke-Eventyr, Chriſtiania 1866, Nr. 21); belgiſch bei Wolf, Ndl. Sagen Nr. 17; und ſüddeutſch bei Meier, Schwäb. Sagen Nr. 330. Bald iſt es da der Schmiedknecht, der dem Meiſter das vorgenannte Kunſtſtück abgeſehen zu haben meint und es falſch nachmacht, bald auch iſt es der Schmied ſelbſt, deſſen Uebermuth durch den König gemeiſtert wird als denjenigen, der den abgeſchnittnen Pferdefuß allein anzufügen vermag; keine der Erzählungen aber giebt zugleich das Mittel an, durch welches die Sache gelingt. Dieſes liegt in der Beſegnungsformel, deren Alter und Wortlaut uns hier beſchäftigt.

In einem der zwei heidniſchen Zauberlieder, die man nach ihrem Fundorte die Merſeburger nennt, iſt erzählt, wie Götter und Göttinnen zuſammen verſuchen, den verrenkten Fuß des Fohlens Baldurs zu heilen, wie aber ſchließlich Wuotan allein das wirkende Wort der Beſprechung weiß und die Heilung bewerkſtelligt. Dieſe Segensformel des älteſten deutſchen Exorcismus heißt:

ben zi bena, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sose gelimida sin.

Wuotan allein weiß und ſpricht dieſen Spruch; denn er, ſagt die Edda, hat erfunden mit Liedern und Zauberſprüchen zu fördern und zu hemmen alles was immer geſchieht: Feinde zu feſſeln, ſich aus Feſſeln und Banden zu löſen, Pfeile im Fluge zu hemmen, Waffen zu ſtumpfen, ſich unverwundbar zu machen, den Sieg zu erſingen, Erhängte zu erwecken, Liebe zu gewinnen und zu bewahren. Da nun der Aberglaube der älteſten und der jüngſten Zeit durchſchnittlich ſich ähnlich iſt, wo nicht gar ſich gleich bleibt, ſo haben auch älteſte Segensformeln bis auf die Neuzeit ſich herüber retten können, und ſeitdem die wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit hiefür rege geworden iſt, entdeckt man dieſelben in ihrer echten Geſtalt allenthalben wieder. Die eben erwähnte Merſeburger Zauberformel beſitzt ſeit jüngſter Zeit bereits ihre eigne kleine Literaturgeſchichte und iſt bis in die entlegenſten Gegenden und Perioden hin nachgewieſen. Ihre Spielarten hat J. Grimm norwegiſch, ſchwediſch, niederländiſch, ſchottiſch, mittellateiniſch und deutſch mitgetheilt in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1842, 21; und in ſeiner Mythologie 1181. Mit noch glücklicherem Erfolge hat dann A. Kuhn dieſelbe Formel ſchottiſch, ehſtniſch, lettiſch, ruſſiſch und altindiſch nachgewieſen in v. d. Hagens Germania 7, 425, und in der Ztſchr. für Sprachforſch. 1863, S. 51 und 151. Wir ſelbſt waren bei dieſen Sammlungen ebenfalls mitbeſchäftigt, wie die hier nachfolgenden Parallelſtellen zeigen, für welche des Textzuſammenhanges und des Wortverſtändniſſes wegen aus Grimm und Kuhn ein paar Wiederholungen gemacht werden müſſen.

Hammond iſt der erſte geweſen, der den altdeutſchen Zauberſpruch aus dem Volksmunde gehört und ihn in der Nordiſchen Miſſionsgeſchichte 1787 alſo veröffentlicht hat:

Jeſus ritt zur Heide, da ritt er das Bein ſeines Fohlens entzwei. Jeſus ſtieg ab und heilte es. Er fügte Mark in Mark, Bein in Bein, Fleiſch in Fleiſch. Er legte drauf ein Blatt, daß es haften ſolte.

In einem unter dem katholiſchen Landvolke des Frickthals verbreiteten Zauberbüchlein: Albertus Magnus Egyptiſche Ge-

heimniſſe, Brabant (Reutlingen) 1840 — findet ſich Heft 1, pag. 11 derſelbe Spruch wieder, hier ſtatt des Fohlens angewendet auf den Hirſchen. Der Text ſagt: Wenn einem ein Bein verruckt, es ſei Menſch oder Vieh, ſo ſprich:

Es gieng ein Hirſch über die Heide,
Er gieng nach ſeiner grünen Weide,
Da verrückt er ſein Bein an einem Stein,
Da kam der Herr Jeſus und ſchmierts ihm ein,
Schmierts ihm ein mit Schmalz und Schmer,
Daß es wieder gieng hin wie her.

Das Hauptſächliche der erſten Formel iſt hier ſchon vergeſſen, drum liegt die Heilwirkung auch nicht mehr in dem magiſchen Worte, ſondern im Einſchmieren der Salbe. Nach bairiſch-fränkiſchem Brauch, den die Bavaria 4, Abth. 1, 223 mittheilt, muß die kranke Stelle dreimal angehaucht und dazu geſprochen werden:

St. Peter ſaß auf einem Stein und hatt' ein böſes Bein. Fleiſch und Fleiſch, Blut und Blut: es wird in drei Tagen gut.

Ebenſo bläſt der Lette, wenn ein Kind im Fallen ſich weh gethan hat, auf die verletzte Stelle und ſpricht: Knöchlein zu Knöchlein, Blutchen zu Blutchen, Fleiſchchen zu Fleiſchchen!

Der Ehſte beſtreicht die ſchadhafte Stelle dreimal mit beiden Daumen; dann macht man in einen rothgefärbten Wollenfaden neun Schlingen, zieht ſie unter Herſagung der Formel in neun Knoten zuſammen und umbindet damit die verſtauchte Stelle. Der Spruch heißt: Haut gegen Haut, Blut gegen Blut, Fleiſch gegen Fleiſch, Adern gegen Adern.

Im finniſchen und ruſſiſchen Spruche werden die Adern beſonders genannt. Im finniſchen Epos Kalewala, überſ. von Schiefner, pag. 78, Vers 307 und 380 — hat die Mutter ihren ertrunknen Sohn Lemminkäinen aus dem Waſſer gezogen und ſucht die von den Fiſchen ſchon angefreßne Leiche wieder zu beleben:

Füget Fleiſch dann zu dem Fleiſche,
Paßt die Knochen an einander,
Bindet ein Glied an das andre,
Drückt die Adern feſt zuſammen:
„Bein an Bein und Fleiſch zum Fleiſche,
Füge Glieder an die Glieder!“

Beim Ruſſen lautet derſelbe Spruch in wortgetreuer latein. Ueberſetzung: concrevit corpus cum corpore, os cum osse, vena cum vena; sigillavit ipse Christus in unoqüoque homine sigillum.

Rußwurm in ſeinem über die Inſelſchweden handelnden Werke Eibofolke 2, 401 theilt die ſchwediſche Formel mit, die gegen Verrenkung angewendet wird: Lê i lê, lâ i lâ, alla lêer et Gûs behâg. Der böhmiſche Spruch ſteht in Grohmanns Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren 1, 154:

Maso k masu,	Das Fleiſch zum Fleiſche,
kost k kosti,	Das Bein zum Beine,
krev k krevi,	Das Blut zum Blute,
voda k vode.	Waſſer zum Waſſer.

In den Mythiſchen und magiſchen Bräuchen der Ehſten, von Kreutzwald, pag. 97 heilt Jeſus die Fußverrenkung des Roſſes:

Geh, Gelenk, an Gelenk hin wieder,
Gehe, Sehn', an Sehne wieder,
Gehe, Sprung, an Sprung hin wieder,
Gehe, Fleiſch, zum Fleiſch hin wieder!

Wie im Merſeburger Liede Wuotan es iſt, der oberſte Gott, der die Heilung bewerkſtelligt, in dem chriſtlich gewendeten Spruche dann Chriſtus die Heilung am Roſſe vollzieht, ſo thut dies auch im altindiſchen Spruche der Schöpfer und Ordner der Welt. Die nachfolgende Formel gehört dem Atharva-Veda an und iſt von Kuhn in ſeiner Zeitſchrift Jahrg. 1863, pag. 58 bekannt gemacht worden:

Mark mit Marke ſei vereinigt,
Haut mit Haut erhebe ſich.
Blut erheb ſich dir am Knochen,
Fleiſch erhebe ſich am Fleiſch.
Steh auf, geh hin du, eile fort!

Dieſelben Körperſubſtanzen, jedoch in umgekehrter Reihenfolge, werden aufgezählt, wenn ein Uebel aus dem Körper hinweg geſegnet werden ſoll; zur Vertreibung unreiner Säfte nimmt der Exorciſt einen Stein aus dem Bache auf, den er nachher genau an dieſelbe Stelle zurück legt, und ſpricht:

Unrein,
geh aus dem Mark in das Bein,
aus dem Bein in das Fleiſch,
aus dem Fleiſch in die Haut,
aus der Haut in den Stein, in den Rhein,
dann werden alle meine Säfte rein.

Dieſelbe Redefigur der abſteigenden Gradation enthält ein Segen gegen die Abzehrung, in Grohmanns Böhm. Abergl. S. 177. Man mißt die Breite des Patienten nach ſeinen ausgeſtreckten Händen, und ebenſo ſeine Höhe vom Kopf bis zur Ferſe mit einem Strohhalm. Entſpricht die Breite nicht der Länge des Körpers, ſo iſt die Auszehrung aufgefunden und wird mit folgenden Worten verwünſcht:

Ich vertreibe die Auszehrung aus dem Körper,
Aus dem Kopfe in die Schulter.
Aus den Armen in die Knie,
Aus den Knien in die Nägel,
Aus den Nägeln in das Meer:
Daß ſie dort das Waſſer übergieße und der Sand überſchütte,
Daß ſie die Beine nicht breche und die Adern nicht zerre,
Das Blut nicht ſauge und das Fleiſch nicht reiße.

Wie die Knochenſubſtanz relativ unzerſtörbar iſt und daher in den Höhlen und Gräbern eines vorgeſchichtlichen Menſchengeſchlechtes und untergegangener Thierracen bis heute ausgedauert hat; ſo knüpfte der religiöſe Glaube aller alten Völker

die Lehre von der körperlichen Fortdauer nach dem Tode an die Erhaltung der Knochensubstanz, und der darauf gegründete Zauberspruch, mit dem der verletzte Knochen geheilt wird, geht daher gleichfalls durch alle Zeiten und Sprachen.

Zum Schlusse darf auch auf ein paar Auszählsprüche in jenen Mährischen Kinderreimen hingewiesen werden, die J. Feifalik in Wolfs Ztschr. für Myth. 4, 341 mitgetheilt; sie kommen dem Sinne der voranstehenden Exorcismen sehr nahe.

Der Hase läuft um den Zaun,
Zerriß sich einen alten Stiefel,
Den näht ihm der Fuchs zusammen;
Das Eichhörnchen lächelte.
Was hast du zu lachen,
Da du kein Stückchen Hose hast?

Genug, genug,
Schon ist es der bloße Knochen;
Dieser ist es, dieser da,
Werfen wir ihn hinaus!

* * *

Vater schlachtete einen Widder,
Sandte der Mutter die Lunge.
Sie will die Lunge nicht,
Sie will einen Hasen.
Uebers Brachfeld läuft der Hase,
Zerriß sich das Loch hinten.
Der Fuchs näht' es ihm zusammen,
Eichhörnchen lächelte.
Was hast du zu lachen,
Hast ja nicht ein Stückchen Hosen.
Holer, holer Knochen,
Schon ists Fleisch genug!

Hier haben wir die wechselnden Gestalten des altheidnischen Zauberspruches, die Geschichte seiner Wirkungen giebt uns die

Edda dazu. In Skaldskaparmal c. 50 wird erzählt, wie die Jungfrau Hilldr*) Nachts nach beendigter Schlacht zur Walstatt hingeht und alle, die da todt lagen, durch Zauberei erweckt. Tags darauf kommt es zwischen den beiden Heerfürsten abermals zur Schlacht, und wiederum kämpften vereint unter ihnen alle die, welche gestern gefallen waren, „und so wird dieser Kampf der Hiadhningen fortdauern bis zum jüngsten Tage.“ Es mangelt dieser Erzählung nur die Angabe der symbolischen Manipulation, ohne welche ein gesprochner Exorcismus unwirksam bleibt. Während also Hilldr ihren Heilspruch über die zerfleischten Kriegerleichen sang:

ben zi bena, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sose gelimida sin!

durfte sie nicht vergessen, den besegneten Rümpfen Haupt und Glieder anzufügen. Alsdann erfüllt sich an den Hiadhningen das Loos der Einheriar in Walhall: Jeden Morgen wappnen sie sich, um täglich den Streit des Lebens zu erneuen, bekämpfen und fällen einander, Abends dann sind sie wieder heil und tafeln zusammen.

Zum Schlusse vernehmen wir aus dem Munde der Legende, wie der Heidenzauber sich ins christliche Wunder umstellt von der durch gliederweise Zusammenfügung und unter Anrufung Gottes bewirkten Wiederbelebung zerstückter und zerschmetterter Menschen.

Die von Gall-Morel neu aufgefundene Lateindichtung der Nikolauslegende gehört in dem Einsidlener-Manuscripte unstreitig dem 12. Jahrhundert an und ist auszugsweise bekannt gemacht im Anzeiger des German. Museums 1859, Nr. 6. Sie erzählt, wie der Heilige drei von ihrem Gastfreund im Schlafe ermordete Mönche wieder belebt. Ihre Leichen waren bereits zerstückt und in eine Salztonne zum Schweinefleisch geworfen, das man auf den Verkauf einpöckelte, da vereinigten sich die

*) Sie ist eines Namens mit jener Pharaildis, welche den verzehrten Ochsen wieder herstellt, indem sie über seiner ausgespannten Haut den Zauberstab schwingt. S. voraus Seite 222.

zerſchnittnen Körpertheile auf Nikolaus Gebet, heil ſinken ihm die Wiederbelebten zu Füßen. Daher wird Nikolaus mit dem Symbol des Keſſels abgebildet, rückweiſend auf jenes Salzfaß. In der Lebensbeſchreibung des heiligen Emmeram, welche der Freiſinger Biſchof Aribo im 8. Jahrhundert verfaßte, ſammeln die Einwohner die abgeſchnittnen Glieder des verſtümmelten Heiligen und verbergen ſie unter einem Weißdorn;*) denn es herſchte unter ihnen der Glaube, daß der Rumpf ohne ärztliche Hülfe heile, wenn man die zerriſſnen Theile unter dem Boden berge. Acta SS. 22. Sept. vita Hemmerami, c. 21. Ich theile hier denſelben Legendenzug aus einer von mir entdeckten Perg. Handſchrift, Groß 8° mit, welche aus dem 1520 aufgehobnen Dominikanerkloſter zu Bern ſtammt und durch Bruder Dietrich von Appolda, Predigermönch zu Erfurt, verfaßt iſt. Der Titel heißt: Ein büch von dem leben, dem vsgange vnd den zeichen sant Dominicus. Das zweite Buch, Kap. 4 handelt von dem erkikenne (Wiederbelebung) eines junglinchs, der Inhalt iſt folgender. Der junge Vapuleon zu Rom, ein Neffe des Kardinals Stephan, ſtürzt auf der Straße mit dem Roſſe, und das Jammergeſchrei der Begleiter, er ſei zerſchmettert, bringt in die Sixtina herein, wo der Pabſt und die Kardinäle eben mit St. Dominicus in Verſammlung ſitzen. Dominicus läßt den Zerfallnen ins nächſte Haus bringen, fügt die zerſchmetterten Glieder an einander und legt die im Todeskampfe verzerrten Züge zurecht: vnd leit ellů sinů gelide ze samen ordenlich vnd sin antlůt, das vngestalt was von dem zerzerren, vnd fügt och andrů sinů gelide an ir stat. Hierauf nach einem dreimal wiederholten Gebete rief er Vapuleon mit Namen und hieß ihn in Chriſti Namen ſich erheben. Vnd ze hande vor allen die da warent, do stunde der junglinch vf, vnd der in erkiket hate, ze dem sprach er: nun vater gibe mir etwas ze essene.

*) Vgl. voraus Seite 201.

7. Das Beinhaus.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Uralte Knochenanhäufungen haben ſich im Boden ſolcher Plätze vorgefunden, wo nachweisbar heidniſche Cultſtätten geweſen waren; ſo auf einem Berge bei Schochwitz im Mansfeldiſchen (Myth. 492), am Augsburger Perlachberg und im Würzburgiſchen Kloſter Heiligenthal (Panzer, Bairiſche Sagen 2, 448), auf dem Kniggel bei Halberſtadt (Pröhle, Harz. Sag. 1, XXXIV), im Aarauer Jura auf dem Grabacker der Lorenzokapelle und auf demjenigen zu Olsberg im Frickthal (Aargau. Sag. 1, 265 und 194). Die beiden Waldplätze im Tann, einer Gemeindewaldung von aargauiſch Muheim, welche Alte Gräber und Kaibenſtatt heißen, ſind zugleich Fundorte römiſcher Alterthümer. Es veranlaſſen nemlich die zahlreichen Schädel und Knochen beſonders von Roſſen, die man ſchichtenweiſe im Boden ſolcher Plätze findet, den Volksglauben, jene Gebeine ſeien in Folge ſchwerer Viehſeuchen hieher gebracht worden, und da man die Seuche, gleich dem crepirten Thiere, Kaib und Schelm nennt, ſo ſind dieſe Orte darnach Schelmenacker, Kaibengraben, Kaibler u. ſ. f. genannt. Die ſeit 1836 zu Schlatt, Kt. Thurgau, aufgefundnen keltiſchen Gräber liegen in einem Weinberge, Namens Schelmenbühl, und auch hier ſind zahlreiche Roßknochen mit zum Vorſchein gekommen. Wie man nun einſt den deutſchen Heiden Roßfreſſer ſchalt, ſo giebt man heute ganzen Dorfgemeinden, die in der Nähe ſolcher Fluren liegen, den Spottnamen: Schelmen, Kaibenſchinder, Kaibenfreſſer. Die meiſten dieſer Plätze haben ihre beſondere Localſage von untergegangenen Schlöſſern oder Klöſtern, und auch aus ihr geht mit hervor, daß hier in vorchriſtlicher Zeit ein allgemeiner Begräbnißort mit einem beſonderen Gebäude für die aufgeſammelten Gebeine geweſen ſei. Ueber die Beſchaffenheit ſolcher heidniſchen Beinhäuſer ſteht uns keine einheimiſche Nachricht zu Gebote, wir behelfen uns daher mit einer An-

ſchauung aus der Fremde. Arnkiel in der Cimbriſchen Heydenreligion 1691 erwähnt Seite 350 aus einem Reiſewerke des Ferd. Pinto, es habe derſelbe bei den Tataren in einem Bezirke 164 größere Gebäude beiſammen getroffen, alle klafterhoch und bis unter das Dach mit Todtenknochen angeſchichtet, ſo daß es das Ausſehen gehabt, als wären dieſe Häuſer mit ihrem Giebel erſt aus dem Beinhaufen herausgegraben. Auf einem Hügel nebenan ſtand ein ehernes Koloſſalbild, dieſe Gottheit, ſagte man, werde bei der Auferſtehung der Todten jedem hier Begrabenen ſeine Gebeine wieder zutheilen. Somit iſt bei einem aſiatiſchen Volksſtamme in der Neuzeit derſelbe Brauch wieder geſehen worden, welchen Griechen und Römer bereits von den Indern unter der Beifügung melden, daß man die Leichen den wilden Thieren preisgegeben, und welcher bei den heutigen Parſen in Baku der noch immer giltige iſt. Man ſetzt rings um einen außerhalb des Wohnortes gelegnen Thurm die Leichen frei aus und läßt ſie von den Raubvögeln bis auf die Gebeine abnagen. Sodann werden dieſe von einer auf die Höhe des Thurmes führenden Außentreppe in ſeine Oeffnung hinab geworfen. Iſt letztere im Laufe der Jahre angefüllt, ſo muß ein neuer Thurm errichtet werden. So gewaltig angehäufte Knochenmaſſen in eigens dafür beſtimmten Bezirken verſinnlichen uns die Stelle bei Heſekiel c. 37: Des Gebeines lag ſehr viel auf dem Felde und war ſehr verdorret. Und ſiehe, es regte ſich, und die Gebeine kamen wieder zuſammen, ein jegliches zu ſeinem Gebeine, und ſiehe, es wuchſen Adern und Fleiſch darauf und er, der Herr, überzog ſie mit Haut.

Aus den vorausgehenden Kapiteln iſt erſichtlich, daß der Germane den Grund der Lebensdauer im Knochenbau ſuchte, er wird alſo auch den Gebeinen der Beſtatteten eine beſondere Sorgfalt gewidmet haben. Dahin deutet manches in der Sprache. Starche, härte-Knoche hâ heißt dem Berner Oberländer langlebig ſein. In der epiſchen Poeſie der Angelſachſen heißt der Leib ſelber das Beinhaus, bânhûs; bânfät (ossium vas), bânloca (ossium septum), bâncôfa (cubiculum). Die Plünderung der Leiche iſt dem Heiden eine Todſünde und

macht ehrlos, ſie heißt hrairoup, Todtenraub, und nur ein barbariſcher Hune, ſagt das Hildebrandlied, iſt ihrer fähig. Sie iſt ſchon in den bajuvariſchen, langobardiſchen und alamanniſchen Geſetzen verboten und wird nach weſtgothiſchem Geſetz mit dem Feuertode beſtraft; denn der Todtenräuber frevelt nicht bloß an der Leiche, ſondern ſtiehlt ihr von ihrem Leben, weil man die Seele des Todten noch bei ſeiner Leiche gegenwärtig dachte. Auch das bloße Gerippe iſt unantaſtbar, weil an ihm die Wiedererweckung vollzogen wird. Das Siegel der Badiſchen Waldſtadt Seckingen zeigt den heiligen Fridolin, der ein Todtengerippe an der Hand führt; es iſt dasjenige Urſo's, den er aus dem Grabe erſtehen läßt und vor das Gericht zu Rankwil ſtellt als Zeuge für die Giltigkeit der dem Heiligen ſtreitig gemachten Schenkung. Die Acta SS. 1. März in Balthers Leben ſind die Quelle dieſer Tradition.

Die Nachrichten über Errichtungen von Beinhäuſern auf deutſchen Kirchhöfen reichen nicht weit zurück; die Synoden von Münſter im Jahre 1279, cap. 18, und von Köln ao. 1281, cap. 11 verordnen ſolche. Marzohl-Schneller, Liturgia 1, 106. Von weit höherem Alter ſind jedenfalls die Meinungen und Ueblichkeiten, die ſich an das Beinhaus knüpfen. Hier folgen einige. Jeder Kirchhof hat ſeine unſichtbare Wache, die von dem hier zuletzt Begrabnen gehalten wird, bis ihn ſein Nachfolger ablöſt. Sein Geſchäft iſt, Ruheſtörer zu verſcheuchen, die Gräber mit Weihwaſſer zu beſprengen, das kleine Gebein aufzuleſen und es im Beinhaus aufzuſchlichten. Trifft die Reihe ein Weib, ſo heißt ſie die Frau Todin und nach dem Rechen, den ſie für das kleine Gebein braucht, die Zammrechari. Schönwerth 3, pag. 16. Alpenburg, Tirol. Myth. 1, 347. Das Dorfthier in ſolothurniſch Erlinsbach, nächſt Aarau, iſt ein in Thiergeſtalt und zugleich in Prieſtertracht umgehendes Witterungsgeſpenſt, allein ſein Lager hat es auf den Knochen des dortigen uralten Beinhauſes, deſſen vorzeitliche Schädel bei den Craniologen unter dem Namen der Erlinsbacher eine neue Species bilden. In der innern Schweiz ſieht man die Schädel, wie ſie aus den wieder geöffneten Gräbern kommen, reihenweiſe auf-

geſchichtet und mit des weiland Eigners Namen beſchrieben, in Macugnaga am Monteroſa ſind die der geweſnen Ortsgeiſtlichen am Cranium in Form eines ſchwarzen Sammtkäppchens übermalt. Dabei brennt ein ewiges Licht. Im Anniverſarienbuch des aargau. Frauenkloſters Hermetſchwil ſteht „unterm vierten Tag des dritten Herbſtmonats" (Allerſeelen) eingeſchrieben: frôw Hilgart Bissin, conventfrôw diss gotzhûss, het gên 20 ß. haller, vnd das sol gebrûcht werden den armen selen zuo einem nachtliecht in dem beinhûss. Um einem Sterbenden den Todeskampf zu erleichtern, ſchickt man ſieben oder neun Kinder zuſammen ins Beinhaus oder, wo ein ſolches nicht in der Nähe iſt, zu einem Feldkreuz und läßt ſie da ſieben oder neun Vaterunſer beten. Dies geſchieht in der katholiſchen Landſchaft des Freienamtes. Aber auch der Proteſtant, dem die Todtenbeine der Gräber nicht weiter zur Schau geſtellt werden, widmet ihnen einen ſtummen Cultus. Es kommt in unſern reformirten Städten vor, daß der Patient einen verlornen Finger auf den Kirchhof bringen und da eingraben läßt. Im proteſtantiſchen Tuttlingen wird nach der Einſenkung des Sarges das Lied angeſtimmt: Ruhet ſanft, ihr Todtenbeine! (Birlinger, Schwäb. Sagen) Es iſt das äußerſte Maß der Verachtung und Schmach, zu ſagen: man wird mit deinen Knochen noch die Birnen und Welſchnüſſe herunter bengeln. Ein Tiroler Viehhirte wirft nach einer widerſpenſtigen Kuh mit einem Kirchhofsknochen; Nachts darauf ſagt der Geiſt zu ihm:

Bringſt du mir morgen nicht mein Bein,
ſollſt von mir zerriſſen ſein.

Zingerle, Tirol. Sagen Nr. 351. Als der Weber von Neukirchen einen Todtenkopf vom Freithof mit heim nimmt, um ihn unters Kopfkiſſen zu legen und ſich damit Glücksnummern träumen zu laſſen, erſcheint der Geiſt und fordert den Kopf zurück. Schönwerth, Oberpfalz 3, 152. Der Satz, wer Nachts einen Knochen vom Kirchhof holt, dem brechen die Geiſter den Hals, reicht durch die geſammte deutſche Welt, neuerlich noch hat ihn K. Maurer aus dem Munde einer Frau auf Island

aufgezeichnet. Dorten wettet die Magd Gudrun gegen den Werth einer Tabaksdoſe, ſie werde jenen Sack, in welchem hinter der Kirchenthüre die Gebeine aufgehängt werden, ins Haus herüber bringen. Sie thut's, wird aber hierauf unabläſſig von einer Erſcheinung verfolgt, welche ſpricht: Uebel biſt du, Gudrun, mit meinen Knochen verfahren, das ſollſt du wieder gut machen! Isländiſche Sagen der Gegenwart, Seite 64 und 134.

Beſucht man die Todtenkapellen auf einigen Alpenhospizen, ſo ſieht man dorten vollſtändige Skelette in den Mauer-Niſchen aufrecht ſtehen, einige ſogar in eine ſchwarze Mönchskutte gekleidet. Dieſer phantaſtiſche Todtenkultus ſoll durch ganz Italien bemerkbar ſein und wird im Sinne des kirchlichen Memento mori ausgedeutet. Berühmt ſind dadurch namentlich zwei Kirchen zu Rom. Die Todtenkapelle alla Morte an der Brücke Siſto hat eine Unterkirche, deren Wände und Decken ganz und gar mit lauter Menſchengebein überkleidet ſind. Ganze Gerippe ſtehen in den Niſchen, ein Theil der Wand iſt mit Kinderſchädeln, ein anderer mit lauter Gelenkknöchlein arabeskenartig geſchmückt, die Kandelaber ſind aus Knochen zuſammengefügt, die Roſetten, Sterne und Kreuze der Decke ſind lauter Menſchenknochen. In der Todtenkapelle auf der piazza Barberini ſtehen Gerippe in Kapuzinerkutten herum, an der Decke hängen zwei Kindergerippe in Geſtalt ſchwebender Engel, es waren einſt zwei Prinzeſſinnen des Hauſes Barberini.

Dieſe welſche Sitte erſcheint uns grauſig, aber noch erſchrecklicher wird es dem Italiener zu hören ſein, daß man bei uns zum Andenken an die Todten das Brod in Knochenform backt und unter dem Namen Todtenbeine feil hält. Unter den Feinbäckereien der Stadt Aſchaffenburg ſtehen die ſogen. Bubenſchenkel und die ſafrangefärbten Dürrbênerchen obenan. Doch hievon wird im folgenden Abſchnitt vom Seelenbrod beſonders die Rede ſein.

In W. Wackernagels Basler Gymnaſ. Progamm v. 1835 zu Bürgers Gedicht Lenore finden ſich S. 7 zwei Volkslieder, die des Brauches gedenken, Heldenleichen in aufrechter Stel-

lung zu begraben. Ein Klephtenlied aus Fauriels Neugriech. Sammlung 1, 56 legt dem todten Armatolenführer das Wort in den Mund:

Die Grabesstätte hauet mir aus,
macht eine breite und hohe,
Damit ich aufrecht streiten kann
und in die Quere laden.

Ueberaus ergreifend ist dies in einem deutschen Soldatenliede veranschaulicht aus des Knaben Wunderhorn 1, 72; eine Kriegerschaar rückt aus dem Städtlein fort, wo sie Nachtquartier gehabt, stößt auf den Feind und wird insgesammt erschlagen. Da erhebt sich der Trommelschläger, auf den beim heutigen Auszug noch sein Liebchen vom Fenster herabgeblickt hatte, und trommelt die Leichen der Kameraden auf. Sie schlagen den von panischem Schreck ergriffnen Feind und rücken dann vor der Liebsten Haus:

Da stehen Morgens die Gebeine
In Reih und Glied wie Leichensteine,
Die Trommel steht voran,
Daß Sie ihn sehen kann.

Aus diesen Angaben zusammen wird nun hervorgehen, daß das richtige Abbild des Todes wirklich unser Knöchler und Knochenmann ist, daß er aber als solcher ursprünglich ein Gedenke zu leben, und nicht ein Gedenke zu sterben, gewesen war. Hiemit erleidet auch das Ziel von Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" eine Abänderung nicht zwar des künstlerischen Ergebnisses, wohl aber der culturgeschichtlichen Prämissen. Das Abbild auch des griechischen Todesgottes muß irgend einmal in früherer Zeit dem unsrigen gleich gewesen sein. Auch in Griechenland war das Grabalter dem Brennalter vorausgegangen. Verbrannt werden bei Homer die Pestleichen, um das Heer vor Ansteckung zu sichern; verbrannt wird Patroklos Leiche, weil man während des zehnjährigen Krieges nicht hoffen konnte, die Leiche in die Heimat zurück

bringen zu können. Jene antiken Grabdenkmäler, welche eherne Gerippe darſtellen und deren Geltung und Echtheit Leſſing ſo ſehr beſtritt, hatten alſo dennoch ihre antike Geltung typiſch gehabt, bis ſie ſpäter dem Genius mit umgeſtürzter Fackel wichen. Die ſprechendſte Beweisſtelle hiefür giebt Leſſing ſelbſt an (Lachmanns Ausgabe, Band 8, Seite 254), es iſt jene von Petronius geſchilderte Tafelſcene, da der Sklave das ſilberne Modell eines beweglichen Menſchengerippes bei den Gäſten umherträgt und dieſe ausrufen: sic erimus cuncti, ergo vivamus!

Das Allerſeelenbrod.

Aus der Geſchichte des deutſchen Grabcultus.

I. Das Kornopfer.

Die Keimkraft des Getreidekornes erscheint als etwas nahezu Unvergängliches; ackerbautreibende Völker schütten es daher mit in die Gräber, den ewigen Schläfern zur immerdauernden Speise; Culturvölker haben es zum Sinnbild einer über das Grab hinaus reichenden Fortdauer erhoben. Herkömmlich sieht man auf Kirchhöfen katholischer oberdeutscher Dörfer in dem Weihwasserbecken neben dem Grabkreuze einen aus Kornähren geflochtenen Sprengwedel liegen; er ist ein Symbol des hier gleich einem Weizenkorne in die Erde gesenkten Lebens, das durch den Thau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll. So galt es schon vor Jahrtausenden; aus Korn und Brod bestanden die frühesten Todtenopfer, so beweist es der Gräberbefund, so drücken es die Sprachen aus. Den Thraziern und Hellenen waren die Namen für Getreidehaufen, für Korn- und Todtenbehälter sprachlich synonym, den Etruskern und Tusken galt die Pforte der Unterwelt für einen Kornbehälter, wie die ägyptischen Pyramiden sowohl Königsgräber als auch Kornkammern hießen. Bei der Oeffnung antiker Gräber im oberägyptischen Theben, auf denen das Siegel von Jahrtausenden unverletzt geruht hatte, fand man Todtenbrode mit in die Leichenbinden eingewickelt, Weizenkörner in den Händen der Mumien. Als von solcher Frucht der Franzose Guerin Mineville im Jahre 1849 fünf Weizenkörner ausgesäet hatte, erhielt er mit einem 1200fachen Ertrage ein der heutigen ägyptischen Weizenfrucht völlig gleiches Product. Nicht bloß Decandolle's Ansehen verbürgt die Thatsächlichkeit dieser

naturhiſtoriſchen Angabe, es haben die ſeither mit dem Mumienweizen weiter fortgeſetzten Verſuche in der Landwirthſchaft Frankreichs einen entſchieden ernſten Charakter angenommen. Doch der Brauch ſelbſt des Korn- und Brodopfers bei Leichenbegängniſſen findet ſich, wie im alten Nil-Lande, ebenſo durch das Morgen- und Abendland verbreitet, bei dem einen Volke bald öffentlich und rituell fortdauernd, bei einem andern nur heimlich geübt oder ſtillſchweigend von Oben her geduldet, und gerade die Art und das Alter ſeines außerchriſtlichen Vorkommens wird öfters im Stande ſein, ein aufklärendes Licht auf unſere eigene Chriſtenſitte zu werfen. Man vergönne uns, zu dieſem Zwecke ſogleich ein paar Beiſpiele anzuführen.

Bei arabiſchen Beerdigungen zu Kairo, wie ſolchen i. J. 1860 Dr. Frankl aus Wien (Aus Egypten, S. 33) als Zuſchauer beiwohnte, eröffnen den Zug zwei Kamele, das eine Brod in Körben tragend, das andere in Schläuchen Waſſer, hinter ihnen ein Ochſe, der am Grabe geſchlachtet und ſtückweiſe ſammt den Broden unter die Anweſenden vertheilt wird. Der Alttürke füttert gefangene Vögel und läßt ſie am Feſte der Gräber fliegen; er zerbröckelt viele Laib Brode und wirft ſie am gleichen Tage den Fiſchen ins Waſſer; er legt ſüße Kuchen in die müßigen Flammen und ſchüttet ganze Metzen Korns in die Ameiſenhaufen; er beköſtiget und nährt mithin an dieſem Tage alle vier Elemente, in denen die Abgeſchiedenen ihre Wohnſtatt nehmen könnten. Wie müſſen wir aber wohl ſtaunen, wenn eben dieſes Verfahren und zu demſelben Zwecke in den religiöſen Bräuchen unſerer oberdeutſchen Bauernſchaft wiederkehrt, wie es in der nachfolgenden Beſchreibung des Allerſeelenfeſtes noch weiter mitzutheilen ſein wird. Und wer wird dabei voreilig an eine Entlehnung denken dürfen! Denn dieſe dem Islam jetzt ausnahmslos gebotene Todtenſpende war vor deſſen geſchichtlichem Auftreten ſchon altarabiſche Sitte geweſen, wie „das Feſt der Todten“, eine beſondere Erzählung in Fr. Rückert's Morgenländiſchen Sagen, 2, 309 unwiderleglich darthut; ſie verräth ſich aber eben ſo urſprünglich in jenen Theilen des Orientes, in welche der Islam niemals vorgedrungen iſt. Als Wilhelm Heine mit der

nordamerikaniſchen Expedition Japan beſuchte (Japan und ſeine Bewohner 1860, 306), war er dorten Augenzeuge des Todtenfeſtes, das der Japaneſe am fünfzehnten Tag ſeines ſiebenten Monats begeht. Man pflegt da die Speiſen, die man über Tag auf die Gräber geſtellt hat, Abends auf kleinen, kerzenerhellten Booten, mit Papierſegeln verſehen, in die Gewäſſer zu ſetzen, ſo daß am Feſtabende tauſende ſolcher Fahrzeuge auf den Wellen ſich ſchaukeln. Zu Aehnlichem verpflichtet Menu's Geſetzbuch den Inder. Dieſer hat alljährlich zehn Tage hindurch zur Beruhigung der Jüngſtverſtorbenen Reiskuchen zu opfern, Pinda genannt; er hat Grabfeuer anzuzünden für Groß- und Aeltervater, und für ſämmtliche Ahnen Waſſerſpenden auszugießen; erſt nach dieſer Verrichtung kann der Ueberlebende den rechtlichen Beſitz des ihm von dem Verſtorbenen zugefallenen Erbes antreten, ſo daß ſomit Familienverband, Vermögensbeſitz und Todtenopfer als eine unzertrennliche Einheit erſcheinen. Gans, Erbrecht 1, 80. Damit wird das Todtenopfer zu einer Satzung geſtempelt, die unabänderlich über aller Willkür des Lebenden und über dem bloßen Wunſch und Willen des Verſtorbenen ſteht. Die Legende läßt es auch nicht an beweisführenden Beiſpielen ſolcher Art mangeln. Sie berichtet im indiſchen Epos Mahabharata von dem edelmüthigen Wettſtreit, welcher zwiſchen Jajati, einem nach ſeinem Tode wieder zur Erde gekommenen Könige, und deſſen vier Enkeln entſteht. Jajati trifft jene am Altare, da ſie eben das Opfer für die Ahnen entzünden, und weigert ſich großmüthig, die Frucht und das Verdienſt ihrer frommen Handlung diesmal auf ſeine eigene Perſon übertragen zu laſſen. Doch die Viere erwiedern ihm: Allein an den Menſchen liegt die Schuld, wenn die Verſtorbenen nicht im Himmel zu bleiben vermögen; wenn du durch uns den Himmel verlierſt, ſo iſt ja deiner Nachkommen Loos gleichfalls die Hölle. — So tief verwachſen mit dem Organismus des religiöſen Geſetzes und des bürgerlichen Sachenrechtes, erweiſt hier der indiſche Brauch ſich um ein Bedeutendes urſprünglicher, alſo auch weit folgenreicher, als jene althebräiſche Satzung, Tobiä 4: Stelle dein Brod

und deinen Wein auf das Grab des Gerechten. Denn in dieser Stelle raisonnirt eine bereits nach willkürlichen Ausnahmen sich selbst beschränkende Sitte, dorten spricht ein ausnahmsloses Gesetz. Um so überraschender für uns wird es sein, dasselbe Rechtsverhältniß auch im altdeutschen Todtenmahl mitbegründet zu finden. Denn auch nach diesem durfte der Ueberlebende so lange nicht sich in den Besitz der Erbschaft setzen, bis nicht Erbmahl und Erbtrunk (altnordisch Arföl, das Erb-Ale) feierlich abgehalten und damit des Verstorbenen Gedächtniß (minne) getrunken war. Der Brauch des Leichtrunkes besteht in diesem rechtsgiltigen Sinne des Erbbieres jetzt noch. Der Schleswig-Holsteiner umschreibt den Namen Grabbier mit der Phrase den Doden sîn Hût vertêren; denn eben die Haut und Bedeckung (Hut und Hütte), aus welcher der Todte gefahren ist, verbleibt nun seinen Erben. Im Aargauer Reuß- und Bünzthale, deren Bevölkerung ungemischt katholisch ist, wird zum Gedächtnisse des Verstorbenen ein dreimaliger Seelgottesdienst abgehalten, am Tage der sogen. Begräbde, am Siebenten darnach, schließlich am Dreißigsten. Eben so oft findet auch im Trauerhause ein Trauermahl statt, das herkömmlich mit Rothrüben-Salat und Rothwein schließt. Bei der dritten Mahlzeit am Dreißigsten werden die Kleider des Verstorbenen verschenkt und zugleich geht hier die Ausscheidung des Erbes vor sich. Ist Letzteres geschehen, so legt die männliche Verwandtschaft den am Lande noch üblichen Leidmantel für immer ab; man hat darin dem Freund nach Vorschrift das Geleite gegeben „zu Kirche, zu Straße und übers Grab", und somit ist seinem Andenken kirchlich und weltlich Genüge gethan.

Der Leser, welcher die innere Uebereinstimmung dieser so verschiedenartigen Völkern angehörenden Leichenbräuche zuzugeben geneigt ist, wird das höhere Alter derselben beim Germanenvolke doch wohl beanstanden, in so ferne er das Todtenopfer auch hier grundsätzlich als eine Kornspende auffassen soll und sich erinnert, daß Cäsar und Tacitus dem Germanen den Ackerbau nahezu absprechen. Dieses ehemalige Bedenken ist aber durch eine richtige Interpretation jener Schriftsteller

ohnedies bereits verringert und durch den neuerlich gemachten Gräberfund vollends zum Schweigen gebracht. Die oſtdeutſchen Leichenfelder und Opferſchanzen zwiſchen Elbe und Weichſel, alſo in jenen Landſtrichen, wo die früheren Wohnſitze des Vandalenſtammes geweſen waren, haben bisher nicht bloß beträchtliche Maſſen geröſteten Weizens ergeben, ſondern auch kugelförmige Klumpen, laibleinartig aus geſtoßenem Korn und aus Thonerde zuſammengebacken und von der Flamme des Leichenbrandes mitcalcinirt, die man mit allem Grunde für Opferbrode anzuſehen hat. Solcherlei aus Gräbern erhobene Brodkugeln, in ihrer Geſtalt den nachher noch zu beſchreibenden Seellaiblein gleich, finden ſich aufbewahrt in der Preusker'ſchen Alterthumsſammlung zu Großenhain. Außerdem aber haben die ſeitdem erſt entdeckten Pfahlbauten, die mit der germaniſchen Urzeit an Alter jedenfalls ſich meſſen, eine immer noch ſich mehrende Ausbeute an Weizen, Körnerbrei und Brodkuchen geliefert. Im Bodenſee zu Wangen allein hat man an Weizen und Gerſte ein zu hundert Seſter anſteigendes Quantum aus der Tiefe des dortigen Seedorfes erhoben. Es bewährt ſich damit, daß das Korn eine urzeitliche Pflanze, ein Gemeingut der früheſten Menſchheit geweſen iſt, und in dieſem Sinne haben es auch die älteſten Mythen aufgefaßt. Nicht bloß Abraham vermag dem ſammt den Engeln zu Beſuch kommenden Herrn mit friſchgebackenen Weizenkuchen zu bewirthen. Durchwandert einmal der Germanengott Rigr ebenſo die Welt, um das Menſchengeſchlecht in Stände zu ordnen, ſo findet er daſſelbe überall ſchon mit dem Ackerbau beſchäftigt und erhält zur Einkehr in dem einen Hauſe grobes Gerſtenbrod, in dem andern feine Weizenkuchen vorgeſetzt. So erzählt das Eddaiſche Lied Rigveda. Das altnordiſche Alvîssmâl iſt zwar ein um Vieles jüngeres Gedicht, enthält aber ſammt einer poetiſchen Umſchreibung der mehrfachen Namen der Gerſte zugleich den ſprechenden Beweis, daß die germaniſchen Todtenſpenden eben in Korn beſtanden haben. Bei den Menſchen, erzählt dies Gedicht, heißt das Korn (der Gerſte) Bygg, das Gebaute; bei den Göttern heißt es Bar, der Ertrag; bei den halbgöttlichen

Vanen Vaxt, das Granige; bei dem Volke der Riesen Aeti, das Essen; bei dem Geschlechte der Zwerge Lagastaf, der Maßstab des Gesetzes; aber in dem Todtenreiche der unterirdischen Göttin Hel wird es Hnipinn genannt. Letzterer Name bezeichnet das wallende, Alles zudeckende Saatfeld, ein Bild von gleich plastischer Trefflichkeit, wie ehedem des Odendichters Ramler „blonde Ceres, die ganz verhüllt in Aehren geht". Und wie nun der Getreidebau älter ist als unser geschichtliches und naturgeschichtliches Wissen; wie die Sprache mit dem Namen Gottesgabe, dänisch Gudsgave, das Korn als eines jener Geheimnisse bezeichnet, deren Anfang wir nicht ergründen, sondern nur Gott allein überlassen können; so muß es auch mit in den ursprünglichsten Ideen der Menschheit liegen, wenn man um den Grund fragt, warum die in Korn bestehende Todtenspende in altindischen und altdeutschen Satzungen unter denselben Rechtsfolgen erscheint. Daraus ergiebt sich zugleich der sprechende Beweis, daß ein solcher Brauch sammt seiner Uebungsart nicht aus diesem oder jenem Religionssystem abentlehnt, nicht gleich einer Mode mechanisch auf weitere Völker übertragen worden sein kann, daß er vielmehr aus der überall sich gleichenden Menschenempfindung unmittelbar entsprungen ist und in dem Unentbehrlichsten, dem täglichen Brode, gleichmäßig sich verkörpert hat. Gerade unter solchen Völkern oder Volksschichten wird er daher noch am deutlichsten erkennbar sein, deren ursprüngliches Sittengesetz und Rechtsleben am wenigsten von äußerlicher Gewalt hat beeinflußt werden können.

Ferner ist zu erwägen, daß das Todtenopfer ein von der Treue der Blutsverwandtschaft eingegebener Liebesdienst, ein Sühn- und Dankopfer ist, in Speise und Trank dazu bestimmt, von der gemeinsamen Verehrung dargebracht und in gemeinsamer Stimmung aufgezehrt, consumirt zu werden; denn nur so betrachtet, wird sich jener sittliche Widerwille ermäßigen, mit dem heute ein verfeinertes Urtheil die oft zu greifbare Naturwüchsigkeit manches alten Volksbrauches beanstanden möchte. Nach der Hülle und Fülle, das heißt wörtlich, nach Kruste und Krume aller zu einer Todtenspende aufgebrauchten Brode,

veranſchlagt jetzt noch unſer oberdeutſcher Landmann die ſeinem Verſtorbenen nachgetragene Achtung, wie dauerhaft ſein Angedenken, ſein Nachruhm in der Gemeinde verbleiben werde und, da dem Abgeſchiedenen eine umfaſſende Erinnerung hievon zugetraut wird, wie ihn ein dieſem irdiſchen Angedenken entſprechendes Maß von Befriedigung und Seligkeit im Jenſeits erfüllen werde. Denn wie ſollte er des Anblickes nicht herzlich froh ſein, wenn die verſammelte Sippſchaft, ſtatt in ſtummer, alle Nahrung abwehrender Trauer zu verharren, ſeinen Namen nennt, einmüthigen Stolzes die Becher erhebt und mit neugeſchöpfter Zuverſicht die zaghaften Gedanken und Sorgen niedertrinkt. Eben weil dies ſo das Naturgemäße wär, ſo mußte ihm das früheſte Chriſtenthum auf ſeinem Wege zu allen Völkern auch allenthalben begegnen. Aber es ergieng dabei den Glaubensboten wie uns noch; ein ſolcher Gedankenſprung ſchien ihnen zu vermeſſen, ein ſolcher Stimmungswechſel zu unvermittelt, zu erfrecht und roh. Speiſe und Trank auf die Gräber zu tragen, dorten zu genießen und mit den Armen zu theilen, war zu den Zeiten des heil. Auguſtin ſo ſehr allgemeiner Brauch, daß dieſer Kirchenvater in ſeinen Confeſſionen erzählt, wie er noch ſeine eigene fromme Mutter Monica von dieſer Unſitte der Mailänder Chriſten habe abhalten müſſen. Der Abt Auguſtin Calmet zu Senon meldet in ſeiner Abhandlung von den Vampyren: Wir haben in der Raritätenkammer unſeres Kloſters irdene Gefäße und Teller, auf denen noch Knochen von Ferkeln und Hühnern zu ſehen ſind; ſie ſind tief unter der Erde der Kloſterkirche des heil. Manſuetus zu Toul aufgefunden worden und beweiſen, daß man hier einſt den Leichen Speiſe und Trank beigeſetzt hat. In der Sammlung Karolingiſcher Kirchenſtatute von Rhegino iſt jedem Biſchof aufgetragen, bei der jährlich zur Synode verſammelten Diöceſangeiſtlichkeit Umfrage darüber zu halten: Ob Jemand zur Nachtzeit über einen Todten ſinge, eſſe oder trinke und ſich gleichſam über deſſen Tod freue. Doch die Kirche lenkte nachmals ſelbſt ein, allgemein Menſchliches tolerierend, oder es nach Möglichkeit in eine ſpirituelle Beziehung umkleidend. Sie ſetzte

den Todtensonntag mit dem Sonntag Lätare auf einen und denselben Festtag zusammen, die Heidenfreude zu gleicher Zeit mittels der Christentrauer ermäßigend; und so konnten schon die Quedlinburger Mönche wiederum die gröbliche Heidenfolgerung lehren, je mehr man bei Todesfällen schmause, um so mehr würden die Verstorbenen gelabt: plenius inde recreantur mortui. Flögel, Groteskkomisches 192. Und da Glauben und Aberglauben keinem Zeitlauf unterthan sind, so ist es gedenkbar, daß sich dieselbe Behauptung auch jetzt noch unter dem Volke vernehmen lassen kann. Der bairische Oberpfälzer nennt das Abhalten des Leichenmahls das Eindaichteln des Todten, ableitend von gothisch dauhts, das Mahl; „Je mehr dabei getrunken wird, sagt er, desto besser ist's, es kommt dem Todten zu gut." Dies ist kein beiläufiger Scherz, sondern wird uns durch die Autorität Schönwerths verbürgt, des landeseingebornen Ethnographen der Oberpfalz. Selbst wenn von dem kirchlichen Todtensonntag behauptet wird, das für diese Frist gebackene Brod ergebe in einer Unze mehr Sättigung als an andern Tagen zwei Pfund, so liegt auch unter diesem abergläubischen Worte eine herbe thatsächliche Erfahrung verborgen, die nemlich, daß ein schmerzlichfrisches Andenken am raschesten und wohlfeilsten zu ersättigen ist. Erst der systematische Aberglaube macht den Satz absurd, indem er aus dieser natürlichen Erfahrung einen Lehrsatz von der magischen Wirkung des Seelbrodes heraus folgert. Doch daß wir uns deshalb nur nicht voreilig gegen ihn ereifern und dann doch thun, wie er! daß wir jene magische Wirkung nicht dem Zweckbrode absprechen und sie doch hinter unsern zahlreichen Zweckessen wieder finden wollen! denn hier wie dorten läuft doch Alles auf die Vorstellung hinaus, die der Essende mitbringt. Bei einem Zweckessen wird von den Meinungsgenossen in der erklärten Absicht gemeinsam getafelt, hier im voraus schon an jenem Frohgefühle sich ersättigen zu wollen, welches durch eine erst noch zu verwirklichende Idee später einmal der bleibende Besitz dieser Genossenschaft werden soll. Wie viel oder wie wenig dabei consumiert wird, dies hängt ganz allein von der

Stimmungsfähigkeit der Verſammelten ab; auf der Spitze des Enthuſiasmus und in der Tiefe des Schmerzes pauſiert der Appetit gleichmäßig, nur ganz moderne Gefühlsdilettanten und Zweckeſſer fechten ſich zwiſchen Beiden arglos mit Meſſer und Gabel hindurch. Sogar das Subſtantielle der Nahrung und des Geſchirres darf aus dem Alltäglichſten beſtehen, wenn beides nur die ideellen Beziehungen zuläßt, die einem geweihten Symbol zukommen. Den griechiſchen Göttern diente das bloße Füllhorn, den germaniſchen der Keſſel als Mittel ſchmauſender Seligkeit; den frommen Aethiopen mußte der Sonnentiſch, den Rittern der Tafelrunde der heil. Gral in jeder Nacht friſche Paradieſeskoſt ſpenden, und im Kindermärchen thut's das Wort Tiſchchen deck dich! So kann auch der Todtentag bald als ein von der natürlichen Trauer gebotener Faſttag, bald als ein von dem Nationalſtolze überlaut begangenes Banket gefeiert werden und bei beiden ſinnbildlich oder wirklich der Schmerz ſich ſelbſt verzehren wollen; auf jeder Stufe der Entwicklung wird der Volksgeiſt das hiefür ausreichende Mittel, den zu dieſer Anſchauung verwendbaren Gegenſtand ausfindig machen, er braucht nur das Allergewöhnlichſte, die tägliche Nahrung zu ſymboliſieren und ihr eine religiöſe Bedeutſamkeit beizulegen. Das deutſche und das griechiſche Nationalepos, beide der Spiegel unverſtellter Menſchenart, haben daher von dieſer doppelten widerſpruchsvollen Gemüthsſtimmung zu erzählen und wie ſich dieſelbe beiderſeits ausgleicht. Wenn der erſchlagene Nibelungenheld begraben iſt, ſo finden ſich manche ſeiner Freundſchaft, die dreier Tage lang vor großem Kummer weder eſſen noch trinken; doch wahrheitsgetreu ſetzt das Lied ſogleich hinzu: si nerten sich nâch sorgen, ſie fiengen in ihrem Leid doch wieder an, Nahrung zu nehmen. Wenn Vater Priamos die Stadt verläßt und im Feindeslager die Leiche des Sohnes beim Mörder Achilleus ſich erbitten muß, erhält er ſie zwar, zugleich aber ſoll der Gebeugte mit Achilleus im Zelte zu Nacht ſpeiſen. Hier iſt es, wo die Ilias unſerer Mißſtimmung über einen in ſeinem Herzeleid eſſenden Vater eine merkwürdige Belehrung giebt: das Brod iſt kummer-

ſtillend; oder wie Schiller im Siegesfeſte jenes homeriſche Wort überſetzt:

Denn auch Niobe, dem ſchweren
Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Koſtete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl.

Dies iſt die erwähnte Nährkraft, die vor jedem andern Brode dem Todtenbrode beigelegt wird. Daſſelbe drückt der Spruch in Zend-Aveſta aus (überſetzt von Spiegel 1, 85): Niemand, wenn er nicht ißt, vermag etwas; und zuſtimmend ſteht Pſalm 104, 15, daß das Brod des Menſchen Herz erfreue. Es iſt aber vom Heilſamen nur ein kleiner Schritt zum Heilkräftigen, daher rühren die tauſendfachen Wundercuren, die das einfache Brod verrichten muß. Wer über Land geſchickt werden ſoll, der ſchneidet ſich vom Hauslaib in der Tiſchlade erſt ein Stück ab; in der Taſche mitgetragen, bewahrt es Jung und Alt vor plötzlichem Heimweh, vor Bezauberung, vor dem Anfall der Hunde. Dem armen Soldaten in der Fremde begegnet das Graumännchen und ſchenkt ihm ein Krüſtchen Brod: Hier riechſt du dran, dann haſt du keinen Hunger, und denkſt du dran, dann haſt du keinen Durſt! Curtze, Waldecker Volksüberlieferungen 56.

Wenn nun im Nachfolgenden einige geſchichtlich verbürgte Züge aus den Leichenbräuchen unſerer heidniſchen Vorzeit mitgetheilt werden, ſo ſind ſie zu dem beſondern Zwecke ausgewählt, zugleich ein erklärendes Licht auf jene Grabſpenden, Seelfeſte und Seelbrode voraus zu werfen, mit deren genauerer Schilderung ſodann vorliegender Bericht abſchließt.

Die jetzt noch geltende Benennung Seelgeräthe, Jahrzeit, Anniverſarium begreift alles in ſich, was ein Verſtorbener nach katholiſchem Ritus kirchlich vergabt und zu ſeinem oder der Seinigen Gedächtniſſe alljährlich am Stiftungs- oder Sterbtage zu Wohlthätigkeitszwecken ausbieten läßt. Man lieſt Seelmeſſen, man vertheilt alle Gattungen von Lebensmitteln, man bietet Seelbäder aus, wie jetzt noch in München geſchieht, einſtens aber gleichmäßig in ganz Süd- und Norddeutſchland

geſchah, man ſpeiſt die Armen in Genoſſenhäuſern, die im ältern Nürnberg einſt gleichfalls Seelhäuſer hießen, und beköſtigt die dienſtthuende Geiſtlichkeit an einer reichbeſetzten Tafel. Als ſich daraus clericale Schmauſereien entwickelten und man das Anſtößige heraus zu fühlen begann, ſuchte man nach beſchönigenden Erklärungsgründen und leitete den Brauch von den Liebesmahlen der erſten Chriſten her. Allein von dieſer entlegenen Beziehung läßt ſich in der deutſchen Kirchengeſchichte auch nicht ein leiſer Schimmer erkennen. Eben ſo wenig reicht das kirchliche Allerſeelenfeſt allein hin, die Entſtehung und Uebungsweiſe des Volksbrauches zu erklären. Bevor Abt Odilo von Clugny zu Ende des eilften Jahrhunderts an dieſes Kirchenfeſt gedacht und dann Papſt Johannes XVI. daſſelbe auf den zweiten November feſtgeſetzt hatte, feierten die Heiden um eben dieſe Zeit Novembers das Feſt zugleich des ſcheidenden Sommers und der mit demſelben hingeſchiedenen Seelen. Da zog alsdann das große Heer der Todten um, wurde von dem zum Opfer verſammelten Volke begrüßt und mit friſch aufgeſtellten Speiſen zur Weiterreiſe geſtärkt; oder es wurden auch ſtatt der Todten, die keine Wegzehrung mehr begehrten, ihre Stellvertreter, die Armen und Siechen, mit Trank und Speiſe erquickt. Bedingungsweiſe wurden ſolcherlei heidniſche Opfer von den Bekehrern zugeſtanden, von der Kirche alsdann gemildert und umgebildet und eben dadurch für unſer geſchichtliches Wiſſen gerettet; denn auch jetzt noch behauptet das Todtenopfer wenigſtens in Form des Almoſens ſeine kirchliche Berechtigung. Der Prieſter Goffine, welcher 1719 ſtarb, fragt in ſeinen neuerdings ſtark verbreiteten „Evangelien und Epiſteln“ (Augsburg 1826. 2, 293): Wie iſt den im Fegfeuer leidenden Seelen zu helfen? und antwortet darauf: durch Almoſen; denn es ſteht geſchrieben: Beraube den Todten der Gnade nicht. — Sehen wir nun aus den uns erreichbar geweſenen Quellen, wie unſere deutſche Vorzeit dieſe Pflicht auffaßte und erfüllte.

Beim Feſte der Goldenen Meſſe zu Hildesheim, die zum Schluſſe der ſogen. Gemeinwoche 14 Tage nach Michaelis

(29. September) begangen wurde, hatte das Hildesheimer Stift alle herbei gekommenen Gäste und Fremden nach altbestimmter Norm zu begasten. Aber das dabei Allen gleichmäßig Zukommende war ein obligates großes Zweckbrod. Als der Klosterreformator Bruschius eben zur Zeit dieses Festes das Stift besuchte, erhielt er neben den übrigen satzungsmäßigen Gerichten, dem bestimmten Quantum Tafelwein und den vorschriftlichen vier Schillingen Zehrgeld, ein weißes Weckenbrod von solchem Umfange vorgesetzt, daß nach seiner Versicherung alle damaligen Tischgenossen zusammen daran genug gehabt hätten. Eben dieses Fest der altsächsischen Gemeinwoche, die hillige mênweke, welches in dreitägiger Dauer auf Ende Septembers fiel und das Erntejahr mit Höhenfeuern, Opfern, Volksversammlung und Tänzen schloß, ist uns durch Widukinds von Corvey Annalen als ein vorchristliches bestätiget. Jetzt noch fallen unsere Erntefeste vielfach auf Michaeli (29. September), also ziemlich auf die unserer altdeutschen Jahreseintheilung entsprechende gleiche Zeitscheide, und sind begleitet von landschaftlichen Kinderumzügen, städtischen Festspielen und Ortsbräuchen, in denen sich der Wettkampf des Sommers und Winters sceniſch ausdrückt. Denn mit der Bergung des Pfluges begann der altdeutsche Winters- und Neujahrsanfang. Seit nun nach Julianischem Kalender der Winterbeginn auf Martini, 11. November, gerückt wurde, sind auf diesen Termin auch unsere Schnitter- und Drescherschmäuse, Herbstgerichte und Zinstage mit hinausgerückt, und Martini schließt nun das Pacht- und Ackerjahr ab. Eben deshalb wiederholt jetzt dieser neuere Wintertermin das in dem früheren bereits vorhanden gewesene Erinnerungsfest für die im Laufe des landwirthschaftlichen Jahres Verstorbenen, nemlich das Opfer am Allerseelenfeste, welches nun am 2. November kirchlich begangen wird. Und seitdem das Sonnenjahr nun bei allen deutschen Volksstämmen gleicher Maßen in Geltung ist, gelten nach ihrem übereinstimmenden Volksaberglauben die jetzige Neujahrsnacht, die Zeit der Zwölften sammt der skandinavischen Julnacht gleichermaßen wieder als die ehemaligen Fahrtnächte der Geister und Gespenster.

Als eine gleiche in Oberdeutschland bestandene Uebung dieses alten Ernte- und Todtenopfers ist die berühmte Wurmlinger Mahlzeit in Schwaben anzusehen. Sie hat ehedem am Dienstag nach Allerseelen stattgefunden und wird jetzt im October am Dienstag nach der Großen Kirchweih daselbst gefeiert. Keiner dieser beiden Termine hat eine kirchliche Weihe für sich; ja auch von der jetzigen Großen Kirchweih behauptet man zu Wurmlingen im Orte selbst, sie sei kein kirchliches, sondern ein ursprünglich heidnisches Fest. Die Stiftung der Mahlzeit schreiben die schwäbischen Chronisten dem Grafen Anselm von Calw bei, der schon im Jahre 938 gelebt haben soll. Aber ein weit besserer Gradmesser des Alters dieser Stiftung liegt in der ursprünglichen Aufzeichnung ihrer Statuten. Die Stiftung soll nemlich zufolge des Schlußstatuts wieder an das Calwer Grafengeschlecht zurückfallen, wenn sie nicht in Allem treu beobachtet werden würde. Nun ist aber der Calwer Grafenstamm im Jahre 1219 ausgestorben, und somit gehört die ältere Aufzeichnung der Wurmlinger Satzung bestimmt dem 13. Jahrhundert an. Auch die Sage von der Wurmlinger Bergcapelle deutet auf ein sehr hohes Alter, sie wird nemlich unter die sogenannten Wandelkirchen gezählt; denn so oft man sie auf einem andern Platze hat aufführen wollen, namentlich als die Schweden sie niedergebrannt hatten, kehrte sie immer auf ihre alte Standstelle am Remigiusberge zurück. Sie hatte bis zur Reformation ein eigenes Landcapitel in Schwaben gebildet, in welches alle Priesterschaft der Städte Tübingen und Rotenburg sammt den Curaten der umliegenden Flecken gehörte. Jetzt noch steht sie unter ihrem eigenen Dekan und Kammerer. Alle diese Priester, jeder sammt seinem Sigrist und Pfarrschüler, hatten mit beim jährlichen Todtenmahl droben auf dem Berge zu erscheinen. Jeder Pfarrer kam beritten, sein Roß und Knecht, auch jeder des Tages ihm begegnende Fremde war droben zehrungsfrei und erhielt seinen Antheil an dem vorgeschriebenen Mahl. Zur Mahlzeit aber gehörten unabänderlich folgende Einzelheiten: ein heute geschlachteter Stier, dreierlei Mastschweine, ein- bis dreijährig, dreierlei Bier oder dreierlei

Wein, dreierlei Brod nach jeder Einzeltracht, Fische (wohl auch dreierlei: gesotten, gesulzt und gebacken), eine haselbraune Gans für je zwei Gäste, „in der gebratenen Gans soll stecken ein gebraten Huhn, und in diesem, damit aller guten Dinge drei sind, eine gebratene Wurst". Sobald sodann oben am Berge der Stier ausgeschlachtet ist, so wird seine Haut ins Dorf Sulgen am Fuße des Berges hinabgetragen und auf dem dortigen Kirchhof ausgespannt. Hier nehmen ringsum die Sondersiechen Platz und erhalten jede droben von der Chorherrentafel der Reihe nach abgehobene Speise sammt jeglichem Reste des mit abgeräumten Brodes und Weines. Besonders gekocht ist für sie der saure Pfeffer der Haselgänse nebst den drei gerösteten Schweinsköpfen. Denn gar nichts von Allem soll heute ungenützt und ungenossen bleiben. Selbst der nicht aufgefütterte Haber, jeder einzelne Tränkkübel, jede Roßhalfter, neu wie man dies Alles heute droben empfangen hat, verbleibt den betreffenden Reitknechten; und so erhalten auch die Siechen statt der Brodkrumen, die man ihnen von der Herrentafel doch nicht alle zu Thal bringen könnte, das eigene Ersatzbrod des Hüllwecken. Dies ist ein vorher ausgehöhlter Brodkipf, in den gleichwie in einen Opferstock jeder Herr und Gast der Tafel seinen Pfenning einlegt, der den Armen drunten Mann für Mann alsbald vertheilt werden muß. Und sollte dereinst, besagt die Urkunde, eine einzige dieser vorgeschriebenen Ueblichkeiten nicht mehr gehalten werden, dann würde die gesammte Stiftung wiederum dem Aeltesten der Calwer Grafen zufallen; dieser aber habe dann, auf seinem Rosse im Stegreif stehend, einen Goldgulden über den Thurm der Wurmlinger Capelle zu Thal zu werfen und damit Zeugniß abzulegen, daß er und seine Nachkommen die Stiftung voll auszurichten abermals verpflichtet seien.

Seit der Kirchenreformation hatten auch die protestantischen Pfarrer der Umgegend an dieser Mahlzeit theilgenommen, weil sich die eine und unzertrennbare Stiftung nicht nach beider Confessionen Eigenthum ausscheiden ließ, blieben aber in Folge des überall ausgebrochenen Dogmengezänkes schließlich

weg. Nunmehr beziehen die nächſtgelegenen Pfarreien ſtatt des Mittagsmahles je ſechs Gulden, und haben dafür das Seelenamt und die Vesper ſtiftungsgemäß auf dem Berge zu begehen, mit dem Unterſchiede, daß dies nicht mehr wie urſprünglich am Dienſtag nach Allerſeelen, ſondern am Dienſtag nach der Großen Octoberkirchweihe geſchieht. Den alten und neuen Hergang dabei hat Otmar Schönhuth (Burgen Würtembergs 1, 418) nach den darüber vorhandenen Urkunden beſchrieben.

Nach demſelben heil. Remigius, an deſſen Capelle das Calwer Todtenmahl geknüpft iſt, hat ſich das Stiftscapitel zu Herford Ramey (Remig) zubenannt und eine nach Alter und Ausgedehntheit eben ſo merkwürdige Todtenſpende abgehalten. Die Herforder Capitelmitglieder mußten ſich am 1. October, als am Tage des Heiligen, ſammt allen ihren Behörigen auf dem Nordhofe bei Enger verſammeln, um das Angedenken des hier begrabenen Sachſenherzogs Wittukind mittels der Wekingsſpende zu feiern. Die benachbarten Höfe und Dörfer ſteuerten nach ihrer beſonderen Pflichtigkeit bei, das ganze Kirchſpiel ſchmauſte mit. Dreimann in Dreiern hatte das Geſtühle für die Volksmaſſe aufzuſchlagen, Riepe in Weſterenger gab das Weißbrod, Nordmeier das zur Spende Nöthige. Bei der ſpäteren Verlegung des Feſtes auf Dreikönige ſchrumpfte daſſelbe bereits zuſammen; die Schüler erhielten noch die Timpen-Semmeln ausgetheilt, ein Zweckbrod, die Armen Brod und Wurſt, nur für Geiſtlichkeit, Lehrerſchaft und Bürgermeiſteramt beſtand noch eine Mahlzeit. Seit einigen Jahren unterbleibt auch dieſes, wie Heuſinger, Sachſenländ. Sagen 38 mittheilt. Bis zu welchem Betrag die jährlich wiederkehrende Vertheilung ſolcher localen Spenden zuweilen anſtieg, darüber geben oft zufällige Bemerkungen der Chroniſten überraſchenden Aufſchluß, z. B. Bruſchius in Buchoviano Parthenone. Das ſchwäbiſche Kloſter Buchau bei Bibrach war von der Gräfin Adelindis, aus dem Stamme der bairiſchen Grafen von Andechs, zum Seelenheil ihrer Verwandten geſtiftet worden, die in einer Schlacht gegen die Hunnen gefallen waren. Hier war

Bruschius Augenzeuge, wie man am 28. August 1548 allen aus der ganzen Landschaft herzu gekommenen Leuten das Weizenbrod der heiligen Adelindis vertheilte und damals 4000 Menschen dasselbe empfiengen. Die Gestalt dieser Buchauer Spendbrode, welche der Kupferstecher Sadler in Raders Bavaria Sancta 2, 123 (München 1624) abgebildet hat, kommt ganz derjenigen unserer oberdeutschen Seellaibchen gleich. Eine noch größere Zahl dieser Spendbrode hatte das Aargauer Kloster Königsfelden jährlich am Todestage des hier bestatteten Kaisers Albrecht auszutheilen, nemlich 4550. Die Urkunde steht zu lesen in den Eidgenössischen Bünden von Kopp 4, Abth. 2, 272. Häufiger ist es, daß man statt der Urkunden nur Legenden über das Entstehen solcher Stiftungen besitzt, aber trotz ihres Ungeschicks, das sie gewöhnlich in der Zeitrechnung verrathen, sind sie doch schon durch die naive Sicherheit belehrend und orientierend, mit welcher sie ihre Erzählung herkömmlich an die heidnische Vorzeit anzuknüpfen pflegen. Die Wekingsspende stützt sich auf die erste Bekehrung der Nordsachsen unter Karl dem Großen, die Adelindisspende auf die Hunneneinfälle unter Otto dem Großen, und bei der Wurmlinger Mahlzeit müssen dieselben Thiere, Stier, Schwein und Gans, nicht minder vorschriftsgemäß geschlachtet und vertheilt werden, wie sie vorher nach heidnischem Ritus und wohl auf derselben Stelle einst dem Gotte Frô und Wuotan geopfert worden waren.

So weit nun auch diese einzelnen Züge in die Geschichte unserer Vorzeit zurückblicken lassen, so sind sie doch noch nicht die älteste erkennbare Form, unter der das Todtenopfer aufgesucht werden muß. Dem Brodopfer muß das einfachere Kornopfer vorausgegangen sein. Noch bleibt beim Kornschnitt in Baiern und Hessen ein letzter Rest der Frucht auf dem Halme stehen und man nennt dies Ernteopfer den Aswald, den Vogelzehnten, das Glückskorn, den Halmbock. Wie die Korngarbe allgemeines Erntesymbol ist, so war die Naturalleistung die ursprüngliche Form aller Abgabe und Steuer. Noch beziehen Pfarrer, Förster und Gemeindebeamten den Hauptbetrag ihres Gehaltes hie und da in Haber und Gerste. In den Grund-

steinen unserer Pfarrkirchen findet sich Weizen, die Größe des Thurmknopfes hört man mit der Redensart bezeichnen, er halte so und so viel Malter Korn. Alterthümlich sagt der Däne von einem nach schwerer Krankheit wieder Genesenen, er hat dem Tod einen Scheffel Haber gegeben; wie wir vom unabwendbaren Tod eines Hinsiechenden: dem ist sein letztes Brod gebacken. Gott Donar selbst, der mit seinen Gewittern das Saatkorn aus den Keimen lockt, antwortet auf die Frage, was er auf seinem heutigen Wege zu Nacht gegessen habe: Haberbrei; denn der nordische Bauer hat ihm von der täglichen Abendkost vorgesetzt. Ueberall also ist das Korn, diese materielle Grundlage der Cultur, an den Namen der Götter, an die menschliche Lebensdauer und an das örtliche Gesetz zunächst hingerückt.

Wenn nach altnordischem Rechte bestimmt wird, wie weit der Königs- und Gottesfrieden gehalten werden soll, so heißt die Formel hiefür in Adhelstans Gesetzbuch: Er soll sich von dem Burgthore, wo der König sitzt, nach den vier Seiten erstrecken drei Meilen, drei Ackerbreiten, drei Furchenlängen und neun Gerstenkörner weit. Den größeren Fernen und Maßen sind hier immer kleinere hinzugefügt, so daß offenbar das letzte, das Gerstenkorn, aller Landmessung zu Grunde liegt; ein echtes Zeugniß der Heiligung, in welcher die Gerste stand. J. Grimm, Berlin. Jahrbüch. 1842, 795. Neun Gerstenkörner in einem Glase frischen Wassers getrunken, heilen eine Krankheit, besagt der französische Aberglaube; und nach Berner Landesbrauch muß die Mutter drei Gerstenkörner dem Täufling in die Windeln, und drei Weizenkörner in die drei Taufscheine einbinden, die ihm seine drei Pathen ausstellen. Vorzugsweise in Gerste, deren Anbau im Hochnorden bis zum 70. Breitengrade geht und deren Reife, von der Aussaat an gerechnet, nur zwei Monate Zeit braucht, muß der Germane seine Opfer dargebracht haben. Noch gilt im jetzigen Kanton Thurgau der Gerstentag, ein von der Kinderwelt der ganzen Landschaft gemeindeweise begangenes Jugendfest. Er heißt eben so allgemein auch der Eßtag, denn an ihm wird jedes Schulkind des

Landes auf Gemeindekosten ausgespeist. Im Städtchen Bischofszell nennt man ihn Hohlestein-Tag und begeht ihn folgendermaßen: Die Jugend versammelt sich am Osterdienstage im Schulhause und hält hier nach Vorschrift eine Zweckrede zum Fenster hinaus. Darauf zieht sie mit der Ortsgeistlichkeit processionsweise singend auf den Grubenplatz in der Vorstadt, wo man zum Gedächtnisse ausgestandener örtlicher Kriegsleiden ein Gebet spricht, alsdann weiter ins Nachbardörflein Hohlestein und in die umliegenden Höfe. Hier in der Nähe der Nagelfluhhöhle, die dem Dörflein den Namen gegeben hat, entzünden die Bauernjungen das Osterfeuer, schlagen die Feuerscheiben und verzehren dabei die auf diesen Tag gebackenen Schmalzküchlein. Dies soll, sagt man, zur Erinnerung an alte Kriegsläufe geschehen, bei denen Bischofszell verbrannt und die Bürgerschaft genöthigt worden sei, in dieser Höhle Zuflucht und Nahrung zu suchen. Daß diese geschichtliche Erklärung bei der Bevölkerung selbst nicht ausreichend ist, geht aus einer zweiten sogleich folgenden hervor; selbstredend aber bleibt hier besonders der Name des Festplatzes Hohlestein. Der Frauen Holl Stein zeigt sich urkundlich in Wertheimer Gerichts-Protokollen (Wolf, Hess. Sag. Nr. 12), ebenso sitzt im Walde bei Andreasberg Frau Holle weinend auf den drei Brodsteinen. Pröhle, Harzsagen, S. 135. Diese ihrem entschwundenen Gemahl untröstlich nachweinende Holle ist symbolisiert als die in der Sonne wohnende Götterfrau Huld, im Bann des Wintersolstitiums gehalten und getrennt vom Geliebten, bis dieser, wenn die Sommersonne um Johanni den Solstitialpunkt wieder gewonnen hat, die Waberlohe durchreitet und mit einem heißen Kusse die Verzauberte aus ihrem Schlaf erweckt. Dann hält die Erlöste in Goldschuhen ihren Hochzeitstanz, wirft den zu Gaste geladenen Menschen die Hochzeitskuchen aus, man entzündet die verkündenden Osterfeuer und schleudert die brennenden Feuerräder und Holzscheiben an Schleuderstäben zu Thal. Daher heißt dieses Fest rings am Bodenseegelände auch der Funkentag. Der Thurgauer Eßtag ist früher nicht zu Ostern, sondern auf Jakobi, 25. Juli, begangen worden; und damals

ſuchte man ſeinen Urſprung in der angeblichen Stiftung einer Mutter Bilgeri von Biſchofszell, die zum Andenken ihrer beiden in der Thur ertrunkenen Söhnlein ſeit 1430 alljährlich am zweiten Sonntag nach Jakobi jedem Bedürftigen ein Maß Gerſte hatte austheilen laſſen. Mag nun dieſe Stiftung geſchichtlich richtig ſein, ſo iſt doch auch ſie gleichfalls nicht der Grund jenes allgemeinen Gerſtentages. Denn am gleichen Tage wird im angrenzenden Appenzeller Lande im Dorfe Gonten ein ſeit unbekannter Zeit geſtifteter Tanz- und Schmaustag unter kirchlicher Vorfeier abgehalten, welcher nach einem ſogen. Herſche, dem angeblichen Ahnherrn eines gleichfalls angeblichen Appenzeller Landammanns, die Herſchenjahrzeit genannt wird. Es begiebt ſich da am Jakobitage die geſammte Sippſchaft erſt in Trauerkleidern zu einem Seelgottesdienſt in die Kirche des Dorfes Gonten, darnach aber zieht man in raſch gewechſelter Stimmung von der Kirche aus ins Weißbad, um hier bei Hackbrett und Geige zu tanzen und zu ſchmauſen. Alles dabei iſt traditionelle Vorſchrift und kann ohne geſetzliche Ahndung nicht geändert werden. Als man vor etwa 86 Jahren das Gaſtmahl einmal vom Weißbad nach Gonten ſelbſt verlegte, trat die Obrigkeit dazwiſchen und büßte den Gontner Gaſtwirth um 60 Thaler, weil er ohne Befugniß hatte tanzen laſſen. Und ſo ſteht denn der weitere Verlauf dieſes Rechtsfalles in der Geſetzesſammlung der Appenzelliſchen Monatsblätter 1827 mit amtlicher Beglaubigung zu leſen. Bei Todesſtrafe hatte Karl der Große einſt den Deutſchen verboten gehabt, auf den Gräbern ihrer Vorfahren zu tanzen, zu ſingen und zu ſchmauſen; hier aber iſt dieſer heidniſche Todtentanz noch immer in Uebung und ſogar obrigkeitlich garantirt. Und wie vieles Aehnliche mag noch anderwärts am Leben ſein, das gleichfalls eine harmloſere Form annahm und dadurch unverfolgt, aber auch unbeachtet geblieben iſt. Der Bauer im bairiſchen Lechrain konnte endlich polizeilich gezwungen werden, ſeine Kirchweih auf den Sonntag zu verlegen und den Kirmeßtumult durch die gebotene Sonntagsheiligung etwas zu ermäßigen. Doch dafür entſchädigt ihn der darauf folgende Montag mit

der Nachkirchweih, und dieſen verbringt er gerade ſo wie die Appenzeller Herſchenzunft im Weißbad. Des Morgens läßt er ein Seelenamt ſammt Vigil, Requiem und Libera für alle verſtorbenen Gemeindeglieder abhalten und opfert dabei das Kirchtrachtbrod oder den üblichen Altarlaib; die übrige Zeit und die Nacht dazu wird in der Dorfſchenke verſchmauſt, verſpielt und vertanzt. Was hier das Todtenopfer des Altarlaibs genannt iſt, ſo beſteht dies hier ſowohl als auch in verſchiedenen andern Gegenden Baierns und Tirols in einem Quantum Mehl oder Korn. Wollte ehedem der Erbe ſeines verſtorbenen Freundes Sünden büßen, ſo überſchüttete er deſſen Grab mit einem Haufen Kornes, bis Grabhügel oder Grabſtein davon ausgeebnet oder überdeckt war, und gab dieſen Kornberg öffentlich preis; etwas hievon iſt katholiſche Bauernſitte geblieben. In der Charwoche überſchüttet der Bauer im Innthal mit Mais, der Bauer in Altbaiern mit Korn das im Kirchenſchiff zur Verehrung ausgelegte Crucifix. Ganz ſo, wie vormals die heidniſche Mordbuße in ſo viel Gold beſtand, als die Leiche des Ermordeten ſchwer war, ſucht hier der Bauer das Maß ſeiner Sünden, für welche der Heiland gekreuziget worden, durch ein der Größe des Kirchencrucifixes gleichkommendes Kornquantum aufzuwägen, und in gleichem Sachzuſammenhange überträgt er auch am Allerſeelenfeſte das Gewicht des von ihm kirchlich geopferten Kornes auf das Seelenheil ſeiner Verſtorbenen. Die bei ſolchen Gelegenheiten im Kirchenſchiffe aufgeſchüttete Fruchtmaſſe verbleibt entweder der Kirchenſtiftung oder wird zur Pfarrer- und Küſterbeſoldung geſchlagen. Wo der Kornbau weniger vorherrſcht, überbringt man auch andere Frucht; ſo ſtellen z. B. die Deutſchtiroler in Valſunga am Allerſeelentag gekochte Bohnen in Holznäpfen auf die Gräber. In den bairiſch-ſchwäbiſchen Kornebenen äußert ſich der Luxus der Kornbauern namentlich am Allerſeelentage. Die Todtenburg oder Trauertumba, die man alsdann unter dem Hochaltare aufſchlägt, wird zum Gedächtniſſe und Heil der Verſtorbenen etagenweiſe mit allen möglichen Victualien beladen und garniert. Man nennt dies Opfer den Aufſatz. Er

beſteht aus mancherlei Körben, Schüſſeln und Säcklein. Die Schüſſeln enthalten Mehl, Musbohnen und Kernenfrucht; dies iſt der ſogenannte Seelnapf, der dem Schulmeiſter für die Beſorgung des Weihbrunnens gehört, mit dem man heute friſch die Gräber beſprengt. In dem einen Korbe liegt eine ſchwarze Henne mit gebundenen Füßen, in dem andern ihr Schock Eier; daneben in Tücher eingeſchlagen iſt das Rauchfleiſch, die Butterballe, der gewundene Wachsſtock, dieſer in allen Farben und Formen wechſelnd, bald nur fauſtgroß, bald von der völligen Größe eines Scheffels. Je zwiſchen zwei Seelzöpfe, das ſind Weizenwecken im vorgeſchriebenen Werth von 16 Kreuzern, wird ein Laib Roggenbrod gelegt, drunter im Kornſäcklein ſteht der Metzen Roggen. So iſt es in der Augsburger Diöceſe üblich. Groß iſt der Wetteifer der Gebenden, nicht minder groß die Zahl der Gehrenden; denn außer der Unzahl der armen Seelen ſind da heute die wirklich Armen und Kranken zu ſpeiſen, die Witwen und Waiſen der Gemeinde, die Schulkinder, endlich die Kirche mit ihren Dienern und Chorknaben, die alle zuſammen in dieſe Spenden ſich zu theilen haben, alle unter derſelben Verpflichtung, der armen Seelen dafür im Gebet beſonders gedenken zu wollen. Auch der mit einer Krankheit Behaftete opfert heute, damit der Almoſenempfänger ihm das Uebel wegbeten helfe, denn das zur Seligkeit dienliche Korn muß auch zur Geſundheit in Beziehung ſtehen, Seligwerden und Geneſen hieß einſt in unſerer Kirchenſprache ebendaſſelbe; und abermals meint man nach den Quantitäten des Geopferten um ſo zuverläſſiger die begehrte Heilung vorausſetzen zu dürfen. Man opfert in den Gegenden der Eifel Korn für ſolche Kinder, die nicht zunehmen wollen; in der Capelle zu Allſcheid ſo viel, als das Kinderhäubchen faßt (denn man ſucht dabei den Sitz der Krankheit im Haupte), in derjenigen zu Finten zweimal ſo viel als das Kind wiegt. Der eine Theil gehört der Kirche, der andere den Armen. Schmitz, Eiflerſagen 1, 65. Gegen chroniſche Kopfleiden läßt man im Bairiſchen Walde, namentlich um Bodenmais am Arber, rohe Menſchenhäupter in natürlicher Größe aus Thon brennen, füllt

ihr Inneres mit Gerste und hängt sie bei Capellen und an Wallfahrtsbäumen auf. Bavaria I, 1001.

Hier sehen wir den Einwurf voraus, den die Feinfühligkeit eines denkenden Lesers gegen uns in Bereitschaft halten wird. Darf man denn, fragt er, diese zuletzt erwähnten Bräuche schon um deswillen mit zur ursprünglichen Volkssitte, ja noch mehr, mit zu unsern religiösen Alterthümern zählen, weil sie so ganz ungewöhnlich derb sind; kann denn das Grobsinnliche nicht noch am neuesten Tage Brauch werden, wie in den untersten Schichten die Rohheit sich überall versteht und methodischen Zusammenhang gewinnt? Letzteres allerdings! Aber dennoch benimmt dieser Einwurf den geschilderten Bräuchen nichts an ihrer Echtheit, Ursprünglichkeit und Berechtigung; denn der Gedanke, den sie ausdrücken, wenn auch bis zum Excess unbeholfen und bis zum Lächerlichen naiv, ist ja zugleich der von der Naturwissenschaft anerkannte Satz von der Metamorphose der Dinge, wornach nichts in der Welt verloren geht und aus dem Tode sich immer das höhere Leben entwickelt. So wird hier die Fäulniß des Leichnams hineingebettet in die Keimkraft des zugleich mitversenkten Fruchtkorns und aus der Zersetzung des einen wird die Wiederbefruchtung des andern oder gar beider poetisch gefolgert. Ueberdies stammt das ganze Gleichniß und die poetische Licenz, in welcher es der Bauer anwendet, nicht direct von ihm her, sondern ist nur bei ihm liegen geblieben, wie so manche andere alte Mode in Sprache, Brauch oder Tracht. Dieser jetzige Bauernbrauch war im Jahre Tausend noch Fürstenbrauch gewesen und hatte so viel Geltung, daß er auch in den weit entwickelteren Culturformen des dreizehnten Jahrhunderts die Gestalt unseres berühmtesten Minnesängers mit einem mythischen, bis heute andauernden Lichtschimmer zu umkränzen vermochte. Dies aufzuzeigen, reichen zwei hervorstechende Beispiele hin.

Graf Richard, Herzog von der Normandie (allbekannt durch Uhlands gleichnamiges Gedicht), starb 996. Er läßt bei Lebzeiten die Abtei Fécamp erbauen und unter ihrer Dachrinne seinen steinernen Sarkophag errichten. Dieser wird

dann, so lange der Herzog noch lebt, alle Freitage mit Weizen angefüllt für die Armen, wobei ihrer jeder eben so oft fünf Rouenser Sous an Geld mitempfängt. Der Autor, welcher diese Stiftung verbürgt, ist Robert Wace, ein normännischer Dichter des 12. Jahrhunderts, dessen Reimchronik uns in der Uebersetzung von Franz von Gaudy (1835, 142) mit dem eben erwähnten Umstande vorliegt.

Hält man mit diesem Berichte die Würzburgersage vom Tod und Begräbniß unseres Dichters Walther von der Vogelweide zusammen, so wird dieselbe in dieser Verbindung nicht nur weniger empfindsam lauten als bisher, sondern auch nicht mehr als bloße Namenssage gelten. Die von Oberthür in den „Minne- und Meistersängern Frankens (1818)" aus einer handschriftlichen Lateinchronik mitgetheilte Stelle besagt nemlich, es habe sich Walther seinen Sängernamen von der Vogelweide (pascua avium) damit befestigt, daß nach seiner letztwilligen Verfügung in die vier Nischen seines Grabsteins, welcher unter der Linde im Lusamgarten des Lorenzostiftes zu Würzburg lag, täglich frischer Weizen gestreut werden mußte, damit bei ihm die Vögelein noch ihren Azungsherd und ihre Weide fänden. Das Capitel aber im Neumünster habe darauf diesen Opferweizen zu Semmeln verbacken und sie den Kanonikern an des Dichters Jahrzeit austheilen lassen. Man braucht diese Sage in keiner Weise erst umzudeuten, und selbst ihr Schlußsatz, der jetzt einem bloßen Hiebe gegen mönchische Genußsucht gleichsieht, hat als echt und vollberechtigt mit zu gelten. Wiederholen sich doch die gleichen Zeugnisse anderwärts und schon früher, z. B. von Kaiser Heinrich dem Vogelsteller. Nach seinem Tode schickte die Kaiserin Mathilde um seiner Seelenruhe willen stets einen Diener in den Wald, um an derjenigen Stelle auf dem Rothenberge die Vögel zu füttern, wo ihr Gemahl einst seinen Vogelherd gehabt hatte. Pröhle, Harzsagen 1, 292. Walthers Beiname von der Vogelweide ist kein dichterischer, sondern ein weidmännischer und bezeichnet das Geschäft des Falkoniers; aber er wurde einseitig umgedeutet, da man auch Walthers Stiftung einseitig auffaßte.

Dieſe letztere ſollte freilich den über dem Dichtergrabe fortſingenden Vögeln mit zu gut kommen, aber um ſo weniger die Ueberlebenden vom Mitgenuſſe ausſchließen. Denn wie hätte dies gerade der Dichter zu beſtimmen vermocht, deſſen höchſter Liederpreis die Milde, die Freigebigkeit, die ſelbſt an dem ſaracenischen Saladin von ihm ſo hochgeſchätzte menſchenfreundliche Großmuth iſt. Auf daß dieſe Milde ihn auch im Tode noch ſchmücke, ſoll ſein Grabſtein täglich friſch mit Korn überſchüttet werden, damit die Armen ihre Weizenſemmel und die Vögel ihr Weizenkörnlein hier finden. Aber haben wir denn dieſen Zug der ritterlichen Sage nicht bereits im Vorausgegangenen in ſeiner bäueriſchen Anwendung reichlich genug aufgezeigt? Mehl und Frucht ſtellt der Landmann beim Seelgottesdienſte auf die Trauertumba, die Zweckbrode des Seellaibchens, der Zöpflein und Spitzwecken verſchenkt er an die Begehrenden, Altar und Kirchencruzifix überſchüttet er reichlich mit jeder von ihm gewonnenen Körnerfrucht — Alles, um im Namen der Verſtorbenen die Armen zu ſpeiſen; bis etwa auf die armen Vögelein. Doch auch ſie bleiben bei ihm nicht vergeſſen. Ihnen ſtellt er um Weihnachten eine ungedroſchene Korngarbe auf die Stange vors Haus, damit auch ſie das ihrige mit am Weihnachtsſchmauſe haben. Und indeß wir denken, dieß möchte zwar irgendwo, aber doch nur als eine gutherzige Ausnahme geſchehen, wird es uns von der Allgem. Augsb. Ztg. (1858, Nr. 7) als ein ſtehender Bauernbrauch aus Schweden gemeldet, während man durch Birlinger (Volksthümliches aus Schwaben 2, 8) genugſam wiſſen könnte, daß es bei unſerem eigenen Landvolke gleichfalls noch niemals vergeſſen worden iſt.

Dies ſind die für den Ruhm und Frieden der Abgeſchiedenen geſtifteten und den Ueberlebenden gewidmeten Kornſpenden. Nun von dem allgemeinen Todtenopfer zum beſondern übergehend, berichten wir im Folgenden noch von der vielfachen Art und Form unſerer landſchaftlichen Seelbrode.

II. Das Kuchenopfer.

Die Sorge katholischer Landleute für das Seelenheil ihrer Abgeschiedenen bleibt das ganze Jahr über eine stillgeübte Pflicht, die sich mit stummen Zügen allen gedenkbaren Hausgeschäften einprägt. Wenn man die Brosamen des Eßtisches eine Woche hindurch in der Tischtruhe gesammelt hat, schüttet man sie Samstags Nachts ins Herdfeuer; denn so dienen sie für den kommenden Feiertag den Armenseelen zur Absättigung. Was beim Herausschöpfen aus der Suppenschüssel auf den Tisch abfällt, jene Milchstraße von der Schüssel bis zum Kindsteller hin, darf nicht wieder in den Teller herein genommen werden, sondern verbleibt den Armenseelen. Macht die Frau den Brodteig an, so wirft sie eine Hand voll Mehl hinter sich, ein Stückchen Teig in den Backofen, beim Küchleinbacken erst etwas Schmalz aus der Pfanne, dann auch das erste Küchlein ins Feuer. Sogar die Holzhauer im Walde legen ihr zu hart gewordenes Brodstückchen auf die Baumstämme hin: Alles für die Armenseelen. Wenn die Hofbäuerin am Samstag ihr frisches Kleinbrod zu backen hat, wie man es für jeden Feiertag begehrt, so werden aus den Teigresten der Backmulde klotzförmige Brödchen geknetet, Mutschen, Spend- und Almosenbrödlein genannt. Man verschenkt sie an vorüberziehende Fremde und Arme.

Es ist dies ein hier an die Armuth, dorten an das Feuerelement hingegebener, geopferter Theil, damit dadurch dem übrigen Hausbrode die gesegnete Nährkraft verbleibe; zugleich aber geht der Empfänger die stillschweigende Verpflichtung ein, seine vorgeschriebene Anzahl Vaterunser für die Armenseelen abzubeten. Der Brauch ist eben so alt als landschaftlich weitreichend, er findet sich im Süden und Norden. So muß der schwäbische Lehensbauer auf Schloß Hohenkrähen im Namen des dortigen Burggeistes, so oft man backt, jedem vorbei kommenden Bettler einen Laib Brod schenken (Meier, Schwäb. Sag. Nr. 85), und der norddeutsche Edelherr, von welchem

Ad. Kuhn erzählt (in v. d. Hagens Germania 9, 94) hat teſtamentariſch verfügt, daß jedem Armen, der ſein Landgut betritt während man da backt, ein Brod verabreicht werde.

Noch viel lebhafter drückt ſich dieſelbe Sorgfalt für die Abgeſchiedenen aus, wenn die Zeit des Allerſeelenfeſtes naht. Dann brennt die Nächte durch ein Licht in jedem Hauſe, die Lampe iſt nicht mehr mit Oel, ſondern nun mit Schmalz gefüllt, die Wohnſtube wird vor Schlafengehen gekehrt, die innere Thüre, oder mindeſtens ein Fenſterſchalter bleibt geöffnet, das Feuer am Herde ungelöſcht, das Tiſchtuch unabgenommen, das Nachteſſen unabgetragen, ja man ſetzt noch Milch und Krapfen friſch hinzu, oder Wein und Fleiſch, anderwärts ſogar neunerlei vorgeſchriebene Speiſen, man geht frühzeitiger zu Bette, Alles um die lieben Engelein ungeſtört einkehren zu laſſen. Denn heute ſoll ihnen alles im Hauſe zu Gute kommen. Am Herdfeuer ſollen ſie, dieſe Weitgewanderten, ſich erwärmen, mit dem Weihwaſſer neben der Stubenthüre, mit dem Schmalz in der Hauslampe ſollen ſie ſich die Brandwunden des Fegefeuers kühlen, mit dem Nachtlichtlein ſich die müden Augen des Grabes erhellen; und obſchon ſie keine der neunerlei Speiſen berühren, ſo werden dieſe doch aufgetiſcht und Tags darauf mit neuem Korn, mit neuem Obſt und friſchem Moſt dieſes Jahrganges den Armen und fremden Kindern vertheilt, welche für die Armenſeelen um ſo mehr beten werden. So iſt es Bauernbrauch in den Landſchaften Tirols, Altbaierns, der Oberpfalz und Deutſchböhmens, über welche die ſittengeſchichtlichen Sammelwerke von J. V. Zingerle, Joſ. Lentner, Schönwerth und Grohmann vorliegen. Jedoch Aehnliches hat ehemals überall gegolten, es war neben und außer dem Chriſtenbrauche beim deutſchen und beim welſchen Bauern vorhanden, und ſo giebt es ſich durch weite Länderſtrecken noch in fühlbarer Uebereinſtimmung zu erkennen. Ove Thomſen berichtet, daß der nordiſche Bauer in den Julnächten, in denen die Himmliſchen ihren Umzug halten, die Speiſen am Tiſche ſtehen läßt und eine Oeſe Bier dazu ſetzt für die einkehrenden Alfen; ſogar der Schöpfbrunnen wird zugedeckt, damit Nachts kein Unter-

irdiſcher hinein falle. Der Ehſte, über deſſen Bräuche Boecler-Kreuzwald im Jahre 1854 beſonders geſchrieben hat, heizt am Allerſeelentag die Badſtube, richtet drinnen eine Mahlzeit an und ruft ſeine Verſtorbenen alle dazu mit Namen herbei. Die Speiſekammer und die Hausthüre bleibt ungeſchloſſen, jeder vorüberreiſende Unbekannte wird gaſtlich aufgenommen, in ſeiner Geſtalt könnte ſich ja der Abgeſchiedene verbergen, und heute ſoll der unſichtbare und der wirkliche Gaſt an nichts Mangel haben. Noch heut zu Tage legen die Ruthenen und Polen in Galizien Getreidekörner, ja auch Bratwürſte den Verſtorbenen in den Sarg. Die Serben legen am Montag nach dem Weißen Sonntag rothgefärbte Eier auf die Gräber. Am Allerſeelentage backt der Böhme das Gebäck dušičky, im Taborer Kreiſe ſchenkt man es Kindern und Bettlern, damit ſie für die Verſtorbenen beten. Grohmann, Aberglauben aus Böhmen und Mähren 1, pag. 190. In der heutigen Bretagne dauern jene uralten Todtenbräuche noch immer an, die einſt der heil. Germanus daſelbſt vorfand und als heidniſche vertilgt zu haben meinte. Als da der Heilige ſeinen welſchen Gaſtfreund, bei dem er Herberge genommen hatte, nach beendigter Abendmahlzeit abermals den Tiſch decken ſah und um ſein Vorhaben befragte, erhielt er die Antwort: den güten fråwlin, die dô des nachtes varen, denen bereit man zů essen. So lautet die betreffende Lateinſtelle der Legenda aurea, überſetzt in der Aulendorfer Incunabel-Legende, die beide in Grimms Mythologie 1011 und im German. Anzeig. 1864, 248 zu dieſem gleichen ſittengeſchichtlichen Zwecke angeführt ſtehen. Es ſei hierauf, berichtet die Legende weiter, ein Schwarm von Nachtfahrern wirklich zu Tiſche erſchienen und von den Anweſenden für lauter Nachbarsleute angeſehen worden, bis Germanus ihnen ſie als Teufelsſpuk entlarvte. Dies waren aber dieſelben Armenſeelen, für welche bis heute in der ganzen Bretagne die Feſtnacht hindurch alle Glocken geläutet, alle Gräber bei Fackelſchein friſch geweiht, alle Höhlungen der Grabſteine mit Milch gefüllt werden. Während dann, berichtet Villemarqué weiter in den Bretoniſchen Volksliedern, die Mutter Gottes zur Labung der

Begrabenen einen Tropfen Muttermilch mit auf die Grabsteine gießt, deckt man zu Hause neuerdings den Tisch mit frischen Speisen; Bettler ziehen an den Thüren umher und singen im Namen der Todten ein Lied mit dem Refrain:

Ihr schlafet süß und weich zumal:
Die armen Seelen sind in Qual.
Ihr ruhet aus in sanftem Schlummer;
Die armen Seelen sind in Kummer.

So verwandelt sich dieses Tages die ganze Bevölkerung in Gebende und Gehrende, beiderseits zum Heil der Verstorbenen Gaben heischend oder vertheilend. Nicht anders ist in den katholischen Landschaften Oberdeutschlands der Allerseelentag ein allgemeiner Spendtag. Der Bauer beschenkt seine Dienstboten, der Pathe seine Pathenkinder, der Liebende den Schatz, die Gemeinde ihren Pfarrer. Arm und Reich, Alt und Jung empfängt oder giebt das Zweckbrod des Seelzopfes und Spitzweckleins. Nach diesem letzteren heißt in der Oberpfalz der Tag der Spitzelntag. Aus weit entfernten Gegenden kommen die Armen schaarenweis herbeigezogen, um unter dem Spruche: Gelobt sei Jesus Christus um e Spitz'l! das frische Weizenwecklein in Empfang zu nehmen. Niemand verweigert das herkömmliche Geschenk, das längst das Wahrzeichen der geschichtlichen Helden und Landesheiligen dieser Gegenden geworden ist. Drei solche Weißwecken führt der Schwabenherzog Hiltebrant im Schilde. Seine Tochter, die heil. Hiltegardis, die Erbauerin des zerstörten Klosters Hillemont in Kempten, wird abgebildet, in einer Hand das Modell des Stiftes tragend, in der andern das Kipfbrod des Spitzwecken, und Rader in der Bavaria sancta (München 1624. 2, 110) meldet, daß noch zu seiner Zeit im Kemptner Stifte jeden Montag und Freitag an 200 Menschen solche Wecken ausgetheilt erhielten. So trägt auch die heil. Notburga, ferner der Abt August von Einsiedeln und der Wettinger Abt Bernhardus auf Altarbildern und Glasgemälden einen solchen rautenförmigen, der Länge nach geschlitzten Kipf in der Hand. So vertheilt man in Tirol

auf Allerſeelentag die Seelſtück'l, Süßbrode, die für Knaben in Form eines Rößleins oder Haſen, für Mädchen in der einer Henne gebacken werden; in Altbaiern und Würtemberg machen die Bäcker das Mürbbrod der Seelzöpfe und der ſüßen Zuckerſeelen auf den Verkauf. Die Zieltjenkoeken und Zielenbroodjens, Seelbrödchen, ſind in Antwerpen kreuzverzierte Weißbrödchen, welche geſafrant ſind, um die Flamme des Fegfeuers anzudeuten. In Flandern glaubt man ſo viele Seelen aus der Pein erlöſen zu können, als man ſolcher Brode dieſes Tages ißt. Daher ſtellen ſich ärmere Kinder in Ypern vor den Thüren auf mit Marienbildchen und brennenden Kerzchen und betteln um einige Sous „zum Kuchen für die Armenſeelen." Im Limburgiſchen wird das Seel- und Kreuzchenbrod in der Frühmeſſe geweiht und beim Frühſtück zum Gedächtniſſe der Todten verſpeiſt. In Welſchtirol und der romaniſchen Schweiz ſind noch die ſogenannten Todtenbeinchen, und in niederdeutſchen Landſtrichen die Stutenbrode altherkömmliche, für dieſelbe Feſtzeit beſtimmt geweſene Spendbrode.

Eine nachfolgende kurze Beſchreibung dieſer Brode beginnt mit dem kleinſten und nun ſeltenſten, um mit dem größten und am meiſten verbreiteten abzuſchließen.

Man pflegt in Engadin ein Mandelbrod kipfförmig zu backen und in Deſſertſchnitten zum Nachtiſche zu verſpeiſen. Dieſe Schnitten nennt man „Todtenbeindli". Ein anderes länglich geformtes Süßbrod, das in Samaden in Graubünden beliebt iſt, trägt zwar nicht mehr jenen widerwärtigen Namen, dagegen noch vollkommen die Geſtalt eines förmlichen Röhrknochens. Es gleicht dem Mürbbrode der ſogenannten Bubenſchenkel, wie ſie in Heſſen üblich ſind und namentlich an der Bergſtraße auf den Verkauf gebacken werden. Auch in der weſtfäliſchen Mark, wie aus einer brieflichen Mittheilung von Dr. Woeſte in Iſerlohn zu entnehmen iſt, namentlich in Breckersfeld, iſt gleichfalls ein ähnliches Brodgebäcke üblich, das wegen ſeiner auffallenden Geſtalt Quertreiber, twäers-trîwer, genannt wird. Dieſe Todtenbrode erinnern zunächſt an die Beinhäuſer, die auf katholiſchen Dorfkirchhöfen zur Aufſchichtung der ausge-

grabenen Todtenſchädel und Röhrknochen errichtet ſind. Es ſteht außer Zweifel, daß dieſe Beinhäuſer auf deutſchem Boden urſprünglich heidniſcher Abkunft ſind, denn der germaniſche Knochencultus iſt nachweisbar in unſeren Landſchaften älter als der chriſtliche Grabcultus. An die Erhaltung der Knochenſubſtanz knüpfte der Germane die Fortdauer überhaupt und gab daher ſeinen Leichen Erſatzknochen und Erſatzſchädel, ſogar hölzerne, mit ins Grab. Es iſt bereits jener Thonſchädel im Vorausgehenden gedacht, welche der Verwundete mit Korn füllt und zu Opfer- und Heilzwecken an Kapellenbäume aufhängt. Man erinnere ſich dazu jenes Kindermärchens vom Machandelbôm; das von der Stiefmutter ermordete und verſcharrte Kind verwandelt ſich alsbald in einen geflügelten Engel, ſowie ſeine Knochen wieder aufgeleſen ſind. Und daher ſtammt ja das Volkslied im Goethe'ſchen Fauſt:

Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein,
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein.

Dieſe Vorausſetzungen ſind durch den Gräberbefund bereits bewahrheitet. In dem Alemanniſchen Grabfelde am Lupfen, im Würtemberger Oberamte Tuttlingen, hat man ſolcherlei hölzerne Erſatzfüße in nicht geringer Anzahl erhoben; anderwärts findet man zwei Schädel zu einem einzigen Gerippe im Heidengrab, und eben dahin wird es zu rechnen ſein, wenn irgendwo einmal ein kirchlich verehrtes Heiligengerippe, ausgeſtellt in ſeinem Glaskaſten auf dem Altar, zwei linke Arme oder zwei rechte Beine zu ſehen giebt. In der Pfarrkirche zu Hiltisrieden, Kanton Luzern, liegt ein heiliger Leib ausgeſetzt, welcher zwei linke Beine hat. Obſchon es hierüber manche Nachbarſpöttereien giebt, entfernt man dieſes eine unpaſſende Bein doch keineswegs. Ob nicht etwa die Errichtung der Beinhäuſer auf Chriſtenkirchhöfen erſt erfolgt ſei, um dadurch dem heidniſchen Mißbrauch zu ſteuern, der in Form des Knochencultus ausnehmend weit um ſich gegriffen hatte, läßt ſich zwar noch nicht mit Beſtimmtheit angeben; Thatſache indeſſen iſt, daß für

Deutſchland erſt die ſpäten Synoden von Münſter i. J. 1279 und von Köln v. J. 1281 die Errichtung von Beinhäuſern auf Kirchhöfen verordnen. Der ins Beſſere umgeänderte und kirchlich geweihte Brauch führte zwar zu abermaligem Mißbrauch, nahm aber diesmal den Verlauf, daß es die Laienſchaft war, welche einer zu weit ausgeſponnenen Prieſterlehre ſchließlich ein Ziel ſetzte. Noch vor dem Beginn der deutſchen Kirchenreform begann der ſittenreformierende öffentliche Geiſt gegen die gehäuften Spenden zu eifern, die man dem Clerus für die Ruhe der Verſtorbenen gewidmet hatte und widmete, und namentlich die Todtenbeine ſind es, die in den hierüber gewechſelten Flug- und Streitſchriften eine ſtehende Rolle ſpielen. Damals ſchrieb der erſte deutſche Dramatiker des ſechzehnten Jahrhunderts, der Basler Buchdrucker Pamphilus Gengenbach, ein jemerliche clag vber die Todtenfresser; er legt darin einer Nonne, d. h. der bei Begräbniſſen bezahlten Leidfrau, die Worte in den Mund:

die todten bain ſchmecken uns wol,
dobei wir tag und nacht ſind vol.

Gengenbachs Landsmann und Nachfolger in der Schauſpieldichtung iſt der Berner Nikolaus Manuel. Von ihm berichtet der Berner Chroniſt Valer. Anshelm zum Jahre 1522: „Es ſind ouch diß Jahrs hie zu Bern zwey in wite Land ußgeſpreite Spil durch den Maler Niklauſen Manuel gedichtet und offenlich an der Krützgaſſen geſpilet worden; eins, namlich der Todtenfräſſer, berührend alle Mißbrüch des ganzen Bapſtthumbs, uff der Pfaffen Fasnacht". Damals begann man die Beinhäuſer auszuleeren, die Knochen zu beerdigen, die Obrigkeit unterſagte den Luxus der gehäuften Todtenopfer, Seelmeſſen und Leichenſchmäuſe. Wollte eine Landſchaft nicht alsbald die hergebrachten rituellen Schwelgereien unterlaſſen, ſo zog ſie ſich den Scheltnamen Todtenfreſſer zu, wie er deshalb bis heute der Bevölkerung des Zürcherlandes verblieben iſt; vergl. Meyer-Knonau, Beſchreib. des Kt. Zürich 2, 154.

Das Stutenbrod, niederländiſch stuite, das jetzt noch bei

oſtfrieſiſchen Leichenbegängniſſen vertheilt wird, gehört ſeiner Namensbildung nach dem niederdeutſchen Sprachkreiſe an und hat daher ſeine Verbreitung von Holland und Schleswig an bis Köln und Halle gehabt. Es iſt urſprünglich ein großes ſchenkelförmiges Weißbrod, das an ſeinen dicken Enden abgerundet, wie der Bäckerausdruck ſagt, geſtoßen iſt und alſo gar nichts mit dem Thiernamen Stute, niederdeutſch stoot, gemein hat, obſchon man Tiroler Todtenbrode auch in Form von Rößlein backt. Eine ganze Laſt ſolcher Stuten wird beim Begräbniſſe der reichen Frau Richmond in Köln an die Stadtarmen ausgetheilt. Firmenich 1, 449. Das Staudenbrod zu Halle iſt ein geklotzt ſtehendes Rundbrod und hat alſo ſeine urſprüngliche Form verloren; wogegen in Appenzell-Innerrhoden die alte Brodform, jedoch ohne Eigennamen, ſich erhalten hat. Bei dem Begräbniſſe einer Bäuerin im Hochthale des Sentis i. J. 1863 ſchritt die Nachbarsfrau dem Sarge voran mit einem koloſſalen Wachsſtock, dann folgte der Verſtorbenen Ehemann, der ein eben ſo koloſſales Langbrod auf einer Schüſſel nachtrug. Rieſtahl hat die Scene in einem hübſchen Oelgemälde dargeſtellt.

Das im deutſchen Süden am weiteſten verbreitete Weih- und Feſtbrod iſt der ſogenannte Zöpfen, ein Eierwecken in Form einer ſpitz auslaufenden Haarflechte. In Handlänge halten es die Weißbäcker das ganze Jahr über feil, in Ellenlänge aber backt es die Haushaltung auf Weihnachten und Neujahr, und der Katholik auf Allerſeelen. Alsdann wird es in faſt unglaublichen Quantitäten verbraucht. Im Jahre 1860 berichteten die Berner Localblätter, daß am damaligen Neujahrstage einer der Stadtbäcker zu Bern bis zu 1300 Frcs. Zöpfenwecken verkaufte. Der Tauf- oder Firmpathe beſchenkt ſein Pathenkind damit und ſteckt ihm heimlich ein neues Frankenſtück hinein, ebenſo der Bäcker ſeine Kunden, der Wirth ſeine Stammgäſte, der Herr ſein Geſinde. Gänd üs au ne Weggo mit sibezich Zöpfe! betteln da die Kinder ſelbſt guter Familien vor fremden Fenſtern herum. Keinem wird die Gabe abgeſchlagen, dem Dürftigen auch noch ein Geldſtück, ein Kleidungsſtück dazu verabreicht. Im Berner Kanderthale nennt

man dies Brod geradezu den Ziebel (Zipfel), in Baiern Seelzopf, Seelwecken und Seelzelten, die Schwaben zuckern es und nennen es Zuckerseelen; mit Bierhefe angemacht nennt man sie Hefenseelen, mit Eiweiß bestrichen und als mürbe Ringlein gebacken, sind es die nackenden Seelen. Freilich bedeutet das Wort Seele hiebei auch die überschüssige oder nicht richtig ausgebackene Brodfülle, woher denn auch die Bäckersatzung stammt: Bretzen sollen keine Seele (Teigfülle) haben; allein Name und Bestimmung des Gebäckes bleibt dadurch unangefochten, es ist ein Todtenbrod, dessen Verwendungs- und Benennungsweise besonders nach Südosten so weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus sich erstreckt, als dorten deutsche Niederlassungen bleibende gewesen sind. Bei Ungarn und Serben sogar ist es einheimisch, nur ist es dorten einen Tag nach dem Allerseelenfeste auf Allerheiligen verlegt und trägt davon den Namen Allerheiligen-Strizeln. Eine Südslavin, die Tochter eines ungarischen Geistlichen in Szobb, hat ihren deutschen Verwandten in der Schweiz eine briefliche Beschreibung der Vorgänge gemacht, unter denen man in Ungarn dies Festbrod backt. Am Vorabend von Allerheiligen pflegen die Bäckermeister sämmtliche junge Leute ihrer Nachbarschaft zu sich ins Haus zu laden. Hier hat der Meister mit den Gesellen den Kolatschenteig bereits ausgeknetet, zu gleichen Theilen abgewogen, in lange Teigstriemen geschnitten und geordnet auf die blanke Tafel gelegt. An dieser bittet er die erschienenen Jungfrauen und ihre Galane Platz zu nehmen und aus je vier solcher Teigstriemen einen Zopf zu flechten. Man legt je ihrer zwei übers Kreuz, flicht davon vierfache Zöpflein und drückt sie an ihrem Ende in eine gerundete Schleife zusammen. Die kleinen einfachen kosten ein paar Kreuzer und entsprechen unserm oberdeutschen Marktbrod von ähnlicher Form; die mehrzöpfigen und größeren unserm ellenlangen Zupfenbrod. Während das Fräulein flicht, hat ihr der beigeordnete Galan den Hof zu machen; er nimmt ihr die fertigen Strizeln ab, füllt damit das Einschußbrett und überbringt es dem Bäckergesellen, der es in den Ofen schießt. Dies dauert bis Mitternacht. Schlag zwölf

Uhr trägt die Beckenfrau den Kaffee und die ersten frischen Strițeln auf, ein paar Stunden wird getafelt und geſcherzt, dann geht es an den zweiten Theil der Arbeit. Den Mädchen werden nun längere und breitere Teigſtriemen vorgelegt, aus denen fünftheilig gezöpfte Roſinenkuchen geflochten werden. Man nimmt an, dieſer Brauch, der in den reformirten Gegenden Ungarns herrſcht, ſtamme aus ſehr alter Zeit. Ehedem, heißt es, da man hier zu Lande noch reicher und freigebiger war, hat man ſolche Strițeln in jedem Hauſe die ganze Feſtnacht hindurch gebacken und ſie Tags darauf an die Kinder und Armen verſchenkt. Heute noch iſt es daher dorten Kinderglauben, die lieben Heiligen brächten dies Süßbrod auf ihren eigenen Namenstag mit vom Himmel herab.

Auch dieſes beſondere Gebäcke der Strițeln vermöchte hier ſeine eigene Geſchichte zu erzählen, zieht ſich doch ſein Schmalzgeruch halb unangemeſſen bis in den Anbeginn der klaſſiſchen Periode unſerer deutſchen Litteratur herein. Da iſt es Leſſing, der Leipziger Student, der mittellos und bei harter Winterskälte von den Eltern nach Camenz heimberufen wird, um ſich darüber zu verantworten, daß er die ihm von der Mutter überſchickten Weihnachtsſtrițeln mit den gottloſen Schauſpielern der Neuber'ſchen Bande verzehrt hatte. Dieſe Anekdote lehrt mindeſtens, daß unſere Klaſſik, ſo häufig ſie auch von den griechiſchen Göttern redete und mit Nektar und Ambroſia ſehr verſchwenderiſch umgieng, in bäuriſcher Einfalt und Entbehrung aufwuchs und eben daher den verloren geweſenen Ton der Naturtreue und Wirklichkeit wieder anzuſtimmen vermochte. Doch anſtatt hier noch weiter abzuweichen, iſt es Zeit, das geſchilderte Zweckbrod des Seelzopfes zu ſeiner noch ausſtehenden Erklärung zu bringen und damit dieſen Bericht abzuſchließen.

Die Form der Haarflechte und des Frauenzopfes verräth ſich außer an den eben geſchilderten Seelzöpfen, als einem Opferbrode zum Angedenken an die Verſtorbenen, auch noch beim Ernteopfer. Wenn man einen Kornacker bis auf ein paar letzte Aehrenbüſchel, ein Flachsfeld bis auf wenige Stengel abgeſchnitten hat, ſo läßt

der bairiſche Bauer die noch übrigen Halme durch ſeine Schnitterinnen in einen Zopf zuſammenflechten und ſie bekränzen; dafür lohnt er dann die Mädchen mit Jungfernmilch und Jungfernſchmarren, d. h. er ſetzt ihnen außer dem Schnittermahl auch noch Milch mit Schmalzbrod vor. Jener geflochtene Aehrenbüſchel wird der Aswald genannt, man umtanzt ihn ſingend, weiht ihm die letzten Krumen des Brodkorbes und eine Libation des Reſtes vom Schnitterbier; jener Flachsbüſchel wird ausdrücklich zu Ehren der Flurgöttinnen und Waldfrauen geflochten, der Spruch dazu lautet in Panzers Baier. Sag. 2, 161:

Holzfräule, da flecht i dir ein Zöpfle,
So lang als wie Weiden,
So klar als wie Seiden.

Verwandte Volksvorſtellungen in verſchiedenen deutſchen Landſtrichen zeigen, daß man das beſondere Merkmal eines Segensgeiſtes oder eines Koboldes je nach der Pflege oder Verwilderung ſeines Haupthaars bemaß. Dieſes wallt bei guten Geiſtern lang und zart hinab, bei verwünſchten iſt es ſtruppig und verworren. Schweizeriſcher Volksglaube iſt es, daß die guten Hauszwerge den Roſſen im Stalle Mähne und Schwanz höchſt kunſtvoll flechten, während der Hauskobold ſelbſt den Kühen das Haar verfilzet. Der hübſch in einen Haarkranz gerundete Frauenzopf heißt nach Aargauer Benennung Aehrizopf, Kornzopf; das ungeordnete Haar dagegen Heuel und Holle. Dieſelbe Anſchauung herrſcht in Thüringen, wo man den Wichtel- und Weichſelzopf Saellocke nennt; auch in Bremen, wo er Selkenſteert, Seelentoſt heißt und auf Sterz, Schwanz und Locke der verwünſchten Geiſter bezogen wird; in Sachſen und der Mark heißt er Hollenzopf, in Schleſien Alpſchwanz. Unter Aufſicht der Göttin Holle wird wohl das Haupthaar der Kinder und Mütter geſtanden haben, ſo gut wie der Flachs, welcher in Oberdeutſchland gleichfalls Haar heißt. Wer daher um Neujahr den Rocken nicht abgeſponnen, das Haar nicht ſauber geſchlichtet hat, dem wird Beides von der durch den Ort ziehenden Göttin in einen Hollenzopf verzauſt. Das am Aller-

ſeelentag in Zopfform gebackene Brod verſinnbildlicht daher nur die Fortſetzung jenes Liebesdienſtes, unter welchem man einſt den Verſtorbenen ins Grab gelegt hatte. Die Edda ſchreibt vor: „Ein Hügel ſoll dem Heimgegangenen erhoben, gewaſchen und gekämmt ſoll er beſtattet werden.“ Kämme und Scheermeſſer aus Bronze, in Heidengräbern aufgefunden, verzeichnet Weinholds Schrift, Heidniſche Todtenbeſtattung 1, 89. Eiſerne Haarſcheeren ſind in den Alemannengräbern zu bairiſch Nordendorf und in der Gegend des mittleren Kochers in Würtemberg erhoben worden. Es iſt noch Aargauer Bauernbrauch, dem Todten ſeinen Kamm mit in den Sarg zu geben; wer ſich ſonſt damit kämmen würde, verlöre die Haare. Nur der eingefleiſchten Liebloſigkeit ſoll dieſe Pflicht der Pietät nicht gewidmet ſein, der Hartherzige ſoll mit ſeiner Münze bezahlt werden; daher behauptet die Volksrede: Käufliche Richter und ſchlimme Waiſenvögte werden einſt von den Läuſen gefreſſen. Aus ſolchem Grunde iſt es ſchon bei Homer höchſter Beweis liebender Hingebung, wenn Achilleus in Trauer um ſeinen geliebten Patroklos ſich das Haupthaar abſchneidet und es dem Grabe des Freundes weiht. Nicht bloß des eigenen Hauptes Sinn und Gedanke ſendet man damit dem Verſtorbenen zu den Schatten nach, ſondern dieſer ſoll unter ihnen erſcheinen wie ſonſt im Leben, nach dem Ausdrucke der Hellenen als ein hauptumlockter Achäer, nach chriſtlicher Anſchauungsweiſe als ein goldlockiger Engel. Die griechiſche Mutter weihte vor der Niederkunft und für die Geſundheit des Neugebornen ihren Haarſchnitt der Geſundheitsgöttin Hygieia; und ſo eifrig, verſichert Pauſanias, war die mütterliche Liebe bei ſolchem Opfer, daß manche Bildſäulen dieſer Göttin vor der Fülle umgebundener Haare kaum zu erkennen waren. Der ſich noch ſelbſt überlaſſene deutſche Leichenbrauch weiht zwar den Todten nun keine Locke mehr, er ſchneidet ſie ihnen wohl eher ab und bewahrt ſie zum Angedenken; aber er überdeckt einmal des Jahres ihr Grab mit Opferbroden, in deren Form, Größe und Anzahl noch immer der Wunſch ſich ausdrückt, wie vollkommen und ſtattlich das geliebte Haupt unter den Seelen erſcheinen möge

in der Lockenfülle ſeiner Jugend oder Männlichkeit. So lebt die Sitte und Urtheilsweiſe der Ahnen, wenn die Geſchichtsquellen nicht einmal ein nur kärgliches Zeugniß darüber ablegen, oft noch fort in dem unverſtandenen Volksbrauche der Gegenwart. Dieſen Brauch immer mehr verſtehen und ihn in ſeinen humanen Gründen an die unſere Zeit bewegenden Gefühle anſchließen zu lernen, iſt deshalb ein gedeihliches Unternehmen, weil darüber nicht bloß unſere Heimatskunde, unſere Kunde aus der Vorzeit wächſt, ſondern zugleich auch deren beſtes Kind, dieſes patriotiſche Bedürfniß unſerer Tage, unſer deutſches Geſammtvaterland.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Deutſcher Glaube und Brauch

im Spiegel der heidniſchen Vorzeit

von

Prof. E. L. Rochholz.

Zweiter Band.
Altdeutſches Bürgerleben.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1867.

Altdeutſches Bürgerleben

von

Prof. E. L. Rochholz.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1867.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die deutſchen Wochentage. Geſchildert nach dem Grund ihrer wechſelnden Namen und Zeitbräuche 1
Die Umwandlung des Mondjahres ins Sonnenjahr und ihre bürgerlichen Folgen 3
Urſprung des Namens und der Weihe jedes der ſieben Wochentage 9
Sonntag 9
Montag 14
Dienſtag 19
Mittwoch 25
Donnerſtag 28
Freitag 50
Samstag 55
An welche Wochentage war der Kiltgang gebunden? 59
Der allwöchentliche Küchenzettel 61
Das Alemanniſche Haus 65
1. Haus und Kleid 67
2. Wagen, Schiff und Geſchirr 71
3. Die Holzbauten und das Heidenhaus 82
4. Die Aufrichte 90
5. Dach und Fach. Die Scheune 102
6. Küche, Keller und Wohnſtube 110
7. Das Stöcklein und der Hausgarten 123
8. Die Hausthüre im Rechtsfrieden 130
9. Die Hausmarke 174
Roth und Blau, die deutſchen Leibfarben 189
Einleitung 191
Roth, die Hausfarbe der Germanen 194
Der rothe Faden 204
Schild- und Pannerfarbe 212
Rothhaar 218

Seite

Götter-, Prieſter- und Zauberfarbe 225
Der Rothhut 233
Die Parteifarbe 237
Brennende Liebe 241
Roth in der Landestracht 248
Das Braun- und Fleckvieh 261
Rothes Gebäcke und Getränke 267
Blau 273
Blau und roth, Grün und roth 278
Deutſche Frauen vor dem Feinde 287
Erſter Abſchnitt. Das Germanenweib als Walküre, Gefolgsgeiſt, Feldprieſterin und Schildjungfrau. — Die Fahrenden Frauen im Mittelalter. — Die Landesvertheidigerinnen in Dithmarſchen und Tirol 289
Zweiter Abſchnitt. Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts . . 298
Dritter Abſchnitt. Züge des Frauenmuthes aus der oberdeutſchen Provinzialgeſchichte von 1298—1799 310
Die wehrhaften Mädchen von Zürich, 1298 310
Die Frauen zu Müllenen im Frutigenthal. Vierzehntes Jahrhundert 314
Die Bündnerinnen zu Lugnetz, 1355 315
Die Hühnerſuppe vom 27. December 1375 316
Die Appenzellerinnen von Gais 1405 320
Die Zieglerin von Zürich 1443 320
Die Schwyzerinnen 1444 321
Die Frauen Winterthurs 1460 322
Lupa von Schleins 1499 323
Das Frauenpanner im Oberſimmenthal. Sechzehntes Jahrhundert 324
Anna Juvalta von Zuz 1618 325
Salomea Lienardi von Schiers. 24. April 1622 326
Solothurner- und Berner-Bäuerinnen bei Grenchen und Frauenbrunnen am 2. bis 5. März 1798 327
Barbara Widmer von Bagr, im Kampf am Rothen Thurm, 3. Mai 1798 331
Die Nidwaldnerinnen am 9. September 1798 333
Anna Maria Bühler von Ems. 2. Mai 1799 335

2

Die deutschen Wochentage.

Geschildert nach dem Grund ihrer wechselnden Namen und Zeitbräuche.

„Etwas Neues an dem Alten entdecken, ist wenigstens eben so rühmlich, als das Alte durch etwas Neues bestätigen.“ Lessing 8. 212.

Die Umwandlung des Mondjahres ins Sonnenjahr und ihre bürgerlichen Folgen.

Welch ein unermeßlicher Aufwand von Staatserlassen, Kirchengeboten und Polizeimandaten würde heut zu Tage dazu gehören, das jetzt geltende Kalenderjahr staatlich abzuschaffen und ein nach allen Einzelheiten neues und anderes an dessen Stelle zu setzen. Versinnlichen wir uns einen Augenblick die Folgen einer solchen unmöglich gewordenen Maßnahme. Unser ganzes öffentliches und häusliches Leben, unsre bürgerliche Ordnung und Denkweise sogar, nun schon seit vierzehnhundert Jahren nach dem alten Jahrescyklus geordnet und continental uniformirt, auch die Ausübung des Cultus und Rechtes, Glaube, Sitte und Brauch des ganzen Volkes, seine Staats- und seine Landwirthschaft — Alles, was nach der bisherigen Ordnungsfolge bis in die Selbstverwaltung der geringsten Ortsgemeinde hinein gegliedert und vorbestimmt ist, wäre zugleich gehemmt, in Frage gestellt, indirekt mit aufgehoben. In jedem Dörflein bräche ein Kalenderkrieg los, um vieles zäher und verbissener, als jener über den Gregorianischen zwischen Katholiken und Protestanten einst geführte, gewesen ist. Während nun aber durch die verfeinerte, Alle mitbetheiligende Organisation unseres Staats- und Gemeindewesens ein solcher Vorgang in das Reich der Absurditäten verwiesen bleibt, so ist derselbe in barbarischen Staaten, die außer Mönchen und Soldaten keine weitere Glie-

derung der Stände kennen, doch irgend einmal möglich gewesen, und so konnte es geschehen, daß die babylonische siebentägige Woche, nachdem sie seit dem zweiten Jahrhundert ihren Weg aus Aegypten ins römische Reich gefunden hatte, im vierten Jahrhundert auch bei den heidnischen Franken Eingang fand. Von der Gewaltsamkeit, die dazu gehörte, eine vom Nil stammende Jahreseintheilung bis unter die Volksstämme an der Ost- und Nordsee zu verpflanzen, liegen uns zwar keine gleichzeitigen und ausdrücklichen Zeugnisse mehr vor; allein die Rohheit des Staatsstreiches spiegelt sich noch immer in dem Umstande ab, daß seitdem sogar die kalendarische Reihenfolge der Wochentage in eine nicht mehr zu bessernde Unordnung gerathen ist. Und auch das ist keine geringe Ironie gegen alle Volksbevormundung überhaupt, daß trotz der zahllosen Edikte, die seit dem siebenten bis zum achtzehnten Jahrhundert von geistlicher und weltlicher Hand der alterthümlichen Wochenordnung entgegen gesetzt worden sind, dennoch die gleiche Ueblichkeit von Nordschweden an bis nach Westfrankreich fortdauert, neben dem christlichen Sonntag den heidnischen Donnerstag zu feiern. Alle übrigen Confusionen, die im Gefolge jener Umänderung gewesen waren, lassen sich aus der Grundverschiedenheit des heidnischen Kalenders gegenüber dem sogenannten christlichen von selbst entnehmen. Die Dauer und Eintheilung des landwirthschaftlich geordneten Jahres wich dem kirchlichen, die Zahl der Jahreszeiten und Monate bestimmte sich nach gewissen Kapiteln der Evangelien; aber selbst die Zeitdauer der Woche, die Reihenfolge und Namen der Tage, ihre legale und religiöse Bestimmung, ihre vorausgesetzte Schicksalsträchtigkeit in Krieg und Frieden, in Heil und Unheil — alles zusammen wurde plötzlich gemindert, gemehrt oder ganz aberkannt. Ehedem hatte ein Mondjahr mit dreizehn Monaten bestanden, nun galt das Sonnenjahr; man hatte nach Festnächten gezählt, nun nach den Festtagen der Heiligen; statt der siebentägigen Woche hatten Zeitabschnitte von achtundzwanzig Tagen mit je sieben- und vierzehntägigen Gerichtsfristen gegolten. Für die weltlichen Termine des heidnischen Weihnachts-, Neujahrs- und Osterfestes wurden neu

teſtamentlich berechnete angeſetzt. Die Namen deutſcher Gerichtstage wurden in die von Kalenderheiligen verwandelt. Aus dem dreimal des Jahres ſich wiederholenden Allding, dem allgemeinen Verſammlungstage der hundert Centenen, wo je 10,000 Mann freier Grundſaſſen zum Landtage zuſammentraten, bildete ſich der Zehentauſend Martyrertag, der auf den 18. März fällt; der Zehentauſend Rittertag am 22. Juni, und der Zehentauſend Maidtag am 21. Oktober, alſo gerade auf die drei Zeiten fallend (tria placita), wo ſonſt das Allding gehegt worden war. Das Naturgeſetz, wie Geburt und Tod, das bürgerliche Recht, wie Ehevertrag und Wehrbarmachung, galt nicht mehr an ſich, ſondern mußte in Form kirchlicher Gnadenmittel oder Sakramente erſt legaliſirt werden. Bis auf die Geſchlechterliebe herab, ja noch weiter, ſogar bis auf die Tiſchordnung und den täglichen Küchenzettel jeder Familie hinab erſtreckte ſich die gebotene Umänderung. Hier aber mußte der zu weit geſpannte Bogen brechen. Während daher jene gehäuften Mandate Pergament geblieben ſind, lebt der angebliche Mißbrauch, den ſie austilgen ſollten, als unſre berechtigte Volksſitte zum guten Theil bis heute fort und bietet ein noch unerſchöpftes Material für die Culturgeſchichte. Sogar von den ſieben deutſchen Götternamen, die den ſieben Wochentagen den Namen gegeben hatten, ſind noch fünf in unſrer Benennungsweiſe am Leben. Eben damit iſt der zur nachfolgenden Unterſuchung der deutſchen Wochentage und ihrer wechſelnden Zeitbräuche einzuſchlagende Weg deutlich vorgezeichnet. Die Götter ſelbſt ordnen die Zeit, indem ſie die den Jahreslauf regelnden Geſtirne erſchaffen. Mithin iſt aus dem Namen und Weſen der Einzelgottheit der ihr geweiht geweſene einzelne Wochentag und der Grund aller ihm anhaftenden Ueblichkeiten zu erklären, ſo daß alſo auch hier mit Gott zu beginnen iſt, a Jove principium.

Man vermag in die Götterlehre der Germanen gerade weit genug zurück zu blicken, um mit Beſtimmtheit das allmähliche Werden und Wachſen ihrer Gottheiten, beſonders derjenigen zu erkennen, die nachmals in das Odhiniſche Religionsſyſtem vereinigt geweſen und zuletzt von dem Chriſtenthum entthront

worden ſind. Es ſtellt ſich der germaniſche Cultus für unſre Betrachtung ſogar noch in einem Theile ſeiner eignen Geneſis dar. Den erſten geſchichtlichen Anhalt hierüber empfängt unſer Urtheil durch Cäſar. Er meldet von den Germanen zur Zeit des Arioviſt, daß ſie zur Zahl der Götter nur diejenigen rechnen, welche ſie ſehen und durch deren Segnungen ſie offenbar gefördert werden: die Sonne (sol), den Mond (luna) und den Feuergott (Vulcanus); von den übrigen Gottheiten, ſchließt er, haben ſie nicht einmal durch Hörenſagen vernommen. Sie weihten alſo ihre Verehrung dem Sonnengotte, der Mondgottheit und dem Gotte des Blitz- und Herdfeuers (Thunar), alſo lauter Weſen des Lichtes, in denen ſie dies Element ſelber anbeteten. Erſt 150 Jahre nach Cäſar, um das Jahr 90 nach Chr. macht Tacitus Erwähnung von den übrigen Germanengottheiten. Der Fortſchritt, den das deutſche Götterſyſtem während dieſes Zeitraumes gemacht hatte, iſt allerdings ein ſehr bedeutender; gleichwohl muß man ſich wohl hüten, auf die früheren Glaubensverhältniſſe unter Arioviſt als auf grob materialiſtiſche und ſo abſchätzig zurück zu blicken, wie dies Cäſars eben angeführte Aeußerung zu thun ſcheint. Die von ihm gemeldete Thatſache iſt unzweifelhaft wahr, denn ſie wiederholt ſich noch im Mittelalter bei den Bewohnern des äußerſten Nordens, von denen Olaus Magnus Ep. Plant. 30 berichtet, daß ſie die Sonne, den Mond und ein Stück rothes, an einen Spieß gehängtes Laken anbeten. Aber in dieſen beiderſeitigen Angaben liegt ſchon jene Trilogie mit vor, in die ſich die Hauptgötter aller heidniſchen Religionen gruppiren. Neben den zwei Aſtralgottheiten beſteht dorten wie hier der Gewittergott, der ſich aber hier durch das rothe Tuch und durch den Speer als der die Blitzſpeere ſchleudernde Kriegsgott kenntlich macht. Die gleiche Gottheitstrilogie wiederholt ſich in der Ordnungsfolge der Wochentage, wenn man nicht außer Acht läßt, daß dieſelben eben nach einem zweifachen Glaubens-Syſtem der Cäſariſchen und der Taciteiſchen Periode gemiſcht und in einander geſchoben worden ſind. Dem Odhin gehört der Tag in der Mitte der Woche, der ahd. Wuotanestac; zu ſeiner Linken ſteht der Schwertgott Ero =

Ziu mit dem Dienstag, jetzt Zîustig und Ertig genannt; zu seiner Rechten der hammerbewehrte Donar. Es entsprechen sich also in den Sprachen und Mythologieen:

nach Cäsar:	Sol	Luna	Vulcanus
althochd.:	Zio	Wuotan	Thunar
altnord.:	Tyr	Odhinn	Thôrr
latein.:	Mars	Mercurius	Jupiter
celtisch:	Hesus	Teutates	Taranis
slav.:	Svyatovit	Potrimpos	Perkunas

In dieser dreifachen Namensreihe liegt ausgedrückt 1) die kriegerische, 2) die schöpferische und 3) die erdbefruchtende, gewitternde Gewalt. Am Anfange dieser Dreigötter stehen die beiden siderischen Altgötter Sonne und Mond, Sunna und Mâno; am Schluße der Reihe die beiden Schönheits- und Lebensgöttinnen Freyja und, wie es scheint, Hulda. Nach dieser Gliederung ist nun im Folgenden jedem einzelnen Tage ein besonderer Abschnitt zu widmen. Am deutlichsten werden dabei die den Dreigöttern geweiht gewesenen Tage heraustreten, ihre Heiligung hat sich am längsten zu behaupten vermocht und dauert, wie wir sehen werden, im Einzelnen örtlich noch fort. Schon Pico von Mirandola hat die Bemerkung gemacht, daß bei Gebirgsvölkern die Feier des Sonntags, Montags und Donnerstags noch strenge eingehalten wird, in so fern man an ihnen sich aller häuslichen Arbeiten enthält und deshalb sogar das Küchengeschirr in voraus reinigt*). Wenn nun die nachfolgende Untersuchung ergiebt, daß auch alle übrigen Wochentage einen Schein feiertägiger Heiligung an sich tragen, so kann damit natürlich nicht gemeint sein, als sollte die altdeutsche Woche aus lauter Feiertagen bestanden haben, sondern nur die Thatsache verbleibt, daß man bei jedem Wochentage noch die Nähe jener Gottheit, die ihm vorstand, empfand und nach ihrem Ge-

*) In Martin Weinrichs Anleitung zu Jo. Pici Mirandulensis strix, pag. 28: Monendum est, montanos homines illud stricte observare, ut ab omnibus operibus domesticis abstineant singulis septimanis tribus diebus, nimirum Lunae, Jovis et Solis, imprimis autem, ne vasa et utensilia mundent. Wolfs Wodana 2, 11.

bote handelte. Es konnte jedem Gau, ja jeder Gemeinde überlassen sein, auf welchen Einzeltag sie ein besonderes religiöses Gewicht legen mochte; die Nachbarn beirrte dies nicht. Fallen doch auch im Kirchenkalender oft mehrere Heilige auf Einen Tag und auf den ersten Januar allein ihrer mehr als dreißig; aber deren Namen und Andenken wird alsdann gleichfalls nur örtlich und im Einzelnen gefeiert, während alle übrige Christenheit einen bloßen Werktag begeht. Dasselbe Verhältniß gilt auch für das deutsche Heidenthum, das neben seiner Staatsreligion seine einzelnen Confessionen und in diesen wieder seine besondern Gau- und Hausgottheiten besaß. Gleichwie jedoch unsre christlichen Confessionen sich einigten zu einer gleichzeitigen Begehung der allgemeinen Hauptfeste des Kirchenjahres, so war auch den Heiden schon Weihnachten und Ostern eine Alle gleichmäßig verpflichtende Feierzeit (hohgezît), von welcher sich weder der Donarbekenner in Nordsachsen, noch der Frôdiener in Skandinavien, noch der Zîuglaubige in Schwaben ausschließen konnte.

Urſprung des Namens und der Weihe jedes der ſieben Wochentage.

Sonntag.

Mit dem Montag hätte die germaniſche Woche zu beginnen, deren Schilderung hier unſere Aufgabe iſt; doch wir fügen uns der heute üblichen Reihenfolge und ſtellen den Sonntag voraus.

Sunnendag iſt der Tag der Sunna. Dieſe Göttin, die zuſammen mit den Göttern Wôdan, Balder und Vol allgegenwärtig die Welt durchwandert, um nebſt ihrer Schweſter Sinthgunt die Heilkunſt auszuüben, wird vom zweiten der Merſeburger Zauberſprüche angerufen. Ihr Name und Beruf ſteht alſo für die deutſche Mythologie feſt; und ſo reicht auch der Glaube an ihre hilfreiche Göttlichkeit bis in die Neuzeit herein. Man begrüßt ſie des Morgens und Abends durch Hauptentblößung, eine nun katholiſcher Seits auf das gleichzeitige Gebetläuten übertragene Sitte; man ſpricht in der Gebetsformel des Haus- und Wetterſegens: „Frau Sonne und Herr Mond!“ Im Alemanniſchen Kinderlied (no. 961) heißt ſie Himmelsherrin, Altmutter, Liebe Frau und Jungfrau, wie ſie auch im Etſchländiſchen Kinderſpruch (Frommanns Mundarten 3, 513) an die Stelle der heiligen Maria tritt:

da drunt'n âf der grüenig'n Eb'n
gêat die Morg'nsunne auf,
sitzt a wunderschêne Jungfrau
und s' liebe Kindlein drauf.

In trauticher Rede heißt ſie Spinnmütterlein, weil ſie zu Folge

des Alemann. Kinderliedes no. 273 mit den drei Mareien (den drei Schickſals-Nornen) zuſammen im Sonnenhaus ſitzt und am Geſchick der Sterblichen ſpinnt. Wenn dann beim Sonnenuntergange ihr Gemahl, der Giebelkönig, in goldner Kutſche vom Gebirge in ſein Land hinabfährt, ſieht man auf der Spitze des Berges Giebel ein glänzendes Rad von gediegenem Golde ſich umdrehen, das iſt ſeiner Frau Sonne goldner Garnwendel. So erzählt die Lokalſage des aargauer Dorfes Entfelden von dem dortigen Waldberge Giebel. Der Göttin Attribute ſind alſo Rad und Spindel, auf denen ſie den goldnen Flachs, das Symbol der Strahlen weifet, und darum erſcheint ſie auch als ſchönes Weib, das lange Goldhaar aufbindend und ſtrählend, und wird traulich das Strähl-Anneli genannt. Strahl, Haar und Flachs ſind in unſerer Sprache ſynonym. Nach den Isländiſchen Sagen der Gegenwart zeigt die Sonne das Geſicht der Eva; denn Eva ſpann.

Wer iſt nun ihr Gemahl, ihr Adam geweſen? Hier iſt ein frühzeitiges Schwanken ſowohl des Mythus als auch der Sprache eingetreten. Die weibliche Sonne, ſagt der folgernde Germane, iſt Odhinns allſehendes Auge, er paarte alſo die Sonne mit einem männlichen Weſen. Tag und Nacht ſtehen in einem Liebes- und Eheverhältniße und erzeugen die übrigen Geſtirne, Zeiten und Wochentage. Darum correſpondiren in der Sprache gleichzeitig die Nacht und der Tag, die Nacht und der Mond, die Sonne und der Tag, wie beim Griechen dem Helios und Hyperion eine weibliche Eos zur Seite ſteht. Jedoch ſprachlich war dies nicht allzeit ſo, denn das goth. Sunna, ahd. sunnô, mhd. der sunne haben alle männliches Geſchlecht; und dies wird wohl auch das urſprüngliche geweſen ſein. Denn ein ſo wehrhaftes Geſchlecht wie das der Germanen beginnt weder die Göttergenealogie, noch die Zeitrechnung und Staatsordnung mit der primitiven Herrſchaft des Weibes. Allein je nachdem ſich nun die Begriffe über Zeit und Zeitwechſel mehr dem männlichen Tage oder der weiblichen Nacht, mehr dem Gotte oder der Göttin anbequemten, um ſo eher mußte man ſchwanken, ob man nach Mondphaſen

oder Sonnenſtänden, nach Nächten oder nach Tagen rechnen und anberaumen wolle, und ſchon hieraus entſpringt jene bunte, widerſpruchsvolle Reihe von Volksbräuchen, Glaubensſätzen und Regeln, die über Heil und Unheil der einzelnen Zeitfriſten und gleichzeitigen Unternehmungen im Schwange ſind, und die man begreift unter dem Namen der an den verſchiedenen Ziel- und Loßtagen vom Aberglauben feſtgehaltenen Tagewählerei.

Als Fürſt Bojocal für die vertriebenen Amſivaren bei den Römern Land verlangte, blickte er in ſeiner Rede zur Sonne empor und fragte, ob ſie nicht mit Widerwillen auf unbebaute Strecken niederſchaue. Als Thorbiörn ſeinen neuen Grundbeſitz antritt, reitet er auf eine friſche Brandſtätte, nimmt ein noch glühendes Holzſtück auf und hält es zur Sonne empor, zum Zeichen, daß er dieſes Gebiet, das kein Eigenthum mehr ſei, für das ſeinige erkläre. Im Harniſch ritt der Herr von Werberg, da er von ſeiner Adelsherrſchaft Beſitz ergreift, gegen der Sonne Aufgang und hieb mit bloßem Schwerte einen Kreuzhieb in der Sonne Strahlen. Sachſe, Deutſches Rechtsleben 425. Der Germane leitet ſein älteſtes Land- und Beſitzrecht auf die Sonne zurück, die ihn in ſeine Güter eingeſetzt hat, und ſolch ludeignes Beſitzthum, das man keinem andern Oberherrn als Gott und der Sonne zu danken hat, nannte er Sonnenlehen. Der Beſitzergreifende nimmt daher die Sonne zum Zeugen; eine Sitte, die in älteſter Zeit auch den Hellenen eigen geweſen ſein muß. Als der aus Argos flüchtig zum Macedonierkönig gekommene Perdikkas dorten des Königs Hirte geworden und ſchließlich den verdienten Hirtenlohn verlangt, wird er, ſtatt denſelben zu erhalten, höhniſch auf den Sonnenſchein verwieſen, der gerade ins Haus fällt. Perdikkas nimmt dieſe Gabe an, indem er mit dem Taſchenmeſſer den Sonnenfleck im Eſtrich umzeichnet und dreimal davon in ſeinen Buſen ſchöpft. Nachmals aber erwarb er den macedoniſchen Thron. Herodot 8, 137. Schenkt die Sonne dem Volke das Land, ſo ſchenkt ſie ihm auch Korn und Brod dazu, das im Alterthum die Kraft der Männer genannt wird. Hat ihm Sonne und Mond bei Tag und Nacht Korn wachſen und reifen laſſen, ſo bedarf er noch

des heiligen Herdfeuers dazu, um ſich ſein Brod daraus zu backen; daher die Sprichwörter: Morgenſtund hat Gold im Mund, Morgenſtund hat Brod im Mund, Abendroth bringt Morgenbrod. Simrock, Sprichwörter no. 19. Damit erſt hört Cäſars Bericht über die Germanen*) auf, ſo wegwerfend zu lauten, wie man ihn bisher aufgefaßt hat, indem man nichts als Rohheit und Begriffsarmuth des älteſten Cultus darin vorausſetzen zu müſſen meint.

Wie zu Athen Gericht und Gerichtsſtätte Sonnenhof hieß, Heliaia, ſo wurden auch die deutſchen Gaugerichte unter freiem Himmel abgehalten und der Richter ſchaute nach dem Stand der Sonne; er ſoll, heißt die Zeitbeſtimmung in der Gerichtsordnung des aargauiſchen Freienamtes, das Gericht bannen „Mittags, ſo es Eins iſt.“ Bei der Sonne wurden Eide abgelegt; denn ihr, dieſem Auge Gottes, kann ſich nichts verhehlen: Die Sonne bringt es an den Tag. Nichts iſt ſo fein geſponnen, es kommt doch an die Sonnen.

Auf die am Sonntag Gebornen geht die Gabe des Scharfſinns, der Weiſſagung, des Heilvermögens über. Sonnenkind, Glückskind. Sonntagskinder und Fronfaſtenkinder können Geiſter ſehen und erlöſen. Biſt du ein Sonntagskind, ſo geſtell den Wind, ſagt man im Luzerniſchen; denn ſobald ein ſolches im dreifaltigen Namen ſeinen Spruch ſpricht, ſo bleibt der Wind geſtellt. Das engliſche Glückskind kommt ſchon mit dem Silberlöffel im Munde auf die Welt: he is born with a silver spoon in his mouth; das franzöſiſche kommt friſirt zur Welt: être né coiffé. Dies heißt im Deutſchen, im Helm geboren ſein, mit dem Glückshäubchen auf die Welt kommen, nemlich mit dem amnium. Wer dies iſt, deſſen bloße Berührung vermag Krankheiten zu heilen und Anmale zu vertilgen. Kranke Kinder glaubt man beſonders durch die Sonne heilen zu können. „Wenn ein mutter ein kind hat, das den Edtiken hat (iſt eine

*) Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt. B. G. VI, 21.

außdeerende oder färwende krankheit), oder das ſonſt ein färwling iſt vnd nicht drühen (zunehmen) wil, da muß des kinds mutter es drey ſonntag nach ein andren vnd an jedem ſonntag drümal außert das haus tragen vnder den freyen himmel, wenn der tag anbricht vnd die ſonn aufgehen wil, vnd alsdann gewüße abgottiſche wort ſprächen: Komm, du heiliger Sonntag!" Rud. Gwerb, Von Vych- vnd Leutbeſägnen. Zürich, 1646, 139. 302. Nun lautet derſelbe Glaube modificirt: Magere Säuglinge darf man in die Sonne tragen, ſie haben den Sonnenſtich nicht zu befürchten; aber fette Kinder und namentlich noch ungetaufte „frißt die Sonne." Alle Täuflinge werden daher nur tief verhängt und verſchleiert zur Kirche getragen, doch im reformirten Aargau zu keiner anderen Zeit als am Sonntag Nachmittag. Auch die Sonne im Volksräthſel, obſchon ſie die Frau Mundlos heißt, „frißt den Vogel Federlos," nemlich den Winterſchnee. Vom Heu, das über Sonntag zum trocknen auf der Matte liegen bleibt, heißt es, es ergebe zwar ein ſchmackhaftes Futter, aber ein um ſo geringeres Quantum, einen guten Theil davon freſſe die Sonntagsſonne weg.

Da an dem geheiligten Schickſalstage manches Geſchäft als Unglück bringend unterlaſſen werden muß, das an andern Tagen mit Glück vollzogen werden kann, ſo iſt die Sonntags-Entheiligung ganz beſonders mit grauſam lautenden böſen Folgen bedroht. So dürfen — im Zuſammenhange mit ſehr alten germaniſchen Auffaſſungen — am Sonntage nicht einmal die Fingernägel beſchnitten werden. Wuttke, Volksaberglaube 10. Ein über Sonntag offen bleibendes Grab zieht bald einen zweiten Todesfall nach ſich. Wenn man am Sonntag ſchwer erkrankt, ſo ſtirbt man. Einem lang im Todeskampfe Liegenden muß man das Hemd abziehen; denn es könnte ein ſolches ſein, an welchem Sonntags geſponnen oder genäht worden iſt. Dies wäre ein ſogenanntes Nothhemd, das, weil es gegen den Schlachtentod ſchützt, hier auch den Todeskampf verlängern müßte. Hat ein Mädchen ein ſolches Gewand genäht und fährt ſelbiges Jahr damit über Waſſer, ſo wird

ſie da ein Sturm überfallen und nicht eher landen laſſen, bis ſie das Kleid in das Waſſer wirft. Späne, am Feiertag gehauen, werden einem im Fegfeuer auf den Händen verbrannt.

Montag.

Der Montag iſt der Führer und Flügelmann der Woche, weil der Mond ſprachlich, wie lat. Lunus, ein deutſches Masculin iſt: bei Ulphilas mêna, ahd. mâno, in Geßners Mithridates 28: der her mâne; und weil er in den langen Winternächten des Nordens das herrſchende Geſtirn iſt. Die Götter, ſagt die Edda, haben ihn mit Neumond und Mondabnahme (ny ok nidh) für die Menſchen geſchaffen zur Berechnung des Jahres; dem Inder heißt er ausdrücklich der Jahres-Meſſer. Der Tag gebärt ſich aus der Nacht, das Jahr aus den Monaten, der Neujahrsbeginn aus der Mitternachtsſtunde. Weihnachten, Fasnacht, Walpurgisnacht heißen unſre älteſten Feſte. Die Zeit der Zwölften, welche von Weihnachten bis Dreikönig fällt und die Feſtdauer des heidniſchen Neujahres ausmacht, nennt man in Baiern die Rauchnächte nach dem Küchendampfe der Feſtſpeiſen; in Franken die Löſelnächte, weil man nach ihrer Witterung diejenige der folgenden 12 Monate erforſcht; bei den heidniſchen Angelſachſen, ſagt Beda † 738, hieß man ſie die Mütternächte, Modranecht, ſie gebaren das Jahr. Das Mondjahr beſtand aus 13 Monaten je zu 28 Tagen, innerhalb des Monats bildeten Neumond und Vollmond die Theilung zu je 14 Tagen. Ein ſolcher Zeitraum führte den Namen Woche, goth. vikô, altnord. vika, ahd. wëcha; das Wort ſteht, wie lat. vices, zu Wechſel und bezeichnet die regelmäßige Wiederkehr einer fixen Reihe, kann alſo urſprünglich eben ſowohl eine Zeitfriſt von 14 Jahren wie von 14 Tagen betreffen. Synonym mit ſiebenjähriger Friſt verwendet es Luther 1 Moſ. 29, 27: Halte mit dieſer (Lea) die Woche aus, ſo will ich dir auch dieſe (die

Rahel) geben um den Dienſt, den du bei mir noch andere ſieben Jahre dienen ſollſt. Ebenſo hat das Wort Jean Paul gebraucht in dem Titel ſeiner Schrift „Politiſche Faſtenpredigten während Deutſchlands Marterwoche;“ das beſagt: während der ſieben Jahre Napoleoniſcher Unterdrückung von 1806 bis 1813 (Bilz in der Berlin. Gymnaſ. Ztſchr. 1864, 654). Die Wechtage im habsburg-öſterreichiſchen Urbar (edd. Franz Pfeiffer) und im Seckinger Urbar (Glarner Jahrb. des hiſtor. Vereines 1, 94) heißen der unter den Alpgenoſſen der Reihe nach jährlich wechſelnde Betrieb der Alp- und Zinsgüter. Jene 14tägige Woche wird durch die noch heute geltende Meinung über Neumond und Vollmond beſtätigt, ſowie durch die zäh haftenden, zu 14 Nächten gezählten Gerichtsfriſten. Die Pfründeordnung des Kloſters Geiſenfeld, aus dem 13. Jahrhundert, beſtimmt, man ſolle den dortigen Nonnen: ie uber vierzehn naht ein bad machen. Quellen und Erörterungen zur bair. Geſch. 1. 438. Das engliſche Recht zählt die beiden Hauptfriſten der Gerichtstermine nach fortnight (14 Nächte) und nach seven nights (7 Nächte). In der älteſten Rechtsquelle der Salfranken wird die ſiebennächtige Friſt allein genannt: et sic in septem noctes placitum facere debet. Lex Salica XL, 4. Letztere wird hierauf auch von den Alemannen angenommen und hat ſich in den oberdeutſchen Satzungen bis auf die neuere Zeit forterhalten. Das Brugger Stadtrecht v. J. 1620 ſchreibt: „Welchem gebotten wird, ſeine ſchuldner in ſieben nächten zu bezalen und er dem nicht nachgat, deß ſtraf iſt 15 Schilling.“ Die Offnung des Dorfes Berkon im Freiamte ſetzt zu jedem der drei ordentlichen Jahresgedinge ein Nachgedinge an: „und ſol man zu ieklichem tag (-fahrt) nachgedinge geben ſibennechtiges. ein herre ſol pfand, das er einem nach urteil giebt, ſiben necht in dem gericht laßen ligen.“ Aargau. Beitr. 103. 104.

Das eben Geſagte iſt nicht dahin zu verſtehen, als ob die Deutſchen ihre öffentlichen Berathungen und Gerichte bei Nacht abgehalten hätten, ſondern es geſchah an Tagen, deren Nächte günſtiges Mondlicht hatten. Im Neumond lieferte Arioviſt dem Cäſar die Schlacht; im Neumond baut man

Häuſer und ſchließt Ehen; weil man das Wachſen und Steigen des Sieges, die Vergrößerung des neuen Hausweſens und die Zunahme der Familie an den zunehmenden Mond anknüpft. Allein der ſtarke Wechſel der Mondphaſen, das Abſich- und Obſich-gehen, der gute und der böſe Wädel iſt Urſache, daß die Veränderlichkeit und Launenhaftigkeit des Geſtirnes in ein Mißtrauen gegen daſſelbe umſchlagen konnte; ſprachlich entſtand aus lat. Luna mhd. lûne, die Laune; aus mhd. mâne entſtand mænec, mundartlich mœnig, mondſüchtig. Und als dann mit Einführung des Chriſtenthums die Sonntagsheiligung ausſchließlich feſtgeſetzt war, konnte die ehemals dem Montag gewidmet geweſene Bevorzugung noch mehr in eine abergläubiſche Scheu gegen ihn umſchlagen. Noch immer glaubt man von einer am Montag vorgenommenen Ausſaat keine gute Ernte zu bekommen. Es folgen hier etliche Beiſpielsſätze dieſer Art, in denen ſich zugleich die Uebereinſtimmung des nord- und ſüddeutſchen Aberglaubens bewährt. Ein altdeutſcher Spruch (W. Wackernagel, Leſeb. 1, 215) unterſagt am Montag eine mehrtägige Reiſe anzutreten, weil ſie für die ganze Woche Ungemach zur Folge habe:

Sver an dem mæntage dar gat,
da er din fuz lat,
deme iz alle die wochen
dezst ungemacher.

Tritt ein Dienſtbote Montags ein, ſo wird er wieder aus dem Dienſt entlaufen (Kuhn, Nordd. Sag. 457.); Mägde, Montags in Dienſt tretend, zerbrechen viel; nicht einmal Leichen ſoll man Montags begraben. (Wolf, Beitr. 1, no. 202. 498.). Montagswerke werden nicht wochenalt. (Woeſte, Weſtfäl. Volksüberlief. 59.) Daher darf an dieſem Tage keine Wäſche angeſtellt, keine Hochzeit gehalten werden; man ſoll nichts ausleihen, weil man ſonſt das Wochenglück mit fortgiebt; man darf beim Kauf nichts ſchuldig bleiben, man darf nicht umziehen. (Myth. no. 821. 771.) Wenn Montags ein Fremder halb die Stubenthür öffnet und nur hereinſchauend wieder davon geht, der macht, daß der Mann ſein Weib ſchlägt. Buch

vom Aberglauben, 1792. Kinder, am Montag geboren, haben einen jähen Tod zu beſorgen. Man muß am Montag kein Kind zum erſtenmale in die Schule ſchicken. Panzer, Bair. Sag. 2, 294. Nur den Dieben iſt der Montag günſtig, weil er ihnen erleichtert, Fremdes zu nehmen, denn der Mond heißt Diebsſonne. (Aargau.)

Das Gegentheil dieſer Meinungen iſt im Volksglauben beſonders dann zu hören, wenn der Montag landſchaftlich noch als Hochzeitstag gilt, denn dann können auch andere Geſchäfte mit Vortheil an ihm begonnen werden. Ausſchließlich an ihm hält man im katholiſchen Freienamte und Luzernerlande, ebenſo im reformirten Zürcherlande die Hochzeiten ab. Bei Frieſen und Schweden ſtellt der Haupt- und Halsſchmuck der Braut eine dem erſten Mondviertel gleichende Mondſcheibe vor und man ruft der Verlobten zu: Wachſe, o Mond! Dieſer Schmuck ſpielt unter dem Namen Manegold, Mangold, ſchon in der deutſchen Mythologie ſeine Rolle. Hält man die Zeit des Neumonds und Vollmonds, wie Tacitus es von den Germanen ſagt, für den ſegensreichſten Anfang zu Geſchäften, ſo ergeben ſich für den Montag folgende Glaubensſätze. Der Montag iſt des Sonntags Bruder (Woeſte, Weſtf. Volksüberlief. 34), ebendaſſelbe heißt anderwärts: Sonne und Mond ſind Eheleute (Naturmythen 238). Mancher gienge lieber nackend, als daß er ſein friſches Hemd am Sonntag anzöge, er thuts am Montag (Myth. no. 939). Am Montag die Nägel beſchneiden giebt keine Hautſchlißen oder ſchwärende Nagelwurzen. Der Landwirth bevorzugt den Montag, um Gemüſe zu pflanzen, Kartoffel zu ſtecken, Haber und Klee anzuſäen, die Wieſen zu düngen; denn der Mond übt beſondern Einfluß auf Kraut und Gras. Seinen beſten Namen trägt der Montag in der Appenzeller Mundart, er heißt Guonti, Guenti, Gwöntig d. i. Gutentag, nemlich der gute Nachſonntag. Schon in einem alten Paſſions-Wochengebete heißt er ſchwäbiſch Quontag. Birlinger, Schwäb. Wörtb. 208. Ehemals pflegte man nemlich jeden Wochentag, auf den ſtabil ein lokales Heiligenfeſt fiel, mit dem Beinamen des Guten auszuzeichnen; auf den

Montag aber findet ſich bei uns eine ziemliche Anzahl alter unkirchlicher Feſte verlegt. Der Gügismontag im Freienamte iſt der Fasnachtsmontag; der Hirsmontag iſt der gleichfalls landſchaftlich gefeierte Montag nach Aſchermittwoch. Die Nachkirchweih (Kilbe) fällt vielerwärts auf den erſten Nachmontag. Oſter- und Pfingſtmontag dienen uns zum öffentlichen Vergnügen des Eierleſens, des Waſſervogels, der Brunnenbekränzung, des Pfingſtrittes, zur Errichtung der Pfingſthütten u. ſ. w. Der Blaue Montag iſt der in feiertägiger Ruhe begangene Nachſonntag; einen Tag blau machen, heißt ihn arbeitslos hinbringen. Warum er der Blaue heißt? Man giebt vor, urſprünglich ſei der vor Aſchermittwoch fallende Fasnachtsmontag ſo benannt geweſen, weil man da in den Kirchen die blauen Altardecken aufgelegt habe, mit deren Farbe die beginnende Trauerzeit der Buße und Faſten angekündigt wird. Allein im Meklenburgiſchen heißen Palmſonntag und Oſterdienstag gleichfalls der Blaue, wie ſchon Schmidt angiebt: Faſtelabendbräuche, Roſtock 1753, 37; dies ſind aber gerade die Schlußtage jener kirchlichen Trauerzeit. Name und Sache ſind hier viel älter; Blau iſt Farbe der Herrſchaft und der Standeswürde. Die Prieſterſchaft der griechiſchen Kirche trägt ſich in Rock, Ueberkleid und Kalpak blau; das brittiſche Miniſterium nennt die Sammlung ſeiner diplomatiſchen Correſpondenzen das Blaubuch. Wenn der chineſiſche Kaiſer die rituellen Jahresopfer bringt, mit denen er die Ordnungsfolge des Zeitlaufes und der Ernten erbittet, ſo hat er einen der Aetherfarbe gleichen blauen Mantel um. Schon im altchineſiſchen Liederbuche Schiking iſt dies Vorſchrift. Blau iſt Wuotans Leibfarbe, denn ſein all Seelen einhüllender Leibmantel iſt der Aether, eben das Kleid das ſo weit reicht, als der Himmel blau iſt. Auch die Indianer Nordamerikas führen die Farbe des ſtillen Himmels in ihren Reden als ein Bild des Friedens an, und wenn ſie daher gegen einen Nachbarſtamm friedliche Geſinnungen anzeigen wollen, ſo färben ſie ſich und ihren Gürtel blau. Loskiel Evangel. Brüdermiſſion, Barby 1789, 63.

Blau iſt die Wunderblume, die dem Glückskind den Zugang

zu verzauberten Schätzen öffnet; blau das Vergißmeinnicht, das den Liebenden den Weg zum Herzen bahnt; blau ist sogar das bäurische Brautbette angestrichen auf der Hochzeitsfuhre. Diese Farbe ist das Symbol des klaren Himmels und der von ihm ausgehenden Fruchtbarkeit der Länder und der Ehen. Somit giebt auch der Name Blauer Montag die dem Montag selbst zugekommene religiöse Feier zu erkennen.

Dienstag.

Die drei männlichen Gottheiten Mars, Mercurius und Jupiter, altnord. Tyr, Odhin und Thôr, althochd. Ziu, Wuotan und Donar, folgen in ihren drei Wochentagen unmittelbar auf einander, sie bilden die Mitte der Woche; ein Beweis von dem hohen Alter dieser Götterreihe, ihrer Eigennamen und der diese Namen tragenden Wochentage. Der Wortstamm Dienstag geht daher durch alle indogermanischen Sprachen. Gothisch Tius bedeutet leuchten und glänzen; ihm entspricht sanskrit diw Himmelsglanz, djaus Himmelsgewölbe; griech. Zeus, im Genitiv dios; latein. diuspater, im Genitiv dijovis. Die nordischen und niederdeutschen Dialekte sprechen den Namen mit der gothisch anlautenden Tenuis: angelsächs. Tivesdäg, englisch Tuesday, friesisch Tysdai. Sogar ins Finnische ist ein Tüstai übergegangen (Kruse, Ehstn. Urgesch. 34. 229). Im alemannisch-schwäbischen Dialekt wandelt sich die anlautende Tenuis des Namens in die Aspirata, Tius wird Ziu. Ein ahd. Wessobrunner Codex setzt zum Volksnamen Cyuwari, der vorten zugleich dem Volksnamen Baiwari entgegen gestellt ist, ie übersetzende Glosse: Suapa. Die Schwaben also waren Ziuverehrer. Der ahd. Ziuwestac, contrahirt Ziestac, mundrtlich Ziistig, kommt schon in alemannischen Urkunden des ilften Jahrhunderts als Ciesdac vor. Der Name Ziu hat lso ursprünglich nichts anderes als den im Himmel wohnenen Lichtgott bezeichnet, der den Sonnenstrahl verschoß, um

damit die harte Erde und das egoiſtiſch verſchloſſne Menſchenherz zu öffnen. Wir werden ihm ſogleich als Liebesgott begegnen. Als ſpäter ein beſonderer Gott für die Kriegskunſt nothwendig wurde, ward Ziu zum Gott des blitzſchnellen und blitzhellen Schwertes individualiſirt. Und da der Krieg als der nur durch ein Gottesurtheil zu entſcheidende Prozeß gedacht wurde, ſo ſcheint in Zius Schutz nachmals auch das öffentliche Recht geſtellt geweſen zu ſein, da wenigſtens auf ſeinen Wochentag die Gerichtstage anberaumt waren. Dieſe Wandlungen der Gottheit verrathen ſich an einer Reihe von Dienſtagsgebräuchen, die wir nun durchgehen wollen.

Der Name Ziustig unterſcheidet den ſchwäbiſch-alemanniſchen Volksſtamm vom altbairiſchen. So weit nemlich die altbairiſche Mundart geographiſch reicht, nemlich vom Böhmerwald an bis Welſchtirol, und vom Lech bis zur ungariſchen Rab (Quitzmann, Baiwaren 71), wird der Dienſtag Ertag und Irtag genannt. Dies iſt der im Runenalphabet überlieferte Name des Gottes Eor oder Eru. Die angelſächſiſche Rune ᛇ, einen Pfeil mit Schärfen und Hals darſtellend, führt den Doppelnamen Tir und Ear; die althochdeutſche Rune ᛉ, denſelben Pfeil darſtellend, nur mit zwei Widerhaken an den Schärfen, heißt Zio und Eor. Dieſe Runen und ihre beiden Namen zeigen beiderſeits auf eine und dieſelbe Gottheit; Eor iſt wie Ziu, der aus einem anfänglichen Liebesgotte potenzirte Kriegsgott. Der Liebespfeil, die Siegesrune und das Brautſchwert, die er zu dritt führt, weiſen ihm ſeine urſprüngliche erotiſche Rolle an. Beim Beilager fürſtlicher Verlobter war Vorſchrift, ein baares Schwert zwiſchen das Brautpaar zu legen. Die mit ihrem Geliebten Sigurd ſterbende Brynhild verordnet, daß man zwiſchen ihre beiden Leichen dieſes Brautſchwert lege in derſelben Weiſe:

Wie da wir Beiden Ein Bette beſtiegen
Und man uns nannte mit ehlichem Namen.

Bei altbairiſchen Hochzeiten, die ſtets am Dienſtag ſtattfinden, als an dem vor allem böſen Einfluß geſicherten Tage, tragen Brautführer und Hochzeitslader im Zuge einen rothbebänderten

Reiterſäbel geſchultert voran. (Bavaria 1, Abtheil. 1, 395.) Ueber dem Brauttiſche ſtößt man die beiden Säbel kreuzweiſe in die Diele (Schönwerth, Oberpfalz 1, 95). Schwäbiſche Bräute, die ihr Kränzlein ſchon verloren haben, halten Montags oder Mittwochs Hochzeit, Jungfrauen am Dienſtag (Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 388). Im Luzernerlande war nach älterer Sitte der Hochzeitstag gleichfalls ein Dienſtag (Lütolf, Fünfort. Sag. 559.). Im Zuſammenhange damit ſteht, daß der Dienſtag in Fasnacht und Oſtern noch als der Weibertag gilt. In Schwaben und der Schweiz hatten die Frauen am Weiberdienſtag in der Fasnacht das Vorrecht, eine Tanne aus dem Gemeindewalde auf die Almende bringen und verſteigern zu laſſen, den Erlös aber auf dem Platze zu verſchmaußen und vertanzen. Der Brauch iſt ſchon ſo alt, daß man ihm aller Orten eine hiſtoriſche Urſache zu unterlegen pflegt, gewöhnlich eine heroiſche That, von den Frauen dieſer Ortſchaft während eines Ueberfalls vollführt. Reich ſind beſonders noch die Niederlande an ſolcherlei Traditionen, die ſammt ihrer feſtlichen Begehung beſchrieben ſtehen in Wolfs Niederl. Sagen. In der weſtfäliſchen Weiberfasnacht iſt es Spielbrauch, daß am Montag die Frauensleute von den Mannsleuten in die Zehen gebiſſen werden, am Dienſtag geht es umgekehrt und die Frauen ſind die Aggreſſiven. In England gehört der Oſterdienſtag den Frauen und Mädchen und man muß ſich bei ihnen mittelſt eines Geſchenkes auslöſen; wer die Gabe verweigert, dem nimmt man den Schuh mit Gewalt und entläuft. (Kuhn, Weſtf. Sag. 2, 128.)

Betrachten wir den Dienſtag nun als den Gerichtstag. Er iſt als ſolcher noch bei ſchweizeriſchen Bauern theils gefürchtet, theils bevorzugt. Es giebt im aargau. Freienamte betagte Männer, die nur am Dienſtag vor dem Friedensrichter rſcheinen wollen und die Annahme einer Vorladung auf einen mdern Termin hartnäckig verweigern. Mein Vater, ſagen ſie, jat es ebenfalls ſo gemacht und iſt gerichtlich dabei immer gut jefahren. Andere halten aus gleichem Grunde den Tag für jefährlich; wer da, ſagen ſie, mit ſeinem Nachbarn über ein

geringes Ding ſtreitig wird, muß mit ihm vors Gericht gehen. Hierbei ſchwebt ihnen noch in Erinnerung, daß in der ehemaligen Amtsſprache ſowohl die Streitſache als auch das Gericht ſelbſt das Ding hieß. Der niederländiſche Dienstag heißt auch wirklich Dingstag, dies judicii. Ein daher rührendes Wortſpiel betrifft das Verdingen der Dienſtboten. In der Volksſprache hält man nemlich das Grundwort in Dienſtbote und Dienſt-tag für ſynonym und ſagt ſprichwörtlich: Dienſten ziehen gern am Dienſtag um; und die Mägde in Schwaben meinen, am Dienſtag, und nicht am Mittwoch, müſſe man in Dienſt treten, wenn man glücklich ſein wolle. Keller, Gegen den Aberglauben 1786, 91. Die nachfolgenden rechtsgeſchichtlichen Stellen beweiſen, daß nach alemanniſcher und burgundiſcher Satzung der Dienſtag allerdings der übliche Gerichtstag für die Dinggerichte geweſen iſt. Das Recht der frickthaliſchen Landſchaft Möhlibach von 1594, abgedruckt in der Argovia 4, 352 ſchreibt vor: „Es iſt gemeiner Möhlibacher alter löblicher Landsbrauch g'ſin, daß man alle Jahr 9 Dinggericht und alleweg auf 3 Zinſtag nach einander hat gehalten; die 3 erſten auf die nächſten Zinſtag auf einander nach dem Tag (Lücke der Handſchrift), die andern 3 auf den erſten, andern und dritten Zinſtag im Meien, und die letzten 3 auf die drei nächſten Zinſtag nach Martini einander nach. Wenn die Dinggericht angehen, ſollen die Wochengerichte ſtillſtehen, ſobald aber Dinggericht fürüber, ſo ſollen die Wochengerichte angehen.“ Im Freienamte, ſo lange daſſelbe eine Gemeine Herrſchaft, d. h. von mehreren Kantonen gemeinſam regierte war, wurde auch das Wochengericht jeden Dienſtag vom Untervogt der betreffenden Ortſchaften abgehalten. In dieſem Sinne ſchreibt das Brauchbuch des Fleckens Kadelburg v. J. 1671 (Argovia 4, 139) gleichfalls vor, daß liegende Pfänder ſechs Wochen drei Tage hinter dem Richter deponirt bleiben, worauf der Gläubiger den inſolventen Schuldner „am Zinſtag bey gueter tagzeit verkünden vnd am mitwuchen verganten läßt.“ Nach einer Luzerner Rathsverordnung v. 1600 hatte die Verrufung eines entflohnen Miſſethäters durch den Stadtweibel je an einem Dienſtag zu

geſchehen auf den acht vornehmſten Plätzen der Stadt; und noch jetzt iſt es im Kt. Freiburg Uebung, daß der zum Tod Verurtheilte an keinem andern Wochentage als am Dienſtag hingerichtet wird. Sogar der Kräuteraberglaube trifft hier mit der Rechtsſatzung zuſammen. Bekanntlich entſpricht jedem die einzelnen Wochentage leitenden Gotte eine an ſeinem Tage zu gewinnende Heilpflanze. Solsequium muß Sonntags gebrochen werden, Lunaria Montags, Mercurialis Mittwochs, barba Jovis Donnerſtags, capillus Veneris Freitags, am Dienſtag das vielgenannte Eiſenkraut, die geheiligte Verbena. Es iſt dies aber die altrömiſche herba pura, die der kriegsankündigende Feldherr trug (qua coronabantur bellum indicturi. Plinius), und ferner die im Saliſchen Geſetze wieder genannte chrene cruda, das reinigende Kraut, das man zum Zeugniß der Wahrheit zu Gericht mitbrachte oder, dem Gerichtsſpruche gehorſamend, vor den Schranken pflückte, jene im Althochdeutſchen îsarna und îsanina, mhd. îsenhart genannte Pflanze.

Zum Schluſſe dieſes Einzelabſchnittes beglaubigen wir den Gott des Rechts- und Kriegsſtreites, dem das Eiſenſchwert und die darauf geprägte Siegsrune geweiht war, mit einer Zunftſage der Waffenſchmiede, die bei der 1858 erfolgten Aufhebung aller aargauiſchen Handwerksinnungen aus der Zunftlade der Aarauer Meſſerſchmiede handſchriftlich an uns abgegeben worden iſt.

Gregorius Springinklee, oder der Meſſerſchmiede Freiheit und Wappen.

Der deutſche Kaiſer Sigismund war in ſeinen Feldzügen gegen die Türken einſt von der feindlichen Uebermacht unverſehens überraſcht worden; ein Theil ſeines Heeres wurde umgangen und gefangen, ein anderer wendete ſich zur Flucht. Da entſchloß ſich ein gemeiner Mann, der hier ſein Leben mit verſchätzt ſah, noch zu einem letzten Widerſtandsverſuch, Gregorius Springinklee, ſeines Handwerks ein Meſſerſchmied. Er tunkte ſein Hemde in der Entleibten Blut, ſteckte ſolches auf einen Spieß und that mit Rufen und Zeichen, als läge hier noch eine ſtarke Nachhut zur Hilfe bereit. Dies er-

muthigte viele der Flüchtigen, sie stellten sich neuerdings zu den kaiserlichen Knechten und drangen mit dem streitbaren Mann vor. Es gelang ihm, die Mehrzahl der Gefangenen zu erledigen, der nicht mehr geordnete Feind wurde geworfen und aufs Haupt geschlagen. Dies geschah mit Gottes Beistand im Jahre 1437. Nach der Schlacht begehrte der Kaiser den tapfern Kriegsmann kennen zu lernen; dieser erschien, wurde zum Ritter geschlagen, mit Schild und Wappen begabt und sollte seines Herzens höchsten Wunsch sagen, damit man ihm diesen sofort erfülle. Darauf erwiederte er: „Ich bin meines Zeichens nur ein Messerschmiedsgeselle, habe die Fechtschulen besucht und bin zum Meister des Langen Schwertes gemacht worden. Und weil ich Lust bekam, mich in den Krieg zu begeben, so habe ich mein Schwert in die siebenzehn Jahre geführt, bin in manchem Sturm gestanden und allzeit heil daraus gekommen. So bin ich nun alt und habe keine Leibeserben, auf die mein Name und Wappen übergeht; ich bitte daher nur um die eine Gunst, Kaiserliche Majestät wolle zulassen, daß einst mein Wappen auf die ehrbare Zunft übergehe, in der ich aufgeschworen bin." Sigismund genehmigte dies. Seitdem steht im Wappen der Messerschmiedszunft die Krone, durch welche drei Schwerter gehen, mit zwei Greiphen als Schildhaltern, oben drauf der Ritterhelm. Springinklee, der seine Tage am kaiserlichen Hofe beschloß, liegt begraben zu Prag in der Thomaskirche auf der Kleinseite im Kreuzgang, wo noch heutigen Tages die Messerschmiede ihr Begräbniß haben. Dieses weiset ein Säulenkapital an der dortigen Kirchenwand aus, an welchem ihr Wappen eingehauen steht.

Diese Sage vermag ihre Einzelzüge schon mit geschichtlichen Nachweisen zu dokumentiren. Ein Nürnberger Messerschmied Gregorj Springinklee, der zu Prag begraben liege, wird von Prokurator Jakob Ayrer genannt in der Geschichte der Stadt Bamberg, welcher eine Beschreibung des zu Nürnberg am 3. Februar 1600 abgehaltnen Schwerttanzes beigefügt ist (Gödeke, Grundriß pag. 1166). Dies führt auf die Frage nach dem Alter der Fechtervereine des städtischen Handwerks-

ſtandes zurück. Sie ſind durch Kaiſer Friedrich III. 1487 privilegirt worden und erhielten durch Kaiſer Rudolf II. i. J. 1607 ein Wappen, das urſprünglich dem Verein der Meiſter vom Langen Schwert zu Prag ertheilt worden und mit dem in unſrer Sage beſchriebenen übereinſtimmend iſt. Das kaiſerl. Diplom hierüber ſteht abgedruckt im German. Anzeiger 1865, no. 12. Soweit alſo findet die Sage ihre geſchichtliche Beglaubigung; ihren beſondern Werth aber erhält ſie erſt durch die Handwerksmarke, welche die Schwertfeger und Meſſerſchmiede auf ihre Waare prägen; denn dieſe Marke beſteht in dem ſchon voraus angegebenen, einem Pfeile gleichenden Runenzeichen Namens Tir und Ear. Alte Säbel- und Meſſerklingen, die dieſe Marken auf der rechten Klingenſeite haben, hält das Volk für zauberkräftig, man giebt ſie um keinen Preis weg, ſie heißen gewöhnlich Dreikreuzmeſſer. Ihre Verfertigungsweiſe ſchreibt ein handſchriftl. Zauberbüchlein alſo vor: Die Degenklinge muß in der Martisſtunde, d. i. in derjenigen vor Sonnenaufgang, gekauft werden, ohne um den Preis zu dingen. Parierſtange und Bügel müſſen an einem Dienſtag geſchmiedet werden. Das Holz zum Heft ſoll von einem Stück ſein, in das der Blitz geſchlagen hat, oder in Ermangelung deſſen, von einem Hinrichtungsrade. Zuſammengeſetzt wird dies Alles in der Martisſtunde an einem Dienſtag, und das darauf geprägte Schwertzeichen muß ſein A. H.

Mittwoch.

Im Hochdeutſchen iſt der echte Name des alten dies Martis längſt verloren; er heißt althochdeutſch Wuotanes tac, angelſächſiſch Vôdenes däg, langobardiſch Godanes tac. Aber in den Mundarten brechen noch richtige Namensformen durch; er heißt bei den Inſelſchweden nach dem nordiſchen Odin Ôtsdag (Rußwurm, Eibofolke 2, 182); holländiſch Gœns- und Wœnsdach (Junius, Nomenclator 392. 394); weſtfäliſch Gaunsdag (Bibra, Journal v. u. f. Deutſchl. 1788. 1, 467); auf der

Inſel Sylt Winjsday, engliſch Wednesday. Gott Wuotan war ein Wunſcherfüller, denn er trug den Beinamen Wunsc und Oski, der ihm geweihte Tag muß alſo ein Glückstag ſein. Doch als allwaltende ſchöpferiſche Kraft wurde der Gott verkörpert gedacht in dem alldurchdringenden Element der Luft und des Windes, deren günſtiges Wehen in den Schluchten des Hochgebirges oft ſchöntönend vernehmbar iſt und vom Aelpler die Bergmuſik genannt wird. Schwillt dieſer Wind zum verheerenden Sturm an, ſo kommt Wuotan an der Spitze des wilden Heeres einhergebrauſt, und da deſſen Umzug auf die Quatember-Mittwoche verlegt wird, ſo wird der Mittwoch damit zum Unglückstag. Daher nun nachfolgende Annahmen. Der Mittwoch iſt ein verworfner Tag. Er gehört zu den dreißig verrufenen Schwendtagen, an denen der Vortheil alles Friſchbegonnenen ſchwindet; Prozeſſe gehen verloren, Neugeborne mißrathen, Kuren mißlingen. Am Mittwoch ſoll man nicht mit Vieh handeln, kein Saugkalb neu an den Baren binden, man läßt keine Ehe einſegnen, kein Kind taufen, ſchickt auch keins zum erſtenmale in die Schule, denn es würde den Lerneifer verlieren. Aber die jungen Schweine treibt man zum erſtenmale in die Bucheckern, damit ſie das voreilige Heimlaufen vergeſſen. Man hütet ſich Lein zu ſäen, der wegen ſeiner blauen Farbe Wodans ſpinnender Gemahlin geweiht geweſen ſein wird, und daraus läßt ſich die Beſorgniß deuten, daß das Pferd des Gottes, der an dieſem Tage Umzug hält, dies Saatfeld zerſtampfe. Dagegen iſt der Mittwoch namentlich den Körnerfrüchten günſtig, und wenn man Mittwochs unterm Mittagsläuten Hirſe einſäet, ſo geht kein Vogel drein. Dies gilt gleichmäßig in Graubünden, im Bernerlande und im Aargau; aber ſogar aus Norddeutſchland meldet es Liſch in den Meklenburg. Jahrbüchern Bd. 20, 158. Hierin liegt ein weiterer Beweis, daß die Hülſenfrüchte in des Donnergottes Pflege ſtanden und dazu alſo an dem ihm geweihten Donnerstage bereits in den Boden geſäet ſein ſollten. Weil am Mittwochsabend die Hexen ausfahren, ſo iſt da die Begegnung fremder Thiere gefährlich; ein Sprichwort ſagt: Mittwochskatzen, Teufelskatzen.

Am Mittwoch hat Judas Iſchariotb den Heiland verrathen, lehrt man in der kathol. Kirche (Marzohl-Schneller, Liturgia ſacra 4, 313). An der „Chrumbe Mittwuche", dem Mittwoch der Charwoche, geſchieht es nach katholiſcher Sitte, daß Pilatus unter dem Getöſe aller Kirchgänger aus der Meſſe hinausgejagt wird. Keine Reiſe wird am Mittwoch angetreten. „Amme Mittwuche ſchlüft ke Müs in es anders Loch. — S' iſch Mittwuche: ſteck dî Naſe in d' Tiſchtrucke", d. h. bleib daheim! Auf die Frage des Volksräthſels, wie viel Tage in der Woche ſeien, folgt die Antwort: Sechs, denn der Mittwoch iſt gar kein Tag. Soll ich zum Buhlen kommen weder bei Tag noch bei Nacht, ſo will ich kommen am Mittwoch, das iſt mitten in der Wochen. Alte Volksräthſel, mitgetheilt von Reinh. Köhler in den Weimar. Jahrbüchern, Bd. 5.

Als man den Wodansdienſt abthat, mußte auch ſein Wochentag dahin fallen, und ſo wichtig als ſonſt deſſen Feier geweſen war, in dem Maße ſollte nun der Tag ſelbſt verdächtig gemacht werden. Man ſuchte vorerſt ſeinen heidniſchen Namen auszutilgen. Biſchof Jon auf Island († 1121) ſuchte ihn damit in Vergeſſenheit zu bringen, daß er befahl, die Wochentage nach ihrer Folgezahl zu benennen. Lachmann, Sagaenbiblioth. 1816, 250. Dieſe Methode iſt dann in der römiſchen Kirchenſprache durchgedrungen, in der vom Sonntag an als dem erſten Wochentage gezählt wird, ſo daß der Samstag die feria septima iſt. Sie hat ſich jedoch ſprachlich nicht behaupten können und verräth ſich höchſtens bei ſolchen Volksſtämmen wie dem bairiſchen, unter dem ſeit Karl d. Gr. das Zwangschriſtenthum mit Feuer und Schwert ausgebreitet worden iſt. Der altbair. Dialekt giebt nun wirklich dem Donnerstag den kirchlichen Numeralnamen Pfinztag (der Fünfte) und benennt auch den Mittwoch nur appellativ mit dem Erſatznamen Mikka, wie derſelbe auch norwegiſch Mykedag heißt. Dies leitet ab von goth. mikils, groß, und bezeichnet ihn alſo noch als den Großtag. Trotz dieſes Ehrennamens hält ihn der Altbaier für einen Unglückstag. Um ſchwäbiſch Gemünd heißt er Gutentag (Schmid, Schwäb. Wörtb.). In der Klin-

genberger Öffnung v. J. 1449 ſind die drei auf einander folgenden Mittwoche als die dreifachen gerichtlichen Vorladungstermine Gutentag genannt. Argovia 4, 284. Die Äbtiſſin vom Frauenmünſter in Zürich ſtellt am 30. Hornung 1300 eine Urkunde aus und nennt dieſen Tag „an dem guoten tag nach ſant Valentins meſſ." Dies war ein Mittwoch. Dieſes „gut" bezieht ſich jedoch nicht etwa auf den Gottesnamen Gwodan, ſondern es wird vor den Namen der Heiligen und ihrer Feſttage vom alten Kirchenkalender als Ehrenprädikat geſetzt. Daher heißt der Neujahrstag in der Schweiz durchweg das Gutjahr.

Donnerſtag.

Da der Cultus des Donnergottes nothwendig auf einem allerfrüheſten Elementarcultus beruht, ſo muß er aus dieſem Grunde unter der Urbevölkerung Europas der verbreitetſte geweſen ſein; er findet ſich daher auch bei Kelten, Germanen, Slaven, Finnen, Ehſten und Lappen in ſolcher Uebereinſtimmung vor, daß er noch bis in die heutigen Bräuche dieſer ſonſt ſo verſchiedenartigen Volksracen erkennbar hineinreicht. Der von allen Seiten zuſtrömende Stoff bedarf hier einer vorſichtig erwogenen Gliederung. Die nachfolgende Beſchreibung zeigt die Namen des Donnerſtags auf, dann ſeine feſttägige Feier und rituelle Speiſenordnung, hierauf ſeine Verwendung als Gerichts- und Hochzeitstag, als Markt- und Kirchweihtag, als Geſellſchafts- und Schulferientag.

Die Germanen hatten dem Göttervater Wuotan den Mittwoch geheiligt, folglich mußte dem Gottſohn Donar der unmittelbar folgende Tag geweiht ſein. Dieſes Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn war ſchon den Römern erſichtlich geworden, denn Donar iſt bei Tacitus, Germ. 9, dem Jupiter gleichgeſtellt, und fortan bleibt in allen germaniſchen Sprachen der dies Jovis nach Thôrr und Donar zubenannt. Seine deutſch-

heidniſche Feier iſt durch die Stelle in Beda's angelſächſ. Pönitentialbuch (Ausgabe v. Kunſtmann 167) erwieſen: in honore Jovis. Seine Namen heißen: althochd. Toniris- (donares) tac, altnord. Thôrsdagr, dän. Torsdag, angelſächſ. Thunoresdäg, engl. Thursday, altfrieſ. Thunresdei, Tornsdei; neufrieſ. Tongersdey, nordfrieſ. Türsdei, niederl. Donderdag. Im Schwediſchen heißt der Donnerſtag Thorstag, der Januar Thorsmonat, das Himmelfahrtsfeſt der heil. Thorsdag, und ein jedes dröhnende Gewitter Thordön, gleich wie es engl. thunderklap, Donnersklapf heißt. Selbſt in der finniſch-kareliſchen Sprache gilt ein Torstai (Donnerstag) und verweiſt auf den Einfluß des ſkandinaviſchen Grenznachbars. In den Wortzuſammenſetzungen verſtärkt der Name Donner den Begriff und dient daher in der Trivialrede zur geläufigen Betheurungs- und Schwurformel: Donnersdonner, Donnershagel, Donnersketzer, Donnersſchelm, Donnersfrau entſprechen den andern ebenmäßigen: Strahlſchelm, Strahlhagel u. ſ. w. Man nennt dieſe das Maß überſchreitende Beſchimpfungs- oder Betheurungsformel „heidniſch Fluchen“ und erkennt mithin ſelbſt noch ihre heidniſche Abkunft. Man mildert ſie euphemiſtiſch durch Wortentſtellungen: Potz Donſtig vor'm Fritig! (Aargau). Daß dich der Donnerſtag! (Philander von Sittenwald 1650. 2, 680.) Ein Donſtigbub bezeichnet ſcherzhaft einen Wettermäßigen, einen Blitzkerl; ſowie feminin Blitzg ein Blitzmädel, und in Tirol Dundergitſch (Donnerskröte) ſchmeichelnd ein Teufelsmädel, eine kleine Wetterhexe iſt. Du Donſtigbube-Narr, ſagt man zum verliebten Mädchen; du Glücksdonner, du Donſtiglappi, gilt vom Glückspilz und vom Dümmling. Denn der erſte Donnerſtag je im dritten Monat (alſo im März, Juni, Septb. und December) wird für heilig gehalten, der an dieſem Tage Geborne iſt ein Wunderkind. Der in einer auf Donnerſtag fallenden Weihnachten Geborne ſieht „die Umgehenden“, iſt geiſterſichtig. Daſſelbe auch in Kuhns Märkiſchen Sagen 378: Wer am Sonntag geboren und Donnerſtags getauft wird, iſt hexenſichtig. In Müllenhoffs Schleswig-Holſteiniſchen Sagen 578 heißt ein Unterirdiſcher Hans Donnerſtag; denn am

Donnerſtag gehen die Zwerge aus ihren Höhlen auf Beſuch, „ſie feiern.“

Die oberdeutſche Namensform Donstig iſt nicht etwa eine bloße Verkürzung, ſondern findet ſich als tunstac ſchon im Vocabularius Optimus, edd. W. Wackernagel pag. 57. Dieſe Form weiſt auf mhd. dunen, bairiſch donen, ſchweiz. tonen, lat. tonare. Der deutſche Stamm dazu iſt dênen, tendere, ſinnlich daſſelbe voraus bezeichnend, was phyſikaliſch die elektriſche Spannung und Entladung iſt. Ebenſo iſt die andere Namensform Dornstag eine in oberdeutſchen Urkunden frühe und oft begegnende Lautumſtellung, man vergl. Argovia 1, 141; 2, 165; 4, 87; ſie gab zu manchen gelehrten Mißdeutungen Anlaß. Schon Hottingers Helvet. Kirchengeſch. 1, 15 behauptete: „den fünften Wochentag nannten die Helvetier noch unlängſt den Dornſtag nach dem Namen des galliſchen Abgottes Taran, der ein Jupiter altitonans war.“ Allerdings iſt dieſer galliſche Taranis durch Lucan 1, 440 überliefert; doch obſchon er und Donar wort- und ſinnverwandt ſind, ſo bleibt doch jene Ableitung aus dem Keltiſchen überflüſſig, Schillers einziges „Donner und Doria“ erweiſt ſchon das fortdauernde Vermögen unſerer deutſchen Sprache, ihre Wortſtämme zur Bildung neuer Formen glücklich anreizen zu können. Der baier. Ort Dornſtein bei Cham heißt urkundlich Donerstein (Quitzmann, Baiwaren 53), das alte Hochgericht der Stadt Bern ebenſo ſeit 1298 Donnersbühl und Dornbühl, der Belemnit heißt mundartlich Donnerſtein, Dornſtein und Dornſtrahl, der tirol. Donnerſtag Dorſtig. Unſer am Donnerſtag geborener Glückspilz, der Donnſtiglappi, war im deutſchen Marionettenſpiel des vorigen Jahrhunderts der in ſeinen Glücksfällen vom Teufel geholte Prinz Dorenſtrauch. Buch vom Aberglauben 1794. 3, 15.

Es iſt bereits im vorigen Abſchnitt gezeigt worden, daß die Kirche, zur Vermeidung heidniſcher Erinnerungen, an die Stelle der altdeutſchen Wochentagsnamen deren bloße Zahlenfolge ſetzte, und der Franziskanermönch Berthold erwähnt in ſeinen im 13. Jahrhundert gehaltenen Predigten (Ausgabe von

Kling, 466) man nenne den Donnerſtag „hie in dem lande ze Baygern pfinztag.“ Dieſer Name leitet ab vom griech. Zahlwort pente, fünf, wie der Name Pfingſten von pentekoste, und heißt im Kirchenkalender feria quinta. Wirklich iſt dieſer Name in Altbaiern, Oberöſterreich und Tirol durchgedrungen und beſteht fort. Kälber ſogar, die am Donnerſtag zur Welt gekommen ſind und die man deshalb im oberbaier. Gebirge für beſonders kräftig hält, werden mit belobender Betonung Pfinztelein genannt. Leoprechtings Lechrain 152. Ueber dieſen Pfinztag und ſeine vormalige Speiſenordnung wird am Schluſſe dieſer Arbeit im „Allwöchentlichen Küchenzettel“ ein hiſtoriſches Dokument aus dem 13. Jahrhundert beigebracht werden.

Dies über die wechſelnden Namensformen des Donnerſtags, deſſen feſttägige Feier nunmehr zu betrachten iſt.

Im ſüdlichen Schweden wird Donnerſtags (Thôrsdag) keine Chriſtenleiche begraben, kein Brautpaar eingeſegnet, kein Kind getauft, weil man ſeit Einführung des Chriſtenthums dieſen Tag vorzugsweiſe als den heidniſchen betrachtete, der einer chriſtlichen Handlung keinen Segen bringe. Allein er gilt zugleich als der geeigneteſte für Zaubereien; man beſchwört an ihm alle dem Einfluße der Elben zugeſchriebnen Krankheiten, man legt Opfergaben in den Topf, der für dieſe „Unterirdiſchen“ auf den Herd geſtellt wird, man beſucht Heilquellen namentlich an dieſem Tage, und wenn die weiſe Frau (ſie heißt Horgabraut, von haruc, der Hain; alſo die Waldfrau) einen Kranken am erſten Donnerſtag beſprochen hat, ſo muß ſie wiederholt am nächſtfolgenden bei Sonnenauf- oder Niedergang die Elbe „ſchmieren und niederſchlagen“. Afzelius, Schwediſche Sag. 1, 40. 2, 213. 287. In andern Ländern geſchieht aus gleichem Grunde gerade das Entgegengeſetzte, und wie man einſt Chriſtenkirchen auf heidniſchen Opferſtätten erbaute, ſo hat man nun auch auf dieſen Heidentag alle Wochenpredigten, Copulationen, Ortsfeſte u. ſ. w. verlegt. Ueber dieſe in den noch vorhandnen Ueberreſten des Thôrcultus ſo oft begegnende Doppelſinnigkeit haben bezüglich des Nordens bereits gehandelt

E. Kirchner in Meklenburg: Thôrs Donnerkeil 1853; und Nilſſon in Lund: Ureinwohner Skandinaviens 1866. Das hier Nachfolgende iſt eine aus verſchiedenen Landſchaften erhobne weitere Vervollſtändigung.

Daß am Donnerſtag Feld- und Hausarbeit ruhen mußte, beſagt das Sprichwort: Am Donnerſtag trägt kein Vogel zu Neſte; denn am Donnerſtag, ſo erklärt ſichs einſeitig der Schleſier, hat Gott die Vögel geſchaffen. Die Weiber der Inſelſchweden auf Runö dürfen am Donnerſtag nicht ſpinnen und haspeln, ſondern nur ſtricken, und auch dieſes nicht in den Häuſern am Nordende des Dorfes, weil der Gott als vom Norden her aus dem Kampfe mit den Winterrieſen kommend gedacht wird; jene Strickerinnen heißen daher thôrgubbar, Greiſinnen des Thôr. Rußwurm, Eibofolke 2, 101. Wer außerdem an dem Tage gleichwohl ſpinnen läßt, deſſen Netze bleiben beim Fiſchfang leer und ſeine Schafe werden drehkrank. Die Ehſten behaupten, dieſer Tag ſei allein einmal unſerm Herrgott zu Hilfe gekommen, weshalb man ihm höhere Heiligkeit als dem Sonntag beilegen müſſe. In der Dorpater Wochenſchrift Inland 1856, no. 39 berichtet ein ehſtniſcher Pfarrer, daß man Donnerſtags durchaus keine Spanndienſte that, weil ſonſt die Roſſe ſchadhaft geworden wären; „ſeitdem ich meine Lehrkinder über dieſe Dummheit lachen laſſe, erfahre ich nicht mehr, ob man noch darauf halte.“ Die Lithauer nennen Donnerſtagsabend Laumesabend, weil ſich da die Laumes, verwünſchte Frauen, umtreiben, Menſchenkinder gegen Wechſelbälge austauſchen und Alles mitfortnehmen, was die Weiber dieſen Abend waſchen und ſpinnen. Schleicher, Lithau. Märch. 97. Auch Rumäne und Wallache laſſen Donnerſtags nicht ſpinnen: Derblich, Land und Leute der Moldau und Wallachei 1859, 163. Der Meklenburger Herzog Guſtav Adolf erließ 1684 ein Dekret an alle Beamte „zur Ausrottung des Aberglaubens, daß man Donnerſtags nicht ſpinnen dürfe.“ Liſch, Meklenb. Jahrb. 20, 189. Man darf dann nur bis zum Abend ſpinnen, ſonſt frißt der Wolf die Heerde. Temme-Tettau, Preuß. Sag. 286. In der weſtfäliſchen Mark wird

dann weder gedroſchen noch geſponnen (Woeſte, Volksüberlief. 23), bei den preußiſchen Wenden darf dann kein Stall gemiſtet (Kuhn, Märk. Sag. 336), beim bair. Oberpfälzer kein Kalb entwöhnt werden (Schönwerth, Oberpf. Sag. 1, 339). Im Obern Freienamte heißt es: Am Donnerſtag darf nicht geſponnen, nicht geſchnitten, nicht gedroſchen, kein Miſt ausgetragen werden. Die Dawiderhandelnden erſchlägt der Donner. Das örtliche Alter dieſer Annahme verbürgt Bartholomäus Anhorn, der als Pfarrer zu Elſau 87 Jahre alt geſtorben iſt und aus ſeiner ſchweizeriſchen Paſtoralpraxis meldet: „Man ſoll den Abend am Donnerſtag feiern und ſoll kein Stall gemiſtet werden — dieſe abgöttiſche Weiſe iſt in dem Jahr 1626 in dieſer Landsgegend an vielen Orten und in vielen Häuſern noch ſehr üblich geweſen.“ Philonis Magiologia, Augustae Rauracorum (Kaiſer-Augſt) 1675. Den Juden ſchreibt der Talmud vor, den Donnerſtag auf zehnerlei Weiſe zu feiern, wie ſolches der Prophet Eſra während der babyloniſchen Gefangenſchaft angeordnet habe. Unter dieſe Punkte gehört 1) am Sabbath, am Montag und Donnerſtag ſollen in der Synagoge beſondere Lektionen unter beſonderen Ceremonien öffentlich abgeleſen werden, 2) ſoll öffentlich Gericht gehalten, 3) im Hauſe alles gewaſchen, gefegt und geſäubert werden, 4) die Männer ſollen Knoblauch eſſen, 5) die Weiber Brod backen, züchtig eine Schürze umbinden und wohl geſtrählt und geſcheitelt ſein, 6) Kaufleute ſollen feil haben Salbe und Schmuck, daß die Frauen ſich zieren ihren Männern zum Wohlgefallen, 7) man ſoll baden. Buxtorf, Judenſchul. Baſel 1643, 298.

In der Angabe der Gründe, warum die katholiſche Kirche mehrere ihrer höheren Kirchenfeſte auf den Donnerſtag verlegt habe, herrſcht theologiſcher Seits keine Uebereinſtimmung. Die gewöhnliche Meinung iſt, Chriſtus habe an einem Donnerſtag das Abendmahl eingeſetzt und ſei an einem ſolchen um 12 Uhr Mittags in den Himmel gefahren, und daraus habe man das Feſt des Gründonnerſtags und der Auffahrt angeſetzt; Marzohl-Schneller, Liturgia ſacra 4, 524. Jedoch wird ebenda,

5, 911 unter Anführung hiſtoriſcher Beweisſtellen geltend gemacht, dieſes Auffahrtsfeſt, jetzt Hoher Donnerſtag geheißen, ſei nur ein Ueberreſt aus einem Brauche der erſten Chriſtenzeit, an jedem Donnerſtag der Woche eine Kirchenprozeſſion abzuhalten, die dann erſt von Papſt Agapitus je auf den Sonntag verlegt worden. Merkwürdig hierbei iſt ferner jedenfalls, daß auch der Donnerſtag nach dem erſten Pfingſtſonntag für die Feier des Fronleichnamsfeſtes ums Jahr 1240 angeſetzt worden und ſo noch heute dafür verwendet wird. Wird dabei durch die Witterung eine Prozeſſion im Freien vereitelt, ſo darf deswegen doch das Feſt nicht auf einen andern Tag verlegt oder nachgehalten werden. Bleibt uns die kirchl. Liturgie den verlangten Aufſchluß bis jetzt ſchuldig, ſo wird ihn die Kulturgeſchichte liefern müſſen. Es iſt mit Grund anzunehmen, daß die Feier des altrömiſchen dies Jovis auf den neurömiſchen Kirchenbrauch nicht ohne Einfluß geblieben war, und die Ueblichkeiten in der galliſch-fränkiſchen Kirche zeigen es. Der Indiculus superstitionum verzeichnet neben den übrigen verbotnen Heidenbräuchen die Nummer XX: De feriis, quae faciunt Jovi vel Mercurio. Doch dieſes gallofränkiſche Verbot der Donnerſtagsfeier war damals nicht durchgreifend geweſen, daher wiederholt es ſich in der Dekretenſammlung, die Burkard von Worms † 1024, angelegt hat; hier wird in Form eines Beichtſpiegels dem Beichtkinde unter Anderem auch die Frage zu jeder öſterlichen Zeit geſtellt: quintam feriam in honorem Jovis honorasti? — Jacobus a Voragine erklärt in ſeiner Legenda aurea: in vulgari proverbium est, ut diei dominicae dicatur cognata dies Jovis; antiquitus enim erat aeque solennis. Ein Spott gegen dieſen galliſchen Brauch liegt in dem franzöſiſchen Sprichwort, das den Donnerſtag als unſern St. Nimmermehrstag behandelt: Quand on parle d'une chose impossible, on dit, qu'elle se fera la semaine de trois Jeudis, trois jours après jamais. Auch bei den Reformirten dient der Donnerſtag zur wöchentlichen Kirchenandacht und zur Begehung der höchſten Confeſſionsfeſte. In der Stadt Aarau und den übrigen altaargauer

Städten, die sich nach dem Mandat der Berner Regierung kirchlich reformirten, wird jeden Donnerstag Wochengottesdienst und Kinderlehre abgehalten. An allen Wochentagen ertönt hier um 6 Uhr Morgens das gewöhnliche Frühgeläute; am Donnerstag dagegen wird wie zu einem Sonntagsgottesdienst mit allen Kirchenglocken zusammen geschlagen. Man sagt, darum, weil die Stadt einst an einem Donnerstag aus Feindeshand errettet worden sei. Es gilt jedoch dieselbe Ueblichkeit in der übrigen reformirten Schweiz und ist auch in andern süddeutschen Landstrichen frühzeitig nachweisbar. Wenn die Tübinger die große Glocke ihres Stiftes nicht jeden Donnerstag um 1 Uhr läuten, so haben die Rotenburger das Recht, die Glocke ohne Kaufgeld in ihre eigne Stadt abzuholen. Birlinger, Schwäb. Sag. no. 229. Man sieht hieraus, wie in der Volksmeinung das protestantische Tübingen durch das katholische Rotenburg unter Drohungen gemahnt ist, den Donnerstag altkirchlich einzuläuten. In den aargau. kathol. Gemeinden Bremgarten, Zurzach u. a. wird vom Mai bis Oktober jeden Donnerstag ein Hochamt abgehalten, um das Gedeihen der Feldfrüchte zu erflehen. Das Glarner Fahrtfest, die Jahresfeier des bei Näfels erfochtenen Sieges, ist schon seit 1425 auf den ersten Donnerstag des Aprils verlegt. Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 2, 454. Nachdem die Schweizer-Reformirten aller Cantone ihren Buß- und Bettag seit d. J. 1640 stets auf einen Sonntag anberaumt hatten, „hat man seit 1652 am besten befunden, ihn fürhin jederzeit uff einen Donstag zu halten.“ Hds. Urkundensammlung in der Bibliothek des Aargau. Histor. Vereins, Bd. 31, 461. Dies hat zwar für die neuere Schweiz wieder aufgehört; allein noch jetzt ist in andern protestantischen Städten, z. B. in Bremen, der zweite Donnerstag im November der allgemeine Bußtag. Die Heimsuchung und Strafe, die man sich durch Entweihung der Festzeit zuzieht, wird daher an einem Donnerstag hereinbrechen. Als in Zürich 1650 ein Erdbeben sich rührte und zugleich der städtische Pulverthum in die Luft flog, erschien die Geistlichkeit vor Rath und verlangte unter Hinweis auf „den fatalischen Donnerstag, an welchem die Straßen der Stadt

verſchüttet worden", die Abſchaffung des ſonntäglichen Scheibenſchießens.

Wir betrachten nun den Donnerſtag als den auserwählten Geſellſchafts- und Vereinstag.

Seine alterthümlichſte Qualification hiezu liegt darin, daß an ihm der Umzug des wilden Heeres und der Hexen-Sabbath ſtatt hat; die alten Götter, die an der Spitze des Seelenheeres ſtehen, ſowie die alten Prieſterinnen und Weiſen Frauen, nun zu Hexen erniedrigt, weihen ihn durch ihre gemeinſame Gegenwart. Der Beweisſätze hiefür giebt es ſo mancherlei, daß hier nur etliche ausgewählte genügen können. Ueber das Wilde Heer meldet Prätorius, Blockesberg Leipzig 1668, 27: „Ich habe von Joh. Kennerer, Pfarrherr zu Mannsfeld gehört, ſeines Alters über 80 Jahr, daß zu Eisleben und im ganzen Lande Mannsfeld das wütende Heer vorüber gezogen ſei alle Jahr auf den Faſnachtdonnerſtag, und die Leute ſind zugelaufen und haben darauf gewartet nicht anders, als ſollte ein großer mächtiger Kaiſer oder König vorüber ziehen." Ein armer Mann ſetzt Donnerſtags Abends ſeinen Napf unter den Schornſtein, Morgens darauf hat ihm der Drache ſchon zwei Goldklumpen hinein geſpieen. Osnabrügger Glaube in Lyra's Plattd. Briefen 1847, 137. Ebenſo in Kuhn's Weſtfäl. Sag. 1, 58. Aus Böhmen, wo man noch Hausgötter unter dem Namen Lar annimmt, erzählt Grohmann, Böhm. Sagenb. 1, 194: „Ich erinnere mich ſelbſt aus meiner Kindheit, daß unſre Magd immer von der Donnerſtags-Mahlzeit etwas am Tiſche ſtehen ließ und den Tiſch ſelbſt mit Mehl beſtreute. War dann Morgens die Fußſpur der Hauskatze drauf zu ſehen, ſo behauptete die Magd, das ſei der Lar geweſen." Das Ausfahren der Hexen am Samstag iſt vom Sabbath überhaupt entnommen und gilt nur im Flachlande; im Gebirge beſteht dafür der Donnerſtagabend. Leoprechting, der Lechrain 17. Am gleichen Tag tanzen die tiroler Hexen am Solſtein bei Zirl (Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 158), und auf den Meraner und Marlinger Wieſen. Siehſt du, heißt es, heut tanzen die Luder wieder, weil's Pfinztag iſt. Zingerle, Tirol. Sag. no. 523 bis 528.

Das Gleiche aus der Gegend von Trier: Wolf, Deutſche Märch. u. Sag. no. 343. Die gewitterkündende Heerſchnepfe (Scolopax galinago) hat die wechſelnden Namen Donnerziege, Donnerbock, Donnerſtagspferd (Grimm, Myth. 168. 1208), Springende Geiß, Habergeiß, Himmelsziege; ihr Name iſt ein offenbares Ueberbleibſel der beiden Böcke, die Donars Gewitterwagen zogen und nachher Anlaß gaben zum Wappenthier des Teufels. Unverkennbar zeigt dies nachfolgender Brauch. Wenn nemlich Donnerſtags vor Weihnachten im Luzerner- und Schwyzerlande das Feſt der Poſterlijagd abgehalten wird, wobei oft die geſammte Thalſchaft vermummt auszieht, ſo wird eine Geiß im beſondern Schlitten mitgeführt, die Poſterligeiß, bald als Maske, bald wirklich. Der Umzug ſelbſt iſt ein Nachſpiel des alten Götterumzugs, dem man die Jahresfruchtbarkeit verdankt, und die Geiß dabei angeblich ebenſo unentbehrlich, wie der Ziegenbock, den man in Kuh- und Roßſtällen hält, damit die Milchthiere zunehmen und vor Zauber bewahrt bleiben. Auch das Sprichwort, der Geißbock iſt des Schneiders Sonntagsroß, verliert dabei ſeinen heutigen wegwerfenden Sinn. Denn dieſe vermummten Schaaren muß der Gewandſchneider neu und feiertägig kleiden, und eben daher ſagt man von einer Frau, die in rauſchender Seide, in girrend geſteifter Leinwand gekleidet erſcheint, ſie komme donnersmäßig, donnersnett einher, ſie ſei aufgedonnert.

So mußte dieſer urſprünglich religiös gefeierte Tag nothwendig auch ein Geſellſchaftstag, nachmals und zum Theil bis heute ein Schulferientag werden.

In der Stadt Winterthur iſt derſelbe, ſagt Troll, Geſch. v. Winterth. 4, 41 — nicht bloß durch den Wochenmarkt ausgezeichnet, er iſt unſer ſtereotyper Geſellſchaftstag geblieben, an welchem auf den Stundenſchlag Schaaren von Freunden und Freundinnen zu gegenſeitigem Beſuche aufbrechen. In der Stadt Zürich war er der Haupttag für geſchloſſene Geſellſchaften und gleichbedeutend mit Blauem Montag; dies erhellt aus Bachofens Muſikaliſchem Halleluja (Zürich 1786), unter deſſen Wochentagsliedern dasjenige auf Donnerſtag pag. 105 heißt:

Ach, wie viel ſind, die Donſtag machen,
Und denken nicht an Donners Tag.

Donnerſtag Abends gehen die tiroler Bauerntöchter auf Beſuch. Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 258. Die Oberwalliſer nennen beehrend ihn Frontag (dies dominicus), derſelbe Name, der bei Notker dem Sonntag allein zukommt. Juſtiz und Polizei wirkten dem Brauche mit dem furchtbaren Mittel der Hexeninquiſition entgegen; unter den verſchiedenen Merkmalen, wodurch ein der Hexerei angeklagtes Weib zu überführen ſei, führt nemlich Dr. Eberhard Gockel (Vom Beſchreyen und Verzaubern 1717, 15) auch dieſes an, wenn dieſelbe den Donnerstag vor andern Tagen feire. Jedoch dieſelbe Sitte bemächtigte endlich ſich auch der Fürſtenhöfe, und ſo beginnt ſogar Goethes Lied „Die Luſtigen von Weimar" die Woche mit dem alten Heidentage:

Donnerſtag nach Belvedere.
Freitag gehts nach Jena fort,
Denn das iſt bei meiner Ehre
Doch ein allerliebſter Ort, u. ſ. w.

Eine frühzeitig eingetretene Folge hievon iſt der dies academicus, der ſchon in der mittelalterlichen Schule auf den Donnerſtag fiel. Selbſt in der Stadt Rom iſt noch die heutige Schuljugend Donnerſtags ſchulfrei. An allen ehemaligen Univerſitäten Oeſterreichs reichte das Winter-Semeſter vom 1. Oktober bis zum Donnerſtag vor Palmſonntag, das Sommer-Semeſter vom Donnerſtag nach Oſtern bis Ende Juli. Allg. Augsburg. Ztg. 1858, no. 333. Das Züricher Schulmandat, gleichzeitig mit der Kirchenreformation daſelbſt, ſchreibt vor: „Von den Vrlauben vnd Vacanzen. Alle vnd jede Donnſtag in der Wuchen vmb das Ein nach mittentag ſol den Schulern ein Vrlaub gelaſſen werden, vnd an denn mitwuchen vor Oſtern ſol Vrlaub werden wie an einem Donnſtag." Bullinger, Chron. Tigur. Fol. 2, Blatt 342b. Am Donnerſtag, ſagt unſer kantonaler Volksglaube, darf man Kinder nicht zum erſtenmale in die Schule ſchicken; auch Kälber, am Donnerſtage zuerſt ausgetrieben, geben keine Nachzucht. Nun hat in der reformirten

Schweiz dieſer Tag hie und da einen Schulgottesdienſt am Morgen, und für die Zünfte oder Bürgervereine eine Abendzuſammenkunft, das ſogen. Bott.

Betrachten wir ihn auch als Gerichtstag.

In der Edda heißt es ausdrücklich, Thôrr komme zu Gericht gegangen, und ſein Tag iſt noch im deutſchen Kaiſerrechte (edd. Freyberg, Samml. Bd. 4, Heft 3) cap. 260 unter die Friedtage geſetzt: Es ſindt vier tag in der wochen heiliger denn die andern, daz iſt der Pfinztag, Freitag, Sambſtag, Suntag. Des Pfinztags weicht man den Chreſen (Chrisma), deſſelben tages fuer Gott ze Himel u. ſ. w. Dieſe vier ſind Allen geſetzt zu frid Tagen. — Für die Schweiz beſagt daſſelbe Konrad von Ammenhauſen, Leutprieſter zu Stein (Thurgau), der i. J. 1335 ſein Gedicht über das Schachſpiel ſchrieb, das handſchriftl. auf der Zofinger Stadtbibliothek liegt; darin bezieht er ſich auf den ſeit 1027 entſtandenen und nachher allgemein eingeführten Gottesfrieden, Treuga, wornach vom Donnerſtag Morgens bis Montag Morgens die Waffen gänzlich ruhen mußten:

vnd sicht mans an dem rechtsbuoch stan,
das menglich solte fried han
von der mitwochen, so der sunne nidergat.
vntz den mentag, so man hat
fruo den sunnen aber gesehen.

Die Züricher Rathsordnung und Stadtſatzung (ernewert 1675) befiehlt: daß man vff den Dornſtag allein ſol richten vmb fräffel vnd bueßen. vnd ob der Dornſtag käme vff ein Fy'rtag, ſo ſol man drum richten vff den nächſten Dornſtag darnach. Hdſ. Urkund. Samml. Bd. 3, 63 in der Bibl. des aargau. Hiſtor. Vereins. Die Dintikoner Dorfoffnung, abgedruckt im Wettinger-Archiv 146, beſtimmt: betreffend die Gricht iſt dieſere Ordnung gemacht, daz in jedem Dorf ſollen järlichen 4 Gricht gehalten werden als am Donnerſtag in der Frawfaſten. — In der Waatländer Vogtei Echallens verſammelte ſich das Gericht für die ganze Landſchaft jeden Donnerstag. Fäſi, Helvet. Erdbeſchreib. 3, 505. Daſſelbe ſeit dem

Jahre 1560 vom Stadtgericht zu Solothurn meldet Haffner, Soloth. Schauplatz 2, 243. Das Landgericht der geschwornen Siebener im Kt. Schwyz versammelte sich des Jahres neunmal auf einen Donnerstag. Fäsi 2, 243. In der alten Republik Bern fiel die Besetzung der Staatsbeamtungen jährlich auf den Hohen Donnerstag, und der Kleine Rath, genannt der Tägliche, versammelte sich zur Erntezeit nur an Mond- und Donnerstagen. Fäsi 1, 568.

Eine Folge dieser gesetzlichen Termine mußte es sein, daß die Hochzeiten und Ehegerichtstage gleichfalls auf Donnerstag fielen. Das Ehegericht in Appenzell Außerrhoden versammelte sich jährlich nur einmal, am ersten Donnerstag nach Ostern. Fäsi, ibid. 3, 113; Dasjenige der Stadt Zürich wurde seit 1539 „an den Mond- und Donstagen gehalten". Holzhalb, Ehegerichtsord. 1698. Die Eheberedung zwischen Churfürst Johann von Brandenburg mit Herzogin Margareth von Sachsen fand statt 1467 auf Donnerstag nach Sonntag quasi modo geniti (28. April). Lepsius, Kl. Schrift. 1, 158. Die Hochzeit des Grafen Hans Georg von Hohenzollern, die von J. Frischlin 1598 bedichtet und von Birlinger 1860 edirt worden ist, begann am Sonntag mit Einholung der Braut, dauerte bis folgenden Donnerstag, wo die adligen Gäste Ringelstechen und Maskenball abhielten, und schloß mit deren Abreise am Freitag. In den Bretonischen Volksliedern Villemarqué's, übers. v. Hartman-Pfau, lautet pag. 412 des Mädchens Antwort an den unbegehrten Werber: Am Donnerstag ist mein Hochzeitstag, Ihr kommt zu spät mit eurer Frag. Um die schönste aller Jungfrauen, die Elbin, zum Weibe zu gewinnen, räth die Mutter ihrem Sohne, am Donnerstag nach Sonnenuntergang zum See zu gehen. Hier gewinnt er die Braut, indem er ihr das verzauberte Schwanenhemde wegzunehmen weiß, verliert sie aber nach sieben Jahren wieder an einem Donnerstag. Afzelius 2, 302. Mit derselben List hat der Graf von Gamburg das Wasserweib aus der Tauber zum Weib bekommen, doch unter der Bedingung, daß sie jederzeit von Donnerstag Abend bis Sonnabend früh in die Tauber

zurückkehren dürfe. A. Kaufmann, Quellenangaben zu den Rhein- und Mainſagen 1862, 220. Vom thüringiſchen Hochzeitstage erzählt Bechſtein, Mythen ꝛc. (1854) 1, 154: Sonntag war das Hirſeleſen zum Hochzeitsbrei, Montag war Fegetag, Dienſtag bis Donnerſtag dauerte das Hochzeitsgelage, der Freitag war der Trolltag, wo die Gäſte die Trollſuppe bekamen und ſich mit ihrem Kuchenſacke wieder heim ſchoben. In ganz Süddeutſchland heißt es: Donnerſtagsheirat, Glücksheirat! Schon die Einladung zur ſchwäbiſchen Hochzeit geſchieht eine Woche voraus am Donnerſtag (Meier, Schwäb. Sag. 483); die holſteiniſche beginnt am Donnerſtag und währt bis Sonntag, wie das auch in Heſſen hin und wieder Sitte iſt (Wolf, Beitr. 1, 81. 211); die böhmiſche beginnt Dienſtags und dauert bis Donnerſtag (Schmalfuß, Die Deutſchböhmen 1851, 94). Im Aargau, katholiſchen Landestheiles, freiet der Burſche gewöhnlich nur an Donnerſtagen ein Mädchen, entweder als Kiltgänger oder als förmlicher Brautwerber. Auch die Anſtellung der Liebesorakel fällt auf denſelben Tag, wie folgende Mädchenſitte aus ſchwäbiſch Lerchenheim zeigt. Am Donnerſtag nach dem Chriſtfeſte ſchläfert man ein ſchwarzes Huhn ein und legt es auf den Stubenboden. Jenes Mädchen von den im Kreiſe Herumſitzenden, auf welches das Huhn zugeht, wird in dieſem Jahre heiraten. Schindler, der Aberglaube 1858, 260.

Serbe und Wende hält den Donnerſtag für einen zur Trauung ganz unglücklichen Tag, ſowie auch dieſer Volksſtämme Hochzeitsfarbe nicht unſre rothe iſt, ſondern die grüne. Ihre Ehen werden am Dienſtag und Freitag geſchloſſen. Haupt-Schmaler, Wend. Volks-L. 2, 249. In Folge ſlaviſcher Grenznachbarſchaft hört man im öſtlichen Norddeutſchland den Satz: Wenn man Donnerſtags freiet, donnerts in der Ehe. Kuhn, Nordd. Sag. 434.

Bevor hier unſer Hochzeitstag verlaſſen wird, bietet er Gelegenheit zu der Frage über einen höchſt widerſpruchsvollen Ausdruck. Warum nennt man in der Burſchenſprache ein hübſches mannbares Mädchen einen flotten Beſen, und in der

Bauernsprache sogar einen Donnersbesen? Das Studentenwort in Goethes Faust reicht nicht hin zur Erklärung:

Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags dich am besten caressiren.

Denn damit ist bloß die dienstthuende Hausmagd gemeint, der verächtlich sogenannte Knallbesen, unser Tropus aber versteht ausschließlich das würdige, begehrenswerthe Mädchen. Dies aber ist die das Haus züchtig hütende Jungfrau, in deren Schutz dasselbe zugleich gegeben ist. Ihren Namen hat sie vom Besenkraut (Sarothamnus und Sysimbrium sophia), das zum Donnergott in mehrfacher Beziehung gestanden hat. Es wurde mit jungem Laub und frischem Gras auf Walpurgis, 1. Mai, zum grünen Hausbesen gebunden und sein frischer Gebrauch diente als Mittel zu erneutem Milchgewinn und frischer Butterbereitung. Noch bindet man namentlich katholischer Seits aus geweihten Frühlingskräutern die sogen. Osterpalmen und steckt sie an besenlanger, glattgeschälter Stange vor dem Wohnhause auf zum Schutze gegen Blitzschlag und bösen Zauber; die abdorrenden verbrennt man hernach im Herdfeuer: sobald ein Gewitter heraufzieht, so nehmen die Blitze ihren Weg am Hause vorbei. Bavaria 1, 371. Solcher Besen bedienten sich die im Dienste Donars stehenden Priesterinnen, einst Hagedissen und Hägtessen genannt (Hainfrauen), nun verwildert in den Namen Hexen. Wie wir sagen, neue Besen kehren gut, so verglich man den Besen in der Priesterinnen Hand einer auseinander fahrenden Blitzgarbe, Donars reinigendem Wetterstrahl. Darum heißen sie Donnersbesen; der den Himmel fegende Nordwest heißt seemännisch gleichfalls Himmelsbesen. Sanders Wörtb. 1, 118. Auch der entwürdigte Name bezeichnet immer noch die zum Blocksberg fahrende Walburgishexe und Besenreiterin, die als eine Milch- und Butterdiebin verschrieen ist. Um gegen diese das Haus zu sichern, dient ein mit dem Stiel nach unten hinter die Thüre gestellter Besen. Woeste hat in Wolfs Ztschr. f. Myth. 2, 86 hierüber eine sprechende Ortssitte mitgeheilt. Als einer seiner westfälischen Landsleute durch das Städchen Altena gieng, wurde er von einem kleinen

Mädchen mit den Worten angerufen: Man, sit so guet un stiaket mi düen bessam vüär de düär! Er mußte dem Kinde, welches allein im Hauſe war, aber im Begriff ſtand, auszugehen, den dargereichten Beſen in den Thürring ſtecken. Niemand, wollte das Mädchen damit ſagen, iſt jetzt im Hauſe, aber es ſteht ſo unter Gottes (Thunars) Schutz.

Zur Unterſtützung des eben Geſagten dienen nachfolgende Pflanzennamen, in deren mehrfacher Anwendung ſtets eine deutliche Beziehung auf Donar liegt.

Donner- und Hexenbeſen nennt man die verfilzten Aeſte alter Waldtannen, auf denen angeblich die Hexe bei ihren Luftfahrten raſtet, und das daran hängende langfadige Moos heißt Donnerbart. Aargau. Sag. 2, 202. Man wagt nicht, ſolche krankhafte Auswüchſe des Baumes oder das daraus geſchreinerte Holz zu verbrennen. Frommann, Mundarten 5, 473. Die Donnerwurz (semper vivum tectorum) ſchützt als Hauswurz bekanntlich gegen den Blitzſchlag. Die Donnerrebe (glecoma hederacea), ſonſt Erdepheu und Gundermann genannt, wird in einen Kranz geflochten, durch den man die Kühe beim erſten Austreiben melkt. Die Donnerneſſel (urtica dioica) wird beim Gewitter zum friſchen Biere gelegt, damit es nicht umſtehe; und hat am Grünen Donnerſtag das vorgeſchriebene Mittagsgemüſe zu liefern.

Am grünen Donnerſtag im Mei
kocht eine bewrin ihren brei
von neunerlei kohlkreuterlein,
ſolt wider alle krankheit ſein.

Rollenhagen im Froſchmeuſeler. Grimm, Wörtb. 2, 1253. Die Donnernelke (dianthus Carthusianorum) iſt die wilde Nelke, von welcher alle unſre oberdeutſchen Dorfkirchhöfe überwuchert ſind, die Grabblume der zu Donar gegangenen Seelen. Wer die Donnerroſe (Alpenroſe) beim Gewitter trägt, läuft Gefahr vom Blitz erſchlagen zu werden.

Wie die heutigen Jahrmärkte und großen Städtemeſſen aus Kirchenmeſſen und chriſtlichen Stiftsfeſten entſprungen ſind, ſo konnten auch die heidniſchen Opferfeſte nicht ohne ihren

Vorrath ſchaffenden Jahrmarkt beſtanden haben. Dies erweiſt ſich mehrfach durch die Tage, auf welche Kirchweihen, Kirchmeſſen und Jahrmärkte angeſetzt ſind. Norddeutſche Kirmeſſen dauern mancherwärts den Sonntag und Montag; Dienſtag und Mittwoch wird gearbeitet, am Donnerſtag aber beginnt das Feſt von neuem, um Abends geſchloſſen zu werden. Colshorn in der Geſchichtsbiblioth. 1853 1, 176. So weit die Nachrichten über das Naumburger Kirſchenfeſt reichen, das auf Jakobi fällt, ſo war den Knaben dazu der Montag, den Mädchen der darauf folgende Donnerſtag anberaumt. Lepſius, Kl. Schrift. 1, 209. In der Umgegend von Dingelſtedt am Huy dauern Pfingſtgelage und Pfingſttanz von Dienſtag bis Donnerſtag. Kuhn, Nordd. Sag. 389. So werden auch von Alters her die Jahr- und Viehmärkte in der deutſchen und welſchen Schweiz ſo herkömmlich am Donnerſtag abgehalten, daß unter ſämmtlichen des Landes alljährlich 245 auf dieſen Tag fallen. Man findet dies im Kalender des Schweiz. Volksboten, Baſel 1860; die heute dabei vorkommenden Ausnahmen ſind noch nicht erklecklich. Der Berner Rath hatte ſchon ſeit 1481 die Gerichte und Wochenmärkte zuſammen auf den Donnerſtag angeſetzt (Tillier, Geſchichte Berns 2, 495); der Rath von Augsburg geſtattet 1501 das Feilhalten daſelbſt am Perlachberge allein an Donnerſtagen (Stetten, Augsb. Geſch. 255), und König Rudolf von Habsburg verleiht 1282 der Stadt Rotenburg a. d. Tauber eine Jahresmeſſe, deren Beginn er auf Donnerſtag nach der Pfingſtoctave feſtſetzt. Lichnowsky, Habsb. Geſch. I., Urkunden no. 721. Für die Ulmer Metzger galt noch 1770 der Donnerſtag als geſetzter Schlachttag. Berlepſch, Chronik der Gewerke 5, 45. War Donar der Landaſe in dem Sinne geheißen, wie man von Landwein und Hausbrod als dem kräftigſten und ſchmackhafteſten ſpricht, war er ſomit nicht der vermeintliche unterſte Bauerngott, ſondern der des geſammten Hirtenvolkes, deſſen Menge nicht Platz findet in Odhins Ritterhimmel, ſondern nur in Donars weitem Volkswang, ſo muß an ſeinem Feſttage auch Alles vorgenommen werden, was zur Zucht der Thiere dient und ihren Krankheiten abhilft.

Eine Besegnungsformel, handschriftlich v. J. 1361 in Hoffmanns Schles. Monatsschr. 1829, 764 verordnet, das kranke Roß der Donnerstagssonne entgegen zu führen: welch ros den pirczil hot, zo vuren is keyn der sunnen an eyme dunrstage vrü. Genaueres hierüber weiß Barthol. Carrichter, der 1551 sein zu Straßburg 1614 erschienenes Werk schrieb: Von gründlicher Heilung der Zauberschaden. Er sagt pag. 30: Wenn das Vieh bezaubert ist, so nimm an einem Donnerstag Nachmittag beim Austreiben einen Laib Brod, schneid einen Bissen, streu Salz darauf, giebs ihm zu essen, hernach zu Feld getrieben, es hilft.

Gaben die Donnerstagsmessen den ersten Anlaß zur Gründung der Briefposten und Zeitungsblätter, so kann sich auch in letzteren noch ein gleicher Ursprungstag erkennen lassen. Das älteste Züricher Wochenblatt, das i. J. 1730 seinen Anfang nahm und wegen seiner langen Dauer eine für die schweiz. Culturgeschichte belangreiche Quelle geworden ist, führt den Namen Donnerstags-Nachrichten. Die Folge gesteigerter Betriebsamkeit ist ein mit der Journalistik sich steigerndes Lesebedürfniß; es trifft nun mit dem Gesagten mehr als bloß zufällig zusammen, daß die St. Galler Bibliothek jeden ersten Donnerstag eines Monats den Bürgern geöffnet war. Fäsi, Erdbeschreib. 3, 701. Dagegen dauert bei denjenigen Gewerken, die von einem feineren Bildungsbedürfnisse nur langsam berührt werden, der derbere Brauch und Glaube bezüglich dieses Rüst- und Lebetages fort, und die Bauern-Praktica (edd. Gräße 1859, 191) besagt: der Donnerstag ist ein Glückstag für Schmiede und Schlosser, für Wagner und Müller. Materiell genommen, allerdings; doch nicht zu übersehen ist bei diesem Spruche, daß Donar selbst auf dem Donnerwagen einherfährt, den Donnerhammer in der Hand schwingend, durch Frühlingsgewitter die Mühlenbäche aufeiset und mit dem Blitz die erste Ackerfurche pflügt. Vom Frühlingsgewitter heißt es: früher Donner, später Hunger. Eine Aargauer Bauernregel sagt: Am Donnerstag geht unser Herrgott am meisten über Land; und wenn ein Wetter entsteht, pflegt man an der untern

Aare um Lützern zu sagen, der Herrgott geht auf Reisen. Meldet sich das Gewitter recht krachend an, so hört man im Tone der Beruhigung sprechen: der Donner macht mir mein Gras wachsen.

Ein paar verwandte Wirthschaftsregeln finden hier noch ihre Stelle. Fällt der erste Mai auf Donnerstag, so bringt dies einen gedeihlichen Fruchtmonat. Fällt der dritte Tag Neumonds auf Donnerstag, so ist dies die günstigste Zeit, Haare und Nägel zu schneiden, ohne Folge von Husten und Schnuppen. Am Donnerstag treten die Mägde ihren Dienst an (Curtze, Waldecker Volksüberlief. 395). Bollenzwiebel, Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen dürfen nur am Donnerstag gesteckt werden, am Donnerstag säet der Bauer am liebsten die Körnerfrucht an (Freienamt). Alljährlich an einem Donnerstag findet der amtliche Waldgang statt, den die Stadt Zofingen mit Trommel und Fahne durch den Bonwald abhält. Ebenso halten die Dorfgemeinden alljährlich am Donnerstag des Auffahrtstages ihren Flurumgang, wobei die Reformirten die Grenzgemarkungen besichtigen, die Katholiken den kirchlichen Segen über die Saatzelgen sprechen.

Die Woche hat ihre stehende Speiseordnung, der einzelne Festtag seine specielle Zweckspeise, der Donnerstag sein Erbsenmus mit Speck; aller Orten ist er unter den Wochentagen ein sog. Fleischtag. Wie althergebracht diese Sitte ist, erweist sich aus des Chronisten Thietmar von Merseburg IV., 30. Angabe: Kaiser Otto III., der in seinem Gewissen über gar manche Missethat zu zittern hatte, fastete deshalb oft die ganze Woche, den Donnerstag ausgenommen. Ist schon aus dem bisher Gesagten augenfällig gemacht, daß der Landmann gerade an diesem Tage die Kälber entwöhnt, die Stallthiere austreibt, die Viehmärkte besucht und mit dem Metzger handelt; daß er ferner an diesem Tage die ersten Hülsenfrüchte steckt und das Korn einsät, weil solches vormals ebenfalls so geschah im Schutze des Flur- und Heerdengottes; so giebt nun sogar die Donnerstagsspeise, Erbsen und Speck, die weite Verbreitung des Donarcultus und seiner Bekenner nachhaltigen, ausdauernden Glauben noch einmal wie in einem Unscheinbarsten zu erkennen. Wie

merkwürdig, daß der Berliner und der Aargauer, der Niederdeutſche und der Schwabe, ſonſt in allem Andern von einander verſchieden, gerade in dieſem unbeachtet fortgeübten Brauche die Gleichen ſind, daß ſie an demſelben Tage überall dieſelbe Speiſe kochen und unter ſolchen rituellen Vorſchriften genießen, die gleichfalls wieder übereinſtimmen. Selbſt im aufgeklärten Berlin iſt das ſtetige Donnerſtagsgericht Erbſen mit Speck, und man ſagt dorten daſſelbe darüber, was man auch in Schwaben behauptet: man dürfe Erbſen nicht an andern Wochentagen eſſen, ſie brächten ſonſt Schwären. Kuhn, Norddeutſche Sag. 445. Meier, Schwäb. Sag. 388. Nicht einmal am Charfreitag darf man Erbſen eſſen, der doch der ſtrengſt gebotene Feſttag iſt, denn auch dann bekäme man Geſchwüre; ſo deutlich erkennt man die heidniſche Zweckſpeiſe und ſchließt ſie von dem ſpecifiſch chriſtlichen Charfreitag aus. Aus einer Fülle von Ueberlieferungen geht hervor, ſagt Mannhardt, Götterwelt 190, daß die hartgetrocknete, gelbfarbige Erbſe einſt als Symbol der im Gewitter niederfahrenden Donnerſchoße und Hagelkörner galt und daß ſie eben nur deshalb ſtets als die Lieblingsſpeiſe der Gewitterzwerge geſchildert wird: Aargau. Sag. 2, 227. In Donars Schutz wurden die Leichen gegeben, weil ſie zu ihm fahren: darum ſetzt man den Leuten, welche die Todtenwacht bei einer Leiche halten, das herkömmliche Erbſenmus vor.*) In Donars Schutz ſteht der Braut- und der Eheſtand: Wer Erbſen verleert, wird entweder ſterben, oder ſich verlieben. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 979. Unter Donars Gedeihen, des Heerden- und Herdgottes, wächſt Fleiſch und Korn: darum wird Donnerſtags Schweinefleiſch, und ſtatt des trockenen Brodes das Erbſenzugemüſe aufgetiſcht. Unſterbliche und Sterbliche beobachten dieſen Feiertag und ſein Speiſegebot. Man entnehme dies aus folgenden zwei Sagen, die genau übereinſtimmen, obſchon die eine nach Stockholm und die andere nach Swinemünde gehört. Sie erläutern den uns nun ſchon bekannten Satz: Weil die Weihe des Feſttages,

*) Man vergleiche: Oberdeutſche Leichenbräuche.

an welchem Götter und Menſchen feiern und ſchmauſsen, es verlangt, daſs man alle Tagsarbeiten ſchon den Abend voraus gethan habe, ſo iſt es verboten, am Donnerſtag einen Stall zu miſten, ja nur ein Kind zu kämmen.

Eine ſchwediſche Sage in Dybecks Runa (Stockholm 1845) berichtet von einem Bauern, dem in jeder Julnacht (Weihnachten) eine Speiſe vom Tiſche und eine Kuh aus dem Stalle wegkommt. Als er in einer ſolchen Nacht dem Diebe auflauert, tritt ein freundlicher Mann bei ihm ein, heiſst ihn mitkommen, führt ihn in eine prächtige Stube und ſetzt ihn zu einer Geſellſchaft an die gedeckte Tafel. So wie ſie aber hier den Julbrei verzehren wollen, fällt Kuhmiſt in die Schüſſel. Da ſagt der freundliche Mann zum Bauern: Sieh, welche Ungelegenheit! Verſetze doch deinen Stall wo anders hin, ich werde dir dabei behülflich ſein. Der Bauer thats und verlor ſeitdem kein Stück Vieh mehr. (Weinhold, Weihnachtsſpiele 15.)

Zwei Mädchen finden unter dem Herd in ihrer Küche eine Oeffnung, ſteigen hinunter, gelangen zu den Erdmännchen, die hier unterirdiſch wohnen, und werden von ihnen mit Speiſe und Trank köſtlich bewirthet. Zum Schluſſe kommt noch eine verdeckte Schüſſel, die, als ſie den Deckel abheben, zu ihrem größten Abſcheu voll Läuſe iſt. Sehet, ſprach ein Unterirdiſcher zu den Kindern, das ſind die Läuſe, die ihr Donnerſtags aus euern Haaren kämmt, die fallen uns hier unten alle in die Schüſſeln. Drum möchten wir euch freundlich bitten, thuet das fernerhin nicht und wirket dafür, daſs auch die Andern es nicht thun. Kuhn, Nordd. Sag. 321. So ſitzen alſo am Donnerſtag ſogar die Unterirdiſchen gleichzeitig mit uns um ihre Feſttagsſchüſſel verſammelt.

Wo der um ſich greifende Nothſtand ſtatt Fleiſch und Brod die alleinige Kartoffel mit dem etwaigen Eichorienkaffe auf den Mittagstiſch ſetzt, da iſt der altübliche Küchenzettel freilich längſt vergeſſen, und jeder Tag dem andern gleich. Gleichwohl ſpürt ſich auch dann noch der Donnerstag durch, nur iſt er verlegt auf ein paar landſchaftliche oder kirchliche Jahrtage. Von ihnen iſt zum Schluſse hier noch die Rede.

Mit dem Donnerstag beginnt die sog. Kleine Fasnacht. Er ist der letzte Tag vor Fasten, an dem getanzt, oder in Vorrath gebacken und geschlachtet wird. Er heißt in Köln Wiewerfastelavend, in der Eifel Weiberdonnerstag, in Tirol der gumpige (tanzende), der unsinnige Dorstig, der weiße (wegen des Backwerks), in vlämisch Belgien vetten dondertag, in der Schweiz der Schmutzige und Feißte. Diesen letztern Namen hat er von den auf ihn treffenden fetten Speisen. Dieser Schmutzigen Donnerstage hat man in der Schweiz drei, die drei letzten der Fasnachtswochen. Jede Haushaltung auf dem Lande ißt da Mittags Erbsen und Schweinefleisch; am dritten giebts Schmalzküchlein. Schmaußend durchziehen an etlichen Orten die Bursche die Dorfgassen, um ein öffentliches Beispiel der Eßlust zu geben; Bekannte suchen sich gegenseitig das Rauchfleisch aus dem Kamin zu stehlen. Nach dem Mittagessen schickt man die Kinder, maskirt als „Heumütterli", gegen die nächste Eichen- oder Buchenwaldung hinaus; hier müssen sie in den Wald hinein „zähnen", die Zähne blecken und Gesichter schneiden. Je mehr sie's thun, um so mehr werden dies Jahr Eicheln und Buchekern gerathen, eine um so größere Schweinemastung wird man bekommen. „Man muß mit fettem Maul in den Wald schauen, dann giebts viel Buchnüsse;" man muß recht toben, lärmen und mit dem Geschirr „kesseln, damit es in Allem recht donnermäßig hergeht." Man muß Hirsebrei essen, es bringt Münze.

Der andere Ersatztag ist der Gründonnerstag. Man soll ihn durch keinerlei Hausarbeit entweihen. Wenn man am Gründonnerstag feiert, hat man das ganze Jahr kein Fieber (Aargau). Wenn man am Gründonnerstag backt, so regnets das ganze Jahr nicht mehr. Kuhn, Märk. Sag. 387. Jedoch vorgebacken muß um so reichlicher sein, denn: Gründonnerstagbrod schimmelt nicht. Gründonnerstag-Eier ergeben lauter Hähne; wer sie ißt, wird stark, bekommt beim Heben von Lasten keinen Leibschaden. Wer eine Flasche Rothwein, seit vorigem Jahr in einem Ameisenhaufen vergraben liegend, heute austrinkt, bekommt die Dreimännerstärke. Letzteres deutet sichtbar hin auf das Wettessen,

das Wetttrinken und die übrigen Stärkeproben, worin Thôrr gegen den Winterriesen Utgardloki Sieger bleibt.

So ist seit dem ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, da die von Cäsar geschilderten Germanen noch keine andern Götter zu verehren wußten als bloß das Augenfälligste: Gestirn und Feuer, allmählich aus diesem Elementarfeuer die reichgegliederte, vielbewegte und allgeglaubte Göttergestalt Donars großgewachsen und hat sich dem Thun und Denken seiner Bekenner dermaßen ins Herz geprägt, daß sogar die bloße Beschreibung des ihm geweihten Wochentages hier auf Kosten aller übrigen Wochentage sich breit macht.

Freitag.

Nach der Schönheits- und Liebesgöttin Freyja, der höchsten weiblichen Gottheit, ist der ahd. Frîatac und altnord. Freyjudagr (dies Veneris) benannt; frîjôn bedeutet lieben, gleichsam sich aneignen, freien ist heiraten. Im Alterthum gieng das ledige Mädchen unberingt und in fliegenden Haaren, zum Zeichen, sie sei noch ungebunden und frei. Grimm Wörth. 4, 95. Dieser Liebesgöttin steht der männliche Fruchtbarkeitsgott zur Seite, welcher altnord. Freyr, goth. Frauja, ahd. Frô hieß; das eine Himmelswesen war, wie lat. Lunus und Luna, und wie goth. Sunna und Sunnô, in zwei Geschlechter gespalten. Daher hat die altdeutsche Frîa dem Gotte Frô gegenüber ihren Namen appellativ in Frouwâ umgewandelt, er der Herr, sie die Gebieterin, und dieser letztere Name ist ihr in den oberdeutschen Mundarten ausschließlich verblieben. Frau bezeichnet in Sage und Lied Oberdeutschlands durchweg die Oberherrin der Geisterwelt, sie wird, da sie zur Zeit der Fronfastentage erscheint, sogar zu einer Fraufasten und begabt die unter ihrem Einflusse gebornen „Fraufasten-Kinder" mit heilkräftigem und Geister erlösendem Vermögen. Ein einziger Fall ist uns bisher bekannt, wo diese Göttin in unsrer Mundart noch unter dem älteren Ei-

gennamen auftritt; in Schönwerths Oberpfälz. Sag. 2, 313 erſcheint ein himmliſches Herſcherpaar, dem alle Elemente dienen, er eingehüllt in ſeinen Königsmantel, ſie in die Fülle ihres reichen Haupthaares, er Woud (Wuotan) geheißen, ſie Freid. Letzteres bezeichnet beides, die Freitägige und die Gefreite. Nicht der echten Volkstradition, ſondern nur der Gelahrtheit entſprungen iſt dagegen folgende Stelle in dem Muſikaliſchen Hallelujа von Bachofen (Zürich 1786), die dorten in das Wochentagslied auf Freitag gehört:

Weg Freya! weg du ſchnöde Geile,
Du haſt an mir kein Loos, noch Theile,
Mein Jeſus iſt allein mein Mann,
Der mich gefreit, ꝛc.

Dieſer Himmelsfrau ſind beſondere Heilkräuter und Liebesblumen nachbenannt, die nun zum Theil auf die chriſtliche Himmelsfrau Maria übertragen worden. Die Frauendiſtel, carduus Marianus, auch Mergen- (Marien-) Diſtel, wird beim Volke als Decoct gegen Seitenſtechen angewendet; auf ihre milchweißen Blätter, ſagt der Katholike, iſt ein Tropfen von Mariens Muttermilch gefallen. Ein in den Walliſer Hochalpen häufiges Sedum nennt der dortige Senne Frowentrüblı, das Träublein der Frau; zum Frauenſchuh, cypripedium, bemerkt ein handſchriftliches Receptierbüchlein aus der Stadt Brugg: Findeſt du es in ſeiner vollen Blüthe, ſo weiſt es auf große Schönheit deines nachmaligen Weibes. Frauenthränen nennt man mehrere Orchisarten, ein Name, der ſich wiederholt in den Deutungen über das Frauenmänteli, alchemilla vulgaris. Dieſe iſt nach ihren mantelartig zuſammengefalteten Blättern benannt und der Jungfrau Maria geheiligt, welche mit einem Mantel dargeſtellt wird, der alle zu ihren Füßen Betende mit einhüllt. Dieſelbe Pflanze heißt ferner Sonnenthau und Sinnau (mhd. sintôwe, Immerfeucht) wegen ihrer ſtets mit Thautropfen gefüllten kelchartigen Blätter. Daran knüpft ſich die eddaiſche Sage von Freyja, welche ihrem zu fernen Völkern gezognen Gemahl Odhr goldene Thränen nachweint und darum die Thränenſchöne genannt wird. So weinen im mhd. Epos Flos und Blankflos

die beiden Liebenden, von einander getrennt, sich Thränen nach, die zu lauter Blumen und Perlen werden.

Betrachten wir nun die Freitagswerke als die der Göttin der Frühlingsschönheit und ersten Liebe geweihten. Der Freitag ist den Eheverhältnissen am günstigsten, an ihm muß man kilten und freien. Alle Hochzeiten des reformirten Aargaus werden durchweg an ihm abgehalten. Bezieht die junge Frau nicht an ihm das Haus ihres Gemahls, so wird in der Ehe viel gestritten werden. Hat sie einen bösen Ehemann zu zähmen, so kocht sie ihm eine Suppe mit dem Wasser, das im Freitagsregen gekommen ist. Da die Haus- und Herdgöttin mit einem Katzengespann zu fahren pflegt, den Thieren der Häuslichkeit, so sagt man von einer ehelos Verstorbenen oder übel Verheirateten, sie habe einst die Katze nicht recht gefüttert. Regnet es der Braut in den Kranz, so hat sie sich vormals an ihrer Hauskatze versündigt. In dem Hause, wo in der Freitagsnacht die Katzen sich raufen, wird auch der eheliche Unfrieden nicht lange ausbleiben. Legt sich die Hauskatze aufs Ohr, so giebts Sonnenschein; schleckt und mutzt sie sich von einem Ohre zum andern, so kommt „gefreueter Besuch" ins Haus. Bekanntlich nennt man die ersten Weidenblüthen Palmkätzchen; man trägt sie am Palmtage büschelweise zur Einsegnung in die Kirche, verschluckt die Blüthen einzeln gegen Halsweh und steckt den Strauß gegen Feuersgefahr unters Dach. Mit dieser vorzugsweise katholischen Sitte steht aber die andere des Katzenbrennens in gröblichem Widerspruche. Man hat nemlich im obern Elsaß und in der angrenzenden Basellandschaft beim Oster- und Charfreitagsfeuer Katzen lebendig mit verbrannt und begeht diese Grausamkeit in Lothringen noch. Es ist eine Rache der Kirche, ausgeübt an dem Wagen- und Wappenthiere der Heidengöttin. Sonntag und Freitag sind allen Anfängen am günstigsten; was man am Freitag träumt, wird an einem Sonntag wahr. Durch die Freitagswitterung bestimmt sich die bis zum Sonntag voraus.

Ist das Wetter die ganze Woche wunderlich,
So ists am Freitag ganz absunderlich.

Die Hexen dürfen am Freitag keine Butter ausrühren.

Den Segensſpruch, womit man dem Stallvieh die Raude vertreibt, muß man am Freitagsmorgen ſprechen. Der Haſe, der am erſten Märzenfreitag geſchoſſen wird, iſt für manches Körperübel gut, insbeſondere ſein Auge wird getrocknet und gegen Erblindung umgehängt. Nur an einem Freitag ſchlägt die Erlöſungsſtunde verwünſchter Geiſter. Die am Freitag Verſtorbenen müſſen nicht erſt den Umweg durchs Fegfeuer nehmen, ſondern gehen, wenn ſie es verdienen, ſogleich in den Himmel ein. Ein am Charfreitag gelegtes Ei iſt von ſo ſtarker Schale, daß man damit beim Wettſpiele des Eierpickens die Spieleier aller Gegner zerſchlägt.

Dieſe Sätze gehören meiſtens reformirten Landſchaften an; ganz entgegengeſetzt aber lauten ſie im Munde einer unvermiſcht katholiſchen Bevölkerung. Dorten ſieht man in der heidniſchen Tradition kaum etwas Gefährliches mehr; hier wird ſie noch mit kirchlicher Eiferſucht verfolgt und verdächtigt. Der heilige Abt Pirminius ſagt in ſeiner Schrift de singulis libris canonicis scaraphus (in Mabillons Analecten 69): beim Heiraten den Freitag beobachten, dies iſt alles nichts als Teufelsdienſt. Dies wiederholt ſich bis heute. Im katholiſchen Freienamte heißt es: Die am Freitag geſchloſſene Ehe bleibt kinderlos; und noch plumper in der katholiſchen Oberpfalz: Am Freitag heiraten die Laufigen. Bavaria 2, Erſte Hälfte 279. Hier wird nemlich die Hochzeit beinahe ausſchließend nur am Dienſtag gehalten, der Freitag verbleibt hierzu den „laufigen“ d. h. eigenthums- und rechtloſen Knechten. Der Freitag iſt daher gleichmäßig verrufen in den katholiſchen Landſtrichen von Baiern, Schleſien, Oeſterreich und des deutſchen Alpengebietes. Kein katholiſcher Senne wagt am Freitag etwas mit ſeinem Vieh neu zu beginnen; keine Hausfrau unternimmt ein neu andauerndes Geſchäft. In Kärnthen darf man Freitags keine Wäſche im Bache ſchwemmen, ſonſt kommt Ueberſchwemmung ins Land; Freitagswäſche bringt kein Glück, heißts auch beim Heſſiſchen Katholiken (Wolf, Beitr. 1, Anhang). Unſer bäuriſches Freienamt und die Großſtadt Wien ſtimmen hier völlig überein: dorten bezieht man Freitags keine neue Wohnung, ſonſt würde man

unglücklich, hier will am Freitag Niemand die Miethe wechseln oder neue Dienstboten eintreten lassen. Allg. Augsb. Ztg. 1857, Beilage no. 305. Freitagskinder haben im Leben viel zu leiden (Tirol); ein Kind, das zwei Freitage ungetauft liegt, wird gespensterſichtig (Aargau). Holländiſcher Schifferglaube verbietet am Freitag in See zu gehen; denn am Freitag, wo auf Erden der Heiland gekreuzigt worden, fordert auch der Meeresherr ein Menſchenopfer.

Nicht minder widerſprechend lauten die Meinungen der beiden Confeſſionen bezüglich der Körperpflege, die dieſem der Schönheitsgöttin gewidmeten Tage gebührt. Rudolf Gwerb, ein Zwinglianer, ſagt in ſeinem Buch „Vom Leuth- und Vychbeſägnen" Zürich 1646, 10: man ſol alle wuchen am Freytag ein ſauber newgewäſchen hämbd anlegen, ſeye ein gewüſſe prob gegen grimmen; vnd die nägel an händ vnd füßen abſchneiden, ſeye gegen zanweh." Dagegen wurden vormals in der Stadt Luzern am Freitag allein keine Badſtube geheizt (E. Kopp, Geſchichtsblätter 1, 322), und der Freienämter ſagt: wer am Charfreitag die Haare ſchneiden läßt, bekommt Läuſe. Bei den Proteſtanten gilt: Freitag ſich die Nägel ſchneiden, macht reich, ſich die Nägel rückwärts ſchaben, bewahrt gegen Umlauf im Finger. Gegen Zahnweh vergräbt man Nägel- und Haarſchnitzel Freitags vor Sonnenaufgang, das Weib unter einem Birnbaum, der Mann unter dem Apfelbaum. Sogar im aufgeklärten Berlin ſchneidet man gegen das Zahnweh die Nägel am Stillen Freitag. Kuhn, Nordd. Sag. 461. Zu verwundern iſt, daß gerade der neuerungsſüchtige Proteſtantismus dieſen Einzelzug in ſich erhalten hat, deſſen hohes Alter von einer altwaliſiſchen Sage bezeugt wird. Elphins Geliebte iſt von einem Verführer bedroht, weiß ihm aber durch folgende Liſt zu entgehen. Sie kleidet in der vorbeſtimmten Nacht eine Kammer-Magd in ihr Fürſtengewand und ſteckt ihr den eignen Mahlring an die Hand. Der Magd nun wird der Finger im Schlafe abgeſchnitten und dem Elphin zum Wahrzeichen von ſeiner Frauen Untreue vorgelegt. Den Ring erkannte Elphin an; der Finger aber, ſprach er, iſt nimmer der meiner Frau; denn der Na-

gel dieſes Fingers iſt ſeit einem Monat nicht geſchnitten; meine Frau ſäumt keinen Freitag dies zu thun. Altd. Wälder 1, 71.

J. Grimm bemerkt in den Rechtsalterthümern 820, daß ihm kein einziges Beiſpiel vom Freitag als einem Gerichtstage bekannt ſei. Hier folgt ein ſchweizeriſches. Das Stadtbuch von Baden v. J. 1384, beſtimmt Paragraph 129 vom Pfandrechte, daß Pfänder vom Gläubiger am Dienſtag auf die öffentliche Gant gebracht werden und folgenden Mittwoch und Donnerstag dorten verbleiben müſſen; haben ſie in dieſen drei Tagen dem Gläubiger den Betrag ſeines Darlehns nicht eingebracht: so mag er morndes an dem fritag an dem gericht erfaren, wie er mit den pfanden wandlen söll, vnd was denn urtel gibt, dem sol vnd mag er denn navohkumen. Argovia 1, 62.

Samstag.

Das hebräiſche Sabthai (Levit. 23 und Exod. 21) heißt ruhend und bezeichnete ſowohl den Tag der Ruhe, als auch den angeblich unbewegten Planeten Saturnus. Aus dieſem bibliſchen Sabbathsnamen iſt der ital. sabbato, franz. samedi und nhd. Samstag entſtanden. Seinen nordiſchen Namen Laugdagr hat er von lukan, ſchließen, weil er der Endiger der Woche iſt.

Zeigen wir kurz den ländlichen Hergang an einem oberdeutſchen Sonnabend.

Von Nachmittag drei Uhr an, wenn die Vesperglocke zum erſtenmal geläutet hat, wird die Arbeit auf dem Felde eingeſtellt und man geht ins Dorf zurück. Die Egge im Acker wird mit den Eggennägeln nach innen gekehrt und abgeſtellt, damit der Ewige Jude, der keinen Sonntag hat, im Vorbeigehen drauf ausruhen kann. Pflug und Wagen wird unter Dach gebracht; kein Werkzeug ſoll draußen bleiben. Knecht und Magd ſparen den Beſen nicht, der ganze Aeren um Haus und Stall muß

ſauber gekehrt ſein. Das Weibervolk geht hinter das Milch- und Küchengeſchirr her, dann werden Stube, Tiſch und Bank gefegt, ſchließlich auch noch die hölzernen Stubenwände abgewaſchen. Zuletzt erſt kommen die Leute dran. Bei der Abendlampe ſalbt der Knecht ſämmtliches Schuhwerk für den morgigen Kirchgang. Die Mutter flicht ihrem Mädchen den Zopf voraus ein, denn die Kinder ſchickt man morgen in die Frühmeſſe, während die Erwachſnen in die Predigt gehen, die erſt um neun Uhr beginnt. Den Schluß von Allem macht ein gemeinſames Gebet, das bei den Katholiken den Verſtorbenen und den Armen Seelen gilt. Man geht früher als ſonſt zu Bette. Den Kindern giebt man zum Einſchlafen einen Löffel Zwetſchenlatwerge mit Wurmſamen, weil bei ihnen in dieſer Nacht „das Wurmhaus offen iſt". Ernießt ſich das Jüngſte noch in den Federn, ſo kommt eine glückliche Woche ins Haus. Kein Burſche verläßt das Lager vor Morgen wieder, um etwa einen Kiltgang zu machen. Wer dagegen handelt, den trifft der grobe Schimpfnamen Waſchpletz, einen Dreiviertelsmann bezeichnend, mit dem man die Weiberkammer aufwiſcht. Samſtag Nachts iſt die Luft voll Geiſter, heißt es, wer in ihr ausgeht, dem wird der Athem benommen; bald deshalb, weil es die Hexenfreinacht iſt; bald, weil die W. Jagd, das Nachtgejägde, umfährt; bald auch, weil ſie einem verworfnen, einem Unglückstag angehört, denn Mittwoch und Samſtag gelten mancher Orten nicht für ganze Tage, ſondern nur für Uebergänge. In einigen Gegenden Mitteldeutſchlands heißt der Samſtag noch Hollentag, Frauen-Hullentag, und dieſer Name überweiſt ihn unzweifelhaft an die Göttin Hulda oder Holda, welche einerlei Perſon mit der oberdeutſchen Spinnerkönigin Berchta iſt. Dies ergiebt ſich aus dem allgemeinen Volksglauben, an den Vorabenden beſtimmter heidniſcher Feſtzeiten, ſowie an Sonnabenden müſſe jede Spinnerin ihre Kunkel leer geſponnen haben. Rad und Rocken werden zugedeckt in die Ecke geſtellt, Samſtags werden keine Spinnſtuben beſucht. Die Magd, die in der Samstagsnacht fortſpinnt, erhält daraus ein Linnenzeug, deſſen Fäden ſich ungleich bleichen; was am Samſtag geſponnen wird, ſtiehlt

der Weber. Wer über Feierabend ſpinnt, vergeht ſich gegen Sonne und Mond, denn die Sonne des morgigen Tages iſt die allſehende, und das Bild im Monde zeigt ja das Geſicht und den Rockenſtiel jener verwünſchten Frau, die am Sonnabend ſpann. Wer nach Vesperläuten noch die Matten wäſſert, muß dorten auch nach dem Tode fortwäſſern. Bekanntlich ſind manche Züge aus dem Berchta- und Hulda-Mythus in die Marienlegende übergegangen; daher iſt nach altbairiſchem Volksglauben der Samstag heilig (Bavaria 1, 409) und im Luzerniſchen heißt es, am Samstag iſt die Mutter Gottes geboren. Lütolf, Fünfort. Sag. 560. Dieſe über der Feier des Sonnabends ſtreng wachende Göttin wird noch um vieles deutlicher, wenn man ſich erſt der mancherlei weiblichen Ortsgeiſter erinnert, die nur zu dem bekannten Zwecke zu erſcheinen pflegen, die Befolgung der alten Sitte zu belohnen, oder deren Bruch augenblicklich zu ahnden. Hierüber berichtet man uns aus dem Zürcheriſchen Bergdörflein Brütten nachfolgende Sage unter dem Titel: Sonnabend fordert rechtzeitigen Feierabend.

Der Vater unſeres Armenpflegers, ein braver Schuſter, war an einem Samstag im Nachbardorfe Dättnau auf der Stör (auf Taglohn im Kundenhauſe) und arbeitete hier, um vollſtändig fertig zu ſein, bis Mitternacht fort. Als er auf ſeinem Heimwege aus dem Walde kam, durch den der übliche Fußweg von Dättnau nach Brütten führt, hörte er hinter ſich Schritte und bemerkte im Umblicken ein Weiblein, das eine Zeine auf dem Kopfe tragend, die Hemdärmel bis zum Ellenbogen zurückgelegt hatte und durchaus ſommerlich gekleidet war. Dies ſchien ihm unbegreiflich, denn es wehte ein ſcharfer Wind. Nun kam es auch noch ſo nah an ihm vorüber, daß er es hätte berühren können, und er rief: Warum ſo hitzig in kalter Nacht? Doch ſtatt zu antworten, ſchwenkte das Weib in die Wieſe ab und kehrte in den Wald zurück. Jetzt fiel es ihm plötzlich ein, dies ſei das „Wingartenfräueli“, das die Trauben in den Weinbergen hütet, ſonſt aber hier allen Denjenigen erſcheint, die des Tages, wo ſie dieſes Weges kommen, ſich eine Ungebühr erlaubt haben. Hat nun Jemand abſichtlich gegen den Landesbrauch gefrevelt,

dem ſitzt ſie auf den Rücken und reitet ihn bis zum Dorfe, daß er vor Müdigkeit umſinkt; will er ſich des Plagegeiſtes erwehren, ſo hat er des andern Tages ſicher ein geſchwollenes Geſicht.

Nach dem alten Zunftbrauch der Grobſchmiede wird kein Feierabend gemacht, ohne nicht drei kalte Streiche auf den Ambos gethan zu haben, eine vom aſiatiſchen Rußland bis zu uns reichende Sitte, von welcher die Revue de deux mondes 1852, Avril 254; Erman, im Archiv für Kunde Rußlands 15, 146; Hahn in den Albaneſiſchen Studien 1, 165; Panzers Bair. Sag. 2, 56; Zingerles Tirol. Sitt. no. 516 der Reihe nach übereinſtimmend berichten. Folgende Erzählung iſt mir vor einigen dreißig Jahren in Familienhandſchriften zu Geſicht gekommen, welche aus der Stadt Brugg ſtammen und dem vorigen Jahrhundert angehören.

Mein Großvater wohnte in ſeinen Knabenjahren zu Brugg neben einem Schmied und brachte in deſſen Hauſe, da man ſonſt auf gut nachbarlichem Fuß ſtand, oft halbe Tage zu. Während ich einmal, erzählte er, beim Meiſter wieder in der Werkſtatt war, trat auch der Herr Stadtpfarrer herein, that mit ein paar Worten das Geſchäft ab, das ihn herführte, und ſchaute dann mit mir der Arbeit zu. Aber ſaget, Meiſter, begann er nach einer Weile, was hats doch für ein Bewenden, daß ihr beim fünften, ſechsten Hieb den Hammer, ſtatt aufs Schmiedeiſen, immer auf den Ambos fallen laſſet? Wir nennen das den kalten Schlag, antwortete der Meiſter, und um figürlich zu reden, wirds ungefähr das Gleiche bedeuten, wie wenn der Herr Stadtpfarrer in ſeiner Predigt von Zeit zu Zeit „Meine andächtigen Zuhörer" wiederholt. Der Pfarrer lächelte herablaſſend, ſah dann wie beeilt auf ſeine Uhr und empfahl ſich plötzlich. Als er fort war, ſagte der Alte in halb gutmüthigem, halb mürriſchem Ton: Da ſchau einmal wieder, Kleiner, was es hilft, wenn einer ſein Handwerk bloß aus Büchern gelernt hat; der grundgelehrte Herr! Sagt er euch in der Kinderlehre nicht ſelber das einemal, der Teufel liege in der Hölle an eiſernen Ketten; und das andremal, er gehe umher wie ein brüllender Leu, die Leute zu verſchlingen. Nun, wie wird der Teufel denn loskom-

men und uns armen Menſchen nachlaufen können, wenn er ſeine Kette nicht vorher durchfeilt? Aber ſie wird ihm wieder zugenietet mit jedem kalten Streich, den der Schmied am Feierabend auf den Ambos thut.

An welche Wochentage war der Kiltgang gebunden?

Die Einzelnächte der Woche, wie ſie in den verſchiedenen Landſchaften zum Beſuche des Mädchens vom Herkommen geſtattet ſind, ſchwanken zwar unter konfeſſionellen Einflüſſen und örtlichen Meinungen, haben aber im Ganzen betrachtet doch etwas Uebereinſtimmendes. Als ſolche vom Landesbrauch erlaubte Freinächte treten in katholiſchen und in reformirten Gegenden Donnerstag, Samstag und Sonntag am häufigſten auf.

An Dienſtagen und Donnerſtagen haben die Nachtbuben in Tirol ihren Abendausgang und heißen von ihrem ſie ankündenden Jodeln die Joler. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 627. Der Tag des Ziu und des Donar bezieht ſich alſo auf die Ehe. — An Donnerſtagen und Sonntagen geht der Entlebucher zu Kilt. Kaſ. Pfyffer, Kt. Luzern 1, 332. Doch in dem reformirten Theile des Aargaus iſt der Freitag, an welchem hier alle reformirten Copulationen ſtattfinden, nur dem erklärten Bräutigam zu Nachtbeſuchen erlaubt (im Hallwiler-Seethal und Kulmerthal). Dagegen findet Freitag im bair. Fichtelgebirge der dorten ſog. Schnurrgang ſtatt, fränkiſch ſchnurren heißt umherſchweifen. Der Samstagsabend iſt nach den Begriffen des Berner-Zürcherlandes und ihrer ehemals confeſſionell zugewandten Landſchaften die zu Liebesbeſuchen ehrbarſte Zeit. Eine Reihe von Kiltſprüchen erwähnt dieſen Wochentag ausdrücklich. Ein ſich brüſtender Burſche z. B. ſingt:

Alli Vögeli singet gern
bis am Samstig z' Obed;
Alli Meidli hem-mi gern:
O, wi bin i plôget! —
Der Gugger ûf em dûre-n- Ast,
er guget alli Samstig z' Nacht;
er guget dene Buebne,
si sôllit chô gô luege. —
Am Samstig chömmet Buebe
zum Liseli i d' Kilt,
gar Mänge' i d' Stube,
nummen Eine', der gilt.

Der Katholike im Freienamte findet aber, es sei dies nur eine Entweihung des Sonntagvorabends, er geht daher am Sonntag zur Kilt. Das erwartende Mädchen tröstet sich:

Lustig und munter,
Sunntig Nachts chunt er,
und wenn er nit chunt,
se-n-is er nit gsund.

Wer im reform. Aargau am Dienstag kiltet, der gilt für einen ausgearteten schlechten Menschen; wer im kathol. Solothurner-Gäu am Mittwoch kiltet, „der gehört unter die Räudigen". Solchen, welche überhaupt zur Unzeit „zu Licht" gehen, droht ein ganz gewöhnliches Mißgeschick. Sie werden auf ihrem Wege von einem Reiter eingeholt und ziehen unter freundlichem Gespräche mit ihm weiter. Allein nach langem Marsche bemerken sie zuletzt, daß der Reiter sie, anstatt zur Liebsten, unversehens wieder nach Hause zurückgeführt hat. Dies thut der sogenannte Schimmelreiter. Liebesglück kann nur zu einer den Göttern selbst erwünschten Zeit erworben werden; der ihr Gesetz befolgende Mensch trägt die altdeutschen Eigennamen Regintac, im Biterolf Regentag, : einer, der im Schutze wohlberathender Götter seine Tage fortführt; Rîcdag : der Langlebige, dem reiche Tage blühen; Sigitac, Adaltac, Hruodtac bezeichnet Männer, deren Leben mit Sieg, Adel und Ruhm gesegnet ist.

Der allwöchentliche Küchenzettel.

Auch im unscheinbarsten Brauche, wenn er stetig, altherkömmlich und verbreitet gewesen ist, muß ein Sinn gelegen haben. Wer sich mit persönlicher Erinnerung in die bürgerliche Hausordnung vor fünfzig Jahren zurück versetzen kann, der weiß wohl, wie damals noch zu Stadt und Land in jedem Hause eine bestimmte Speisenordnung galt, wornach für jeden Tag der Woche die auf ihn treffenden Speisen in stets gleicher Folge und Wiederkehr durchs ganze Jahr voraus festgesetzt waren. Je über den andern Tag aß man Fleisch, an den Zwischentagen Mus. Die männlichen Aethergötter hatten den Sonntag, Dienstag und Donnerstag beherrscht; dies sind die drei correspondirenden Fleischtage. Dagegen lenken die weiblichen Nachtgötter den Montag, Freitag und Samstag, und diese drei Tage sind die Mustage. Das Fleisch hieß die rothe Speise; Milch und Mehl, Butter und Käse war die weiße. Milch- und Buttergewinn dachte man als unter dem Einflusse des Mondes und unter Berchtas und Holdas Schutze stehend, daher fallen die Milch- und Mehlspeisen auf die drei letztgenannten Tage. Obst und Brod, diese Zuspeise an jeglichem Tage, heißen das grüne und das schwarze Essen, sie wurden beide dem Gotte Donar zugeschrieben. Der Mittwoch allein blieb in dieser Tages- und Speisenfolge schwankend; seitdem er aber aufgehört hatte, Wuotans Tag zu sein, wurde er gleichfalls unter die Mustage und von der Kirche zu den katholischen Quatembertagen gezählt, an denen die Fastenspeisen kirchlich geboten sind.

Für diese Angaben stehen historische Zeugnisse zu Gebote, die um so mehr Gewicht haben, als sie zugleich auf dem kirch-

lichen Brauche des deutſchen Mittelalters beruhen. Darunter gehört nachfolgende Stelle aus der Pfründeordnung des altbairiſchen Nonnen-Kloſters Geiſenfeld. Es iſt eine Handſchrift aus dem 13ten Jahrhundert, nun veröffentlicht in den „Quellen und Erörterungen zur Bair. Geſchichte", Erſter Theil. Dorten S. 419 wird beſtimmt, daß der Convent je dreimal in der Woche Fleiſch zu eſſen bekomme; doch welcherlei Tage darunter gehört haben, dies erfährt man erſt S. 428 indirekt aus des Kloſters Dienſtbotenordnung. So oft nemlich der Kloſterbrauer, heißt es, zum Sud anfeuert am Montag, Mittwoch oder Samſtag, ſo hat ihn dieſer Tage des Kloſters Speiſemeiſterin zu beköſtigen mit einem Schwaigkäſe und zehen Broden. Feuert er aber am Dienſtag und Donnerſtag an, ſo giebt man ihm dann je dreierlei Fleiſch und die vorige Zahl von je zehen Broden*). In der Spende- und Mahlzeitenordnung des Aarganer Kloſters Muri erhalten die Näherinnen auch während der öſterlichen Faſtenzeit alle Sonn-, Dienſt- und Donnerſtage zum Mittagstiſche ihren Becher Wein; „zue andern zîten und tägen giebt man jnen kein trunk." Argovia 2, 101. Als die Reichsſtadt Rheinfelden im Frickthal ihre Neue Spitalordnung für das Jahr 1511 feſtſetzte, welche in Schröters handſchriftl. Chronik Rheinfeldens enthalten iſt, wurde der Wochentiſch folgendermaßen geregelt.

Sonntagsimbiß: Suppe, Fleiſch und Kraut. Nachts: Suppe oder Habermus, und Braten.

Dienſtagsimbiß: Suppe, Fleiſch und Kraut. Nachts: Suppe und Fleiſch.

Donnerſtagsimbiß: Suppe, Fleiſch, Rüben oder Kraut; Nachts: Suppe oder Habermus, und Braten.

Gegenüber dieſen 3 Fleiſchtagen gabs am Mittwoch: Gerſten, Erbſen und Weißmus; Nachts: Mus und Eier.

---

*) So der prew vnderchůntt an dem montag oder an mitichen oder an dem samzetag, so sol im div chelnærinn gebn ein swaic chæs vnd dazv sol man im gebn zehn brot. Chůntt er aber des eritags vnd des pfinztags în, so git man im driv vleisch vnd alsam davor brotes.

Am Freitag: Erbſen, Hirſe oder Fiſche; Nachts: Mus oder Rüben, oder einen Häring auf ihrer Zwei.

Samſtag: Gerſte und Milch; Nachts: Suppe und Habermus.

Was von dieſen Bräuchen in der deutſchen Schweiz jetzt noch übrig iſt, vertheilt ſich auf die Wochentage für den Tiſch des Landvolkes folgender Weiſe.

Sonntag bringt Sauerkraut, Kartoffeln, Rauchſpeck und zum Getränke Obſtmoſt. Zum Frühſtück hat der Hofbauer hie und da noch ſeine altgewohnte Mehlſuppe, der Kleinbauer (Tauner) ſchon den alltäglichen Kaffee.

Montag iſt der ſogenannte Schnitztag, d. h. es giebt Dürrobſt und Mehlbrei, oder Apfelſchnitze und Kartoffelbrei. Die Montags- und Freitagsgerichte correſpondiren aller Orten und bei allen Confeſſionen.

Dienſtag giebt es Speck, begleitet von weißen Böhnlein oder Dürrobſt. Dienſtags- und Donnerſtagsſpeiſe correſpondiren abermals in allen Landſchaften und Bekenntniſſen, zudem haben beide Tage Nachmittags Schulferien.

Mittwoch tiſcht ein unentſchiedenes Compoſitum auf von Fleiſch- und Mehlſpeiſe, und ſo verzehrt der Altbaier Mittwochs ſeine Speckknödel, Freitags ſeine Faſtenknödel.

Donnerſtag iſt allgemeiner Fleiſchtag; er bringt Speckſuppe, Kraut und Rauchfleiſch, Abends Kraut- oder Speckfladen.

Freitag bringt Milch- oder Käsſuppe, Waſſerſpätzlein (Knöpflein) mit Obſtmus; Brodſchnitten in Butterteig gebacken, Oelſchnitten und Moſt. Abends Käsfladen. Dem unzufriednen Kinde ſagt der Vater über Tiſche: Finis: Am Frîtig ißt me keis Schwînigs!

Samſtag. Das Fleiſcheſſen am Samſtag bedarf bei Katholiken noch der kirchlichen Dispenſe. Die Mittagskoſt beſteht in Waſſerſuppe, Waſſerſpätzlein und Dürrobſt; eine Schüſſel kalter Milch ſchließt. Abends wird das Hausbrod gebacken für die kommende Woche; das kleine Kind erhält dabei ſein beſonderes Mutſchlein, der vorüberkommende Bettler ſein Spend- oder Armenlaiblein.

Das Alemanniſche Haus.

1. Haus und Kleid.

Einerlei Tracht haben und Eintracht halten, macht das Weſen einer Genoſſenſchaft aus, unter deren Gliedern noch kein greller Standesunterſchied, noch keine Ungleichheit des Rechtes und Beſitzes gilt. Auf dieſe Uebereinſtimmung Aller unter einander nach Innen und Außen gründet ſich die Nationaltracht, das althergebrachte Uebereinkommen, ſich gleich zu tragen in Zeug und Wehrzeug, in Schnitt von Haar und Bart. Sie fühlt ſich durch Fremdes beeinträchtigt, ſie will nur auf die Erträgniſſe ihres eignen Bodens und Fleißes angewieſen bleiben:

Selbſtgeſponnen, Selbſtgemacht:
Iſt die ſchönſte Bauerntracht.

Woher nun die Tracht kam, daher mußte auch die Bauart ſtammen, und ſo galten Beide von jeher als die beſonderen Kennzeichen der Racenhaftigkeit eines Volkes. Beide müſſen originell ſein, denn ſie haben durch ihr Aeußeres das Innere anzukündigen; Beide müſſen ſtereotyp ſein, ſonſt wären ſie kein Mittel individueller Entwicklung und zwangloſer Uebung der phyſiſchen und moraliſchen Kräfte. So lange daher Alle unter den gleichen Bedingungen eines herſchenden Bedürfniſſes leben und weben, ſo lange Alle wiſſentlich und willig von gleichem Schlage ſind, ſo lange macht auch nur dieſes heimatliche Kleid den Mann, denn es iſt das ſinnbildliche Haus ſeines Leibes; eben ſo lange iſt nur dieſer Bau ſein zärtlich geliebtes Heim, denn es iſt das paſſendeſte, ſchmiegſamſte und ſchützendeſte Kleid ſeiner Familie. Eintracht geht in gleichem

Zeug, haust unter Einem Dache, baut denselben Grund und ißt aus Einer Schüssel.

Um die Begriffe von Haus und Kleid auszudrücken, bedient sich die Sprache der gleichen Wortstämme und sagt damit, daß Beides ihr ebenfalls als eines und dasselbe gegolten hat. Das Wort Heim, schweiz. Ham, die Wohnstätte, stammt aus altdeutschem hamo, der Mantel, und führt auf Hemde. Das Haus führt auf Häs, Gehäs (Kleidung) und auf Hose; gleichwie die Casacke und Husegge aus romanisch casa (Sennhaus) stammen, jene die Mannsjacke, diese das Weiber-Leibchen bezeichnend. Ebenso stehen Kammer und Kamerad zu camisia, chemise und Kamisol. Nicht anders verhält sich Wand zu Gewand, Dach zu Decke, Hütte zu Hut und Haut. Die älteste Benennung für Haus ist in den indogermanischen Sprachen gart, vedisch garta, es bedeutet Wagen und Haus, weil der Nomade auf dem Fuhrwagen wohnt. Jünger ist schon der ahd. Namen garto, nordisch gardr, auf Garten und Gurt führend und ein zum Schutz umzäuntes Stück Land bezeichnend, gleichwie angelsächsisch feald beides ist, sowohl Falte, ein Streifen Gewand, als auch Feld, ein Streifen Landes. Die Sprache also läßt uns ebenfalls ersehen, daß der nationale, eigenartige Mensch sich sein Kleid und sein Haus auf den Leib gemacht hat. Denn das Wohnen ist ein vertraut und gewohnt werden mit seines Gleichen und unter gleichen Gewohnheiten, d. h. Rechtssatzungen; ein Behagen, mit ihm innerhalb des gleichen Geheges in Frieden zu verbleiben; ein Wunsch und eine Wonne, mit ihm auf gleicher Wunn und Weid Ernten zu gewinnen und Kinder zu erzeugen. Aus diesem altnachbarlichen Beisammenwohnen Aller entspringt ihre Beiwohnung, nemlich die Sippschaft und Verwandtschaft Aller unter einander, welche zum Gau und Zehnten gehören. Hagen und hecken, heißt sich fortpflanzen; denn der Bauer pflegt nicht weit über den Zaun hinaus zu heiraten, keine Fremde zu nehmen; was er nicht fassen und nicht erklären kann, das, sagt er, kann er überhaupt nicht heimweisen, nicht heimrichten. Deshalb geht auch hier in der Benennung der Verwandtschaftsgrade die Sprache wieder von

Namen des Hauſes aus und kehrt zu demſelben zurück. Altnordiſch hiâ, das Haus, führt zu altdeutſch hiurât, Ehe, und zu hîwiske, Sippſchaft, Familie. In unſern deutſchen Alpen heißt gehîen jetzt noch heiraten. Gothiſch gabaurs heißt Beiwohnung und Beilager, es führt zum Worte Nachgebauer (altd. nahkipûro), denn nur mit dem Nächbargeſchlechte hat man zuſammengeheiratet. Das Wort Gemach (angelſächſiſch maca) bedeutet, gleich ſein von Alter und Beruf, zuſammenpaſſend, daher heißt althochdeutſch gamahha die Gattin, und adverbial gamahho bequem, ungamah die Beſchwerde und das Gefängniß.

Wer ehedem eine von ſeines Gleichen verſchiedene Tracht annahm, that damit etwas Niederträchtiges, weil er damit eine unberechtigte Ausnahme unter Allen machte und hochtrabend und anmaßlich den falſchen Schein nicht ſcheute, als ein Anderer und Bevorrechtigter gelten zu wollen. Ganz denſelben Verſtoß begieng der, welcher mitten in ſeinem Friedkreiſe nach fremder Art baute und hauste. Auch ihn traf der Vorwurf der Selbſtüberhebung, man ſtrafte ihn anfänglich mit gerichtlicher Buße, ſpäter mit Schimpf und Hohn. Daher kommt es, daß noch ſo mancher Wandſpruch an ſteinernen Bauernhäuſern den Vorübergehenden Trotz bietet und die ganze Gemeinde herausfordert. Der urſprüngliche Eigenthümer rächt ſich damit gegen die Stichelreden der Nachbarſchaft. Solcherlei iſt noch hie und da in abgelegnen Dörfern zu leſen, ſo z. B. Folgendes in den Frickthaler Dörfern Wegenſtetten und Hottwil, ſowie in Döttingen an der untern Aare:

Wer thut bauen an die Straßen,
Muß die Leute reden
Und die Kühe tragen laſſen.

Ich Aff ſteh und gaff;
Und derweil ich muß ſtehn,
Könnt' ich weiter gehn.

Ich achte meine Haſſer
Gleichwie das Brunnenwaſſer,

Das eilends fließt vorbei;
Sie müſſens doch erleiden,
Und können's nicht verneiden,
Daß Gott mein Helfer ſei.

Der uns voraus eilende Leſer wird ſich inzwiſchen ſchon das Modell zu einem ſolchen Hauſe, das wir das Alemanniſche benennen, ausgeſonnen haben und uns nun verwundert fragen wollen, iſt es dieſes? Iſt es dieſe mit ihrem Strohdache in den Erdboden hinein kriechende Bretterhütte? Oder iſt es gar jenes mit dem Schermeſſer zugeſchnittne nackte Steinhäuschen von der Größe einer Grillenſchachtel, dort drüben auf dem kahlen Hügel? Keines von Beiden. Der Bettelmann hat keine eigne Tracht, der Nothbau keinerlei Form. Dieſe über dem Erdloch dachförmig zuſammen geworfenen Strohſchober ſind ſich überall gleich, weil der Nothſtand, der ſie errichtet, in aller Welt derſelbe iſt. In ſeinem phantaſieloſen, lichtleeren Raume ſchützt dieſer ſtrohgedeckte Maulwurfshaufen den Bewohner des Hochnordens und den Hirten der römiſchen Campagna vor dem Ungemach der Witterung, bis der Winter vorüber und abermals Futter gewachſen iſt für Tiſch und Trog. Nie hat dieſer gröbſte Zweck weder im Norden noch im Süden einen Bauſtil, eine nationelle Form, erzeugt. Auch dieſe blanken, ſchneeweiß getünchten Steinhäuschen eines Neudorfes, keines über das Rekrutenmaß hinausgehend, am Straßenſaum hingereihet wie Eier, die ein Huhn verlegt hat; oder wie die farbigen Bauſteine, die unſer Kind aus der Nürnberger Spielſchachtel auf den Stubenboden ausleert — was ſind ſie anders als der uniforme, monotone Accordbau, der aus der Stadt bereits aufs Land gezogen iſt, und wer anders hat drinnen Platz als der geweſene Kaſernenſoldat oder der Fabrikſpinner? Was ſollte am Kaſernen- und Fabrikbau naturwüchſige Architektur ſein? Doch nicht der ſchwankende Miſchmaſch von entlehntem Beiwerk, dieſem ſpäteſten und letzten Reſultat bürgerlicher Baukunſt? Weder vom Nothbau, noch auch vom Kunſtbau ſoll alſo hier die Rede ſein, ſondern ausſchließlich von jenem Bauernhauſe, das in ſeinem

Aeußern das Innere ankündiget, ſeinen Bewohner: den eigenherrlichen, naturſinnigen, kriegstüchtigen, freiheitsliebenden Alemannen. Sehen wir nun, mit welchen Anſchauungen und Bedürfniſſen, zugleich mit welchen Werkzeugen und Fertigkeiten er hier zu Lande erſchienen iſt und ſeine Niederlaſſungen gegründet hat. Kaum irgendwo wird uns dabei die geſchichtliche Erfahrung den poetiſchen Reiz des Urſprünglichen vermiſſen laſſen.

---

2. Wagen, Schiff und Geſchirr.

Die Zuſtände einer Nation ſind in erſter Inſtanz nicht Folgen äußerer Einflüſſe, ſondern das innere Weſen des Volkes ſelbſt. Allerdings iſt es im Prinzip richtig, daß der Nationalcharakter, der ſich jetzt erblich in den Generationen überträgt, urſprünglich eine Wirkung war des nachhaltigen Einfluſſes von Boden, Klima, Nahrung u. ſ. w., in welchem ſich die Nationalität zuerſt bildete. Sind wir Menſchen ja doch ſelber ein Theil der Natur. Gleichwohl würde es aber ſehr irrig ſein, den Nationalcharakter aus dem Charakter der Länder erklären zu wollen, welche eben jetzt die einzelnen Racen einnehmen. Die Spanne Zeit, welche die heutigen europäiſchen Völker in ihren gegenwärtigen Wohnſitzen zugebracht haben, iſt lange nicht groß genug, um den urſprünglichen Volkscharakter zu verändern. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß die Völker auf ihren Wanderungen gerade denjenigen Boden in Beſitz nahmen, der ihrer Organiſation am meiſten entſprach. Dieſer Anſicht war bereits Göthe geweſen (Oktavausg. 33, 108), wenn er ſich die Frage ſtellt, was Grund und Boden zur Vaterlandsliebe beitrage, welchen Einfluß darauf Ebene, Gebirg oder Steppe haben möge. Wir halten's, ſagt er, noch immer mit Themiſtokles: Nicht der Boden, ſondern die Verhältniſſe eines Volkes, deren zwar viele auch aus dem Lande, das ſie bewohnen, hervorſpringen, beſtimmen Nationen. — Höhlen und Baumſtämme bewohnende Indianer wühlen ſich in thieriſcher Zufälligkeit in

die Erde hinein, an ihnen erfüllt sich das Wort der Genesis nur zu buchstäblich, Gott schuf den Menschen aus Erde. Der kunstsinnige Grieche arbeitet sich aus der Erde heraus, dann vermählt er sich mit ihr in erfindungsreicher Liebe. Seine Deukalionssage befiehlt ihm, die Gebeine der Mutter Erde hinter sich zu schleudern. Er thuts, indem er den Boden klärt und das spröde Gestein zum Zweckgemäßesten verwendet. So aus der Noth eine Tugend machend, bringt er es zur Wohnung als Kunstwerk, zur Stadt mit ihren Heldendenkmälern und Göttertempeln. So sind bei ihm die großen, auch unsere Gegenwart tief beschäftigenden Fragen von Arbeit, Erwerb und Eigenthum, von Reinlichkeit und Behagen, von Erziehung und Sittlichkeit aufs engste mit Wohnung und Aufenthalt verknüpft, sie sind davon abhängig gemacht. Sein Bauen und Wohnen ist nicht mehr bloß materiell durch das Land bedingt, sondern geistig durch den Charakter der von ihm geschaffenen ganzen Zeitepoche. Für eine gleiche Culturstufe ist der Charakter des Alemannen nicht angelegt gewesen, er begnügte sich auf der Mittelstufe stehen zu bleiben, die seinem Hang zur Jagd, Fischerei, Viehzucht und Feldbau bequem war, er veränderte an dieser Lebensweise selbst dann nichts, wenn sie unter den Einfluß von direct entgegen stehenden Bedingungen gerieth. Die Physiognomie des von ihm bezogenen Landes, das dorten zugängliche Material wirken auf seine mitgebrachte Bau- und Wohnweise nicht vorherrschend ein. Es mögen seine Flußthäler wiederkehrenden Ueberschwemmungen preisgegeben sein, gleichwohl meißelt er sich nicht in die Molasse der Gebirgswand ein, wie einst der Aegypter im Nilthale. Der feste Steinbau ist dem fahrenden, wanderlustigen Mann ein Kerker; Schiff und Geschirr, Wagen und Gezelt sind sein Losungswort, auf diesen luftigen Wohnstätten erreicht er seine jetzige Heimat, zimmert sich hier sein Waldhaus und ist bis zur Stunde in diesem traulichen Holzbau seßhaft geblieben. Mit dem Ausdruck „Schiff und Geschirr" umfaßt unsere Sprache nicht bloß das ausgerüstete Fahrzeug und Fuhrwerk, sondern die gesammte Fahrhabe eines bäuerlichen Gemeinwesens überhaupt. Die Lebensweise des

reitenden und ſteuernden Weidmannes, des Jägers, Fiſchers und Hirten, ſchimmert noch wie ein Lichtſtrahl durch die Ritzen dieſes fix und dunkel gewordenen Ausdruckes. Die Sprache entlehnt hier noch vom Nomaden, aus dem dann der Reihe nach ein Weidmann, ein Senne und ein Ackerbauer geworden iſt.

Aber wir müſſen zuvor zum erſten Werkzeug zurück, deſſen ſich die Sprache der Nomadenvölker in Aſien und Europa erinnert, zum Wagen. Sein älteſter Name, der ſchon in den indiſchen Veden vorkommt, iſt garta und bezeichnet ſowohl Wagen als auch Haus. Denn der Nomade iſt ein Wagenbewohner, gart heißt das Gegürtete, der Rüſtwagen. Zu Wagen und Roß tritt der Germane ſeine Wanderung an, daher ſteht Wagen (althochd. wakan) zu Weg, wie lateiniſch via zu vehi und vehiculum gehört, fahren und Fuhrwerk. Leichtes Fuhrwerk war nöthig auf ſchlechten Thalwegen oder in ganz pfadloſen Gegenden; daraus und aus der Nothwendigkeit, mit Weib und Kind in den Krieg zu ziehen, iſt die Menge von Karren erklärlich, welche nach Cäſars und Tacitus Beſchreibung ein deutſches Heer begleiteten. Rings ums Lager geſtellt, bildeten ſie dann die Wagenburg und hielten den Ueberfall ab. Die Götter des wandernden Volkes wohnen mit auf dem Wagen. Alſo wird auf einem mit Teppichen überhangenen das Götterbild der Nerthus prieſterlich durch's Land gezogen (Tacitus, Germania cap. 40); oder der Gothenkönig Athanarich, der im vierten Jahrhundert regiert, läßt des Gottes Bildſäule auf einem Wagen an den Wohnhäuſern umherführen (Sozomenus, Kirchengeſch. 6, 37); oder das Fuhrwerk wird an den Himmel verſetzt zum Dienſte der Götter und ihrer Geſtirne. Das Sternbild des Großen Bären heißt Wagen und Wuotanswagen; ſtatt Wöden ſpricht der Niederdeutſche Frû Waogen, d. i. des Herren Wagen, und der Name der Milchſtraße lautet auf Baltrum Waogenpat, d. i. Wagengeleiſe. Nach dem altnord. Sigrdrîfumal ſtehen Runenzeichen eingegraben „auf dem Rade, das da rollt unter Odhinns Wagen" Simrocks Edda 170, Strophe 15. Noch knüpft ſich die Appenzeller Bauernregel an dieſes Geſtirn: Steht der Herrawaga nieder, ſo

giebts wohlfeil Brod, wenn hoch, so wird's theuer. Tobler, Sprachschatz 264a. Ebenso malt man in England das Siebengestirn auf den Wirthshausschild, zum Zeichen billiger Zeche. Nicht anders läßt der Speise und Trank nach Herzenswunsch bescherende Gral in einem Carroccio oder silbernen Fahnenwagen an der Tafel der Gralsritter sich umherfahren, jedem Gaste darbietend, wonach dieser die Hand ausstrecken will. Es ist ein Satz des lebenden Aberglaubens, daß um Mitternacht der Himmelswagen sich mit großem Geräusche umdrehe, gleichwie die Schweizersagen aus dem Aargau 1, no. 84 von dem eisernen Heerwagen des Guenisheeres erzählen, der nächtlicher Weile einher gerasselt kommt. Und wie dieser Alles zermalmen würde, was ihm nicht ehrerbietig ausweiche, so wurden einst die Todeswürdigen wirklich unter die Räder des Götterwagens geworfen, ein Zeugniß, wie alt die Todesstrafe des Räderns und auf's Radflechtens ist. Das deutsche Mittelalter predigte ernstlich von einem Wagen der Verdammniß und man kann ihn abgebildet sehen in Geilers von Keisersberg Predigten: die Ameise, Straßburg bei Grüninger 1517. In dem Ehespiegel des Cyriakus Spangenberg, Straßburg 1578, S. 13 heißt es hierüber: „Undankbarkeit stosset in abgrund der Hellen, vnd wer alsdann hie im Karren gangen hat, muß dort gar im Wagen ziehen". Einen solchen zog man in Zurzach herkömmlich zur Fasnacht durch die Straße. Er war verhüllt und hieß Bachofen, weil in ihm die noch unausgebackenen bösen Jungen fertig gebacken werden sollten. Sein Inneres hieß der Rollhafen, d. i. Höllengrund. Die darin versteckten Bursche waren die Hegel, d. i. Teufel. Sie ließen sich einen aus der nachziehenden Bubenschaar vornen in den Wagen hereinschieben, innen durch unsichtbare Hände unsauber tractieren und warfen ihn, übermäßig mit Ruß geschwärzt, schließlich zum Hinterloche wieder hinaus, um hierauf einen andern ebenso abzufangen. Dieser Brauch ist erst seit neuester Zeit erloschen. Im Frickthal dagegen werden zum Fasnachtsschluß alle ledigen Mädchen, die über vier und zwanzig Jahre alt sind, von ihren Burschen auf mehrere Fuhrwagen geladen, unter großer Bespannung auf die

Almende hinausgefahren und dorten beim ersten Graben sachte umgeworfen. Dies heißt ins Giritzenmoos fahren und die alten Jungfern begraben. Aehnlich erzählen unsere Ortssagen von schwarzen, rappenbespannten Geisterkutschen, und die vulgäre Redensart behauptet von einem Verworfenen, er sei dem Teufel vom Karren gefallen. Der Glückswunsch aber für den gütigen und wohlwollenden Bauern, der die singenden Kinder bei ihrem Frühlingsumgange mit Küchlein beschenkt, lautet:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Wagen,
Damit soll er ins Himmelreich fahren.

Noch bestehen für Wagen zwei andere eigenthümliche Namen: Reite und Benne. Auch sie dienen unserm vorliegenden Zwecke. Beide Benennungen waren den Römern bereits bekannt, aber sie galten ihnen als eine vox gallica, das heißt, Sache und Namen war ihnen ursprünglich fremd, wie wir sagen würden, welsch. Die Benne, angelsächs. binne, engl. bin, gehört wie die Banse (Karch und Krippe) zu binden und bezeichnet den aus Ruthen geflochtenen und auf das Wagengestell gesetzten Korbwagen. Er ist der bekannte Zeiselwagen unsrer letzten Landfahrer und Stromer, jener auf ihrem Wagen nomadisch wirthschaftenden Geschirrhändler, Seiltänzer und Mordthatensänger. In der Diebs- und Gaunersprache heißt daher Benne Einkehr und Unterschlauf, bennen sich einquartieren. Anton, Wörterb. der Gaunerspr. 1843, pag. 19. Unser Landwirth kennt nur die bretterne Benne und unterscheidet sie in Grienbenne und Gnepfbenne. Sie besteht aus fünferlei Hauptbrettern, den zwei Seitenwänden, der Bodendiele und zwei Stärzbrettern, die hinten und vorn die Wanddielen auseinander halten und die bewegliche Ladung von flüssigem Dünger, Mörtel oder Kies nicht verrinnen lassen. Vor der Hinterachse ist auf den Gretten eine Broffe, und auf der Vorderachse ein Schemel, dessen Arme über die Dielen hinausreichen, durch Querhölzer mit einander verbunden. Schemel und Broffe halten so die Benne in ihrer gehörigen Lage.

Die Reite, ein dritter Name für Heerwagen, hieß beim wortentlehnenden Römer rheda, der Wagen zur Fortführung

des Kriegsgepäckes, und hat der altschwyzerischen Familie Reding von Biberegg den Namen gegeben. Diesen Eigennamen übersetzen unsere altdeutschen Glossen mit carrucarius, Kärchner; es weist ihn Mone (Anzeiger 1835, 262) schon im 7. und 9. Jahrhundert als Geschlechtsnamen nach.

Auch dieser Kriegswagen wurde mit seinem Namen unter die Gestirne versetzt, da er ja gleichfalls ein Götterstz war, wenn der wandernde Germane seine Götterbilder mit in die Fremde nahm. Daher wird in J. Grimms lateinisch-deutschen Kirchenhymnen 2, 3 dem Morgenstern der Reitwagen beigelegt, und ebenso heißt in altd. Glossen (Graff, Diutisca 3, 245) der Abendstern Stelbaum, also gerade so, wie man den Reitel-, Wies- und Bindbaum auf dem geladenen Heu- und Erntewagen nennt. Der waffen- und trophäengeschmückte Götterwagen wird so eine den Frieden und die Ernten behütende feste Burg. Das Wort ist im oberdeutschen Idiom in der umfassendesten Anwendung vorhanden, denn man reitet da nicht bloß zu Roß, sondern zu Schiff, zu Schlitten und Wagen, die Kinderschaukel ist ein Ritiseil, und selbst des neugewählten Pfarrers Einzug in seine Gemeinde ist sein Aufritt. Dies ist noch ein Theil der Sprache und Anschauung, die der viehzüchtende Alemanne mit nach Oberdeutschland gebracht hat, jenes vermeintlich rohen Scythen „dessen Häuser der Wagen unstät hiehin und dorthin trägt" Horaz 3, 24. Wenn er da vom Wagen springt oder im Schiffe anlandet, dieser wandernde Fuhr- und Weidmann, der daher im Altdeutschen reit-rihtil, auriga heißt, so nennt er sogar die Tenne, auf der er sein erstgewonnenes Korn drischt, die Reite (bereiten, zu rîtan, vehi), wie auch jetzt noch die Obertenne bald Oberdiele, bald Reite, das Garbenloch in der oberen Scheune das Raitiloch, und alles Haus- und Ackergeräthe zusammen Schiff und Geschirr heißt.

Wer aber soll uns nun erzählen können, wie seine ersten Hütten und Häuser gebaut gewesen sind, die doch seit mehr als einem Jahrtausend schon, von der Flamme zerstört oder von der Fäulniß verzehrt, alle spurlos zu Grunde gegangen sind? Die

Vergleichung wird hier unſere Erzählerin werden. Vergleichung iſt die Mutter der Beobachtung, ſie hilft die eine Erſcheinung durch die andere, das Vergangene durch das noch Beſtehende aufhellen und aufklären. Man betrachte Land und Leute in einem hiſtoriſch gemeſſenen Umkreis und ſuche ſie bis in ihre innern Gewohnheiten und bis in ihre niederſten Schichten zu erforſchen; man ſcheue dabei ſelbſt das ſogenannte Gemeine und Rohe des Volkes nicht. Selbſt der gemeine Pöbel, pflegte der Sprachforſcher Fulda zu ſagen, iſt ein Archiv des Alterthums. Wer nun für unſern Zweck derjenigen geographiſchen Linie nachgeht, welche von den Walliſer und Berner Gebirgen an über Schwyz, Zürich und Schaffhauſen hin nach Oberſchwaben hineinläuft, der wird finden, daß hier auch ein gleicher Menſchenſchlag, die Züchtung deſſelben Rinderſchlages, eine verwandte Volkstracht und ein übereinſtimmender Bauſtil vorherrſcht. Und ſelbſt dann einmal, wenn im Flachlande auch dieſe Gleichheit von Tracht und Bauart durch die Mode ſchon gänzlich uniformirt ſein wird, dann wird man um Gotthard, Grimſel und Monteroſa jene Hütten noch erblicken, die das letzte Zeugniß ablegen, daß hier unſre alemanniſchen Ahnen in ihrer nomadiſchen Lebensweiſe gewohnt haben. Das Gerippe dieſer Holzbauten iſt hier allenthalben daſſelbe. A. Schott hat es folgendermaßen glücklich ſkizzirt: das untere Stockwerk ruht mit ſeinen vier Pfählen auf einem gemauerten Grunde, aber es ſteht uneingewandet und leer. Denn es hat bei plötzlich entſtehenden Stürmen dem Weidevieh zum Obdach zu dienen und wird den Winter über mit Brennholz und Futterheu gefüllt. Erſt der obere Stock macht die wirkliche Wohnung aus, und ein Brettergang, die Laube, führt außenher herum. Gleichfalls von außen in der Flucht der Hauswand geht zur Laube die Haustreppe empor. Sie iſt ſichtbar die Nachfolgerin jener bloßen Leiter, auf welcher der Alemanne in den bedeckten Wagen ſtieg, wie heute jeder Senne auf ihr in ſein Heuhaus zum Schlafen ſteigt. Wo damals zwiſchen den Wagenrädern das Vieh gelagert war, dient jetzt das hohle Erdgeſchoß zum Nothſtall für das Vieh;

und wie einſt unter der beweglichen Leiter, ſo lagert jetzt der Haushund unter der feſten Treppe im hohlen Raum der unterſten Treppenſtaffel.

Dieſer Bauſtil mag nun nach Form und Material örtlich ſich ändern, aber die Gründe der Abänderung ſind dann locale, die ſich raſch erkennen laſſen. Denn daß man hier die Wände aus Holz herſtellt, dorten einmal aus Lehm und Stroh, geht theils aus der localen Häufigkeit dieſer Materialien, theils aus dem Klima und der Lage der Thalſchaften hervor. Der Aelpler baut kein Stroh, darum kennt er nur das niedrige Holzdach, das er gegen den Sturmwind mit ſtumpfem Giebel zimmern und mit Felsblöcken belegen muß. Ueberall ſpringt es weit vor über die Hauswand und reicht mit der Wetterſeite tief gegen den Boden hinab. Dies hat ſeinen natürlichen Grund in der ſehr hohen Regenmenge. Altersgebräunte, reichgezierte Holzhäuſer mit vielen luftigen Galerien hat das Berner Oberland; im Berner Vorland nehmen ſie zu an Höhe und Dachraum. Nach Solothurn und Aarau hin verkriechen ſich die ſchönen Giebel unter einer allſeitigen breiten Strohhaube, denn man ſteht hier im Bezirke der Kornbauern. Dagegen geſellt ſich in Appenzell zu dem Giebel ein beſonderes Erkerthürmchen an den Galerien, während letztere wieder am Vierwaldſtätter See und überhaupt im Luzerner Vorlande durch vielfache Dachanſätze verdrängt werden, durch welche die Breite der Hauswände von ferne wie liniirt erſcheint. Sie dienen zum Schnelltrocknen, denn man ſteht hier im Lande der Heubauern.

Doch der Zweifel iſt des Glaubens liebſtes Kind, heißt es; man glaubt zwar gerne die von der Sprache dargebotenen Beweismittel, aber man will einen thatſächlich verbürgten Beweis, ja man verlangt zu erfahren, aus welcher Quelle dieſe Thatſächlichkeiten geſchöpft ſind. Woher alſo weiß man, daß das Wohnhaus des Germanen dieſe hier geſchilderte Geſtalt gehabt habe?

„Aus der Geſtalt der Germanengräber und aus der Form der in ihnen gefundenen Graburnen.“

Unſer Leſer kennt bereits die Ausdrucksweiſe der Alter-

thumswiſſenſchaft, wonach man auf die Steinzeit mit ihren Hünengräbern die Bronzezeit mit ihren Kegelgräbern und auf dieſe ſchließlich die Eiſenzeit mit den Plattengräbern folgen läßt. So pflegt man die Urzeit nach drei Perioden einzutheilen und bis zum Anbeginn der hiſtoriſchen Zeit herauf zu führen. Die der Steinzeit angehörenden Hünengräber, älter als die Periode der Einwanderung der Germanen nach Europa, haben eine längliche Form, welche bedingt iſt durch die längliche oder viereckige Steinkiſte im Innern, über welche die Erde des Hügels hergehäuft iſt. Da die Grabſtätten der Urvölker zugleich ein Abbild ihrer Wohnſtätten ſind, ſo wird in der Steinperiode wohl auch die Wohnung viereckig geweſen ſein wie das Grab. Hierauf folgt die Bronzezeit mit den Kegelgräbern, welche vertreten iſt durch das Volk der Kelten und Germanen. Daß dieſe Völker in Rundhäuſern wohnten, ergiebt ſich aus der Rundgeſtalt ihrer Gräber und beſonders der darin erhobenen Urnen. Dieſe letzteren ſind eben ihrer ſprechenden Form wegen unter dem Namen Hausurnen eine Zierde unſrer Alterthumsſammlungen, und fünferlei unter ihnen beſonders namhafte mögen hier eine kurze Beſchreibung erhalten. Die erſte Gattung iſt in drei Exemplaren vertreten. Eine bei Burg-Chemnitz in Thüringen aufgefundene iſt abgebildet in Klemms Handbuch der Alterthumskunde Taf. 14, no. 13; eine andere von der Inſel Bornholm ſtammende ebenſo im Leitfaden der Nordiſchen Alterthümer, Kopenhagen 1837, p. 40; die dritte dieſer Gattung ſtammt von Klos bei Halberſtadt, ihre Geſtalt giebt Weinhold, Heidniſche Todtenbeſtattung, Taf. 3, Fig. 40. Alle drei, wie auch die hier nachfolgenden, ſind in Kegelgräbern neben Bronzegeräthe vorgefunden worden und geben damit ein Zeugniß ihres durchaus zwar vorgeſchichtlichen, aber antiquariſch beſtimmten Zeitalters. Es ſind völlig geſchloßne Rundgeſchirre, in ihrer oberen Höhe mit einer Seitenöffnung verſehen. Dieſe einzige Oeffnung ſchließt ein Irdendeckel, durch deſſen Seitenöhren ein durchlaufender Bronzedraht geſchoben wird. Die Gefäße ſind alſo rund wie ein Zelt und haben die Thüre im Kuppeldache. Erinnert man ſich, wie der runde Wagenkorb des Nomaden als

zeltartiges Haus überspannt und dieses auf einer beweglichen Leiter bestiegen wird, so hat man in diesen drei Geschirren eine deutliche Nachbildung der ältesten Hausform. Zum Schutz gegen wilde Thiere und anschleichende Feinde liegt der Eingang hoch; um in das Innere zu gelangen, muß man eine Leiter ansetzen, die man hinter sich hinaufzieht. Die zweite Gattung dieser heidnischen Hausurnen ist vertreten durch diejenige von Kiekindemark, welche bei Parchim in Meklenburg gleichfalls einem Bronzegrabe enthoben und nun in Lisch Meklenburger Jahrbüchern Bd. 21, 243 beschrieben und abgebildet ist. Sie hat eine kreisrunde Wandung, oben mit einem Wulst umsäumt und mit einem kuppelförmigen Zeltdache schließend. An der Seite hat sie eine etwas höher in der Wand angebrachte viereckige Oeffnung, die Thüre; diese liegt in einem doppelten Vorgelaß und wird mit einem Riegel zugeschoben, für welchen zwei besondere Schublöcher offen stehen. Die älteste Hausform liegt also in den drei erstgenannten Urnen ausgedrückt; auf sie folgt die Urne von Kiekindemark, welche ebenfalls noch rund ist, aber die Thüre schon in der Seitenwand hat. Die Jüngste ist die Urne von Aschersleben. Sie ist in einem mit unbehauenen Granitsteinen ausgesetzten Grabhügel gefunden, besteht aus grobem, mit zerstampftem Granit durchkneteten Thon und wird in der Berliner Alterthümersammlung aufbewahrt. Ihr unterer Theil ist viereckig, ihre kurzen Wände schließt oben ein ins Geviert laufender Wulst, auf welchem ein sehr hohes Dach steht, dessen gerad herablaufende eingeritzte Linien ein Rohr- oder Strohdach andeuten. An der Vorderwand hat sie eine viereckige Thüröffnung, die durch eine Schiebplatte zugestellt wird, an der ein Knopf hervorsteht.

Daß diese in den Graburnen dargestellte Form diejenige der alten Wohnung wirklich nachahmt, ergiebt sich durch fernere antiquarische Funde, welche auf einen weiten geographischen Umkreis sich vertheilen. Mehrere Urnen aus dem Albanergebirge, der vorrömischen Zeit angehörend und neben Menschengebein auch Bronze enthaltend, sind durchaus conform der Urne von Kiekindemark. Sie sind in der Umgegend von Castell

Gandolfo und bei Ramino über dem Rande des Albaner Sees i. J. 1817 aufgefunden und ſtehen im Muſeum Gregorianum des Vatikans. Da ſie unter der Schicht von hartem Peperin (vulkaniſcher Aſche) gelegen waren, ſo hat man hierin ein Zeugniß für die Exiſtenz menſchlicher Bevölkerung Latiums in einer Epoche, in welcher die gewaltigen Krater des Albaner Gebirges noch thätig waren. Später glaubte man zwar dies beſtreiten zu können und nahm an, daß dieſe Gräber vielmehr unter den ſchon vorhanden geweſenen vulkaniſchen Tuffſchichten ausgehöhlt worden ſeien. Im Jahre 1866 haben jedoch der römiſche Geologe Ponzi und der Katakomben-Erforſcher Michele de Roſſi dieſe Gegend abermals durchſucht. Sie haben namentlich oberhalb Tivoli Gräber mit Steinwaffen und eine umfaſſende Nekropole entdeckt zugleich mit den ſichern geologiſchen Beweiſen, daß dieſe Grabſtätten allerdings vor den letzten Ausbrüchen der Vulkane des jetzigen Albanergebirges angelegt ſind.

Die altetruskiſchen ſteinernen Grabkiſten ſind gleichfalls ſtabil in der Form eines Langhauſes gehauen; das Fragment eines ſolchen Marmorſarges im Louvre zu Paris zeigt nahe dem Dache die mit einem Laden verſchließbare Luke.

Durch die alten und neuen Sprachen geht dieſelbe Sinnbildlichkeit. Bei den Hebräern iſt der Menſchenkörper ein Topf, den ſein Töpfer wieder zerbricht; beim Römer iſt der Leib das Wohnhaus der Seele, ſo nennt ihn Cicero.

Nach dieſen Vorerklärungen ſind wir genugſam in den Geiſt der Vorzeit eingeweiht und können daher mit um ſo richtigerem Verſtändniſſe den alterthümlichen Bräuchen mit zuſchauen, unter denen im Nachfolgenden der Neubau aufgeführt wird.

3. Die Holzbauten und das Heidenhaus.

Wir pflegen unſer Haus unſre vier Pfähle zu nennen. Es ſind damit die vier Stützen und Wandpfoſten eines ſog. geſtrickten Hauſes gemeint. Sie ſind mit ihren in einander gefügten Stämmen verſetzbar. Schiebt man ſie vom Platze, füllt das Kellerloch wieder zu und ebnet die Herdſtelle aus, ſo wird man ſchon im nächſtfolgenden Sommer die Stelle nicht genau mehr erkennen, wo ſolch ein Haus geſtanden hat. Ohne daß man es nieder zu brechen brauchte, iſt es ſo aus einer abgeweideten Gegend in die nächſte hinüber geſchoben worden, wie dies gegenwärtig noch im Appenzellerlande vorkommen kann. Das alemanniſche Haus wird daher zum fahrenden Gut gerechnet, denn es iſt durchaus hölzern. Was die Fackel verzehrt, iſt Fahrniß, ſagt das Rechtsſprichwort (bei Hillebrand, no. 54.) Nach dem Amtsrechte der Lucerner Aemter Weggis und Rothenburg, wie nach dem Hofrechte von Greppen und Malters bleiben Häuſer, Scheunen und Speicher fahrendes Gut, und nur diejenigen Gebäude zählt das Williſauer Amtsrecht zum Liegenden, „die eines Gemaches hoch in vier Mauern ſtehen". Segeſſer, Rechtsgeſch. 2, 451. 4, 41. In der Offnung von Meilen am Zürcherſee, noch vor dem Jahre 1346 aufgezeichnet, genügt die Friſt einer Woche, um ein ſolches Haus von der Dorfalmende hinweg auf einen andern Standplatz zu bringen: „Aber iſt ein hus gelegen an dem veld, daz ſchedlich möcht ſin oder werden den dorflüten zu Meilan: wenn ſich des erkennet wirt, daz es ſchedlich iſt vnd man dem, des es iſt, gebütet, daz er es dannen züch, daz ſol er tuon inrent acht tagen nach dem gebott vnd mag das hus ziehen oder fuoren, war er wil." Bluntſchli, Zürich. Rechtsgeſch. 1, 261. Nach der Dorfoffnung des bei Aarau gelegenen Dorfes Suhr hat jedes Haus, das man zum Verkauf aus dem Dorfe wegfährt, dem Zwingherrn von Iffenthal zehn Schilling zu entrichten, jeder Speicher und jede Stube ebenſo fünf Schilling. Argovia 4, 262. Daraus erklären ſich etliche Angaben in der Landes-

geſchichte, die man ohne genaue Kenntniß leicht zu den Märchen der Chroniſten rechnen würde. Das Toggenburger Städtlein Wyl war unter Kaiſer Albrecht verbrannt worden und die Einwohner hatten ſich in Schwarzenbach angebaut. Nach einigen Jahren befahl ihnen der Abt von St. Gallen, ihre Häuſer wieder nach Wyl zu führen, „und wer ſein Haus nicht wegführen will, dem ſoll man's verbrennen.“ M. Schuler, Eidgenoſſen, 1, 190. Als die Luzerner i. J. 1385 das Städtchen Rothenburg belagerten und die Burg brachen, legten ſie auch mehrere hölzerne Häuſer auseinander und trugen ſie mit nach Luzern. Da ſtanden ſie von der Barfüßerkirche bis zum Oberthor und vom Münzgäßlein bis zum Kriensbach und wurden erſt in Mitte des 18. Jahrhunderts in ſteinerne umgebaut. Kaſ. Pfyffer, Lucern. Geſch. 1, 90. Spottend wurde vom Nachbarwitze die Stadt Luzern ſelbſt das hölzerne Storchenneſtlein genannt, wegen der zahlreichen Storchenneſter auf den Häuſern aus Holz. Ebenda 163. Eine durchaus hölzerne Feſtung war einſt die Tellenburg im Berner Simmenthal, der Sitz der Edeln von Weißenburg, jetzt der Sitz der Amtsſchreiberei. Wyß, Reiſe ins Bern. Oberland. Auch die Stadt Bern muß hölzern erbaut worden ſein; denn der Reim, den man beim Ausroden des Bauplatzes ſprach, weiſt darauf hin:

Holz, laß dich hauen gern,
Dieſe Stadt ſoll heißen Bern.

Der Holzbau iſt in der deutſchen Vorzeit dermaßen vorherſchend, daß der Steinbau in der Reihe der urkundlichen Ortsnamen nur die Beſonderheit ausmacht, jener aber allgemein namensgebend iſt. Ortsnamen wie Steingaden, Steinporz, ndl. Stennenkammer treten, wo ſie nicht eine Burg bezeichnen, in unſerm Alterthum nur ſelten hervor, um ſo häufiger aber Namen wie Neckarzimmern in Schwaben (mit dem Grafengeſchlechte von Zimmern) Kirchzimmern, Sennhof am Solothurmer Hauenſtein. Frauenzimmer bezeichnet uns das einzelne Wohngemach und zugleich deſſen Bewohnerin; in ähnlicher Weiſe gehören Zimmermann und Schmied zu den geläufigſten Geſchlechtsnamen, weil ſie die zwei einzigen Handwerke ausdrücken, die

es in Deutschland ursprünglich gab, jenes für den Hausbau, dieses für Waffen und Ackergeräthe. Die Ausdrücke Mannsbild, Weibsbild führen auf gezimmerte, aus einem Baumstamm geschnitzte Menschen. Selbst die Kirchen großer Städte sind ursprünglich hölzern. Eine solche „aus Brettern gebaut" kennt Gregorius von Tours in Rouen, eine andere „nur mit Nägeln zusammengeschlagen" bei Tours. (Fränk. Gesch. 5. Buch, Kap. 2 und 4.) Und wie es heute nicht die Noth und die Kunstlosigkeit ist, die dem im Gebirge Wohnenden den Holzbau statt des Steinbaues empfiehlt, ebenso läßt es sich nicht auf die technische Erfahrungslosigkeit der früheren Zeit allein schieben, wenn man den Fremdnachbar Steine brechen und Kalk brennen ließ und fortfuhr, ausschließlich hinter Holzwänden zu wohnen. Mehr als alles andere war hier der andauernde Haincultus und die Baumverehrung ein bindendes Motiv. Oder wie wäre es sonst zu verstehen, daß eine urkundliche Namensreihe schwäbischer alter Lehenshöfe (in Birlingers Schwäb. Sag. 2, p. 184) zugleich die Namen sämmtlicher Wald- und Fruchtbäume enthält? Aus unsern Hain- und Waldtempeln wurden die Wallfahrten zu Kirchlinden, zu Weihenlinden, Gnadenwalde, Heiligenbuch und Maria Waldraft. Oder auch gehört nicht Alles, was unsere Sprache über Volk, Abkunft, Geschlecht und Zeugung besonderes auszudrücken vermag, dem Baumleben an? Stammbaum, Abstammung Volksstamm, Fortpflanzung, Zweig betrifft den Baum und das Menschengeschlecht zugleich. „Leute" heißen zu deutsch die Gewachsenen, gleich dem aus der Erde entsprossenen Waldbaum. Erle und Esche (altnord. Askr) sind die Namen der beiden erstgeschaffenen Menschen, denen, wie der Pflanze das Wasser und die Lebenskraft, so das Blut und die Seele von der Gottheit gegeben wird. Kleine Kinder, sagt man in Tirol, kommen aus dem hohlen Eschenbaume, der bei der Schießstätte zu Bruneck steht. Zingerle, Tirol. Sitten 1857, p. 2. Es ist noch in unsern Schweizerorten Sitte, daß wir bei der Geburt unsrer Kinder Bäume pflanzen; die Namen unsrer einheimischen Bäume sind weiblichen Geschlechtes; die Tanne und Fichte, die Eiche und Linde sind als fruchtbare Weiber und

Mütter aufgefaßt. Männer wie Bäume gilt von einem kräftigen Volksſchlage. Das Feigenblatt der Scham, das dem Menſchenpaare im Paradieſe ſtatt der Kleidung beigegeben wird, iſt das letzte Stammblatt ihrer Abkunft aus dem Baume. Alle dieſe hier gegebenen Andeutungen ſind unſerer Volksanſchauung dergeſtalt geläufig, daß ſelbſt unſre Kinder beim Spiele davon ſingen. Im Alemann. Kinderlied aus der Schweiz 1857, S. 249 iſt das Räthſel über die Menſchengeſtalt gänzlich dem Ausſehen eines im Walde ſtehenden Holzhauſes entnommen:

Es ſind zwo Aſpe (Eſche, Espe),
ſind beed glich g'wachſe,
ob dene Aſpen e Rölli (Mund),
ob der Rölli zweü Liechtli (Dachlöcher),
ob dene Liechtlene der Wald (Haar),
dinne gumpet Jung und Alt.

Der Waldbaum hat dem Neubau eine religiösgedachte Grundſtütze zu geben, gleichwie der Deutſche die göttlich verehrte Irmenſäule als einen den Himmel ſtützenden Weltbaum anſah; und wenn alsbald im Nachfolgenden von der Heiligung der Hausſchwelle, der Stud und des Firſtbaumes gehandelt wird, ſoll ſich erweiſen, daß dieſe eben mitgetheilten Einzelzüge aus dem Baumcultus hier keineswegs als eine bloß gelegentliche Zuthat zu betrachten ſind.

Keines der Häuſer alter Art iſt dauerhaft genug geweſen, um uns ein lebendes Zeugniß von der Bau- und Wohnart unſerer Vorzeit abzulegen. Aber die Stetigkeit der Naturbedingungen und die Macht der Gewohnheit erlaubt Rückſchlüſſe zu machen aus der ſpäteren Zeit auf die frühere, und ſo zeigt man in Oberdeutſchland und den Alpen jetzt noch Heidenhäuſer, „deren Balken an Ort und Stelle gewachſen ſind." Ihre Erhaltung bis heute ſchreibt das Volk ſelber einem Wunder zu. Ein Zwerglein oder Erdmännchen hat ſie einſt bewohnt und geſeiet; Heiden und Zigeuner haben mit ihren Zauberkünſten dieſes Gebälke unverwesbar gemacht; dem Kriegsroß oder der größten Heerkuh hat man das Haupt abgeſchlagen und es unter die Thüre oder den Giebel gehängt, da wehrt es bis heute

die Flammen ab. Die steinernen Frô-Bilder an der Belsener Kirche in Schwaben sind von drei solchen Stierhäuptern umgeben. Drei getrocknete Ochsenköpfe hängen unter einem Hausgiebel zu Baierbronn im Murgthale, und durch dieses Haus nimmt zugleich das Wilde Heer seinen Durchweg. Meier, Schwäb. Sag. 151. Wenn zwei Armeen auf der gleichen Stelle sich bekämpfen, wenn Franzosen und Oesterreicher den Flußübergang beim Dorfe Döttingen an der Aare 1799 sich streitig machen, daß darüber ihr Geschütz den ganzen Ort in Brand geschossen hat, so bleibt ein alter Holzbau mit seinem Strohdache daselbst, den man das Heidenhaus nennt, mitten unter den niedergebrannten Firsten unversehrt und steht heute noch aufrecht. Ebenso ist das Heidenhüsli zu Dosenbach am Rhein (benachbart dem Frickthaler Dorfe Möhlin) allein den Flammen entgangen, die vor wenig Jahren das ganze Dorf verzehrt haben. Aargau. Sag. no. 223, 427. Diese wetter- und rauchgeschwärzten Heidenhäuser, aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt, sind also feuerfest, und selbst den Blitzschlag hält irgend ein Feuersegen ab, der in ihrer Grundlage vergraben liegt. Noch haben manche deutsche Kantone solche älteste Bauernhäuser aufzuweisen. Heidenhäuslein, Heidenhütten nennt der Glarner uralte, verlassene, an den Felsen klebende Hüttlein, auf unbewohnten Alpen gelegen, die daher selber Heidenstäffeli heißen, alle in weiter Entfernung von den Wohnungen der heutigen Menschen. Das Volk sagt, die fabelhaften Wesen der Geyßer (Waldmenschen) und Waldbrüder hätten hier gehaust; der Gelehrte nimmt an, Alemannen, vor den Hunnen fliehend, hätten sich darinnen schon vor 900 Jahren geborgen (M. Schuler, Gesch. v. Glarus, 34). Das Appenzellische „Hadahus" ist ein niedriger Holzbau ohne Eisen an Thüre und Gelaß, das flache Dach nach Süden und Norden tief über die Fensterwand vorgestreckt. Das Heidenhaus im Berner Dörflein Hulliſtall stand noch vor wenig Jahren; es hatte drei über einander liegende ausgelaufene Eichenböden. Ein gleichnamiges hinter dem Dorfe Könitz ist durch Jahn (der Kanton Bern antiquarisch, 246) folgendermaßen beschrieben: Es ist von außerordentlicher Größe und

von ganz ungewöhnlicher Bauart. Grundmauer, Keller und Gewölbe sind aus großen Feldsteinen, meist aus Granit und Gneus aufgeführt und tragen den Charakter des höchsten Alterthums. Der Ueberbau ist Tannen- und Eichengebälke. Obschon er innen und an der Außenseite der Thüre durch gothisches Schnitzwerk und Wappen verziert ist und die über der Thüre angebrachte Jahreszahl 1198 schon in ihren Schriftzeichen einen jüngeren Charakter verräth, so reicht doch der Unterbau ohne Zweifel über das Mittelalter hinauf und rechtfertigt den Namen als eines schon im Heidenthum bewohnt gewesnen Hauses. Unter dem Giebel des Dachgebälkes hängt ein mit Haut, Knochen und Gehörn getrockneter Rindskopf. Zu den in den Aargau. Sagen no. 249 und 427 bereits verzeichneten Heidenhäusern mit dem getrockneten Stierkopfe unterm Dache lassen sich noch folgende anreihen, über welche uns erst seither Kunde zugegangen ist. Ein Wohnhaus im Frickthaler Dorfe Sisselen, nahe am Rhein, besteht in seinem Erdgeschoß aus zwei massiven ins Geviert gebauten Steinkammern, mit je zwei viereckigen Fenstern, die sich schnurgerade gegenüber stehen, so daß man von Nord nach Süd durch das ganze Haus hindurchblicken kann. Eine dieser beiden Kammern ist bewohnt, die andere dagegen, in einem alterthümlichen Zustande, ist unbewohnt und heißt Heidenkammer. Man zeigt sie jedoch fremden Leuten nicht. Im Keller findet sich ein tiefer ausgemauerter Sodbrunnen; er bleibt unbenutzt, denn vor dem Hause sprudelt bereits ein laufender Brunnen. Ueber dem Haupteingang, der aus der Scheune in das Steinhaus führt, ist in dem Thürbogen der Umriß eines Roßkopfes eingemeißelt, links davon drei, rechts vier verschiedene ganz ungewöhnliche Hausmarken oder Steinmetzzeichen. Sie sind nun durch eine hier angebrachte Stiege verdeckt. Unter der Scheunenfirst hängt an der sog. Hochstud an einer Kette ein in grobem Zeug eingewickelter Pferdeschädel, den man hier so lange nicht hinwegnimmt, bis das letzte Glied dieser Familie einst gestorben sein wird. Schon wiederholt ist das Dach umgedeckt worden, der Roßschädel aber blieb an seiner Stelle, selbst der Uebermuth der Buben wagt

sich nicht an ihn. Als einst, erzählt man, dem Bauern die schönsten Rosse an einer Seuche fielen, entschloß er sich die noch übrigen dadurch zu retten, daß er sein Lieblingspferd opferte. Seitdem der Schädel desselben unter der First hängt, ist auch das liebe Vieh im Stalle hier beständig frisch und gesund geblieben. Anderwärts kennt man auch noch die Ueberreste, oder wenigstens die Standstelle von eingegangenen Heidenhäusern. Eine Wiese zwischen dem aargauer Dorfe Muhen und dem dortigen Hardwalde heißt der Kolpen und ist seit dem Jahre 1605, da ein Jakob Lüscher urkundlich als Untervogt zu Muhen vorkommt, bis heute im Besitze des dortigen Geschlechtes der Lüscher gewesen. Vor etlichen Jahren, da man dies Mattland umpflügte, stieß man auf Mauergestein, Eisengeräth und auf eine Grube mit gelöschtem Kalk, nebenan auf den zugeschütteten Sodbrunnen. An dieser Stelle soll zu jener Heidenzeit, da Muheim eine große Stadt gewesen, das Gerichtshaus gestanden haben und allein übrig geblieben sein, als die Stadt durch Feuer zu Grunde gieng. Nachdem es dann gleichfalls zerfallen war, sah man immer noch einen hohen Mann oben auf den Trümmern der Terrasse spazieren oder mit einem Dutzend Jagdhunde hinaus in den Hardwald ziehen; er trug einen Degen und war grau von Haar und Bart. Weil er eine lange Kielfeder hinter das Ohr gesteckt hatte, hielt man ihn für einen meineidig gewordenen Vorsitzer des Gerichtes. Als nun einst ein Bursche unter seines Gleichen sich groß machen wollte und höhnend in in das zerfallene Fenster hineinrief: Komm einmal heraus, alter Präsident! fuhr ihm eine Brut von Eulen entgegen und zerhackte ihm das Gesicht. – Ein ähnliches Haus und ebenfalls in der Umgegend von Muhen war das Sennhaus auf Bärlachen. Letzterer Name bezeichnet ein bei zwanzig Juchart haltendes Ackerland, auf dem Waldhügel Rüti in der Nähe des Wannenhofes gelegen. Von fünferlei Dörfern her führen kleine Straßen in diese Waldung und sollen noch zu Anfang unseres Jahrhunderts alle auf Bärlachen gemündet haben. Denn damals stand hier noch ein Sennhaus, welches der ganzen Umgegend als eine Art Kurhaus diente. Nun ist von Wegen,

Gäſten und Haus hier keine Spur mehr übrig; allein an heitern Sommerabenden läßt ſich hier eine unſichtbar bleibende Muſik vernehmen. Der Lauſcher mag ſich ſtellen, wie er will, ſo wird er ſie hier hören, ohne doch ſagen zu können, wo ſie wirklich ſpiele. Schließlich hört man ſie in der Richtung gegen das Dorf Gränichen hin luſtig abziehen. Dies kommt jedoch nur im Sommer und bei heitrem Wetter vor, im Winter ſpielt ſie gar nicht. Aehnliches wird auch von dem Hoden-Schüerli erzählt, der höchſten Stelle der Waldberge beim Dorfe Leerau, und von dem gegenüberliegenden Hügelkopf, welcher Burg heißt. Von Scheune und Burg findet ſich hier nichts mehr, aber alte verlaſſene Bergwege führen empor, auf denen jetzt die Geiſterkutſche durch die Hochwaldung fährt. So erzählt man ferner im Frickthale von der rothrockigen Barakenfrau, die im Seckenberger Wald haust und ein Kindlein im Waldgraben liegen hat, das, wenn mans aufnehmen will, immer ſchwerer wird. (Aargau. Sag. no. 50.)

Während Niemand mehr ihr Haus weiß, deutet doch deſſen Fremdname mitten in deutſcher Landſchaft auf ein ganz ungewöhnliches Alter. Das Wort Bareca iſt rätolateiniſch und begegnet im Teſtament des Churer Biſchofs Tello, der i. J. 766 ſtirbt; es bezeichnet in der Mundart von Montavun, Davos und Domleſchg das Heuhaus. Hier im Frickthale tritt es neben noch andern Orts- und Localnamen auf, deren urkundliche Namensform auf die Periode hinweist, in welcher die rätiſche Sprache bis in die Vorlande der Schweiz ihre Ausläufer hatte, wie dies in der Zeitſchrift Argovia 1861, 94 bereits an urkundlichen Beiſpielen nachgewieſen iſt. In eine ſo weite Vergangenheit läßt alſo die Tradition von den Heidenhäuſern zurückblicken.

4. Die Aufrichte.

Betrachten wir nun das nackte Haus in seinem entstehenden Gerüste und zwar nach dem Muster solcher alten Holzbauten, wie sie im aargau-Dorfe Birr am Birrfelde zu sehen sind.

Wenn Könige bauen, sagt Schillers Epigramm, haben die Kärrner zu thun. Wenn unser Bauer sich mit Bauprojecten beschäftigt, so ist durchschnittlich auch sein ganzes Dorf mit beschäftigt. Die Gemeinde liefert ihm das Bauholz unentgeltlich, dies ist gemeiniglich noch eine der Nutznießungen des Ortsbürgerrechtes; um die Stämme zu fällen und an Ort und Stelle zu schaffen, dazu leistet ihm die Nachbarschaft Spann- und Handdienste. In katholischen Gegenden verläuft schon diese Arbeitsmühe zwischen andächtigen Gebeten und Ausbrüchen wilder Lustigkeit. Als man zu Sarmensdorf im Freienamte die untere Dorfmühle 1687 renovirte, bedurfte es eines neuen Mühlekanals. Man erwählte sich dazu einen ungeheuern Eichbaum auf der Almende im Langenmoos. Hundert fünfzig starke Männer sammt acht und dreißig Pferden wurden zum Transport vorgespannt, an verschiedenen schwierigen Stellen fiel man auf Commando zum Gebete nieder, unter so und soviel Vaterunsern wurde das Ungethüm ins Dorf gebracht und zum Schlusse gabs für Alle einen Abendtrunk. Argovia 1863, 143. So lange das Zimmern der Balken und das Graben des Hauskellers dauert, dient der Bauplatz für Jung und Alt zum Versammlungsplatz. Der des Weges kommende Fremde hat sich im Vorbeigehen wohl zu hüten, daß ihm die Zimmerleute nicht ihre Meßschnur als einen mexikanischen Lasso um den Leib werfen. Der so Gefangene ist „geschnürt" und muß sich mit einigen Flaschen Wein auslösen. In der Stadt freilich gilt diese Phrase vom Schnüren gerade in umgekehrter Weise; denn der Wirth, der jetzt den Reisenden schnürt, giebt ihm den Wein gratis dazu. Dieses Schnüren und sich Abschnüren war sonst am Neujahr- und Geburtstage etwas allgemein Uebliches, wo man sich die Bindbriefe an die Kleider hieng und um den Hals

warf; einen mit dem Helfing (Strick) ſchnüren, hieß ihn helfen, feſtlich beſchenken, die Helfete und Würgete hieß der feierliche Act der Gratulation und Geſchenkvertheilung. Daher ſtand auf ſolchen Glückwunſchzetteln:

Ich binde dich nicht mit Seil und Baſt,
Sondern mit dieſem Brieflein faſt (feſt).

Zur Grundlage des Hauſes dient ein kaum fußhohes Gemäuer, keineswegs immer wirklicher Steinbau, ſondern oft nur aus Lehm und Flechtwerk zuſammengewattet. Auf dieſen dichten Unterbau kommen die Stämme mächtiger Bäume ins Geviert zu liegen und in ſie werden bis zur Viertelshöhe eines Stockwerkes Kurzbalken gleich einem ringsum laufenden Gitterwerke ſenkrecht eingekeilt. So hoch als dieſe Kurzbalken ſind, ſo weit reicht das künftige Erdgeſchoß, nemlich bis zur Höhe der Fenſtergeſimſe, und aufwärts von dieſen beginnt dann erſt die eigentliche Hauswand. Dieſes aufrecht ſtehende Kurzgebälke wird von außen mit dicken Bohlen (Zimmerladen) „eingemacht", zugedeckt; die übrig bleibenden Zwiſchenräume füllt man mit Schutt aus und macht damit den Zutritt der Kälte unmöglich. Abermals werden dann auf dieſe erſte Halbwand mächtige Längenbalken ins Geviert gelegt, viereckig behauen, an den Eckfugen künſtlich verzapft und in einander gepaßt. Auf die vier Ecken werden vier ſtarke Eckbalken aufgeſtellt, oder vielmehr ſenkrecht eingelaſſen, dies ſind die Standbalken, die vom erſten Boden bis zum Unterdach empor reichen. Hier oben verbindet ſie noch einmal ein Horizontalbalken, auf den das Gebälke des Dachſtuhles zu ruhen kommt. Alle dieſe Balken ſind, bevor man ſie aneinander fügt, ehemals kirchlich eingeſegnet worden, und mancherlei Bedeutſamkeit wird ihnen beigelegt. Ein beſonders bewährt befundener Brauch iſt es, beim erſten Uebernachten im Neubau alle Balken der Diele abzuzählen; darauf wird dem Betreffenden im Traume die Zukunft des Hauſes enthüllt, denn die Bäume ſind ja die älteſten Orakel geweſen. Die Form des Dachſtuhls hängt natürlich davon ab, ob man nach der noch vorherſchenden Sitte ein zweidachiges Langhaus, oder einen franzöſiſchen Dachſtuhl mit quadratiſchem Doppeldache beliebt;

jenes bedingt den Breitwalm, dieſes den Spitzwalm. Iſt das Gerüſte des Hauſes ſo weit fertig, ſo beginnt ſogleich die Eindeckung mit Stroh oder Ziegel, und dies iſt das Feſt der eigentlichen Aufrichte, bei dem die Jugend des Dorfes gerufen oder ungerufen ſich betheiligt. Giebt es ein Ziegeldach, ſo bildet die Kinderſchaar eine Kette und eins reicht dem andern die Ziegel über die Leitern aufs Dach hinauf. Ein Stück Brod, ein Glas Wein iſt dafür ihr Lohn, der Werkſatzwein. Endlich bringt man ein Tannenbäumchen voll Goldpapier und Blumen herbei und trägt es jubelnd dreimal ums Haus. Bereits ſteht der Zimmermeiſter droben auf dem Firſtbalken, hält die Kranzrede und ermahnt die Hausfrau, ihm dieſen Baum zum allerſchwerſten zu machen. Letzteres iſt bereits nach Möglichkeit geſchehen. Die Kinder haben das Bäumchen mit einem ſchwebenden Blumenreifen umgeben, der Hausherr hat große und kleine Geldſtücke dran gehängt, die Hausfrau dazu ein nagelneues Hemd und bunte Tücher, in deren Zipfel abermals Trinkgeld geknüpft iſt. Nun wird er am Seil aufgezogen, auf die Firſt geſteckt und in des Meiſters Schlußwort beſchworen, alle Blitze und Stürme ferne, das Haus aber auf Kindeskind grünend und blühend zu halten. Zum Zeichen deſſen ſchleudert der Sprecher das Trinkglas, mit dem er eben toaſtirt hat, weit übers Dach hinab. Kommt es unzerbrochen unter die Zuſchauer, ſo gilt dies als ein Wahrzeichen, daß dies Haus niemals abbrennen, die Familie aber glücklich drinn leben werde. Nun wird Feierabend geklopft. Meiſter und Geſellen reiten droben auf der Schneide des Dachſtuhls, Alt und Jung erſteigt gleichfalls die friſch gelegten Dielenbretter, Jedes mit einem Hammer oder ſonſt tauglichem Werkzeug bewaffnet, und Alle zuſammen klopfen nun in gemeinſamem Takte einen dreimaligen Trommelmarſch. Dies dauert wohl eine Viertelſtunde lang und dröhnt weithin vernehmbar durch die Umgegend. Dann folgt der Richtſchmauß oder Beſchlußwein, an welchem die Freigebigkeit des Bauer ſeine Arbeiter bis in die ſpäte Nacht fortzechen läßt.

Wie bei einem öffentlichen Gebäude der oberſte Beamte feierlich den dreimaligen Hammerſchlag thut, damit den Bau

zu weihen und zu festigen, worauf dann Festrede und Festschmauß unaufschiebbar folgen, so hier Aehnliches bei Aufrichtung des geringsten Bauernhäusleins. Statt der Denkmünzen, die der Städter in die Grundsteine legt, wird hier Odhinns immergruner Weihnachtsbaum münzenbehangen auf die First gesteckt; und die Zimmergesellen mit ihrem dreimal gehämmerten Trommelmarsch sind die alten Priester des Haus- und Herdgottes Donar, in dessen Schutz sie mit dreifachem Hammerstreich das neue Grundeigenthum befehlen.

Nicht stets hält der Mensch die Götter für so heiter gestimmt, daß sie sich genügen lassen an dem symbolischen Opfer der Münzen im Grundstein oder am Dachkranze; er glaubt ihnen wirkliche Opfer schlachten und dadurch den Neubau festigen zu müssen, seine darüber handelnden Lehrsätze lauten höchst grausam. Wenn der Neubau halten soll, muß er sein Opfer haben (Frickthal). Wer am frischgesetzten Grundstein eines Neubaues zuerst vorüber kommt, muß inner Jahresfrist sterben (Freienamt); daher das Sprichwort:

Es neu's Hûs,
s' mueß bald ei's drûß.

Der Erste, der die neu zu beziehende Wohnung betritt, stirbt unter den Seinigen auch zuerst. Es läßt daher die Hausfrau ihre Stubenkatze oder ihr Huhn aus der Schürze über die Schwelle voraus springen (Oberaargau). Es hängt dies Alles mit der religiösen Verpflichtung zusammen, wornach alle Erstlinge, so ferne sie als das heilbringende gedacht wurden, dankbar dem bescherenden Gotte geweiht, geopfert wurden. Wer daher zuerst die Acker- oder die Landesgrenze beschreitet, der wurde geopfert; Kinder wurden in Grundwälle und Brückenbauten eingemauert, beim Uebergang über Flüsse brachten die Franken Kinder- und Frauenopfer. „Der zuerst über die Brücke Gehende, zuerst ins Land, in den Neubau Eintretende büßt mit dem Leben, fällt als Opfer." Grimm, Myth. 40. Als man zu Rheinfelden vor vier Jahren das neue Schulhaus baute, mußte, um Licht und Sonne zu gewinnen, die dahinter stehende Ringmauer vom Fuchsloch bis zum Hermannsthor theilweise

abgetragen werden. Dabei ergab ſich, daß die Stadtmauer urſprünglich aus zwei parallel laufenden Mauern aufgeführt und deren Zwiſchenräume mit Erde und Flußkieſeln ausgefüllt worden war. Mitten im Gemäuer entdeckte man damals eine ausgekalkte Höhlung ohne Ein- und Ausgang und deutete ſich dieſelbe auf ein hier durch Einmauerung vollzogenes Menſchenopfer. Nach dem Brande des Fleckens Glarus 1861 mußte das dortige alte Rathaus niedergeriſſen werden; man fand beim Abbruch in der Mauer das vollſtändige Skelet eines Kindes. Aar. Nachrichten, 14. Dec. 61. — Ein Bauernhaus, das am Bache ſteht, feſtigt man damit, daß man Hühnereier hinter der Arche des Ufers vergräbt oder in die leeren Zwiſchenräume der Balkenwand legt, bevor ſie von innen und außen verſchalt iſt. In allen Sagen von ſpukenden Markenverſetzern und brennenden Wäſſermännern dreht ſich das Ende darum, daß der vom Geiſt zu Hülfe gebetene Menſch ihm den Markſtein ja nicht richtig ſetzen helfe, denn ſonſt würde die Strafe der Verwünſchtheit auch auf den Menſchen übergehen. Wohin ſoll ich ihn ſetzen, wo ſoll ich ihn laſſen! ſchreit der Geiſt, der den Grenzpfahl verrückt hatte, und der Menſch hat darauf zu antworten: dahin, wo du ihn genommen haſt. Bei einem Streite zweier Nachbarn, ob der Grenzſtein gewichen ſei oder nicht, ſprach nach dem richterlichen Entſcheide der eine zum andern: Setz du den Stein, wie er ſtehen muß. Dieſer aber antwortete: Nein, ſetz du ihn! Ich will aber nicht darum ſpuken gehen, ſagte der Erſte; und ich auch nicht, der Andere. Endlich baten ſie einen Dritten, daß er den Stein richten möge, wie er ſtehen ſolle. H. L. Fiſcher, Buch vom Aberglauben 2, 47 (Hanover 1793). Steht ein Haus oder eine Scheune auf einer Marke, welche zwei Gemeinden von einander ſcheidet, ſo herſcht darin kein Gedeihen; die Kühe geben wenig Milch, die Schweine wollen nicht zunehmen, ſelbſt der Hund wird lahm und bellt heiſer. Im Zofinger Mühlethal iſt zu unſern Tagen noch aus ſolchem Grunde eine Scheune verſetzt worden. Ueberhaupt liebt es das Volk nicht auf der Marke zu wohnen. Wenn der Hausgang des auf ihr ſtehenden Hauſes parallel mit der Grenze geht und zwei

sich gerade entgegen gesetzte Thore hat, so zieht das Wilde Heer hindurch, am Morgen drauf wird der Dünger seiner Rosse im Hausgang liegen. Aargau. Sag. 2, no. 427. Ein solches Haus wird im Tiroler Sarnthale unter die Heidenhäuser gezählt (Pfeiffer, Germania 3, 254). Doch wir kehren zurück zu der Beschreibung des Hergangs einer Aufrichte.

Um so ärmlicher, sollte man meinen, werde es aber beim Eindecken eines Strohhauses hergehen, einer geringfügigen bloßen „Strauhuttige". Mit nichten! Ein Strohdach giebt nicht allein wärmer als ein Ziegeldach, während es im Sommer Kühle bereitet, es sichert auch das darunter aufbewahrte Getreide mehr und erhält es gesunder. Wie oft erzählen die Ortschroniken, daß man in Nothjahren Viehfutter und Häckerling aus den Strohdächern geschnitten hat. Zwar sind sie nun allenthalben als feuergefährlich verboten, der Bauer umgeht aber dieses ihm unliebsame Gesetz damit, daß er ein altes Strohdach so lange stellenweise ergänzt, bis abermals ein ganz neues daraus geworden ist. Auf dem hochrothen Ziegeldache, meint er, sitze auch der städtische Hoffartsteufel; aber ein Strohdach mit seinen unzähligen Halmen, auf der Nordseite schwarz und steil wie eine Bergwand, auf der Südseite wiesenartig begrünt von Moosfamilien, feinstengligen Alpenflanzen und lustig wuchernden Weidenrosen, hat unleugbar etwas Poetisches und ist daher ein vom Kinderräthsel viel genannter Gegenstand:

Wie meh Löchli as es het,
wie besser aß es verhet (verhebt). —
Hundert-tüsig Stängeli
gänt enander Mämmeli.

In diesem letztern Spruche sind die hohlen Strohhalme, über die der Regen herabtropft, mit dem feinen Mundstück des Milchglases eines Säuglings, oder mit der Mutterbrust selbst verglichen. Bekanntlich trägt ein rechtes Strohdach drei Firstmännchen auf dem Sattel. Das sind aufrechtgestellte Strohbüschelchen, am obern Ende ebengeschnitten, in der Mitte mit einer Weidenruthe gegürtet, welche zugleich zwei in die Seiten gestützte Arme darstellt, niederwärts breit wie ein Weiberrock am

Dach aufſtehend und mit der Weidenruthe hineingeflochten. Oft ſtehen ihrer drei in der Mitte und je eines an beiden Enden der Firſt. Das ſind die Drüjetli und Drüeitli, und ſo viele ihrer der Dachdecker ſetzt, ſo manches Drüjetlibrod hat ihm die Hausfrau dafür zu backen. Der Name leitet ab von Drüjen ſchwellen, körperlich zunehmen, Drüetſche iſt Haarflechte (trouuen crescere, pululare, uuahsen. niederdeutſch drinten, intumescere. Graff, Diutisca 1, 269ª; 2, 220ª). Ihre Geſtalt iſt genau dieſelbe, welche bei der Kornärnte in Baiern dem ſog. Aswald, dem Glückskorn oder Nothhalm gegeben wird, einem geſchmückten Aehrengeflechte, das die Schnitterinnen vom Felde heim der Hofbäuerin feſtlich überbringen. Man verfertigt es ſo: Ein Strohbüſchel wird um einen Stab gebunden, oben gleichgeſchnitten, daß es den Anſchein von Kopf und Hals bekommt; Weidenrütchen, vom Hals bis zur Krenke gebogen, bilden die beiden auf die Hüften geſtützten Arme; ein Weidengürtel trennt Bruſt und Unterleib, und das lange Kleid bilden die ins Dach einmündenden Halme: Es iſt mithin dieſelbe Figur, welche als Brodfigur unter dem Namen Mannoggel und Gritibenz hier zu Lande gebacken wird, und beide haben urſprünglich wohl auch den gleichen Zweck gehabt. Denn beim bairiſchen Driſchelmahl wird eine ſolche Strohpuppe in Teig gebacken und, nachdem man ihr von ſämmtlichen Trachten der Mahlzeit vorgeſetzt hat, gleichfalls auf den Hausgiebel gepflanzt. Steht daſelbſt bereits eine ältere, ſo iſt dieſe die Gretel, die neuere deren Hanſel. Für das öffentliche Umtragen dieſer Figur war einſt dem Sennen von Groß-Heſſellohe ſtatutariſch ein beſonderer Laib Brod beſtimmt, den ihm das Münchener heil. Geiſtſpital zu entrichten hatte. Panzer, Bair. Sag. 2, 445. Schmeller, Wörtb. 3, 244. Im Odenwalde iſt es Brauch, ein ſolches Männchen ſammt ſeiner Fuhrmannspeitſche zu kneten und es beim Schnittermahl gebacken aufzuſtellen. Nach beendigtem Ausdruſch folgt ein damit gleichfalls verwandter Scherz, der Strohbär; theils ein Fang- und Verſteckſpiel in der Scheune, theils eine wirkliche Strohmaskerade, beides aufgeführt, bevor man ans Dreſchen geht. Ein gleiches „ſtröhern Bild“ weist Grimm auf,

Myth. 56, aus einer älteren den Volksaberglauben behandelnden Quelle. Dieſes Bild wurde am Tage von Pauli Bekehrung vor den Herd geſtellt, auf dem man buk, und wenn es einen hellen lieblichen Tag brachte, mit Butter geſchmiert, ſonſt aber vom Herd geſtoßen und ins Waſſer geworfen. Es iſt das Abbild des Hausgeiſtes, deſſen Wohnſitz im Strohdach vermuthet wurde.

Die höchſte Oeffnung im Hausdache iſt das Bodenloch, Heiterloch, Walbloch, Guggehü. Es muß durchs ganze Jahr offen ſtehen, weil hier der Hausgeiſt ſeinen Lauf hat. Er wohnt ausdrücklich im Walbloche, vgl. Aargau. Sag. no. 369, und blickt aus dieſem Heiterloch herunter, ibid. no. 25; wird das Strohdach einmal mit Ziegeln umgedeckt, ſo muß ihm ein Ziegel aufrecht geſtellt werden, damit er ungehinderte Ein- und Ausfahrt habe. Hinter dieſem Aberglauben ſteht der heidniſche Glaubensſatz an den beim Menſchen Einkehr nehmenden Gott. Auch die Tempel der Römer hatten eine Kreisöffnung im Dache, denn der Grenzgott, ſagt Ovid (Fast. 2, 669), ſoll nichts anderes als die Geſtirne zum Anblick haben. Von den Kelten wird gemeldet, daß ſie jährlich einmal ihre Tempel aufdeckten, um der Gottheit freien Abzug zu gewähren. Im Gewölbe der Dreikönigskapelle des Kölner Doms war nach Angabe des Rheiniſchen Antiquarius von 1744, p. 725, ein vier Fuß weites Loch, das angeblich ſeit d. J. 1404 offen ſtand. Eine um die Oeffnung angebrachte Inſchrift beſagte, das Loch ſei durch denjenigen Stein eingeworfen, der am Pflaſter der Kapelle lag, den Eindruck von Krallen trug und Teufelsſtein hieß. Die Dachlücke der Tempel und Häuſer, welche für den Gott offen gehalten war, vergröberte der Glaube des Mittelalters in den Glaubensſatz, der Teufel müßte in jeden Neubau ſeinen Stein ſchleudern.

Eine ganze Reihe von Satzungen und Bräuchen iſt mit dem Strohdach verknüpft.

Im St. Galler- und Appenzeller Lande mußte ehedem der einzeln hauſende Mann, der eine Klage vor Gericht anhängig machen wollte, einen oder drei Halme aus ſeinem Strohdache

mit vor den Richter bringen. In Baſelland beſagt die Pratteler Polizeiordnung v. J. 1460: Kann ein Kläger keine Zeugen beibringen, ſo nimmt er Hund, Katze und Hahn ſeiner Wohnſtatt, nebſt drei Strohhalmen des Daches mit zu Gericht und legt auf dieſe den Schwur ab. Lenggenhager, Schlöſſer in Baſelland, 270. Aus dieſem Alemannenbrauche geht hervor, daß Strohhalm und Aehre als Rechtsſymbol galt, und ſo erklären in den Bildern zum Sachſen- und Schwabenſpiegel Aehren, neben einem Todten aufwachſend, ſymboliſch die anzutretende Erbſchaft. Grimm, Rechtsalterth. 202. Den Halm einer Kornähre brachen und vereinigten die altrömiſchen Brautpaare zum Zeichen des Eheabſchluſſes, und nannten dieſe Feierlichkeit nach der dabei verwendeten Stoppel stipulatio. Indiſche an alter Sitte haftende Bergbewohner laſſen bei Schließung ihrer Verträge einen Strohhalm zwiſchen beiden Theilen brechen, und dieſelbe Rechtsform war auch den Deutſchen gemeinſam. Unſere Glücksgöttinnen erſcheinen ſtrohflechtend; die eine der drei Mareien im Kinderliede „Rite-rite, Rößli" ſpinnt Seide, die dritte Haberſtroh. Das Volkslied ſingt von einer Geliebten, die aus Haberſtroh klare Seide ſpinnt. Nach Saliſchem Rechte (Lex Sal. 53, 3) begiebt ſich der Kläger vor den Richter, empfängt von ihm den Halm und hebt erſt dann die Klage über Vertragsbruch an. Mittelſt eines Strohhalms belehnt der Thierkönig den Reinaert mit deſſen väterlichen Lehensgütern; Grimm, Reinh. Fuchs 202. Im Roman von Rollo, den der Normann Robert Wace im 12ten Jahrhundert verfaßte, (überſ. von Gaudy 1835, 247) iſt dieſelbe Rechtsüblichkeit enthalten:

Es lief ein Mann ins Land
Und legte an ein Haus die Hand,
Nahm eine Hand voll Dachſtroh mit,
Kehrte zum Herrn mit raſchem Schritt;
Sire! rief er, nehmt dies Unterpfand
Als Zeichen, daß von dieſem Land
Ihr in Beſitz euch habt geſetzt;
Euch iſt es unbezweifelt jetzt.

Das Solothurner Chorherrenſtift Schönenwerth, an der Aare

zunächſt Aarau, wurde unter dem auſtraſiſchen König Carlman an den Straßburger Biſchof Remy nach auſtraſiſchem Inveſtiturbrauche mittelſt eines Beimeſſers (kurzes Schwert) vergabt. Remy machte damit den Brüdern Radpert eine Scheinabtretung, erhielt es von dieſen ſogleich wieder zurückgeſtellt und zwar, zum Zeichen eines förmlichen und gänzlichen Rechtsverzichtes, mittelſt des Strohhalmes. Bridel, Kleine Fußreiſ. durch d. Schweiz 2, 108. Jungfrauen, die ſich dem Himmel verlobten, warfen den Halm. Schon dem Kelten war das Stroh heilig; Brich das Stroh mit ihm, ſagt heute noch der engliſche Kelte dem, welchem er rathen will, die Verbindung mit einem andern abzubrechen. Das litthauiſche Sprichwort, Steck in den Zwiſchenraum deine Aehre, bedeutet: ſteh mir bei, gieb dein Scherflein auch dazu. Schleicher, Litthau. Märchen, 188. Vergönne mir von deinem Stroh, hieß die oberdeutſche Vertragsformel. Davon erzählt eine Zeugenabhörung in Baſelland v. J. 1460; ſie berichtet, wie Graf Ott von Farnsburg einſt zu Prattelen unter der Linde das Gerichtsgeſtühle habe aufſtellen laſſen, um mit dem Basler Ritter von Ramſtein den Zweikampf zu halten. Inzwiſchen ſei Junker Götzmann von Eptingen auf dem Platze erſchienen, dem hier die hohen Gerichte innerhalb des Etters zu Prattelen zugehörten, und habe verlangt, Graf Ott möge hier nichts Gerichtliches vornehmen, ſonſt würden die Leute glauben, der Eptinger Rechte ſeien hier erloſchen. Darauf erwiederte Graf Ott: Das wäre mir leid! So gönne mir doch, von deinem Stroh zu kaufen (d. h. gewähre mir hier ein „gekauftes," außerordentliches Gericht), und alsdann will ich außerhalb deines Dorfetters ſtühlen. Lenggenhager, Schlöſſer in Baſelland, 270. Mit Ueberreichung eines Strohhalmes huldigen die Amtmänner von Bendorf (mittelrhein. Dorf bei Koblenz) ihrem Landesherrn und werden mit Darreichung eines andern Halmes vom Oberrichter wieder neu in ihre Aemter eingeſetzt. So geſchah's noch i. J. 1787. Bibra, Journal v. u. f. Deutſchl. 1787, II. 19. Gewährte der Strohhalm gerichtlichen Schutz und machte er zugleich rechtsverbindlich, ſo kann ihm die nächſte Folgerung auch eine geheimnißvolle Kraft beilegen, die alles

gewöhnliche Maß überschreitet. Der Alpgeist, der in die Sennhütte eindringen will, schiebt dem da übernachtenden Jäger einen Strohhalm durch ein Astloch herein und spricht: Häng deinen großen Hund an mit diesem Strohhalm! Zingerle, Tirol. Sag. und März. no. 288. In den Aargau. Sag. no. 287 wiederholt sich die Erzählung, wie ein Knabe, im Spiel mit seines Gleichen, sich an einem Strohhalm erhängt. In der bairisch. Oberpfalz ist's Schnitterbrauch, drei Halme mit den Aehren um den Leib zu winden, um sich dadurch gegen Verwundung mit der Sichel zu schützen. Will man ebendorten Jungvieh zum Zug gewöhnen, so legt man ihm drei Strohhalme unters Joch, für das Handvieh aus des Mannes Ehebette genommen, für das Nebenvieh von des Weibes Lagerseite. Bavaria II, 299, 301. Alljährlich am Abende vor Weihnachten umwickelt man die Gartenbäume mit dem Küssen, einem aus Widstroh besonders geflochtenen Garbenband, das sie alsdann für kommenden Sommer um so bärhafter machen soll. Die Aargau. Sag. no. 471 enthalten hierüber eine besondere Legende nebst ferneren hier einschlägigen Beziehungen, auf welche hiemit hingewiesen sein soll. Den höchsten Grad des Kopfwehes nennt der Oberpfälzer Augenschein, weil einem Hören und Sehen vergeht. Dagegen hilft, daß man das Haupt drei Tage lang vom Scheitel bis unter das Kinn mit drei Halmen Roggenstroh mißt, in diese drei Knöpfe bindet und sie an einen Baum hängt. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 3, 239. Gegen Warzen und Hühneraugen schneidet man einen Kornhalm in gleicher Länge des leidenden Gelenkes ab, stupft damit dreimal mit jedem Theil stark in die Haut und vergräbt ihn auf der Schorstätte. Brugger handschriftl. Receptierbüchlein. — Kornhalme ins Kreuz gelegt, stillen das Nasenbluten. War dem Halm eine rechtskräftige Verwendung gegeben und eine festigende, verbindlich machende Beziehung beigelegt, so mußte seine Schutzkraft ebenfalls, bald gegen Körperleiden, bald gegen Zauberei anwendbar scheinen. Unter den auf dem Concil zu Leptinä im Hennegau i. J. 743 verurtheilten dreißig Heidenbräuchen heißt der neunzehnte: Von dem Strohbündel. Das gemeine Volk übt heute den schon da-

mals verrufenen Brauch mit dem galium verum, welches U. L. Frauen-Bettſtroh und St. Marienbündel genannt wird. „Daraus wird auch bereitet der Trunk, um der kindenden Frau Nachwehen zu heilen.“ Brugger handſchriftl. Receptierbüchlein. Der Senne braucht die Pflanze auch als Lab beim Käſen. Der verbreitetſte Aberglaube, überall ſich wiederholend, nimmt an, Alp, Trut und Hexe kämen in Geſtalt einer Kornähre, eines Strohhalmes zum Schlafenden ins Bette. Der Schuſtergeſelle wirft einen ſolchen Halm Nachts zum Fenſter hinaus, des Morgens darauf hat die Nachbarin den Hals gebrochen (Panzer, Bair. Sag. 2, no. 269). Der Schmiedegeſelle ſpannt den Bett-Halm ſogleich in den Ambos und zerhämmert ihn fünferlings, des Morgens liegt die Meiſterfrau todtgeſchlagen in der Werkſtatt. Der Mann zu Balzers ſtört mit ihm im brennenden Lichtdocht herum, des andern Tages hat ſich die Nachbarsfrau die Finger verbrannt. Vonbun, Beitr. zur Myth. 1862, 82. Das Sprichwort, über einen Strohhalm ſtolpern, erhält dadurch ſeinen urſprünglichen Sinn wieder; denn wer dem Blendwerke des Zauberers nicht gewachſen iſt, der glaubt in jedem Strohhalm, den des Zauberers Hahn vor allen Zuſchauern im Schnabel davon trägt, einen gewaltigen Balken zu erblicken. Solches Blendwerk iſt daher Sache des Teufels. Es läßt ſich der Satan ſtatt ſeines zum Tode verurtheilten Anbeters aufhängen; allein dann ſieht man am Stricke nur ein Bund Stroh hängen. Vernaleken, Oeſterreich. Myth. pag. 381. Seifarts Hildesheimer Sagen erzählen, wie man einen Werwolf hängt und ſtatt ſeiner nur eine Gerſtenboſe droben am Galgen erblickt. Statt des fahrenden Schülers hat man zu Terlan, ſtatt des Bürgermeiſters einſt zu Ansbach eine Garbe Stroh gehangen. Zingerle, Tirol. Sag. u. Märch. no. 579. Aargau. Sag. 2, pag. 279.

Das allgemeinſte Pfandzeichen iſt der an einer Stange aufgeſteckte Strohwiſch; wifa, das um Stange und Aſt Gewundene, wird er ſchon im Langobardiſchen und im Baiwariſchen Volksrechte genannt; vgl. Oſenbrüggen, Langobard. Strafrecht, 138. Grimmigſte Schande für ein Mädchen iſt es, wenn ihr

die Dorfknabenſchaft über Nacht einen Strohmann aufs Hausdach ſetzt. Er iſt eine poetiſche Figur aus der ſonſt ſo proſaiſchen Sprache der Landwirthſchaft, ein Tropus, der beſagt, ein im Banne der Jungfräulichkeit liegendes Mädchen habe einem Unberechtigten das Wegrecht eingeräumt, wie man durch frevleriſches Ausreißen der Pfandzeichen abgeſperrte Grundſtücke zugänglich macht. Ein ſolcher Mißtritt eines Mädchens ſetzt ihre temporäre Ausſchließung unter ihres Gleichen mit Recht voraus. Ganz aus demſelben Grunde ſtreut man der nicht mehr jungfräulichen Braut Häckerling vor die Thüre; ſie hat den heiligen Halm der Stipulation eigenmächtig vor der Zeit gebrochen. Die altrömiſche Prieſterkrone war ein Aehrenkranz, die corona spicea; Donars Gemahlin, die Herdgöttin Sif, iſt berühmt durch ihr in Aehrenſchimmer erglänzendes Goldhaar, das gleiche trägt auch die jungfräuliche Mutter Gottes. Ihr berühmtes Wallfahrtsbild zu Bogen, am linken Donauufer bei Straubing, trägt lange goldgelbe Haare, einen rothen, mit Weizenähren durchwirkten Mantel und läßt unter dem Herzen eine ſtrahlenumgebene Oeffnung des Leibes ſehen, in welcher das aufrecht ſtehende Jeſuskind die Vorſtellung des geſegneten Leibes gewährt. Bavaria I. Abtheil. 2, 1000. —

---

5. Dach und Fach.

Die Scheune.

Die primitivſten Zuſtände, wenn ſie auch die ärmlichſten heißen, ſind für unſere ſittengeſchichtlichen Beſchreibungen die redendſten; wir ſtellen daher hier die verachtete Strohhütte wieder voran, um in ihren wenigen Einrichtungen ſchon jene erſten Spuren von Bräuchen und Rechtsſatzungen herauszufinden, unter deren Fortdauer auch das Bauernhaus Form und Stil, Wohnlichkeit und Anmuth gewonnen hat.

Ein Strohdach, das mit ſeinen vier Seiten ſteil abfällt, mit dem hintern und vordern Schild bis in die Erde hinein-

reicht, ſtatt des Kamins vier Taglöcher hat, welche die Stelle des Rauchfangs vertreten; in deſſen Mitte ſich ein gewaltiger Maſtbaum erhebt, die Stud, bis an die Firſt emporreichend — ein ſolches weiſt noch ganz deutlich auf die Form des Nomadenzeltes zurück, das gleichfalls die eigene Wand zum Fundamente, die Zeltſtange zum Giebel und die Zeltthüre zum Rauchfang nimmt. Und wie der Nomade den höchſten Werth auf den Viehſtand legt, mit ſeinen Thieren ſein Obdach theilt; ſo iſt auch hier Haus, Scheune und Stall noch unter demſelben Dache, erſt der Ackerbau ſondert es für Wohnung, Viehzucht und eingeheimſte Frucht in drei Theile. Tacitus zeichnet alſo die Wohnungsweiſe des Germanen, der zwiſchen ſeinem Vieh auf demſelben Boden und Einer Streu zuſammenliege, ſicherlich nicht zu grell, nur bedarf es eben auch hier wieder der ſelbſtgewonnenen Anſchauung, um des Römers Schilderung richtig zu faſſen. Jetzt noch kann der Reiſende Augenzeuge ſein, wie der begüterte und weit gereiſte Kaufmann oder Hofbauer der deutſchredenden piemonteſiſchen Thalſchaft von Greſſoney in einem und demſelben Gemache mit ſeinen Heimkühen wohnlich zuſammen lebt. Nachdem die Heerde den Sommer auf der Alpenweide frei oder unter dem Nothdach der Heuſcheunen verbracht hat, wird ſie mit dem Herbſt in die Thalſtälle herab genommen. Aber dieſe Ställe ſind zugleich Winterwohnungen für den Menſchen, mit wohleingerichtetem Stubenraum und gewaltigem Steinofen. Mitten durch die Breite des Zimmers zieht ſich bis zur Höhe der Stubendecke ein geſchreinerter Lattenverſchlag hin, ganz von der Art jenes eingegitterten, braungetünchten Verſchlags in oberdeutſchen Bauern- und Wirthsſtuben, „Kanzlei“ genannt, hinter welchem Hausfrau oder Wirth mit dem Schenkgeräth hantiert, wo auch die Stammgäſte ihren Abendſitz nehmen. Der Fuß dieſes Lattenverſchlages bildet der ganzen Breite nach den Hühnerſtall; unmittelbar hinter dieſem, entlang der Flucht der beiden Zimmerwände, ſteht die Reihe der ſtattlichſten Alpkühe am Baren. Ihr Futter erhalten ſie durch die Ledluken oder Futterlöcher, die in die Außenwand des Hausganges münden und zur Winterszeit mit Schiebern

versehen sind. Der Name Ledluke ist im Wortstamme eines mit Augen-Lid, mit angelsächs. hlid Thüre, schwed. led Deckel. Die Thiere stehen auf „Brüggen", nemlich auf schiefen Stallbritschen, die beiderseits nach der Mitte des Stalles zu gegen zwei Bodenrinnen sich abflachen, worin der Dünger durch die Hinterwand mündet. So kommt wechselweise die Stallwärme dem Menschen, die Ofenwärme den Thieren zu gut. Ein solcher Wohnraum heißt Gadem. Der Tourist, der hier ausruhend sein erstes Gespräch mit der rothrockigen Bäuerin beginnt, verwundert sich nicht wenig, in diesem reinlich hellen Gemache plötzlich durch ein neugierig drein meckerndes Geislein unterbrochen, oder gar durch ein Ferkel aus dem Hintergrunde her interpellirt zu werden.

Das nach zwei Seiten steil niedergehende Strohdach deckt heute noch in den meisten Sennhütten einen bloß ebenerdigen Wohnraum, einen Riegelbau, dessen Wandung Strickwerk mit Lehmverwurf, und dessen Inneres bis zum Dachbalken hinauf hohl ist. Das Herdfeuer, freibrennend und den Rauch bis ins Dach emportreibend, giebt dem obersten Gebälke den Namen Feuerdiele, Feuerbühne, Rußdiele. In jenem Verkommniß der Waldstätte v. J. 1376, das man den Pfaffenbrief nennt, wird mit dem Ausdruck hûsröücke die Familie bezeichnet, welche eignen Rauch hat, eignen Herdes ist, und auch jetzt noch pflegt man jenes Zweckessen, das man nach dem Einzug ins neue Haus den Nachbarn giebt, die Husräucki zu nennen. Dies sind Zeugnisse, wie lange das Haus ohne Kamin und das Innere ohne Dachkammerraum gewesen ist. Daß der Blick von unten direkt bis zur First emporreichte, besagen die Stichbalken und Tremköpfe, auf denen das Dach ruht, sie heißen Himmel; ahd. himil ist coelum und tectum, das Ueberkleid der Erde und die Decke des Hauses; die Diele selbst heißt noch Himlezzi, gleichwie der über dem Bette schwebende Holzschild an der Stubendecke der Betthimmel ist. An diesen Stichbalken sitzt der Fleischgalgen, eine sieben Fuß lange Stange, an welcher horizontale Aeste mit Hakenenden emporlaufen, an die man den Fleischvorrath hängt, den man beim Mangel eines Rauchfanges

im Dachrauche trocknen läßt. Ein ähnliches Zeugniß für die Beſchaffenheit des älteſten Wohnraumes giebt die Hochſtud. Ihr Name bezeichnet das aufgerichtet Stehende und leitet vom Präteritum stôth ab. Sie reicht bis zur Firſt empor und trennt heute das Wohnhaus von der anſtoßenden Scheunenwand. Ihr ehemaliger Standplatz war aber nicht die Seite, ſondern die Mitte des Hauſes, und ſelbſt noch jetzt iſt ſie, als wäre ſie dem Auge der Hausbewohner wie vormals ſichtbar, mit Schnitzwerk verziert. Sie trägt z. B. in einem Strohhauſe des Frickthaler Dorfes Zeiningen die Jahreszahl 1580. Das Alemanniſche Geſetz knüpft die Erbfähigkeit des Neugebornen an die Bedingung, daß er die Augen geöffnet, den Firſtbalken des Hauſes erblickt und die vier Wände beſchrieen habe: wen daz kint geporen wirt und den firstbôm gesehen mag, ſagt die Dorfoffnung von Zürcher-Dürnten. Schauberg, Beitr. 3, 196. Daſſelbe wird in der Bilderhandſchrift des Schwabenſpiegels damit ausgedrückt, daß in der Höhe der vier Hauswinkel vier lauſchende Ohren angeſetzt ſind.

Schräg vom Firſtbaum laufen über beide Dachſeiten die Rafen hinab, die Dachbalken, auf welche die Latten genagelt werden mit dem Rechen, Leiſt und der Vogeldiele, wo man die Hausſchwalben brüten läßt. Auf dieſe vorſpringende Sparrenreihe der Rafen wird in ſpäterer Zeit die Heiligung des innern Hausraumes übertragen; ſie hat den freien Raum rings ums Haus, ſoweit ſie ihn überdeckt, mit geſetzlicher Vollmacht zu ſchirmen und beſtimmt Hausrecht und Hausgrenze rechtskräftig. Unter ihr werden giltige Zeugſchaften abgelegt. Ueber Teſtaments- und Vermächtniß-Errichtungen beſtimmt das Amtsrecht der Aargauiſchen Freienämter, aufgeſetzt i. J. 1595 durch den Landvogt Kaspar Kündig von Luzern, folgendes:

Ob eine Perſon krank oder ſo vnvermögenlich wër vnd an die Grichtzſtatt nit gan möcht, berüeft ein Vnderuogt ein Gricht vß ſinem huß, vnd wenn ſie für die Tachtröff on ſtecken, füeren vnd heben gat, daſelbſt abgehörter maaßen ihr Gmächt vnd letſten Willen eröffnet vnd beſtättigen laßt, darnach on

ſtecken, füeren vnd heben wiederumb inhin gat, ſols guet kraft vnd macht haben. —

So lange das Haus noch als gefreiter Ort galt, war jedes Vergehen, das ſich ein Fremder unter dem rußigen Rafen erlaubte, mit doppelter Buße belegt, von fünf bis zu zwölf Pfund Pfenninge.

Dieſe in faſt allen ſchweizerdeutſchen Rechtsquellen vorkommende Satzung (vgl. Segeſſer, Lucerner Rechtsgeſch. 2, 677, über das Herrſchaftsrecht von Tagmarſellen, und Bluntſchli, Zürich. Rechtsgeſch., über die Offnung von Wipkingen 1, 241) lehrt, daß der Hausfrieden auf dem bewohnten Hauſe ruht und dieſes unter der von Rauch und Ruß geſchwärzten Dachſparre gedacht iſt. Die Offnung von Wettenſchwil v. J. 1468 büßt den Frevler mit jedem einzelnen der Rafen, den er unter fremdem Dache weiter überſchreitet, je um dreimal neun Schilling. Grimm, Weisthümer 1, 39. „Welcher den Andern us ſinem ruwſigen rawfen freffentlich fordert und ladt, ſoll für jeden rawfen (um den er vorwärts ſchreitet) buß zahlen fünf Pfundt.“ Dorfrecht von Vilmergen v. J. 1606, Abſchrift durch Schulmeiſter Beyli von Vilmergen, 1859. Das außerordentlich hohe Alter dieſer Beſtimmung ergiebt ſich aus ihrem Vorkommen in der Lex Burgundionum XXVII, 1, wo es heißt, wer in frevleriſcher Abſicht den Hauszaun durchbricht, wird nach der Zahl der von ihm durchbrochenen Pfähle beſtraft. Ja ſelbſt in den angelſächſ. Geſetzen von Wales (Ancient laws and institutes of Wales, Ausgabe von 1841. 1, 577) wird daſſelbe frevelnde Ueberſchreiten der „rafter“ dem Könige mit 20 Pence gebüßt.

Noch ſtarren unter der Dachtraufe die verſchiedenen Scheuchbilder, die den heimlich oder nächtlich anſchleichenden Feind zauberiſch zurück zu ſchrecken haben: Im Dorfe Leuk (Oberwallis) ſind's ausgeſtopfte Wölfe, denen das Stroh aus dem Rachen hängt; im Bernerdorfe Gerlafingen Hechtsköpfe mit weit aufgeſperrtem Rachen; (vgl. Aargau. Sag. 1, pag. 11 und no. 164). Davon trägt ſeinen Namen das bair. Kloſter Thierhaupten am

Lech, seit 955 erbaut; und seit 1428 das baier. bei Riedenburg liegende Augustinerkloster Schamhaupt, ein Name, der ein verlarvtes oder Schemenhaupt bedeutet. Statt ihrer nagelt man jetzt Weihe, Eulen und Fledermäuse mit ausgebreiteten Schwingen an's Scheunenthor und glaubt, Viehseuchen und Blitzschlag damit abzuwehren. Die Dachtraufe kann von verfolgenden Irrlichtern, bösen Geistern nicht überschritten werden, sie bricht den Zauber; so erzählen die Aargau. Sagen 2, pag. 151, und die Naturmythen, pag. 155. Der sein Schicksal Erforschende gräbt in der Charfreitags Mitternacht hier den Boden auf; findet er Kohlen, so glaubt er ein Jahr lang seines Glückes sicher zu sein. Auch der Schiffer in seinem Fahrzeug bedarf desselben sichernden Rechtes; daher genießt im Hofrechte von Schwyzerisch Wangen (Kothing, Schwyzer Rechtsquellen 365) das Schiff des obrigkeitlichen Fehren, sei dasselbe ein Weidling, Nauen oder ein Tannen, jenes gleichen Hausrechtes: „Wer och, daz ieman den andern dem feren in sinen schiffen beschalcheti, der sols dem feren büoßen als vnder sinem ruoßigen rafen."

Das über Stall und Futtertenne weit vorspringende Hausdach gewährt einen Vorraum im Freien, der im allgemeinen der Aeren (area Vorplatz), und wenn er obenher eingebrettert ist, die Vorbühne heißt. Man übermalt diese mit Blumenarabesken und geometrischen Kreisen, nagelt kleine Gesimsbrettchen und alte Filzhüte dran, damit hier jene Vögel bauen können, die das Haus gegen den Blitzschlag und das Stallvieh gegen Beherung schützen, Schwalbe, Goldzeisig (Gelemätzli) und Rothbrüstchen (Gademrötheli). Am Tennenthor ist in der Schwebe ein winddürrer Tannenzweig angenagelt, der sogenannte Wettermann, und dient als Barometer, je nachdem er in trockner oder feuchter Luft sich hebt oder neigt. Wer eine neue Tenne machen lassen, oder die alte neu umhacken und in kürzester Zeit wieder trocken gelegt haben will, der muß bei der Dorfjugend gut angeschrieben stehen, alsdann erfüllt sich sein Wunsch kostenlos und aufs rascheste. Er nimmt zwei Spannstricke oder Pflugzäume, bindet sie zu beiden Seiten der Reiti oder Oberbiele an, legt in die Mitte des Strickes ein Sitzbrett und läßt

auskünden, daß bei ihm eine neue Schaukel errichtet sei. Nun erscheint ein paar Wochen lang hier Alt und Jung: an Sonntagen Jungfrauen und Frauen, der Bursche und sein Schatz, an Werktagen sämmtliche Kinder, sobald die Schulstunde vorbei ist. Das Mädchen reitet auf dem Brettchen, ihr Knabe steht hinten mit drauf, stemmt beide Füße zum Stoße an und setzt so die Schaukel in Bewegung. Hierauf beginnt erst das eigentliche Wettschaukeln, das nach einem sonderbaren Ziele geht. Ueber den Köpfen des schaukelnden Paares liegen droben die unbefestigten Trämen der Oberte (Obertenne), aber jetzt unbeladen, ohne Garben und Heu. An diese beweglichen Trämel hängt man alle Rollen des Schlittengeschelles, alle entbehrlichen Glocken der Kühe und Geißen, daß die einzelne Latte droben bei jeder Berührung erklingt, so oft es dem Knaben gelingt, sein Mädchen bis in diese Höhe emporzuschwingen, oder ebenso dem Mädchen, schwindellos und rechtzeitig einen dieser losliegenden Prügel im Schwunge mit herab zu stoßen. Der gewinnt, wer den Andern höher schwingt und im Schwung noch mehr Latten mit herunter nehmen kann. So wird dem Bauern der frische Lehmboden der Tenne durch die unermüdlichen Füßchen der Dorfjugend in kurzer Zeit glatt getreten und trocken gelegt.

Am Tenn- und Scheunenthor wird man vielfach und künstlich verschlungene symmetrische Figuren eingeritzt oder angeröthelt finden, deren Zweck dem vorübergehenden Fremden nicht einleuchten wird. Um eine festgesetzte Zahl von Punkten ist ein Maschengewebe gezeichnet, das jeden einzelnen Punkt besonders einschließt und in seinen eigenen Anfang zurückläuft, so daß ein Zweifel obschwebt, wo dieses Geschlinge begonnen oder wo geendigt worden ist. Dieses Maschengewebe heißt Zwifelstrick. So nennt auch das Volk in Schwaben die drei in einander geschlungenen Steinwulsten von bretzelartiger Form an dem Thurm der Johanniskirche zu Gmünd den Zweifelsstrick (Schönhuth, die Burgen Würtembergs 1, 159). In der Schweiz ist die Zwyfle der Name des Krampfes und der Kolik (Stalder 2, 486). Der Tiroler nennt die Erbbücher, die ihm magisch wir-

kende Mittel angeben, Zweifelbücher. Ihr Name drückt ihm den Gegenſatz aus, in welchem aller Zauber ſteht gegen die von Gott gebotene naturgemäße Ordnung der Dinge. Alſo dient der Zweifelſtrick gegen böſen Schaden, er hält Hexen, Geiſter und Krankheiten ab. Es leuchtet ein, wie in Namen und Geſtalt dieſer Figuren ein wirklicher Strick vorausgeſetzt iſt, mit welchem der zu Bannende wirklich verſtrickt und gebunden wird; und ſo redet denn auch die übliche Bannformel direkt vom magiſchen Binden des flüchtigen Diebes, oder die Volksmedicin vom freien Verband, inſofern nicht bloß die Wunde, ſondern beſonders das Werkzeug, womit ſie geſchlagen worden iſt, ſogleich nach dem Schaden ſymboliſch verbunden werden muß. Seifart, Hildesheim. Sag. 2, pag. 174. Die Idiſi im Merſeburger Zauberſpruche ſcheinen gleichfalls nicht anders zu verfahren. Dieſe weiſen Weiber von göttlicher Begabung erledigen einen ihrer Krieger aus Feindesfeſſeln dadurch, daß ſie aus Weidenruthen einen magiſchen Haft knüpfen und unter Zauberſprüchen alsbald wieder entknüpfen. Alle Beſchwörung läuft mithin auf ein gleichzeitig vorgenommenes Binden und Löſen hinaus.

Folgerichtig muß unter dem geſetzlichen Schutze, den die Dachtraufe gewährt, auch die mitbeſchirmte Haus- und Stallſchwelle mit eingeſchloſſen ſein. Alles Ungerade, das dem Bewohner oder ſeinem Stallthiere zuſtoßen könnte, wendet man dadurch ab, daß man durch einen Wunderdoktor oder Kapuziner ein Loch in die Schwelle bohren, Geweihtes hineinſtecken und es in den heiligen drei Namen verzapfen läßt. Es genügt aber auch das bloße Zeichen des Pentagramms, Alpkreuz genannt, oder ein in Kreuzform gelegter Strohhalm. Weil der Dieb ſein geſtohlenes Gut unter die Schwelle vergräbt, ſicher überzeugt, daß man dieſe nicht aufbrechen dürfe, ſo entſteht der Glaube, unter den Schwellen ruhen Schätze, die von Geiſtern gehütet werden. Ein ſolches Hiſtörchen ſtatt vieler möge hier den Abſchnitt ſchließen. Der alte Bauer Iſak im Mühlethal bei Zofingen anſäßig, den man traulich Herdöpfeliſack (= Iſak) nannte, ſah einſt am Antritt der Hausthüre einen Unbekannten

ſtehen und fuhr den vermeintlichen Strolch hart an: Was witte? Gang furt i's Tüfels Namme! Der Angefluchte verſchwand, kam aber wiederholt und ſprach das drittemal: Ich bitte, jag mich nicht fort, ſondern ſag mir die drei Höchſten Namen, dann bin ich erlöſt und du kannſt unter deiner Schwelle Geld finden. Iſak that ſo, der Mann verſchwand unter großem Sauſen, das Geld fand ſich vor.

---

6. Küche, Keller und Wohnſtube.

Küche und Keller ſind ſprachlich ein unzertrennliches Paar, wie in der Ehe Mann und Weib, Sohn und Tochter. Hänschen im Keller iſt der noch ungeborne Sohn, Gretel in der Küche die noch ungeborne Tochter. Die Theile des Hauſes erſcheinen wie Gliedmaße des menſchlichen Leibes, oder wie Glieder der Familie. Der Keller des Bauernhauſes iſt nicht gewölbt, ſondern niedrig, in die Erde gegraben und hat einen lehmgeſtampften Wickelboden. Die Fallthüre, die vom Hausgang in ihn führt, heißt Kellerſchlag. Sein alter Name iſt tunc, d. h. unterirdiſcher Webkeller. Als ſolchen, der bei den Germanen und zur Winterwohnung gebraucht wurde, erwähnt ihn ſchon Plinius. Allenthalben hat man die Ueberreſte alter trichterförmiger Gruben entdeckt und unterſucht, die man mit Grund für die Keller des urſprünglichen Rundhauſes hält. Um ihren Innenrand läuft ein Abſatz, auf welchem der Bretterboden des Unterbaues aufſaß; die Wände ſind feſt, wie geſchlagener Thon, der Grund ſtets trocken, in der Tiefe finden ſich die Gegenſtände des höheren Alterthums: Urnenſcherben, Kohlen, Knochen, Auſterſchalen. Sie kommen gewöhnlich paarweiſe, zuweilen aber in Gruppen bis auf einige Hundert vor, ſo daß ſie an das Einzelhaus in der Einöde und an ganze Dorfgaſſen erinnern. In Graubünden hat ſie H. Schreiber (Taſchenb. v. J. 1844) zuweilen von 116 Schritt Umfang und von 40 Fuß Tiefe bemerkt; auf dem Elm im Braunſchweigiſchen zeigen ſie gegen

300 Fuß Umfang. Sie ſind in Frankreich allgemein unter dem Namen der Mardellen bekannt, in England ſind ſie nicht minder zahlreich und heißen Pennpits, Pitsteads. Bei den Syrjänen heißt Grube und Haus gort (Kruſe, Eſthniſche Urgeſch. 1846, 108), alſo ebenſo wie indogermaniſch gart Wagen und Haus iſt. W. Wackernagel (Haupt, Ztſchr. 7, 128) ſieht daher in ihnen jenen von Plinius HN. 19, 1 erwähnten unterirdiſchen Arbeitsraum des germaniſchen Wohnhauſes, der in ſeinem Unterraum als Korngrube, im Oberraum als Webkeller diente und ſein Licht durch Kellerlöcher empfieng, die man zur Abwehr der Winterkälte mit Dünger eindeckte. Daher hieß im ehemaligen Augsburg der Webkeller die Tunke mit den Weberdunkfenſtern, wie noch das Inſekt Kellereſel auch Dunkeſel heißt. Birlinger, Schwäb. Wörtb. 127. Schmeller Wörtb. 1, 385. So geringfügig dieſe bloße Erdhöhle iſt, ſo hat ſie doch ihren eignen Ortsgeiſt, die Kellerkröte und die Hausſchlange. Die Kellerkröte, ſonſt vorzugsweiſe Muhme genannt, heißt hier zu Lande der Nahrungshund. Man füttert ſie mit dem täglichen Abraum der Melkkübel, darüber bekommt ſie den Umfang einer Süßwaſſerſchildkröte oder, wie der übertreibende Aberglaube behauptet, eines Kartoffelkorbes. Der Hausſchlangen ſind immer je zwei, ein Männchen und Weibchen. Die eine kommt nicht eher zum Vorſchein, als bis die Hausmutter ſterben ſoll; die andre zeigt ſich erſt beim Tode des Hausherrn, alsdann erleidet ſie gleichfalls den Tod. Das Wohnhaus aber bleibt dann gleichwohl nicht ohne ſeine Kellerſchlange, vorausgeſetzt, daß die Eheleute einen Erben hinterlaſſen haben. Zu dieſem Kinde legt ſich das neue Schlänglein gern in die Wiege, kommt herbei, wenn man jenes ſtillt, lebt mit ihm und behütets im Eſſen, Trinken und Spielen; ſie iſt ſein Gefolgsgeiſt, des Kindes Fylgja. Tödtet ein mit der Sache Unvertrauter das Thier, ſo magert das Kind ab und ſtirbt. Auch im Kuhſtall erſcheint ſie gerne; wer ſie da vertreibt, erſchlägt ſeine eigene Kuh. Hierüber ſind die Erzählungen in den Naturmythen v. S. 193 an weiter zu vergleichen, da ich mich nicht ſelbſt abſchreiben mag. Im Dorfe Döttingen an der Aare erſchien die

Schlange jedesmal, wenn die Mutter dem Kinde Milch gab. Das Kind wuchs zum Mann heran; als Greis erzählte er einmal den Enkeln sein früheres Zusammenleben mit der seitdem verschwundenen Hausschlange; da plötzlich zeigte sich das Thier wieder, und er verschied. Das Sennenkind auf der Scheideck schlägt die Schlange, die mit ihm aus der gleichen Schüssel Milchsuppe ißt, mit dem Löffel auf den Kopf: La g'seh, frissist öch Brot, wenn du Mammi suifist? So ist für die Vorstellung des Dorfkindes selbst der finstre Hauskeller nicht ohne allgegenwärtige Geister. Das Stadtkind dagegen erwiderte auf die bekannte Katechismusfrage, ob der allgegenwärtige Gott auch im Kartoffelkeller sei: O nein, da hätten ihn unsre Kellerratten schon längst gefressen! Bündiger läßt sich der Unterschied zwischen Stadt und Land kaum ausdrücken.

Weitaus mehr ist von der Küche zu sagen, denn ihr Mittelpunkt ist der bei allen Völkern geheiligte Herd, der Mittelpunkt des Hauses. Die Küche ist das vorderste, ursprünglich auch das einzige Wohngemach des Hauses. Direct durch die Hausthüre und über eine auffallend hohe Holzschwelle, Selle genannt, betritt man ihren uneben gestampften Lehmboden. Diese Selle ist eins mit dem Grundbalken des Hauses, ihre Höhe dient dazu, die Feuchtigkeit des Bodens und der Dachtraufe abzuhalten. Mag die Küche noch so geräumig sein, sie ist doch finster, oft noch fensterlos, nur erhellt durch das stets fortglimmende Herdfeuer, oder durch das Licht eines in der Wand steckenden Kienspanes, Spältling genannt. Da die Einrichtung des Hauses oft mehrere Menschenalter unverändert bleibt, so ist der Hausrath hier bald überzählt. Tisch und Bank mit dem Wasserzüber, ein paar hölzerne Gonen und ein Messingschöpflöffel an der Kellenhenki; das Küchengänterli, ein thürenloses Wandschränkchen mit den täglich zweimal gebrauchten Milchbecken; ein Stück Drahtpanzer, Harnischplatz genannt, womit man Pfannen und Kessel fegt; Küchleinspitz und Küchleintrichter, die beiden Hauptwerkzeuge bei jedem Familienfeste, um Küchleinteig ins Schmalz zu gießen und gebacken heraus zu spießen — das ist so ziemlich Alles, was sich hier vorfindet.

Ueber der großen Steinplatte des Herdes hängt der Eisenkessel, entweder an der Kette des Kesselhakens (Häle), oder am Arme eines noch ursprünglicheren Drehbalkens. Fehlt der alterthümliche Kessel, so hat der Herd zwei Kochlöcher für die beiden Pfannen; diese hängen sonst mit ihrem Stiel über dem Herde in den Falzen des Innenrandes der Hurde oder des Rauchmantels, der die Stelle des Schlotes vertritt. Unabgeleitet und alle Wände schwärzend steigt der Rauch in dieses mit Lehm gefütterte und in Eisenhaken hängende Ruthengeflechte empor, dörrt hier die etlichen Speckseiten und qualmt aus diesem Sammler hinweg zur offen stehenden Küchenthüre hinaus, oder durch frei gelassene Rauchlöcher ins Strohdach hinauf. Nebenan liegen irgendwo die Osterscheiter, die den noch ungebrauchten Blitzableiter zu ersetzen haben. Den Blitzableiter, urtheilt der Bauer, haben die gottesläugnerischen Franzosen erfunden, um damit unserm Herrgott die Augen auszustechen. Wenn alljährlich der katholische Priester am Charsamstag das hl. Feuer frisch am Kirchhofe entzündet, spannt sich der Knabe an ein Scheitchen Buchenholz, schleppt es zum Osterfeuer, läßt es drinnen ankohlen und bringt es am Stricke wieder heimgezogen. Bei drohenden Gewittern wird dann dies Scheit an das Herdfeuer gelegt, nicht in dasselbe. Aber ehe das neue Scheitchen ins Haus kommt, muß vorher am Charfreitage alljährlich die Rußküche frisch ausgeweißt werden, ein Geschäft, das einzig und allein der Bauernfrau zugehört. In manchen Häusern, namentlich in solchen Höfen und Mühlen, die ein Lehen sind, darf die Küche auch jetzt noch nicht verlegt werden, mag ihre Lage für die jetzige Hauswirthschaft auch noch so unbequem sein; auch der Herd soll nicht versetzt werden, denn oft steht er gerade auf der Grenze und ist die Marke selbst. Man hat geschichtliche Fälle hiefür.

Als 1516 das Wirthshaus zum Löwen in Schwyz verkauft und darauf die Küche darin versetzt wird, verfügt deshalb das Landbuch von Schwyz: das man die kuchy wider setzen söll vff die mitty jn das huß, da sy vorhin ouch gestanden." Ko-

thing, Landbuch, pag. 247. Schloß Keffikon, eine Stunde von Frauenfeld in der Pfarre Gachnang, lag auf der Marke der hier zuſammenſtoßenden Grafſchaften Thurgau und Kyburg, und zwar ſo, daß der beide Gebiete ſcheidende Markſtein gerade in der Schloßküche geſetzt iſt. Fäſi, Helvet. Erdbeſchreib. 3, 246.

Betreten wir jetzt die Stube.

Der Stubenofen nimmt gewöhnlich den fünften Theil des Wohnzimmers und ohnedies den vierten ein, wenn man die drei Bänke mitrechnet, die ihn umgeben. Das Volksräthſel nennt ihn den Großhans in der Stube, den Hitzkäfer, den Wohlleber und Wohlwäber, von wabern, ausdünſten. Er iſt aus grünen Kacheln gebaut, mit weißen Ecken und Rändern; auf älteren Ofenplatten und Kacheln findet man Heiligenbilder gemodelt, Sinnſprüche eingebrannt; ſo z. B. an einem Ofen in Frick:

Der heilige Vater in Rom thut klagen,
Das Volk gehorche nicht mehr in dieſen Tagen;
Gott woll' ihm geben ein ſeliges End.
Im Jahre achtzehnhundert und zehnd.

Das Dörren im Herbst,
das Tröcknen im Winter,
das Backen im Ustig
dunkt d' Hûsfrauen lustig.

En guete Ofen ist en Capital im Hûs,
doch mit me schlechte kome Ma und Frau nit ûs.
1754.

Fernere Reime ſolcher Art ſtehen geſammelt im Aargauiſchen hiſtor. Taſchenbuch 1, 114. — Der daran gebaute Kunſtofen, ein Produkt neuzeitlicher Holznoth, hat bei Abendfröſten und Regenwetter die Stube zu wärmen und die Nothwäſche zu trocknen. Er beſteht aus zwei langen hohlen Werkſtücken, die in Form zweier Treppenſtufen hinter einander liegend, zur Seite

des Stubenofens hingebaut ſind. In ihre Doppelhöhlung hinein zieht vom Küchenherde die Hitze des Kochfeuers, da Herd und Ofen ſtets beiſammen liegen und nur durch eine dünne, nachträglich aufgeführte Zwiſchenwand von einander geſchieden ſind. Auch dieſe Zwiſchenwand iſt meiſt aus Hohlkacheln gebaut, ſteht mit den Feuergängen des Kunſtofens in Verbindung und iſt alſo in ihrer ganzen Länge eine heizbare Stubenwand. Auf den zwei Steinſtufen der Ofenkunſt erſteigt man den Stubenofen, um auf deſſen oberſter Plattform der Länge nach hingeſtreckt auszuruhen. Von hier bis zur Diele reicht ein kurzes Geſtänge mit beweglichen Vorhänglein; bald trocknet man daran die durchnäßten Kleider, bald ſchläft man hinter dieſen heimlichen Gardinen; daher des Ofens Lob im Volksräthſel:

Außen grün und innen ſchwarz;
Sommers kühl und Winters warm.

Unmittelbar darüber in der Diele liegt die Fallthüre, durch die man in die Kammer und in die Oſerkammer ſteigt; in der einen übernachten die größeren Knaben, in der andern, wohlverſchloſſen vor den Jungen, ſteht der Schnitztrog mit dem Dürrobſt. Das Wort Ofen iſt die älteſte germaniſche Benennung für den Herd ſelbſt. Gothiſch auhns, althochd. ovan iſt hervor gegangen aus der älteren Form uknas und entſpricht dem vediſchen áçan ſteinern, acmanta Steinherd. Kuhn, Zeitſchr. f. Sprachforſch. 5, 135. Galt im Alterthum der Herd zugleich als Altar, ſo ſtand damit auch die Küche im Rang des Tempels, die Hausfrau in dem der opfernden Prieſterin. So ſtanden einſt die Bildniſſe der Hausgötter wirklich auf dem Herde, wie jetzt das Feuerzeug in Form von Schnitzfigürchen und Hampelmännchen auf dem Geſimſe unſrer Kamine; ſo wurden hier nachweisbar einſt den höheren Elementargottheiten, dem Donar und ſeiner Gemahlin Sif, Speiſeopfer dargebracht, wie jetzt noch hie und da das Landvolk in Tirol und in der Oberpfalz die Elemente füttert, oder im Hennebergiſchen den Feuergott Lichterlû und Lûnerlû beruft. Frommann, Mundarten 3, 401. Am Chriſtabend füttert die Bevölkerung um

Salzburg die vier Elemente und wirft dabei Speiſe auch ins Feuer. Dieſes hat ſein Futter am längſten bekommen, ſo daß noch ſeit Menſchengedenken die Weiber am heil. Abend beim Kochen des Nachteſſens einen Kochlöffel voll ins Herdfeuer geſchüttet haben. Zingerle, Ztſchr. f. Myth. 3, 335. Beim Ofen zu loßen und das Schickſal zu erfragen, iſt bekanntlich noch ein Brauch heiratsluſtiger Dienſtmägde am Andreastage, vor ihm zu knieen, ihn anzubeten, ihn um einen Ehemann zu bitten, iſt eine Strafaufgabe in Geſellſchaftsſpielen. Aber was jetzt zum Spielſcherz oder perſönlichen Aberglauben dient, beſtand bei unſern Ahnen mit religiöſem Ernſte, und wie lange und ernſt haben die Concilienbeſchlüſſe ſeit Bonifacius bis auf den Hexenhammer dagegen zu eifern gehabt! Unglückliche und Verfolgte wenden ſich zum Ofen, klagen ihm ihr Leid, enthüllen ihm das Geheimniß, das ſie vor der Welt nicht ſagen dürfen. Die ganze Geſchichte der Züricher-, der Luzerner- und der Sanenländiſchen Mordnächte ſtützt ſich auf dieſen Cultus. Unſelige Geiſter und Verwünſchte verlangen hinter den Ofen ihrer Wohnung zurückgetragen zu werden. Auf dem Herde darf weder ein Thier mißhandelt, noch getödtet werden. Die reinigende Kraft des Feuerelementes mußte der Vorzeit eben ſo heilig ſein, wie unſer Herz noch immer glüht, unſre Vaterlandsliebe flammt, unſere Rache auflodert. „Das Feuer erſt ſchafft das Heim, es iſt deſſen Gottheit, das Symbol der Liebe;“ ſo ſagt der Afrikareiſende Werner Munzinger, nachdem er von den Nachtfeuern der Neger, an Erfahrung und an Heimatsliebe bereichert, zu uns zurück gekehrt iſt. Das Feuer hat heilende und entſühnende Kraft. Der Lehrſatz, was das Eiſen nicht heilt, heilt das Feuer, war unſern Ahnen lange vor Hippokrates begreiflich, denn ihnen war der Gott der Herdflamme zugleich der Gott der Geburtshilfe und der Heilkunſt. Die Göttin, welche erfunden hatte, das Getraide durch Röſten eßbar zu machen und zu Brod auszubacken, war zugleich unſre Mütter- und Kindheitsgöttin, ihr war der Menſchenleib als die Geburtsſtätte überwieſen. Plinius erzählt in ſeiner Naturgeſchichte 36, 70 von

Okrisia, der Königin Tanaquil Sklavin, die in der Asche des Ofens sitzend, schwanger geworden; so wurde Servius Tullius geboren, der Nachfolger im Reiche. Wen gemahnt dies nicht an unsern Märchennamen Aschenbrödel? Der Ofen steht nur noch auf drei Beinen, der Ofen knackt, er will einfallen, bezeichnet uns die nahe Niederkunft der Hausfrau; drei Kinder aus Einem Ofen heißen sprichwörtlich die Kinder Einer Mutter. Ofengucks heißt sowohl das Letztgeborne als auch jenes große Milchbrod, das bei der Backete zu Weihnachten zuvorderst in den Ofen gesetzt wird, „so daß es da beinahe noch zum Ofenloch heraus guckt.“ Ein kleines Kind schwingt man auf dem Arme spielend gegen den Ofen, als wollte man Brod einschießen, und spricht: Schieb's in den Ofen, daß es gar wird! Unausgebacken sein oder ein Backfischchen sein, gilt von einem körperlichen Zärtling und von einem unreifen Mädchen. Ueber eine zu ungleiche Heirat und eine zu feine Bauernfrau sagt das Wendische Volkslied, bei Haupt-Schmaler 2, 123:

Solch ein neuer Ofen,
solch ein altes (vornehmes) Haus,
solch ein schönes Mädchen
backt das Brod nicht aus.

Beginnen wir jetzt die weitere Umschau in der Stube. Unter dem Stubenofen im Gitterverschlage hält die Frau sich Turteltauben, die ihr die Gliedersucht und den Karbunkel aus den Beinen vertreiben. Am äußern Pfosten der Ofenbank hängt an einem Kettchen der Schuhlöffel aus Buchsholz, unter der Bank steht der Stiefelhund. Hinten in der Ofenwand liegt in einem halbmondförmigen Loch Zunderbüchse und Feuerstahl; die neumodischen Zündhölzchen stehen in dem übeln Rufe der Brandstifterei. Hier herum hat auch das Essigfäßchen seinen bleibenden Standort, den es nur einmal im Jahre verläßt, am Charfreitag. Da bringt z. B. der Bewohner der oberen Freienämter zu ganzen Dorfschaften die Essigmutter an das Bünzflüßchen getragen, wäscht sie da, legt sie zum Abtrocknen unter ei-

nen Baum und ſo gereinigt thut man ſie daheim wieder auf ein Jahr ins Fäßchen. Ringsum an den Wänden laufen Holzbänke, oder vielmehr Truhen, deren bewegliches Sitzbrett herzförmig geſchnittene Luftlöcher hat. An Spinnabenden hat man hier hinein ehemals den Kunkelſtock geſteckt, bevor das Spinnrad erfunden war; und der Bauer im Jura behauptet, für die kleinen Erdmännchen ſeien dieſe Löchlein gemacht worden, ſo lange ſie vormals noch fleißig zur Rockenſtube zu kommen pflegten. Auf dieſen Bänken nimmt an manchem Abend die ganze Nachbarſchaft Platz. Da ſchnarcht bereits der arbeitsmüde Bube, aber die Schweſter weckt ihn, indem ſie ihm eines mit der Mehlbürſte aufmißt: „Gang i's Bett, bruch'ſch hinnächt keine Räbe (Rüben) meh z'choche, mer hei morn Schnitz.“ Im Winkel zwiſchen den beiden Eckfenſtern ſteht der Eßtiſch. Er iſt rund, aus Eichenholz, ein Schieferſtein iſt ins Tiſchplatt eingelaſſen, auf dem man die Hausrechnung abmacht. Die weit geſpreitzten Beine hält eine künſtlich gedrehte Schräge vereinigt, als Fußbank für die Eſſenden. Die Tiſchlade kann von beiden Seiten heraus gezogen werden. Nur Gabeln und Meſſer liegen darin, nebſt dem Laib Brod, der indeß nie anders als ſchon angeſchnitten hinein kommen darf; ein unangeſchnittener Laib deutet auf Geiz und nimmt den Segen aus dem Brode. Wer über Land muß, ſchneidet ſich ſein Stückchen Brod ab und nimmts in der Taſche mit, dies ſchützt vor Bezauberung und vor Heimweh. Zuweilen ſieht man in der Mitte des Tiſches noch das Eßmutteli oder Erdäpfelloch; in dieſe Grube werden die Kartoffel aus dem Hafen heraus angerichtet und zugleich die Knochen und Schalen überm Eſſen geworfen. Unmittelbar dahinter iſt an der Wand die Löffelrahme angenagelt; ein Jeder zieht aus ihr ſeinen vorbeſtimmten runden Blechlöffel heraus, den Schöpfer, um ihn nach der Mahlzeit, ſauber abgeleckt, wieder an den Platz zu ſtecken. Das niedrige Wandtiſchchen nebenan in der Ecke iſt der Katzentiſch für die ungeberdigen kleinen Kinder; die Stühlchen ohne Lehne ringsum ſind der Schuhmacherlifitz, das Hockerli, das Blütſchi (ein bloßes ſchemelartiges Blöckchen)

und die Sidele. In der Ecke hängt beim Katholiken ein geſchnitztes Krucifix, mit dem Fuße auf einen Hufnagel geſtellt; dahinter ſtecken die drei oder fünf Glücksähren vom letztjährigen Kornſchnitt, drunter an ſeinem beſonderen Henkel der Kalender (die Praktik) und das Paternoſter. Beim Reformirten aber nimmt der Wandſpiegel dieſe Ecke ein. Allein Niemand ſonſt ſchaut in ihn hinein, als die Zimmerfliegen, und er iſt von den ſchwarzen Punkten, die ſie darauf zurückgelaſſen, eigentlich blind gemacht. Hinter dem Spiegel ſteckt das Kinderſchreckmittel, die Birkenruthe; ſie wird alle Oſtern feierlich verbrannt und durch eine grüne erſetzt. Wandbilder, Tafeln, giebt es beim Reformirten keine, wohl aber hinter Glas und Rahmen allerlei Confirmationsſcheine und kalligraphiſch ausgekünſtelte Grabreime mit weißen Blumen umkränzt, ein Angedenken an früh verſtorbene Kinder. Die große hölzerne Schwarzwälderuhr heißt das Zitli, und das Zithüsli iſt ihr Holzkaſten, in dem der Zitplemper (Perpendikel) läuft und die Gewichtſteine hängen; in dieſem Rohre könnten manchmal zwei geduldige Menſchen Platz finden. Die zwei Flügelthüren des Wandſchrankes ſind außen mit rothgrünen Phantaſieblumen bemalt; ihre Innenſeite enthält das mit Kreide geſchriebene Tagebuch des Bauern, nebſt der Wein- und Milchrechnung. Eine niſchenförmige Liegerſtatt in der Ofenwand, ein altherkömmliches Lotter- oder Spannbette, iſt die Gutſche; ihr Prototyp iſt der offne Bettkaſten, dreiſchläfrig und mit Heu angefüllt, wie er unter gleichem Namen noch beim Appenzeller Sennen vorkommt. Das Züricher Rathserkenntniß von 1558 (Bluntſchli, Rechtsgeſch. 1, 434) beſtimmt: Nach des Ehemanns Tod ſoll der Wittwe an Hausrath erblich verbleiben: „ein aufgerüſte Gutſchen, das Bet, darinn ſy beide gelegen, ein Gätzen (Waſſerſchöpflöffel), ein Häll (Keſſel) und etwas Kernen vf der Beillen“ (Weizen auf der Kornſchütte). Der jetzige Bauer nennt ſeine Gutſche moderner das Ruehbettli. In den meiſten Bauernſtuben, auch in ärmlicheren, wird man hinter der Stubenthüre ein in Rollen laufendes Handtuch nicht vermiſſen (Zwäheli, Handlumpen) und unmittelbar nebenan das Handbecken; beides ſtammt aus der Zeit her, da es wegen

des Ermangelns der Gabeln von Island bis in die Schweiz Sitte war, mit den Fingern aus der Schüssel zu essen, und also Handwasser und Trockentuch für den Gast bereit gehalten werden mußte. Als Parzival, die Blume der höviſch gebildeten Ritterſchaft, endlich die Gralsburg und dorten das Ziel ſeines höchſten Wunſches, den heiligen Gral ſelbſt, aufgefunden hat, muß er doch mit allen Gralsrittern die Speiſen aus Einer Schüſſel heraus fingern und hat darauf nur dieſen Vorzug, daß man ihm zum Abtrocknen ein geſticktes ſeidnes Zwähelein darreicht. Der große Dielenbalken, der die Stubendecke trägt, iſt der Unterzug und zwiſchen ihn hinein ſchiebt man die ganze Hausbibliothek. Sie beſteht aus Gebet- und Geſangbüchern, nebſt der großen Erbbibel, auf deren hinterſte Seite der Vater die Conſtellationszeichen einſchreibt, unter denen ſeine Kinder und Stallthiere geboren werden. Die literariſche Quinteſſenz dieſer Sammlung iſt der Kalender; über Kalenderreime hinaus erſtreckt ſich das Reich der Dichtkunſt auf dem Lande ſelten; ſo war es ſchon, da der böotiſche Heſiod ſeine „Tage und Tageswerke" dichtete, da Virgil und Palladius ihren römiſchen Landwirthſchaftskalender verfaßten, und ſo beherſcht noch „der Hundertjährige" mehr als irgend ein anderes wiſſenſchaftliches Produkt den Körper und Geiſt des Bauern. Neben dieſen Scharteken ſtecken beim Katholiken die von dem letzten Palmſonntage her aufbewahrten geweihten Palmſchößlinge. Droht ein Hagelwetter, ſo nimmt man ſie aus ihrem Staube herab, taucht ſie in das am Thürpfoſten hängende Weihbrunnkeſſelchen und ſprengt in den drei höchſten Namen das Waſſer unter die Dachtraufe. Ein gleicher Zweig von Palmkätzchen ſteckt auch im Schlafgemache, gerade ſo wie der Schreiber dieſer Zeilen es einſt in dem Münchener Königsſchloſſe ſah; da hiengen über jedem Bette der Töchter des Königs Max Joſeph I. die geweihten Palmkätzchen an der feinen Tapetenwand. Wetterkräftig iſt auch der Name der heiligen drei Könige, der an dem betreffenden Feſttage jährlich neu und mit drei Kreuzen über der Stubenthüre angekreidet wird. Oder man holt den

gedruckten Wetterſegen zum Ableſen von ſeinem Nagel herunter über der Stübleinthüre. Gegen jegliche Feuersgefahr liegt bereits in den vier Winkeln des Hauſes ein Stücklein Brodes, das am letztverwichenen Agathentag kirchlich eingeſegnet wurde. Auch hat man am letzten Fronleichnamstage Prozeſſionskränze und Altarbäumchen vors Haus geſteckt; das Laub von dieſen liegt gleichfalls noch am Eſtrich, weil es feuerbannend iſt und zugleich die Kornmäuſe abhält. In der Fenſterblendung hängt der Barometer; aber er heißt nach ſeinem Geſellen, dem Wetterhahn, auf gut deutſch der Wettervogel; daher ſtammt der Reim:

Der Winter iſt ein Wettervogel,
Er treibt die Weiber hintern Ofen.

Da das Fenſter kein Kreuzzeichen tragen kann wie die Stubenthüre, ſo iſt es wohlgerathen, nur mit Vorſicht hinaus zu ſchauen. Anſtatt es ganz zu öffnen, ſteckt man lieber den Kopf durchs enge Läufterli, ein Schalter, der ſeitwärts über den einen Fenſterflügel weggeſchoben wird. Auch ſo iſt ſchon manchem Neugierigen der Kopf augenblicklich dermaßen angeſchwollen, daß er ihn nicht mehr hereinbringen konnte. Denn der Teufel lauert vor jedem Fenſter und was da ein und ausgeht, wird ihm unterthan. Darum ſoll man kein Kind zum Fenſter hinausgeben, oder durchs Fenſter auf die Straße hinausheben. Entweder wächſt es nicht mehr oder es wird gar von der Streggelen entführt, welche die Frau des Wilden Jägers Dürſt iſt. Die Fenſterladen ſind fallende Laden, die mittelſt Seilen, welche in die Stube gehen, aufgezogen und durch den Schubfalz herabgelaſſen werden. Sie ſind durchweg bunt bemalt, heraldiſch geflammt und mit dem Heilandsnamen IHS. geſchmückt. Die Kammern haben ſtatt der Glasfenſter nur Holzladen, Beien genannt. Draußen unter dem Vordache, dem Wettermantel, liegt die Bige des kleingeſpaltenen Holzes ebenmäßig bis zum Fenſterrande heran aufgeſchichtet. Die Redensart über ein vollbuſiges Weib, ſie habe Holz vor dem Fenſter, iſt aus dieſer reinlichen Vorſchlichtung entſprungen, welche ih-

rer blanken Fensterreihe gar schmuck zu Gesichte steht. Hier außen pflegt die Katze sich zu sonnen, bis das Kind den Läufter öffnet und seinen Tischkameraden herein läßt.

Die Thüre in die Nebenstube (Rißkammer, Nebetkammer) hat nur eine hölzerne Klinke, Kapuzinerfalle (Riegel) genannt. Hier steht das zweischläfrige Ehebette, an der Diele darüber ist der Betthimmel, „die Himlezi", ein Schild, auf dem der Mond mit den Sternen gemalt ist. Vom Bette aus wird die nebenan stehende Wiege mittelst eines Zugstrickes geschaukelt. Damit das Kind nicht behext oder von jäher Krankheit befallen werde, hängt an der Wiege ein Bündelchen von neunerlei geweihten Kräutern und ein Benediktuspfennig. Die älteren Kinder schlafen im Obergadem, ihre Betten sind noch lange nicht überall mit Federn gefüllt, sondern mit Haberhülsen. An ihrer Thüre vorbei und rings unter dem Hausdach herum zieht sich die Laube, eine offne, zierlich gegitterte Galerie, die sich an der Fronte des Hauses oft zweimal und dreimal bis unter den Dachgiebel hinauf immer kleiner werdend wiederholt. Der Fremde möchte darin eine bloße Spielerei der Holzschnitzer vermuthen, bis er selbst mit angesehen hat, wie man beim täglichen Umschlag der Witterung und den immer drohenden Sommerregen den Hanf und Lein, aber auch das Heu nicht auf der Wiese, sondern unter dem Schirm des Daches auf diesen dreifachen Vorbühnen trocknen muß. Dann plötzlich wird ihm klar, daß hier die Bedeutung der Sache in ihrer Gestalt sichtbar werde und der rechte Zierrath stets der sinnvolle ist, der das Zweckmäßige wohlgefällig macht.

7. Das Stöcklein und der Hausgarten.

Das Stöcklein, auch Speicherlein genannt, ist ein kleines zweistöckiges Blockhäuschen, erbaut aus reihenweise auf einander gelegten Baumstämmen im untern Stockwerke, im obern aus gestrickten Balkenwänden. Stockabûr heißt im Norden das Nebenhaus, aus Balken (stockir) gebaut. Auch statt der Grundmauern hat es Standbalken und kann also auf unterlegten Walzen von der Stelle geschoben und anderwärts postirt werden. Es ist an den vier Ecken so reichlich und ebenmäßig verzapft, daß die Köpfe der Holznägel in einer dichten Reihe dran empor laufen, wie die Blechknöpfe an einer Bauernjacke. Das untere Stockwerk ist gänzlich hohl und dient als Vorrathskammer. Ursprünglich erhob es sich stelzbeinig auf vier mannshohen senkrechten Grundbalken. Jeder trug auf seinem Balkenkopf einen rings überragenden mühlsteinförmigen Stein, den die Feldmäuse nicht überklettern konnten, und über diesem erst baute sich luftig der Speicher auf. Alle ältern Häuser in Oberwallis sind in dieser Art gebaut. Eine von außen empor gehende Holztreppe führt auf die offene Laube, die den Stock ins Gevierte kränzt, und von da ins Innere, das aus zwei niedlichen Stübchen und einer kleinen Küche besteht. Hier wohnt Niemand, wenn keine Großältern vorhanden sind, oder so lange der Vater nicht das Gut an den Sohn abgetreten hat. Alsdann setzt er sich in diesem Pfrundstübli zur Ruhe und beschließt hier mit der Aeltermutter sein Leben; daher wird es bei uns auch Schließ genannt und im Berner Oberlande die Schrießeten. Recht veranschaulichend sagte über diese niedrigen Stüblein mit ihren altersgebeugten Greisen der nun vergessene Joh. Ludwig Ambühl aus dem Toggenburg (Gedichte 1803, Vaterlandslied):

Da hausten sie altväterlich
Im Stübchen eng und klein,
Und duckten unterm Balken sich
Und giengen aus und ein.

Wenn im vorigen Jahrhundert im Bern. Oberlande die Neu-

jahrspredigt zu Ende war, dann begann für den jungen Hochländer in einer eignen Art die Schriesseten. Der Bursche holte sein Mädchen aus der Kirche ins Wirthshaus ab, bewirthete sie hier Tage lang und wenn damit die neue Verbindung glücklich eingeleitet war, so wurde sie bald darauf durch die Trauung besiegelt. Denn Heiraten mußten immer nach der Neujahrspredigt abgeschlossen werden (Storr, Alpenreise v. J. 1781, LI.). Ist solch ein Stöcklein bewohnt, so werden es die buschig breiten Geranienstöcke verkünden, wenn ihre hochrothen Blüthen über das Fensterlein hinabwuchern. Alsdann geht die junge Hoffrau mit einem recht werthen Sonntagsbesuche im Sommer einmal hier herüber zur Großmutter, die den ältesten Honig hat, den besten Kafee kocht, das Schmalz an den Küchlein nicht zu sparen braucht und bei dieser Gelegenheit ihre Schaustücke und alten Angedenken aus dem Glasschrank hervornimmt. Gleich auf der großen Ankenschüssel steht zu lesen:

Das Herz in meinem Leibe
Theil ich mit meinem Weibe.

Unter dem Spiegel liegt ein Christuskindchen aus Wachs bossirt in einem merkwürdigen Drahtkörbchen; oder ein gar nicht mehr käufliches Badenerkistli, eine buntbemalte Holzkiste, wie man solche früher zu Baden den Gästen feil bot. Nach der Hand macht man einen Spaziergang in den Baumgarten, der hinter dem Stöcklein beginnt und einem Wäldchen nicht unähnlich ist. Eitler Versuch, die zahllos wechselnden Namen hier angeben zu wollen, mit denen die Bäuerin ihre Lieblingssorten von Aepfeln, Birnen und Kirschen aller Orten anders benennt! In den Wipfeln und auf besonderen Stangen sind Bretterkästen angebracht mit rundem Schlupfloche, in denen die Staaren sicher brüten können. Ein Lieblingsbaum steht dem Hause zunächst, er trägt Aepfel oder Mostbirnen. Man weiß, welcher Großvater ihn einst pflanzte. Nun dient er als Blitzableiter. Der wäre ein Frevler, der ihn schädigte; man umwickelt ihn mit Strohbändern, wenn der Frost kommt, man schüttelt und weckt ihn unter dem Weihnachtsgeläute, man reibt ihn ab mit jenem Wolllappen, mit dem man die Leiche eines Verwandten

abgetrocknet hat, damit er alljährlich reichlich trägt; man berührt ihn zu keiner der vier Fronfaſten, damit er nicht unfruchtbar wird. Hier hat der Bauer nebſt ſeinem Wohnhauſe den zweiten Aufenthalts- und Schutzort; hier am Stamme ſteht gewöhnlich der Dengelſtock, auf dem er, wie er ſagt, den Sommer und die Heuernte ankündigt. Und ſogar für den Fall, daß ſein Haus einmal abbrennen könnte, gedenkt er dieſes Baumes mit einem Troſtſpruche:

Han ich au kei's Hüsli meh,
So mueß mer dn di's Schutzdach ge.

Aehnliche fromme Rückſichten werden auch den Bienen gewidmet, deren Standhäuschen im Baumgarten iſt, nicht weit entfernt von dem laufenden Brunnen. Wenn einſt der Großvater die Augen ſchließt, dann wird ſein Enkel an den Stand treten, jeden Stock rütteln und ſprechen:

Bienen, unſer Herr iſt todt,
Verlaßt mich nicht in meiner Noth!

Denn den Tod des Hausherrn muß man ſeinen Thieren anmelden; unterläßt man's, ſo ſterben ſie ihm vor Heimweh nach. Wie gut läßt ſich hier der tief ſittliche Grund erkennen, welcher wie ein Schutzgeiſt den alten Aberglauben im Volke fort erhält. Denn wer in ſolchem Augenblicke einer lebenslänglichen Trennung bereits des Verſtorbenen, ſeiner Lieblingsgeſchäfte und Lieblingsgeſchöpfe vergißt, der iſt überhaupt einer dauerhaften Neigung unfähig weder für ſeine Leute, noch für ſeine Hausthiere.

Ein Bauerngärtlein iſt ein Nutzgarten, ein Zwiebel- und Krautland, aus dem man an jedem Sommertage Salat und Kohl zum Zugemüſe bricht oder auch feißten Mangold zur Schweinemaſt. Immer iſt er nur klein; denn der Bauer wird ſich wohl hüten, ſein Land zu Nebenzwecken zu zerſtückeln. Seine Lage gehört auf die Sonnenſeite, wie könnte man ſonſt ſo früh im Jahre ſchon zu den Spinatkuchen und Krautwähen kommen, die man nach altem Brauch auf Oſtern in jeder Haushaltung auf dem Tiſche erwartet. Der Zaun, der den Garten umgiebt, iſt ein Lebhag, oder auch ein Scheitergatter, deſſen Stäbe mit

dem Ziehmeſſer gerade geſchnitzt und durch mehrere ſtarke Hagſcheiben aufrecht gehalten werden. Sie ſind weiß angeſtrichen, die Lattenköpfe grün; das genügt, denn der Zaun iſt nicht etwa der Pracht wegen da, ſondern bloß zur Abwehr der Hühner. Ein ſchmales Thürlein führt in den fußbreiten Weg, der den Garten der Länge durchſchneidet und durch einen zweiten in der Mitte rechtwinklig gekreuzt wird, ſo daß dadurch alles Gartenland in vier Hauptfelder zerfällt, die Schilde genannt. In dem ſchmalen Weglein kann man nicht ſelbander gehen. Aber für Spaziergänger iſt hier überhaupt nichts gemacht, und wer den Ertragswerth des Bodens bis auf die einzelnen Halme berechnet, der wird ihn nicht auf Wege vergeuden. Der Nutzen iſt des Bauers Ziel; nimmer Nutz, nimmer Guts. Jeder Gartenſchild iſt nach den Regeln der Wechſelwirthſchaft mit etwas Anderem beſäet; es giebt alſo einen beſonderen Zwiebelſchild, einen eigenen Krautſchild. Hier iſt die eigentliche Elementarſchule und das Seminarium etablirt für die Runkelrüben und Kabisſetzlinge, die man nachher einmal auf die Univerſität des freien Feldes hinaus verſetzt. In der Mitte der vier Schilde auf dem Kreuzweglein ſteht die Rosmarinſtaude in ihrem eignen mit Buchs eingefaßten Rundell; wie ein Wächter ſteht ſie auf erhöhtem Platze und ſchaut über alle andern Pflanzen hin. Sie iſt das älteſte Familienangedenken unter dieſer jungen Pflanzenwelt, ſie bezeichnet Geburt und Tod. Mit ihren immergrünen Schoßen geſchmückt, trat einſt der Hofbauer ſammt ſeiner Braut zum Traualtare, die Pflanze wird einſt auch ſeinen Söhnen und Töchtern zur gleichen Liebeszier dienen. Am Hochzeitstage theilt nemlich die Gelbe Frau, wie man die Pathin der Braut als deren Brautführerin nennt, jedem Gaſte einen Rosmarinzweig aus; aber der dem jungen Ehepaare gegebene wird nach der Hochzeit ſorgſam in einen Topf und mit dem Frühling ins Gartenland verpflanzt. Dies Symbol ausdauernder Liebe dient auch dem Kinde, mit einem ſolchen Zweiglein geht es zur erſten Communion. Und wieder erinnert dieſelbe Staude an das Lebensende; einſt ſtecken die Nachbarn ein Zweiglein an Rock oder Hut, wenn ſie auf ihren Schultern die Leiche der Bäuerin

zu Grabe tragen. Der ſtarke würzige Geruch, ſagt man, ſtärke das Gedächtniß der Ueberlebenden an ihre Heimgegangenen. Nur etliche wenige Zierpflanzen ſtehen noch mit der Rosmarinſtaude im gleichen Beete beiſammen, jede ebenfalls mit ihrem beſonderen Zwecke. Die maſtigen Wurzeln der Meiſterwurz (astrantia major) dienen gegen rheumatiſche Uebel; man legt ſie auch dem Vieh in die Krippe und trägt ſie mit ſich über Feld, ein Schutzmittel gegen Zauber und fremde Bosheit. Minzenkraut, Pfefferkraut, die kleine Malve (Käspappel), Kamille und Stiefmütterchen (viola tricolor) ergeben jedes ſeinen beſondern Thee. Lavendel und Eibiſch dienen zu mildernden Umſchlägen gegen Wunden und Geſchwulſt. Schon ehedem zu Peſtzeiten hat bald ein Erdmännchen aus dem Jura, bald die Stimme eines Engels oder fremden Vogels dieſen Lavendel den Leuten als Univerſalmittel anempfohlen, beim Sennenvolke iſt er auch jetzt noch unter dem Namen Zipprio hochberühmt. Majoran gehört in das Küchenſchubfach, ein unentbehrliches Würzkraut beim Wurſtmachen. Die Blätter der Salbeiſtaude werden zu jenen Frühlingsküchlein verbacken, welche man Mäuslein nennt; die Sonnenblume („Sonnenwende") liefert gutes Brennöl. Das confeſſionelle Bekenntniß bringt ſeine eigene Blumenliebhaberei mit ſich. Im Garten des Reformirten finden ſich andere, in dem des Katholiken wieder andere Pflanzen bevorzugt. Ueberall und immer ſtehen ſie jedoch nicht einzeln gepflanzt da, ſondern ſtets haufen- und büſchelweiſe auf einem Fleck beiſammen. So will es der Geſchmack des Bauern, auch ſeine Speiſekarte lautet Viel auf einmal. Die Sternen- und Studentenblumen (Narciſſen), die Friſli (Federnelken), die Stierenaugen (zwitterblütige Aſtern), die Tulipanen, die Krautnelken (Goldlack und weiße Levkojen), Himmels- oder Pfingſtroſen mögen allenthalben beliebt ſein; aber ſchon die letztere hat den Prozeſſionsſchmuck herzuleihen zum Pfingſt- und Fronleichnamsfeſte. So wird beim Katholiken in irgend einer Gartenecke auch die Buchsſtaude, die ſog. Ephipalme, beſonders ſtehen. Vorzugsweiſe von ihr pflückt ſich die Knabenſchaft die Palmſträuschen, ſteckt ſie auf hohe Stangen, trägt ſie am Palm-

ſonntage zur Kirche und läßt ſie prieſterlich einſegnen. Alsdann vertheilt der Ortsprieſter ſolche von ihm geweihte Aeſtlein eigens den verſammelten Gemeinderäthen, die ſie feierlich in der Kirche umhertragen und damit Chriſti Einzug in Jeruſalem ſinnbildlich wiederholen. Mit demſelben Zweige wird auch der Sarg umflochten, mit ihm der friſche Grabhügel belegt, aus ihm der Wedel in der Weihwaſſerurne geflochten, der zur ſegnenden Beſprengung des Grabes dient. Man denkt ſich in ſeiner immergrünen Farbe ein Symbol des Sieges, den der Hingeſchiedene über die Leiden dieſer Welt errungen hat.

Ein Küchengärtlein hat für Bäume keinen Platz. Schattenbäume hindern den Pflanzenwuchs und ſind zumal dem Bauern unnütz, der den Tag über weit vom Hauſe weg im Felde draußen ſich müde hantirt. Aber der niedere Hollunder hat ſeine Stelle am Zaun und wird da mit ehrerbietiger Scheu behütet. Aus ſeiner Blüte wird Thee gegen Fieber, aus ſeinen Beeren ein herbes Obſtmus und eine wunderthätige Latwerge gekocht, die tellerförmigen Dolden verbackt man zu betäubend wirkenden Schmalzküchlein. Wegen der ſchwindelerregenden Wirkung von Blatt und Blüte heißt es, wer unter dem Hollerbaum einſchlafe, erwache nicht wieder. Er muß das oberſte Kreuzchen hergeben, das man auf die Stange der Oſterpalmen pflanzt, aus ihm ſchnitzelt man auch das proviſoriſche Grabkreuzlein, das einer Leiche vorausgetragen wird. Obſchon recht eigentlich ein Baum des Schattens und des Todes, nennt man ihn und jenes Grabkreuzchen mit auffallendem Euphemismus Lebelang. Er iſt der beliebteſte Platz im Verſteckſpiele der Kinder, wie der bekannte Spielreim es beſagt:

Sie ſitzen unterm Holderbuſch
Und machen alle Huſch-huſch-huſch!

Aus dem Hollerſchoß machen ſich die Knaben ihre Knallbüchſen und Waſſerſpritzen, aus dem Marke jene Purzelmännchen, die umgeworfen immer von ſelbſt wieder auf ihren genagelten Einfuß kommen. Das Mark taucht man ſcheibenweiſe in Oel, läßt es angezündet im Waſſerglas ſchwimmen und erkennt bei ſeinem Scheine in der Chriſtnacht alle Hexen, Zauberer und

Geſpenſter der ganzen Umgegend. Weil dieſer Baum ein Geiſter abwehrender iſt, ſo kommt er auch häufig auf den Düngerhaufen zu ſtehen, hilft dieſen beſchatten und feucht erhalten, zugleich aber auch das Vieh in der zunächſt gelegenen Stallung vor böſem Schaden behüten. Im Volksglauben heißt es, ein beſchädigter Hollunderbaum nehme Rache an ſeinem Schädiger. Ein Schmeichelname der Geliebten heißt Holderſtock, indem man die eigene Holde zuſammenhält mit der Liebesgöttin Hulda, in deren Namen der Baum urſprünglich geweiht zu ſein ſcheint. Ganz beſitzlos ſein und keinen Holderſtock haben, iſt in der Volksrede ſynonym; dies zeigt folgender Reim, den ein Armer ſeinem reichen Nachbar ſpottend ans Fenſter ſteckte:

Heſch drißig Küeh am Baren obe
und drißig vor der Thüre (auf der Alm);
Ich hab keis Vieh, kein Gitzibock
Und au kein einzige Holderſtock,
Und lebe doch dafüre.

Auch dem Haſelſtrauch wird gern ein altes Erbplätzchen im Garten gegönnt, er iſt gleichfalls etwas Unentbehrliches für die ſtille Uebung der Sitte, die den Gang und Verlauf des landwirthſchaftlichen Jahres begleitet. Mit ſeinen Bartnüſſen behängt man zu Weihnachten dem Kinde das Zimmerbäumchen; zu Oſtern flicht man drei Ruthen von ihm zur Traggabel, auf die man den Buſch der Oſterpalme ſteckt; im Sommer ſoll er den Blitz vom Hauſe abhalten. Den Quellenſchmeckern und Schatzgräbern muß er die in der Zwieſel gewachſene Sommerlatte liefern, die, wenn ſie in dem richtigen Zeichen und unter den zutreffenden Sprüchen geſchnitten wird, freiwillig an der Stelle anſchlägt, wo der „Wunſch“ verzaubert im Boden liegt. Aber noch vollgültiger als dieſe Bäumchen und Sträucher bleibt allenthalben die eine Haus- oder Donnerwurz (sempervivum tectorum), man pflanzt ſie nicht eben aufs Dach, ſondern nebenan am Zaune wird ihr ein Sonderpfahl mit einem Brettchen errichtet, auf dem ſie wie auf einem Altärchen fortwuchert. Wie das getrocknete Rindshaupt hängt am Firſtbalken der Heidenhäuſer, um dem Ausbruch der Seuchen und dem Blitzſchlag zu wehren; ſo hat

draußen vor dem Hause die Donnerwurz dieselben Dienste zu leisten. Man hängt sie in den Schlot, so kann keine Milchstellerin und Hexe hindurch fahren; man schält ihre fleischigen Blätter und legt sie auf Wunden und Quetschungen; man verkocht sie zu Thee gegen Schmerz und Ohrensausen. Treibt sie langstengelnde Blüten, was bekanntlich nicht alljährlich ist, so kann der Familie ein besonderes Ereigniß bevorstehen. Die weißblühende zeigt auf einen Todesfall, die rothstengelnde auf einen Glücksfall. Verdorrt sie gar, aber dagegen liegt sie immer in frischen Dünger eingebettet, dann droht auch die Haushaltung bald zusammen zu schrumpfen oder ganz auseinander zu gehen. Freilich nicht dieser Pflanze wegen; allein der hier einreißenden gröblichen Stumpfheit wegen, die dieses ehrwürdige Andenken der Väterzeit und des Vaterhauses achtlos hinwelken läßt. In allen ihren volksthümlichen Namen trägt sie noch die Abzeichen der ihr gewidmeten Verehrung. In der französischen Schweiz heißt sie Joubarbe, des Jovis Bart, wie in der deutschen Donnerbart; dagegen in der Saaser Mundart in Oberwallis heißt sie Frôwentrübli, die Traube jenes Gottes Frô, des Herrn, nach welchem ebendaselbst auch der Donnerstag noch Frontag genannt ist.

---

8. Die Hausthüre im Rechtsfrieden.

Das Germanenvolk hielt sich selbst für ein haingeborenes, baumentsprungenes Waldgeschlecht. Das ganze Weltgebäude dachte es sich unter dem Sinnbilde eines gigantischen Baumes, dessen Wurzeln die Schwellen legten zur untersten Schattenwelt, dessen Wipfel das Dach des Himmels trug, dessen breites Astwerk der Schöpfer zum tausendfachen Wohnhaus der Menschen zurecht gezimmert hatte. Als ein Abbild dieses Weltbaumes und seines darin waltenden Schöpfers dachte man sich den ragenden und tragenden Hochbalken in Tempel und Haus, das Sinnbild

geordneten Ebenmaßes, erhaltender Kraft und dauernden Schutzes; in dieſem gleichen Ideenzuſammenhange wurde auch das zweipfoſtige Thürgeſtelle, das mit dem wagerecht liegenden Jochbalken oben abſchließt und nach unten die Schwelle deckt, das naive Sinnbild des in ſich vollendet Abgeſchloſſenen und blieb religiös geheiligt und geweiht, ſo lange das bürgerliche Geſetz ſelbſt noch das Ergebniß des religiöſen Glaubens war. Eide wurden auf die Thüre abgelegt und des ganzen Erbes Beſitz damit angetreten, daß der Schwörende oben den Pfoſten und unten die Schwelle berührte. Nach dem Bilde dieſes dreigliedrigen Balkenbaues denkt ſich der Germane die ganze ſittliche und natürliche Welt geordnet; die Schöpfung iſt ihm eine dreitheilige, ihr Schöpfer ein Dreiherrſcher, der deßhalb in der Skalda der dreiwaltende Gott genannt iſt, Thrîvaldi. In dreierlei Volksſtämme hatte Plinius, in dreierlei Stände Tacitus das Germanenvolk eingetheilt gefunden, nur drei Jahreszeiten zählte und benannte es, die mit der jährlich dreimaligen Wiederkehr jener Volks- und Gerichtsverſammlungen zuſammenfielen, welche das Echtding oder die tria legitima placita, sc. judicia hießen. Seine Göttertrinität, die ihm wie allen andern Völkern gemein war, benannte es Wuotan, Donar und Frô (altnord. Odhinn, Thôrr und Freyr) und ſtellte dieſe drei Schöpfer von Raum und Zeit gleichfalls unter dem Bilde zweier durch den Deckbalken vereinigten Stützen dar; denn aller guten Dinge ſind drei, omne trinum est perfectum, oder wie Schiller dichtet: Dreifach iſt des Raumes Maß, dreifach iſt der Schritt der Zeit. Nach derſelben Norm ordnet der Germane Rede, Lied, Satzung und gerichtliche Zeitfriſt durchaus dreigliedrig. Wie wir unſer Wort ſetzen, unſern Brief ſtellen, unſere Periode bauen, ſo nennt er die Abſchnitte ſeines Geſetzbuches die gezimmerten Balken (altnord. bâlkr) und beſtimmt ihren innern Sinn und Zuſammenhang durch je dreimal wiederkehrende gleiche Alliterationsſtellen, die er die Liedſtäbe, die Pfeiler und Stützen der Rechtsſatzung nennt. Auch noch die nachmalige reimende Liedſtrophe iſt ſolcher Beſchaffenheit geweſen, da ſie aus den beiden ſich gleichen Stollen und dem Abgeſang beſtand. Eine

ſolche Strophe ruht auf zwei gleichen Stühlen oder Füßen und wird, wie ein Gezimmer und Haus, mit dem Abgeſang als dem darauf gelegten Giebelbalken gedeckt. Ein Lied wohl dichten, heißt bei unſern mittelhochdeutſchen Dichtern ihm ein Dach zimmern, gute Rede iſt des Sinnes Dach, das Lied iſt „ein in Form und Gedanken fertig abgeſchloßner Rederaum“ (W. Wakernagel). Uebergehend auf den allgemeinen Namen, den der Germane ſeiner Gottheit gab, kann es nach dem eben Geſagten nicht verwundern, wenn Ruodolf von Fulda über die Nordſachſen berichtet, ſie hätten ihren Allgott unter dem Bilde und Namen eines mächtigen Tragbalkens verehrt: truncum ligni, non parvæ magnitudinis in altum erectum, sub divo colebant, patria eum lingua Irminsûl (Allſäule) appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia. Obſchon dieſe Irmenſäule als eine aus einem mächtigen Baum gehauene hochragende Bildſäule beſchrieben wird, iſt ſie gleichwohl nur truncus ligni genannt; und ähnlich iſt auch die dem achten Jahrhundert angehörende Meldung von dem Heiligenſtock in Neuſtrien „stips, diversis imaginibus figuratus“, welchen der hl. Walaricus, † 622, umwerfen ließ, um ihn der heidniſchen Verehrung zu entziehen. Myth. 108. Der nachher zum Appellativ gewordene Eigenname der deutſchen Götter und ihrer Balkenbilder war althochdeutſch ans, ſächſiſch ôs, eddiſch âs, plur. ahd. ansî, mittellateiniſch Anses. — Aesir, hœpt und bœnd: Balken, Haften und Bande ſind die nordiſchen Benennungen der alle Weſen behaftenden und einigenden Götter. Wuotan als allwaltender Ein- und Allgott heißt Answalt, ſpäter verunſtaltet in Oswald. Das Wort ans aber erklärt ſich uns urkundlich in ſeiner doppelten Bedeutung von Balken und Gottheit. Ulfilas überſetzt δοκός Balken (bei Lukas 6, 42) mit gothiſch ans, während eben dieſes letztere ſein lateinſchreibender Landsmann Jornandes cap. 13 mit quasi semideus erklärt. Der Ans Wuotan iſt alſo der Wage- und Tragebalken des Himmelsgewölbes, oder er iſt auch dieſes letztere ſelbſt, wenn es ſich als Schirmdach niederſenkt auf das Gebirge, auf deſſen Höhen die übrigen Seligen beiſammen wohnen. Oberdeutſche

Urkunden, bei Meichelbeck Nro. 629 zum Jahre 843, verzeichnen noch die beiden merkwürdigen Eigennamen Kêrans und Folchans; der eine der speerschwingende Wuotan, und der andere dessen Sohn, der alles Landvolk in seine Himmelsräume einnehmende Donar. In seiner nackten Sinnlichkeit haben dies Wort unsere oberdeutschen Chronisten aufbewahrt. Der Berner Chronist Anshelm, dessen Name selber hier einschlägt, weil er synonym dem ahd. Cotahelm ist, citirt zum Jahre 1511 ein Schreiben der Freiburger Kriegshauptleute im Felde aus Varese: „Die Franzosen hattend die Bruck an der Treis ganz zerrissen und die Joch, Ansbäum und anderes geschleift." Tschudi 1, 128 zum Jahre 1231: „Der Graff von Safoi reit gan Bern vnd halff selbs den ersten ansbaum an die Bruck (der Aare) legen." — Schultheiß und Räthe zu Aarau kommen mit Wernher von Reitnau, ihrem Zimmermann und Brückenbauer, überein: Were aber, daz man Ansböm legen wurde, einen oder mer, darvmb sol man im taglön geben als vorbeschiden ist." Hans von Falkenstein schenkt (zu diesem Brückenbau): den burgern iiij Ansböm. Aarauer Rathsmanuale, fol. 117. 120. Walter Asenbovn, 1321 urkund. Zeuge zu Altorf in Uri. Chnecht Asenbovn, 1315 Zeuge eines durch Graf Friedrich von Toggenburg Namens des Glarner- und Urnerlandes geschloßnen Friedensvertrages. Kopp, Geschichts-Bl. 4, 312 Note 9, und 457, Urk. 13. Ansbaum, Asenbaum und Asnibaum, entsprechend dem ahd. âsôn, sich stützen, bezeichnet im Lande Obwalden den horizontal über dem Feuerherd liegenden Doppelbalken, an dessen Stäben das Rauchfleisch hängt, und das an der Diele angebrachte Gestänge zum Trocknen der Lichtspäne. So stellt sich also das Wort ans unbezweifelbar in seiner sinnlichen Bedeutung heraus als trabs, internodium lignorum, und aus dem bisher Angeführten erhellt, wie in diesem Worte die Begriffe von Tragbalken und Säule, Brückenjoch und Bergjoch, Hausstütze und Himmelsstütze, Hausherr und Himmelsherr, mit correcter Sinnbildlichkeit in einander übergehen. Ist das Götterbildniß also der zum Wagebalken der Thüre gezimmerte Baum, steht das Götterhaupt büstenartig ausgeschnitzt am Balkenhaupte und Hochsitze des Hauses, oder auch am Spiegel des Wikin-

gerſchiffes, ſo iſt ſchon hier im Voraus einzuſehen, warum noch nach der Behauptung des ſpäteſten Aberglaubens die böſen Hausgeiſter, Zauberer und Hexen, auf der That ertappt, ſich ſchleunig in unfaßbare Balken und Baumſtämme verwandeln (vgl. Aargau. Sag. Nro. 371), mit andern Worten: Die Geiſter ſchwinden wieder in die götzenhaften Schnitzbilder zurück, die einſt ein Abbild von ihnen geweſen waren.

Im Norden hieß der techniſche Name für ein ſolches Götterſchnitzbild skurgodh, von skurd, sculptura; im Süden ſcherzt die volksthümliche Rede jetzt noch über den mürben Herrgott mit ſeinem hölzernen Biſchof, buchsbäumigen Pfarrer und hagebuchenen Küſter. Die Phraſe deutet zurück auf jene geſchnitzten oder thönernen Zwergenpopanze, die mit dem Ausdruck plumper Lachluſt auf Schränken und im Getäfel der Wohnſtube aufgeſtellt waren. Sie ſind die ſpäten Nachkommen und Ueberbleibſel jener kleinen elbenhaften Hausgeiſter, welche den römiſchen Laren und Penaten gleich, im Innern des germaniſchen Wohnhauſes ſtanden und ihren Schirmdienſt verrichteten, die ſog. Heimchen und Heinzelmännchen, Diminutivnamen von Heimo, Heim (=atsgott). Ihre älteſten deutſchen Namen ſind hûsing, Hausabkömmling; stetigot, Gott der Wohnſtatt; ingoumen, Hüter des innern Hauſes; ingesîde, daz liebe heilige ingesîde, das himmliſche Ingeſinde des Hauſes. Sie ſind Herdgötter, und da der Herd für ſie die Thüre bildet zu ihrer unterirdiſchen Wohnung, ſo iſt die Folge davon, daß ſie ſpäter einmal ſelbſt zu Unterirdiſchen, zu Erdmännchen, zwergenhaften Haus- und Schiffskobolden (Klabautermänneken) werden, wie auch der römiſche Lar auf larva, Geſpenſt und Dämon führt (Myth. 468).

Wohl noch jetzt wird jenes alte Bauernhaus in Tegerfelden vorhanden ſein, in welchem nach den Aargau. Sag. 1, pag. 305 der ſchon durch Prieſtergebet hinweg beſchworne Hausgeiſt an vorbeſtimmten Abenden zwiſchen Feuer und Licht wieder einkehrt, zum Herde hintritt, bis zu deſſen oberer Platte des Männleins Geſtalt eben hinauf reicht, und mit ſtummer Friedfertigkeit in das Kochfeuer hineinſtaunt. Dieſe Hausgei-

ſter ſind von doppelter Art, die einen ſind ausſchließlich an das Wohnhaus geknüpft, und dies iſt eben der vorhin namentlich angeführte Stättegott und genius loci; die andern dagegen ſind der mit der Familie vom Hauſe wegwandernde spiritus familiaris. Jene haben kleine Niſchen ſowohl in der Wand neben den Herde (Aſchenloch), als auch hinter dem Stubenofen (die Hell), wo man ihnen ihr Brod und Milchnäpfchen hinſtellt; ihretwegen widerfährt auch dem Ofen beſondere Verehrung, wenn ihm in Spiel und Märchen gebeichtet, oder wenn er zur Spielſtrafe geküßt und knieend angebetet wird. Sie verbleiben ſtandhaft im Hauſe, wenn dieſes auch ſchon ſeit Jahrhunderten ſeine Geſchlechter und Beſitzer geändert hat. Der spiritus familiaris dagegen wandert, wie die trojaniſchen Penaten mit Anchiſes, aus der verlaßnen Wohnſtatt in die Fremde mit fort, denn er iſt das urſprüngliche Götter- und Ahnenbildniß ſelbſt, ohne welches man dem neu zu ſuchenden Wohnplatze nicht mit Glück nahen kann. Das ſind mithin die wirklichen Balkengötter geweſen, ſie haben als ſolche nachweisbar bis auf unſere Zeiten fort gegolten. So wird Gott Thôrr in Hymisquidha-Saga der Schiffswaltende genannt, und es iſt bezeugt, daß größere Fahrzeuge ſein Bild als Galeon führten; Mannhardt in Wolfs Zeitſchrift 2, 313. Nordlandsfahrer, die ſich Island näherten, um ſich dorten anzuſiedeln, pflegten die miteingeſchifften Pfeiler des heimatlichen Hochſitzes aus dem Schiffe ins Meer zu werfen und da ſich anzuſiedeln, wo jene landeten. Geijer, ſchwed. Geſch. 1, 104. Der Volksglaube auf Inſel Rügen theilt jedem Seeſchiff ſeinen Schiffsgeiſt zu, den Klabautermann, der auf folgende Weiſe zum Entſtehen kommt. Hat ein Kind einen Bruchſchaden, ſo ſpaltet man einen jungen Eichbaum, zieht daſſelbe bei Sonnenaufgang dreimal durch die Spalte und verbindet ſie wieder. Mit dem verwachſenden Baum verwächſt auch der Bruch. Stirbt ein auf dieſe Weiſe geheilter Menſch, ſo geht ſein Geiſt in den Baum über. Wird dieſer nach Jahren zum Schiffsbau tauglich und dazu benutzt, ſo entſteht aus dem im Holze weilenden Geiſte der Klabautermann. Wenn das Schiff auf dem Stapel ſteht und das letzte Stück Holz darin

angebracht ist, dann geht auch der Klabautermann darauf. Kommt dasselbe in Noth, so macht er großen Lärm; reißt eine Seitenplanke ein, bricht der Mastbaum, so vermag er beides im Sturme noch festzuhalten, obschon er nur ein kleines Männlein ist und ganz feine Hände hat. Wolf Zeitschr. 2, 141. Der Sinn dieser Schiffersagen erklärt sich leicht; die Seele des Abgeschiedenen wird wieder die eines Kindes, und da sie aus dem Waldbaum geholt worden ist, geht sie wieder in diesen zurück. Nicht bloß Wald und Hain also, sondern folgerichtig auch der einzelne altvererbte Balken konnte auf diese Weise ein Gegenstand des Cultus werden. Darum werden noch in manchen Kirchen solcherlei altgeheiligte Balken unter verschiedenen anekdotenhaften Angaben vorgewiesen; so der Balken des heil. Burkhard im Freienämter Dorfe Beinwil, und ähnliche in der Kapelle von solothurnisch Stüßlingen, in der Kapelle von Rollbach im Spessart, in der Münchener Frauenkirche. Hiebe man den Pfahl um, der im Städtchen Klingnau morsch und zwecklos unterhalb der Schloßruine steht, so käme dorten der Schwarze los, ebenso wie das Landvolk bei Au am Zürichsee noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen gewissen Holzblock daselbst nicht von der Stelle schaffen ließ, weil es ein großes Uebel für die ganze Umgegend damit anzurichten fürchtete. Das Ausführlichere hierüber ist bereits in den Aarg. Sag. 1, pag. 47 u. 75 erzählt und erklärt. Beim Orte Steeg in Tirol zeigt man einen Platz, auf dem ein durch einen Hausgeist beunruhigtes Wohnhaus abgebrochen wurde, um es an einer andern Stelle aufzubauen; nur die Thürschwelle wurde an Ort und Stelle zurückgelassen, damit das Gespenst auf dem alten Platze gebannt bleibe. Zingerle in Wolfs Ztschr. 2, 347. Gleiches über eine unter Letten und Ehsten lang nachdauernde götzendienerische Verehrung der Balken und Pfosten erzählt aus der Gegenwart Rußwurm: Eibofolke §. 353; die schwedischen Pastoren hatten noch im 17. Jahrhundert über die Verehrung eines Eichenbalkens am Strande des Peipus Klage zu führen, und einen Pfosten bei Klein-Lechtigal wagte man nicht von der Stelle zu nehmen.

In der vorsätzlichen Kürze dieser Einleitung war erst zu erweisen, daß und warum der Germane die Pfosten seines Wohnhauses, die drei Balken der Hausthüre, als Sinn- und Abbilder seiner Schutzgötter verehrte, damit wir mit diesen gerechtfertigten Vordersätzen nun zur Sache übergehen und die Hausthüre mit ihren religiösen und rechtlichen Bestimmungen schildern können. Das hiefür uns zu Gebote stehende Material ist solcher Art und Alters, daß die Ergebnisse noch eine ursprüngliche religiöse Anschauung an sich tragen und mit dieser erst auf die rechtsgeschichtliche überleiten.

Wenn das Recht der Stadt Ens vom J. 1212 die Heiligkeit des Hausfriedens mit dem Satze bezeichnet: unicuique civium domus sua sit pro munitione, so fühlt sich der Herausgeber Gaupp (Stadtrechte 2, 211) dabei an die berühmte englische Redensart erinnert: my house is my castle. Dies ist ganz zutreffend für die Fehde- und Faustrechtszeiten, wo das Gesetz dem Wehrlosen in seinem uneingefriedeten Hause die gleiche Sicherheit zusagt, die der Adelige hinter seinem wehrhaften Thurm sich selbst verschafft. Gleichwohl muß auch schon dieser Rechtssatzung ein früheres Glaubensmotiv vorausgegangen sein, durch welches jede Wohnung mit ihren idealen Grenzen der Dachtraufe, des Dachrafens, der Thüre und ihrer beiden Schwellen geheiligt und unzugänglich gemacht war. Denn darum erst, weil über einer jeden dieser einzelnen Grenzen auch eine einzelne Schutzgottheit waltend gedacht war, hat jede unbefugte Ueberschreitung hier für eine gegen diese mehrfachen Götter begangene gesteigerte Ruchlosigkeit gegolten und ist von den Rechtssatzungen unter dem Namen der böswilligen Heimsuchung mit einer um jeden weiter vordringenden Schritt des Unbefugten sich steigernden Buße belegt worden. Schwäbisch Epfendorf war einst ein zum Kloster Petershausen gehörender Freihof; der diesen Hof betretende, sagt die Offnung, sollte damit gegen jeden fremden Verfolger ebenso gesichert sein, als ob er in eine Kirche getreten wäre, und will sein Gegner nicht ablassen, so ist dem Hofmeier das Recht ertheilt: „er mag im den kopf auf seiner hausschwellen abhawen, vnd sol im drei heller

vf das herz legen, hiemit hat er in gebüeßet vnd (ist) weiter darumb niemand nichts schuldig." Uhland in Pfeiffers Germania 4, 90 ff. Aehnlich sagt auch das Laufenburger Stadtrecht, gegeben 1315 von Graf Johannes Habsburg-Laufenburg: „Wer den andern in seinem haus benöten will, mag der gewinnen sein überhand: er soll in erlegen auf die schwellen, also daß der körper außerhalben der schwellen liege, vnd soll ime das haupt abschlahen, es sei pfaffen, layen, ritter oder knecht. Er soll dasselbe haupt nemen bei dem har, dem cörper nachwerfen vnd sein tür zuethun." Abschriftlich im Laufenburger Stadtarchiv, ungezeichnet, Fol. 95. Der Hausherr darf den bis über die Hausschwelle unbefugt Eingedrungenen erschlagen; die Schwelle des Hauses bleibt in den Bestimmungen über den Hausfriedensbruch das Bedeutungsvollste, so in den österreich. Weisthümern (Samml. von Kaltenbaeck) 1, 16: so bald er vnder dy dachtropfen khumt oder den ainen fueß über das drischybl setzt: LXXVIII, 10. Die Dachtraufe formirt den Ambitus des Hauses; wer über die Schwelle tritt, gelangt in das Haus selbst, daher ist an dieser letzteren Stelle der Wandel dessen, der „in gevar" über eines Anderen Schwelle läuft, doppelt so hoch als desjenigen, der ihm unter die Dachtropfen nachläuft. Osenbrüggen, der Hausfrieden, S. 12, Note 4. Wenn dabei dennoch von einer für den begangenen Todtschlag zu entrichtenden Buße die Rede ist, so ist dies eine in verächtlichem Sinne gemeinte Scheinbuße, in welcher das zu zahlende Wergeld in einem Minimalwerthe durchschimmert. So schreiben die von Osenbrüggen erörterten österreichischen Pantaidinge (Wien 1863, 42) vor, es seien drei Pfennige auf drei Wunden des Getödteten zu legen, eine Compositionsart, die wiederum eine Folge der verbreiteten Satzung ist, daß wenn mehrere Verletzungen vorgekommen sind, nur drei berechnet werden sollen. Das Meraner Stadtrecht bestraft die Verfolgung bis unter die Dachtraufe mit der Hälfte der Hochbuße, dagegen die Ueberschreitung der Schwelle mit der ganzen: kumpt aber der, der in da jagt, fürbaz vnz über daz drischûvel, so sol er ze ganzer buoze geben 50 pfunt. Haupt, Ztschr. 6, 429. Und in der 1509 geschriebe-

nen Dorfordnung des bei Meran gelegenen Ortes Schenna ist dem Dorfknechte auch bei seiner Amtsverrichtung nicht gestattet, die Schwelle des fremden Hauses zu überschreiten; trifft er beim Aufbieten zu Gemeindeversammlungen einen Gemeindegenossen nicht zu Hause, so soll er drei Steine auf die drischubel legen und damit jenen giltig geboten haben. Frommann, Mundarten 5, 370. Das Vorbild zu dieser Dorfsatzung liegt in der Lex Bajuwariorum (Pertz, Leg. III. 420): Nemo ingrediatur alienum domum per violentiam; et postquam intraverit et se cognoscerit reum, injuste quod intrasset: det wadium (ein Pfand) domini domus; et si ille defuerit, mittat ipsum wadium supra liminare, et non cogatur amplius solvere quam 3 solidos. Am genauesten aber unter den hier einschlägigen und dieser Arbeit zu Gebote stehenden Satzungen wird im Augsburger Stadtrecht, Art. 184, also unterschieden: Swer den andern jaget mit gewafneter hant in eines mannes hûs, wes daz ist, slehet er nach im in daz bîstal, oder in die tür, oder in daz driscufel (Lesart driuschiuvel), oder in daz übertür, so hat er den wirt vil sere geheimsuochet. Grimm, RA. 891. Hier wird die Thüre gradweise nach ihren drei Theilen als ein dreifacher Friedkreis, dessen letzte und heimlichste Grenze die Schwelle ist, angesetzt, und hier ist es nun am Platze, die alterthümliche Bauart der Thüre und ihrer Einzeltheile in Erklärung zu nehmen.

Die Thüre zerfällt nach obigen Benennungen erstens in das Bîstal, das im Berner Oberlande noch das Bîstel genannt ist, Stalder 1, 175; es ist die Doppelsäule der beiden aufrechten Thürpfosten. Zweitens wird dann die Thüre selbst genannt. Diese aber bestand, wie es die im Namen vorherrschenden Pluralformen erweisen (goth. daûrôns, ahd. turî, lat. fores), aus einer Zerlegung des Brettes in zwei wagerechte Hälften, aus einer Ober- und einer Unterthüre, so daß man die obere Hälfte ladenartig nach innen zurückschlagen und auf die geschlossene Unterthüre als auf eine Fensterbrüstung sich herauslehnen konnte. Richters bekannte Illustrationen zu Claus Groths Quickborn zeichnen so heute noch die Thüren norddeutscher Bauernhäuser.

Auch die Unterthüre bestand aus einem ähnlichen sich nach innen öffnenden Flügel, welcher offen stehend als Einschlupf für Geflügel und kleine Kinder diente; daher die Phrase der Demüthigung: er muß mir unten durch, oder der noch in Hessen und der Wetterau durch die Rechtssatzung erzeugte Aberglaube (in Wolfs Beitr. 1, 217): Wenn man durch eine Unterthüre kriecht, so hat man Unglück. Waren beide Flügel einer solchen Thüre icht geschlossen, sondern nur angelehnt, so kam der unversehens Hereinlaufende allerdings buchstäblich mit der Thüre in's Haus gefallen, und in derselben Art entstand die andere Formel, einen mit der Thüre vor den Kopf stoßen, wenn man gegen einen unbegehrten Besuch die Oberthüre von innen plötzlich zuschlug. Statt der älteren Oberthüre mit ihrem Abschlusse des nackten Jochbalkens hat der spätere Holzbau einen mit Schindeln gedeckten Wandvorsprung bekommen, Vorhäuslein, Für- und Schirmdächlein genannt, und ein gleiches Fürdächlein zieht sich zuweilen auch noch über der Fensterreihe des ersten Stockwerkes hin. Nun folgt der dritte Theil der Thüre, die Schwelle, Drischübel genannt. Bevor man aber an die Erklärung dieses Namens geht, ist das eben Dargestellte erst aus den Sprachdenkmälern nachzuweisen und zu erklären. Jener althochdeutsche Vocabularius, welcher dem heil. Gallus zugeschrieben wird, kann zwar nicht vom heil. Gallus († 640) selbst herrühren, weil in diesem gleichen Codizel auch Astrologica vom heil. Beda († 734) mit vorkommen. Jedenfalls aber gehört dieses St. Galler Schriftstück noch der Zeit des heil. Othmar an, somit der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts. Dasselbe benennt nun die eben geschilderte Beschaffenheit der Thüre in ihren einzelnen Theilen folgendermaßen: poste(s) turisuli, die Thürsäule; suplimitas ubarturi, Ueberthüre; ostium turi, die Gesammtthüre; sublimitare (statt superliminare) drisgufli, das Drischübel. Aehnlich wird dieselbe Reihenfolge der Begriffe in andern althochd. Glossen, z. B. in Hoffmanns Sumerlaten, pg. 51ª, aufgeführt: postis turstudil (Stud, Thürpfosten) superliminare vbertver, janua tver, limen driskuwil.

Es beginnt die Betrachtung dieser Theile im Einzelnen,

zuerſt des Thürgerüſtes. Sein älteſter Name iſt Seule und Stud; in den Schlettſtädter Gloſſen (Haupts Ztſchr. 5, 334ª) postes turistuodil, die Thürſtud, der Standbalken. In dieſem Namen begegnet zugleich jener der Hochſtud, durch welche das Innere des Hauſes den Götterſchutz genoß, wie das Aeußere des Hauſes durch die Thürſtud den Rechtsſchutz. Dieſe iſt alſo erſt eine Folge von jener, denn ſo lange ſchon iſt der Innenbau des Hauſes ein veränderter, daß die Hochſtud nun unſerer Anſchauung ganz mangelt und auch in den Satzungen nicht mehr erwähnt wird. Nur ausnahmsweiſe kennt man in unſern Jurадörfern irgend ein vereinzeltes ärmliches Strohhaus, in dem der auf der Bauſtelle geſtandene Nußbaum mit ſeinem Aſtwerk zur Stud zugeſtutzt und als Stützbalken der Firſt mit in's Haus eingebaut worden iſt. Nach Reinbots von Durne mhd. Legende vom heil. Georg umfaßt dieſer Heilige im Hauſe der armen Frau den Stützbalken, worauf dieſer ſofort ſich in einen zwölf Ellen hohen, breitäſtigen Baum verwandelt, unter deſſen Blüten, obwohl es Winter iſt, Vögel ſingen und erquickende Früchte hängen. Statt dieſes ragenden Hochbalkens der urſprünglichen Bauart gilt der Name Stud nun dem Mittelbalken des Einbaues, der ſenkrecht auf die Sellen oder Querbalken trifft. Dennoch iſt auf dieſen die ſeinem Vorgänger gewidmet geweſene Verehrung übergegangen und verräth ſich in halb kirchlichen, halb abergläubiſchen Bräuchen. An ihm pflegt man den letztgeſchnittenen Aehrenbüſchel der Kornärnte, das ſog. Glückskorn, aufzuhängen; hier haben die kirchlich eingeſegneten Oſterpalmen ihre Stelle, die für feuerabwehrend gelten; hier hängen beſondere Fläſchlein, mit Weihwaſſer gefüllt, zu geheimnißvollen Salubritäts- und Sicherheitszwecken. Neben der Waſſerbeſprengung mit dem heidniſchen Heilawâc werden der Stud auch Frucht- und Blumenopfer, alſo gerade die Erſtlinge dargebracht. Und ſo werden ſich nachher bei Beſprechung der Schwelle gleichfalls ähnliche Spuren von Opferung junger Thiere und Einmauerung kleiner Kinder verrathen. Die Stud dient ferner zur Schickſalserforſchung; denn in derjenigen Richtung, in welcher bei einem Hausbrande die Hochſtud ſtürzt, nach dieſer hin wird

auch die nächſte Brunſt entſtehen. Zugleich iſt ſie denjenigen Hausgeiſtern zum Wohnſitze angewieſen, die ſich durch ruheloſe Ungeberdigkeit läſtig machen, jedoch ohne Gefahr für den Hausbeſtand nicht gänzlich aus der Wohnung hinweg geſegnet werden dürfen.

Erſt wenn ein ſolches Haus abgebrannt iſt, kann man des Hausgeiſtes los werden, inſofern man das alte Gebälke unbenutzt auf der Brandſtelle liegen läßt und nicht wiederum verbaut; darin muß der Kobold dann zurückbleiben: Aarg. Sag. Nro. 59—62. Die Lex Baiuwar. (Pertz Leg. 3, 308) zählt der Reihe nach das Gebälke der Wohnung und deſſen geſetzlichen Werth im Einzelnen auf, nach dem es bei Hausbruch und Brandſtiftung vergütet werden muß. Die Firſtſäule (Firstsûl) wird mit 12 Solidis vergütet; die innere Angelſäule (winchilsûl) mit 6, und jeder Wandbalken (quos Spanga vocant, eo quod ordinem continent parietum) mit 3 solidis. Alle übrigen Balken des Gebäudes werden je mit einem solidus vergütet.

Es zeigt ſich alſo klar, daß hier die Stud noch etwas vom Anſehen des ehemaligen Hochſitzes hat, an welchem die Bildniſſe und Abzeichen der Hausgötter angebracht waren, wie denn der Name Stud jetzt noch allenthalben nicht bloß den obrigkeitlichen Pranger und Galgen, ſondern auch den Feld-Bildſtock und das Heiligenbild mitbezeichnet; daher z. B. jene Nikolausſtud im Seehafen zu Zürich und zu Luzern, ebenſo die nach dieſer Stud des Schutzpatrons der Schiffer ſich benennende oberrheiniſche Flößerzunft der Stüdler. Auch gezaubert wird an der Stud. In ſie nagelt man unter Nennung der drei höchſten Namen und desjenigen Feindes, den man magiſch in die Ferne hin zu tödten ſucht, den oberſten Schoß, die ſogenannte Kerze eines Tännleins. Mit dem verdorrenden Zweig ſtirbt auch der Gegner ab.

Ein gar merkwürdiger alterthümlicher Zug ſolcher Art wird aus dem weſtfäliſchen Landleben durch Woeſte in Wolfs Ztſchr. f. Myth. 2, 98 gemeldet. Der dortige Bauer verleugnet unter dem Gebälke ſeines Holzhauſes noch nicht jenes deutſche Gemüth, das für ſeine Erhebung zum Ewigen einſt in die Eiche

des heil. Haines emporſchaute; er legt daher demjenigen Raum im Hauſe die meiſte Heiligkeit bei, welcher aufwärts und umwärts den größten freien Raum darbietet. Dies war urſprünglich der innere Dachſtuhl, zu welchem durch das noch hohle Haus Feuer und Rauch des Herdes emporſchlug, wie jetzt noch in den Alphütten. Daher heißt dieſer nun mit Bretterwerk unterſchlagene Raum oberdeutſch immer noch Fü'rbühne, Fü'rdieli, Rueßdieli, Himmel und Himmlezi; denn Himmel iſt zugleich coelum und tectum, das Ueberkleid der Erde und des Hauſes. Einen ſolchen Ueberblick vom Erdgeſchoſſe des Hauſes bis unter das Dach hinauf erlaubt jetzt nur noch die eine Stelle unter der Bodenluke auf der Tenne, in Weſtfalen Balkenhuol genannt. Auf dieſer Stelle wurden und werden die ländlichen Ehen geweiht, hier wurden die Eide geleiſtet, hier muß am Tage der Beerdigung der Sarg ſtehen, bevor er zum Gottesacker geführt wird; hier unter des Sterbhauſes Balkenhöhle, ſchreibt das Lüdenſcheider Recht vor, haben die Hinterlaſſenen zu ſtehen und zu beſchwören mit leiblichem Eide, daß ſie nichts von dem zu theilenden Erbe voraus ſich zugeeignet haben.

Jedoch wir haben uns von der Hochſtud im Hausinnern nun heraus zu wenden zu ihrem Abbilde, dem turistuodil und der turistûli. Unter den hier vorkommenden Rechtsbräuchen dürfen die altteſtamentlichen nicht übergangen werden. Die Sprache des Morgenländers pflegt den Namen Pforte ſtatt Wohnhaus und Palaſt zu brauchen; ſo redet die Bibel von den Pforten der Hölle, der Türke von der Hohen Pforte des Sultans.

Nach hebräiſchem Rechte wird an Thüre und Thürpfoſten derjenige körperlich behaftet, der nach ſechsjährigem Knechtsdienſte ſeine Freilaſſung ausſchlägt: So bringe ihn ſein Herr vor die Götter und halte ihn an die Thür und Pfoſten, und bohre ihm mit einem Pfriemen durch ſein Ohr, und er ſei ſein Knecht ewig. 2. Moſ. 21, 6.

Ein ähnliches Beiſpiel der Güterauflaſſung nach Bajuwariſchem Rechte enthalten die Tradit. Frising. I, Nro. 607.

Der Edle ſteht hier ſchwertgegürtet unter dem Dreigebälke ſeiner Hausthüre: viriliter circumcinctus gladio suo stetit in medio triclinio domus suae, und übergiebt ſeine Güter an die Freiſinger Kirche mittels feierlicher Berührung der Thürbalken: per superliminarem domus suae. Schwindet der alte Rechtsbrauch, ſo ſetzt ihn wenigſtens der zaubernde Aberglaube noch eine Weile fort; wie, dies ergeben nachfolgende Beiſpiele.

In einer hölzernen Säule vor dem Gemeindehauſe zu tirol. Fiß findet man hunderte von hölzernen Nägeln eingeſchlagen, von denen manche auf ein mehrhundertjähriges Alter ſchließen laſſen. Zieht man einen heraus, ſo findet ſich im Bohrloche ein Büſchel Thierhaare, die man zur Nachtzeit hier eingekeilt hat, damit man Glück habe mit der Heerde. Zingerle, Tirol. Sitt. Nro. 952. Wen die Nachtmahr beſucht, bohre ein Loch unten in die Thür und lege ſoviel Schweineborſten hinein, bis es ausgefüllt iſt. Wer Warzen hat, nehme eine große braune Schnecke und nagle ſie mit einem hölzernen großen Hammer an die Thürpfoſten. Myth. Abergl. Nro. 878, 975. Wenn ein Kind einen dicken Nabel hat, ſo nimmt man einen gefundenen Nagel und ſchlägt ihn unter drei Vaterunſer in der Höhe von des Kindes Nabel in die Thüre. Wolf Beitr. 1, 208. Die Inſelſchweden auf Worms ſetzten zur Zeit der Peſt ein angebohrtes Stück vom Vogelbeerbaum, der im Norden Thôrrshülſe heißt, in die Thürpfoſten und verkeilten das Loch mit einem gleichen Holze; ſeitdem iſt auf dieſer Inſel die Peſt nicht mehr erſchienen. Gegen Viehſeuchen ſchnitt jene Inſelbevölkerung einem Schafe den Kopf ab und nagelte ihn über die Stallthüre: eine Kuh begrub man ſtehend in die Grube vor der Pforte, mit dem Kopfe nach dem Stall gewendet; ein Hufeiſen nagelte man zugleich auf die Schwelle, da Eiſen gegen Zauber ſchützt. Rußwurm, Eibofolke Zweit. Th. Pag. 281, 283, 402.

Der Thürpfoſten erklärt uns endlich auch die Art und Weiſe, wie man im Heidenthum jenes ſeit Karl d. Gr. ſo oft verbotene Nothfeuer angemacht hat. Wer mit aufmerkſamem Blick manches ältere Bauernhaus im oberen Suren- und Winenthal betrachtet, wird an beiden Thorpfoſten von Scheune

und Stall manchmal ein paar, oft sogar eine ganze Reihe sich gegenüber stehender alter Bohrlöcher bemerken, die theils ganz ausgerundet und ausgeglättet, theils aber ebenso tief ausgebrannt und verkohlt sind. Sie sind am häufigsten noch an solchen Wohnungen zu sehen, die auf einem besonders engen Platze, in geschlossener Dorfgasse oder sonst an einem Bächlein in der Schlucht gelegen sind, also thalauf und thalab nicht wohl umgangen werden können. Auf die Nachfrage über Ursprung und Zweck dieser Brandlöcher erhält der Fremde die sonderbar lautende Antwort, sie rührten her vom Ankenmilchbohren, einem einst unter der Dorfknabenschaft üblich gewesenen Spiele, das nun wegen Feuergefährlichkeit allgemein verboten sei. Ein glücklicher Zufall aber gibt uns genauesten Bericht über Bewerkstelligung und Absicht dieses vermeintlichen Knabenspieles, und Nachfolgendes stützt sich getreu auf die Schilderung, die ein katholischer Bauer aus dem Luzernischen Amte Münster nach seiner eigenen Jugenderinnerung hierüber gemacht hat.

Je zur Zeit der Sonnenwende (namentlich um Johannis, 24. Juni) hat sich die Knabenschaft des Ortes ein Haus ausgesucht, dessen Lage an einem Bächlein in der Thalenge zum Ankenmilchbohren eine passende und dessen Eigenthümer mit dem Spiele voraus einverstanden ist. Hat man die Wahl, so trifft sie auf ein wohlhabenderes Haus, das am Ende die ganze Genossenschaft zu beköstigen vermag. Mit anbrechendem Abend macht man hier in gleicher Höhe der beiden Thürpfosten ein doppeltes Bohrloch, spreizt der Quere nach eine starke widerhaltige Stange hinein und verstopft sie an beiden Enden mit harz- und ölgetränktem Werch. Hierauf wird ein klafterlanges Seil in einmaliger Schlinge darumgebunden, zwei Bursche, die Brüder sind oder gleichen Taufnamen und gleiches Altersjahr haben, fassen die beiden Seil-Enden, ziehen sie wechselweise an und beginnen so die Stange wie einen Wellbaum hin und her zu drehen. Durch das schnelle Umdrehen der Stange und das Reiben des Strickes an beiden Bohrlöchern bricht aus diesen allmählich Rauch und Glut hervor und wird mit bereit gehaltenem Zunder genährt und gemehrt. Endlich hat man das be-

gehrte neue und pure Feuer. Es wird mit einem allgemeinen Freudenruf begrüßt, eigene Sprüche und Reime werden dazu gesagt und gesungen. Nun greift man zu dem schon vorher im Dorfe zusammengebettelten und hier in der Nähe aufgeschichteten Brennmaterial. Die Haufen von Bohnenstroh, von Hanf- und Flachsabgang, von zerrissenen Körben und Zeinen werden in Brand gesteckt, lodern in doppelter Reihe durch die schmale Gasse hinunter und beleuchten die beiden Wände der Thalenge. Auch dem Bächlein werden seine Feuerbüschel auf Brettern und in Körben zugetragen, die es lustig thalab wirbelt, begleitet von der bekannten scherzhaften Reimfrage der Knabenschaft, wer heute den Rheinstrom verbrannt und wer ihn wieder gelöscht habe. Während der Abglanz der still hinschwimmenden Feuerbüschel das nächtliche Ufer umleuchtet, bemächtigt sich der staunenden Knabengemüther eine enthusiastische wilde Lustigkeit. Sie halten ihre Kienfackeln bereit, entzünden sie an der neu gewonnenen Flamme und rennen damit in langer Feuerzeile hinaus auf die Almend, um diese zu durchräuchern. Das ist die „Weidbräuki", die Beräucherung der Viehweide, damit vertreibt man alle die Frucht beschädigenden Feldgespenster, alle das Milchvieh beherexenden Weiber. Sind die Fackeln auf einem Ziel der Hutung schließlich auf einen Haufen geworfen und zusammengebrannt, dieser Ort wird davon die Feuerbraschlete genannt, so streut man auf dem Rückwege die Asche in die Saatfelder und macht sie damit fruchtbar. Heimgekehrt, kann ein noch ernsteres Geschäft folgen, dasjenige der „Hüsbräuki." Nicht allein Wunn und Weid, sondern namentlich auch die Wohnstatt soll mit reinem Feuer neu geweiht werden. Hat der Bauer einen Neubau bezogen, hat der Mieths- und Lehenmann die Wohnung gewechselt, so beräuchert ihm die Knabenschaft das neue Quartier, und er beköstigt sie und seine Verwandtschaft dafür mit einer Abendmahlzeit. Jedoch hinter diesem ziemlich allgemeinen Brauche steht immer noch der weit ältere und drum längst zum Mißbrauch gewordene, und was an diesem nun unserem Geschmack mißfällig sein wird, das kann unserem ethnographischen Wissen gerade um so schätzbarer werden. Setze man den Fall, daß

dieſes Haus mit einem kranken Geſinde, dieſer Stall mit krankem Vieh geplagt iſt und daß der Hausherr, ohne gerade abergläubiſch zu ſein, von jenem guten Bauernſchlage iſt, der ſich noch auf Schimpf und Glimpf verſteht, ſo läßt er vielleicht mit gutmüthigem Lächeln heute einen Scherz der Knabenſchaft in ſeinem Hauſe weiter ſpielen, den einſt ſein altgläubiger Gutsvorfahr in tiefem Schrecken von der Kirche zu begehren und mit barem Gelde zu bezahlen pflegte. Alsdann beſteht dieſe Hausbräuki in einer burlesken Nachahmung aller Beſchwörungsmittel, deren ſich exorciſirende Mönche bedienen. Haus- und Stallräume durchſchreitet die Knabenſchaft, vermummt als Mönche und Nonnen, Kerzen in der Hand, in alle Winkel hineinzündend; — und ſo manche Spinneweben ſie aus Stall oder Stube herabzukehren verſtehen, ſo manche Maß Wein werden ſie dann aus des Hausherrn Keller und auf der Bewohner Geſundheit gratis trinken. Mitten durch dieſen Scherz ſchaut noch der alte ernſtgemeinte Zweck hervor; die mitgetragenen Kerzen deuten auf die Reinigung mittels Feuers, auf die heidniſche Luſtration zurück. Denn der kirchliche Brauch, der hier allein nachgeahmt ſcheint, iſt ja ſelbſt nur ein dem Heidenthum abgeſehener und nachgemachter *). Und daß dieſes gerade hier ganz beſonders der Fall iſt, dies erweiſt ſich aus dem Namen des Spieles, das Ankenmilchbohren, und aus dem nachweisbaren Zwecke jener Holzhaufen, die dabei vor dem Hauſe die Gaſſe hinab in langer Zeile angezündet wurden. Denn Alles, was im Bauernhauſe war, Menſchen und Vieh, krankes und geſundes, wurde früherhin zwiſchen dieſen Feuern hindurch getrieben; die Enge des Ortes, die Lage zwiſchen dem Bache und den Bergen erlaubte keinen Ausweg; entſprang ein Thier etwa ſeitwärts, ſo war es mindeſtens durch eine der Feuerzeilen gegangen und ſchon

*) Der Benediktinermönch Frize in ſeinem Manuale Benedictionum, Kempten 1737. Pag. 273, 276 nennt dieſe Weih- und Hausbräuki Hexenrauch, er theilt den kirchlich vorgeſchriebenen Exorcismustext mit, betitelt Fumigatio ad expellendum Diabolum, und verzeichnet auch die von der Kirche zur Beräucherung angewendeten Mittel: Sonnenwirbel, Raute, Storchenſchnabel, Wachholderbeeren, Weihrauch, Schwefel und Teufelsdreck.

dadurch heil. Burſchen und Mädchen ſprangen vereint über die Flammen. So ſchloß aller Orten vormals dieſer Abend bei der Feier der Sonnenwende.

Damit man aber einen älteren Gewährsmann dieſer Thatſachen habe als der jetzt eben ſie Beſprechende iſt, ſo laſſen wir im Nachfolgenden ein gutes, nur wegen der Wahl ſeines Titels wenig gekanntes Buch an unſerer Statt fortfahren. Dies iſt Bartholomäus Carrichter, Der Teutſchen Speißkammer. Straßburg 1614. Fol. pag. 17 und 18.

Es haben die Alten vermeynt wo Fewr ſey, daſelbſt vermögen die böſen Geiſter nichts ſchaffen: Vmb deß willen haben ſie bei jhren abgeſtorbenen Leichen, biß daß ſie zur Erden beſtattet wurden, Fewr vnd brennende Liechter wöllen haben. Vnd wiewol die Alten ſolches ohn grund der H. Schrifft angericht, ſind doch der Chriſten viel (wie die Affen) nachgefahren, haben dieſen brauch gelobt, vnd zuletzt für ein verdienſtlich gut werck laſſen außruffen. Vnd damit ich der närriſchen ſuperſtition vnd mißbräuch einer gedencke, ſo haben etliche der Teutſchen, ſonderlich im Waßgaw, einen ſolchen glauben vnd zuverſicht, ſo bald ein Viehſterben einher fellt, vermöge daſſelbig durch kein ander mittel abgeſchafft werden, es werde dann ein nothfewr angezogen: das bringen ſie auß dürrem Eychen Holtz, mit großem nothgezwang einer ſtangen zu wegen, dieſelbig muß man auff dem dürren Eychenholtz mit gewalt wie ein Schleiffſtein herumber treiben, vnd iſt ſolche ſtang auff beyden ſeiten der vnterſten höltzer mit ketten angebunden, das ſie keineswegs mag weichen, vnd ſo man gemelte gebundene ſtang eine zeitlang mit arbeit vmbtreibt, ſo kommt nach vieler Bewegung erſtmals eine große hitz, nach der hitz folgt ein rauch, vnd nach dem rauch entzündet ſich das Fewer, das empfähet man mit andacht und großer reverentz in zunder vnd anders. Auff ſolch gezwungen nothfewr ſind etliche Jungfrawen bloßes Leibs mit etlichen Ceremonien ordiniert vnd beſtellt, tragen bloße Schwerdter in ihren Händen, darzu ſprechen ſie ihre reymen vnd ſprüch, alsbald darnach wird ein großes Fewr angezündet mit vielem Holtz, zu ſtund treibt man das Viehe mit ernſt vnd andacht

durch das errungen nothfewr, guter hoffnung vnd zuverſicht, der vnfall vnd Viehesterben ſoll dadurch gewendet werden, vnd wie diß Volk glaubt, alſo geſchichts etwan. Man muß aber vorhin, ehe das nothfewr gemacht iſt, alle andere Fewr im Dorff vnd Flecken, als vntüchtig vnd ſchädlich, mit Waſſer außleſchen, vnd ſo jemands diß Gebott vber führe, der wird hart gebüſſet.

Die i. J. 1801 erſchienenen „Darſtellungen aus dem Gebiethe des Aberglaubens, Grätz bei J. A. Kienreich" berichten pag. 129, daß zu Anfang dieſes Jahrhunderts das oberöſterreichiſche Landvolk die Schweine, unter denen die Bräune ausgebrochen war, ganz in der von uns geſchilderten Weiſe durchs Feuer gejagt habe; zum Schluſſe heißt es: „Durch dieſe neue Flamme, die nur auf einem engen Platze angemacht wird, jagt man die Heerde mit Gewalt hindurch; daher hat es den Namen Nothfeuer." Ueberraſchend iſt es, daß genau derſelbe Vorgang und aus gleichem Grunde erſt i. J. 1828 im hannöverſchen Dorfe Eddeſſe ſtattgefunden hat und nach dem Berichte eines Augenzeugen nun zu leſen iſt in Colshorns D. Mythologie 350.

Noch iſt im Aargauer Kulmerthal ein Ueberreſt dieſes Brauches erkennbar. Wenn das Ankenmachen oder ſonſt eine landwirthſchaftliche Verrichtung nicht gut von ſtatten gehen will, nimmt man ein Füllen aus dem Stalle und läßt ihm eine Welle Stroh unter dem Leibe verbrennen. Aarg. Sag. 2. pag. 279. Iſt ein Stück Vieh krank, wie man gewöhnlich denkt, verhext, ſo wird ein heißer Gluthſtein aus dem Bügeleiſen der Hausfrau mit feurigen Kohlen und Räucherwerk überlegt und dem Thiere unter den Leib geſtellt. So that ein Bauer im Juradorfe Aſp mit ſeiner kranken Geiß, als ein des Weges kommendes Weib laut lachend ſtehen blieb. „Ja, lach du numme," ſchrie der Bauer, „du Siebechäzere, die Geiß iſch ſcho gſund."

Der Name Nothfeuer iſt eine Umdeutſchung des unverſtändlich gewordnen Niedfyr, das zuerſt in Karlmans Capitulare genannt iſt. Nieten iſt ſtoßen, man ſtößt die zu butternde

Milch, und daher heißt denn der Butterrahm Nidel. Zu ahd. hnutten ſteht altnord. hnudla subigere, ſchweiz. notteln und nudeln, vibrare. Nidelſtoßen, Ankenmilchbohren und Nothfeuermachen geht auf ein Bohren zurück, das Buttern und das Feuerreiben diente der Vorzeit als Sinnbild der Geſchlechtsliebe. In Schwaben heißt die auf die drei Fasnachtsdonnerſtage folgende Nacht die Nidelnacht und ſteht in übelm Rufe (Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben); ebenſo iſt in Bünden der Luckmilchſonntag der auf den Aſchermittwoch folgende. Auf dieſen ladet die Bündnerin ihren geweſnen Fasnachtstänzer oder den erklärten Liebhaber in ihr elterliches Haus und ſetzt ihm hier geſchwungnen Rahm vor, ſo dick, daß ein Eßmeſſer drauf liegen und der Löffel drinn ſtecken bleibt. Landwirthſchaftlich angeſehen, entſpricht der Name Ankenmilchbohren allerdings dem Zwecke des geſchilderten Knabenfeſtes. Denn er beſagt, bei einer jeden Sonnenwende, mit der das Wirthſchaftsjahr ſchließt oder beginnt, verſichere ſich die Familie oder Gemeinde ihres künftigen Milch- und Buttergewinnes im Voraus, indem man eine in die Bohrlöcher der Thürpfoſten eingefügte Welle ſo raſch und bis zur Selbſtentzündung umdreht, daß ſie damit ein ſymboliſches Abbild des Sonnenkörpers wird, der ſich an Umſchwungskraft und Feuer ſo eben neu verjüngt hat, um Alles mit einander, Gras und Kraut, Butter und Milch, Fleiſch und Blut neu wachſen zu laſſen. Das urſprünglich ſchuldloſe Symbol verdrehte ſich in ein magiſches Mittel der Zauberei, das naive Spiel in abſcheulichen Aberglauben. Wie viele Hexen hat das chriſtliche Mittelalter gefoltert und verbrannt, weil ſie die Milch, die ſie den Nachbarskühen zauberiſch abgewonnen haben ſollten, auf die vorbeſchriebene Weiſe vor den Augen der Inquiſitoren nicht wieder aus dem Hausbalken bohren, oder aus dem Ofenſtänglein herausmelken konnten. Und wie viele andere glaubten dann erſt dieſen Zauber um ſo feſter und ahmten ihn nach, eben weil ſie ſchon ſo viele andere für denſelben hatten auf dem Scheiterhaufen ſterben ſehen. Daher verzeichnet die Kloſter-Handſchrift von öſterreichiſch St. Florian (Myth. Abgl. XLVIII.) den Fall, wornach das zaubernde Weib, um

als ein heidnischer Alamannenbrauch schon von Agathias, † vor 582, gemeldet ist (Myth. 41), dem Rosse das Haupt ab, nicht um es zu verzehren, sondern dem Gotte es weihend am Altare aufzuhängen. An den Häusern der Seedörfer begegnen dann ferner noch jene größten Hechtköpfe, denen mit einem Stabe der Rachen aufgespreizt ist, damit sie den annahenden Feind mit magischem Grinsen zurückschrecken sollen. Ihnen allen unterlegt der jetzige Glaube das Vermögen, Blitzschlag und Viehseuche vom Hause fern zu halten; vgl. Aargau. Sag. 1, pag. 11 und 164.

Hier kann noch auf die beißende Ironie hingewiesen werden, mit der das altdeutsche Gesetz einen bis zur Unmenschlichkeit auf seinem positiven Rechte beharrenden Geizhals heimzusuchen pflegte. Ein des Todtschlags überführter Knecht muß getödtet werden, soferne sein Leibherr sich weigert, die ganze Mordbuße für ihn zu entrichten. Aber die altnord. Satzung verfügt, daß jener alsdann über seines Herrn Hausthüre gehangen werde und hangen bleibe, bis die faulende Leiche von selber abfällt; und würde der Herr den Leichnam eher herunternehmen, so wäre er damit schuldig, die vorher verweigerte Buße voll nachzuzahlen. Genau derselbe Fall ist im Alamannischen Rechte vorgesehen, Pertz Leg. III., 39 und 82. Der Herr, dessen Hund Ursache geworden ist am Tode eines Menschen, hat dem berechtigten Kläger die Hälfte des Wergeldes des Getödteten zu erlegen; besteht aber der Kläger auf dem vollen Betrage des Wergeldes, so wird ihm, zum Hohne seiner Härte und Ungenügsamkeit, an der Stelle der zweiten Hälfte des Wergeldes der Hund ausgeliefert, man verschließt ihm alle Thüren seines Hauses bis auf eine, an welcher der Hund neun Schuh über der Schwelle aufgehangen wird und so lange hängen bleibt, bis er faulend und stückweise abfällt. Ebenso lange darf der Hausbewohner durch eine andere Thüre weder ein- noch ausgehen und muß, wenn er dagegen handelt oder das faulende Thier entfernt, die Hälfte des empfangenen Wergeldes wieder zurückzahlen. „Gestank und widriger Anblick, die ihm das Haus verleidet haben würden, sollten den Betheiligten im

wurde dadurch bewerkstelligt, daß der Fronbote einen Span aus dem Thürpfosten hieb und dem neuen Besitzer einhändigte. Das Solothurner Stadtrechten (=Buch), aufgesetzt 1615, gedruckt 1817, schreibt pag. 58 vor, daß bei Vergantung von Haus oder Feld eine Erdscholle oder ein Thürspan davon durch den Stadtknecht herbeigeholt und auf offener Straße beschrieen werde. Jenes Gebiet auf dem Kinderspielplatze, von und nach welchem ausgelaufen und zurückgesprungen wird, heißt Anschlagigs; wer unberührt vom Gegner dies Ziel erreicht, muß es mit der Hand anschlagen und ist damit außer Verfolgung; wer vorher schon erreicht wird, erhält zum Zeichen giltiger Gefangennahme vom Gegner einen Schlag. Vom Beschlaghammer, der symbolisch den beendigten Hausbau einweiht, wird nachher noch die Rede sein.

Von hier übergehend auf die Thüre, wird daran erinnert, daß diese quer durchgetheilt war in eine Ober= und Unterthüre und also zur Hälfte beliebig offen stehen konnte. Für den Gastempfang konnte es aber nichts ehrenhaftes sein, zur Unterthüre einzutreten, also unten durch zu müssen. Daher rührt auch der Aberglaubenssatz: Wenn ein Kind aus dem Hause getragen wird, darf die Oberthüre nicht zu sein, es wächst sonst nicht größer. Myth. Abgl. Nro. 345. Der vorliegende Oberbalken, unter dem man sich hinausdrückt, droht des Kindes Wachsthum zu erdrücken. Allein bei Sprichwort und Aberglaubenssatzung hat man stets auch auf das gerade Gegentheil ihrer eben aufgestellten Behauptung gefaßt zu sein; daher gilt auch folgender Brauch: Leute, denen früher schon Kinder gestorben sind, tragen das Neugeborne zur Taufe nicht durch die Thüre, sondern stecken es durch das Fenster. Ibid. Nro. 843. Trägt man den Täufling zur Kirche, so hebe man ihn zum Fenster hinaus, er wird desto länger und gesünder leben. Ibid. Nro. 265. Hier ist die ganze Thüre verhängnißvoll, durch welche hinaus die verstorbenen Kinder getragen worden, und man wählt nun das Fenster, das doch, wie man nachher noch sehen wird, ein vom Aberglauben nicht minder verschrieener Ausgangspunkt ist. Da die geöffnete Thüre im rings hohl gewesenen

Hause direkt nach dem Herd und den dorten stehenden Hausgöttern blicken ließ, so ist die Innenwand der Thüre ein den Hausgeistern beliebter Wohnsitz geworden. Die allgemeine Regel verbietet dem Hausfremden, den Kopf rasch zur Thüre hereinstreckend, eine Anfrage zu thun und ohne Verweilen ebenso rasch wieder davon zu gehen: weil man sonst die Hausruhe mit fortträgt. Was unter dieser letzteren gedacht wurde, zeigen folgende Meinungen. Man soll die Thüre nicht hart zuschlagen: es sitzt ein Geist dazwischen, dem es wehthut. Myth. Abgl. Nro. 995. Nach Schönwerths Sag. 1, 287 ist es allgemeiner Glaube bei der katholischen Bevölkerung der Oberpfalz, daß die armen Seelen besonders an Samstagen aus dem Fegefeuer in ihr Wohnhaus zurückkehren dürfen und da unter den Thürangeln zu sitzen pflegen. Die Mutter zankt daher mit den Kleinen, die gewöhnlich die Thüren hart zuschlagen: Wart nur, dir klupen die armen Seelen schon einmal den Kopf zwischen die Thüre ein! Auch sagt man, wer in der Zeit der Zwölften (von Weihnachten bis Dreikönige) die Thüre hart zuschlägt, der hat im Sommer den Blitz zu befürchten. Naturmyth. pag. 101. Häuser und Scheunen, in welchen die Vorder- und Hinterthüre in schnurgerader Linie sich gegenüber liegen, sind mit dem Durchzuge der Nachtgeister und des wilden Heeres heimgesucht. Ein Bauernhof am Battenberge bei aargauisch Brittnau kann nach dem Volksglauben kein Thor an der Scheune haben, weil der Geist des Schloßherrn von Witenbach jede Mitternacht in goldner, mit vier Schimmeln bespannter Kutsche hier hindurchfährt. Ein altes Strohhaus zu Merenschwanden, im Dorftheile Brühl gelegen, hat in der oberen Hälfte seiner Hausthüre vier in Form eines Malteserkreuzes eingeschnittene Windlöcher. Schloß man, bevor dieses Kreuz eingeschnitten war, des Nachts einmal unversehens die Thüre, so wurde sie unter Einsturz drohendem Krachen geöffnet, mit großem Geräusche zog das wilde Heer daraus hervor, um des Morgens vor der Frühglocke ebenso wieder einzuziehen. Naturmyth. pag. 74 und 99. An diesem Obertheile der Thüren von Haus und Scheune sind nun jene sehr verschiedenartigen symbolischen Zeichen eingehauen, eingebrannt,

eingeriſſen und angeröthelt, die man im Allgemeinen Hauszeichen und Reißmarken nennt. Es ſind dies theils Runen, in Geſtalt ſich mehrfach kreuzender und ſchräg ſtützender Balken gezogen, das wirkliche Erbzeichen des Hauseigenthümers; ſodann die Trutenfüße in Form eines breitgezogenen dreiblättrigen Kleeblattes; Schrättelifuß, Alpfuß und Fünfort, lauter Namen des zauberkräftigen Pentagon; die Zwifelſtricke, die bald in kruzifixförmig gelegten Bandſtreifen, bald in ſcharfkantigen Labyrinthlinien, bald in Form eines zimmermänniſchen Balkengitters (das Schrätteligatter genannt) angemalt oder eingeriſſen ſind, letztere ſämmtlich zur Abwehr von Zauber und Geſpenſt. Ob den Thüren der älteſten Dorfhäuſer zu Münchwilen im Frickthaler Bezirk Laufenburg, ſieht man einerlei Hausmarke angebracht: die oberſte wagrechte Linie bezeichnet das Balkenhaupt der Figur, die darunter folgende ſenkrechte Linie den Oberleib, aus ihm reicht beiderſeits ein Winkelhaken hervor, das ſind die zum Empfang geöffneten, mit dem Vorderarm empor gehaltenen Arme, zwei weit in die Gabel geſpreizte Langbeine ſchließen die Figur; ſie hat demnach mit den bisher bekannt gewordenen Frö-Figürchen auffallende Aehnlichkeit. Manche in jenem Dorfe halten dieſes Zeichen beinahe für heilig und behaupten, die Hexe, die drunter weg den Eingang ins Haus nehmen wolle, bleibe magiſch gebannt und müſſe, wenn man ihr nicht wegzugehen vergönne, zur Stelle ſterben. Einen ähnlichen Zweck haben Eule und Geier, die man jetzt als Stellvertreter des früherhin ebenſo aufgeopferten Jagdfalkens in ganzer Flügelbreite an's Scheunenthor angenagelt trifft.*) Ueberbleibſel der noch älteren Roß- und Rinderopfer, einſt dargebracht zur Feſtigung des Neubaues, ſind jene Roß- und Stierköpfe, die als Luftmumien außen unter dem Dachgiebel, auf dem Thürgeſimſe oder innen unter dem Firſtbalken hängen; man hieb, erzählt uns das Volk mit derſelben geſchichtlichen Beſtimmtheit, wie ſie

*) Daher der Vintſchgauer Kinderreim in Wolfs Zeitſchr. 2, 364:

Rab, Rab-radl, Zwiſchen zwei Stangen
Zwiſchen zwei Stadel, Mußt du erhangen!

die Milch der Nachbarskühe für ſich zu gewinnen, in den Samstagsnächten nackt, auf allen Vieren und rückwärts zum Nachbarsthor kriecht, es rücklings erſteigt, mit der einen Hand ſich anhält, mit der anderen drei Späne ausſchneidet und ſpricht:

ich sneit den dritten span,
in aller milich wân.

Der Beraubte wendet begreiflich dann daſſelbe Verfahren gegen den Räuber an. Von der Thüre, durch welche der Hausdieb gegangen, ſchneidet man in den drei höchſten Namen drei Spänlein, löſt unbeſchrieen ein Wagenrad vom Wagen und fügt es wieder an, nachdem man die Spänlein auf die Nabe gelegt hat. Hierauf dreht man das Rad unter Zauberformeln um, jedoch nicht all zu geſchwind, weil der dadurch zur Umkehr genöthigte Dieb ſonſt ſich zu todt ſtürzen müßte. Wolf Beitr. 1, 257. So wußte der Düri-Joggeli von Teufenthal die ihm entfliehende Hexe wieder bis zu ſeinem Hauſe zurück zu hetzen. Aargau. Sag. Nro. 382.

Zweierlei Satzungen ſieht hier der Aberglaube vor ſich, eine religiöſe und eine rechtsübliche; keine richtig mehr faſſend, vereinbart er die beiden durch folgenden grobſinnlichen Schluß. Soll und kann das an dem Thürpfoſten vorgenommene Ankenmilchbohren den Milchertrag des dahinter ſtehenden Milchviehes erhöhen und ſichern, ſo kann der Kuh durch ein Beſchneiden der Thürpfoſten der Nutzen gleichfalls abgeſchnitten werden. Der gemachte Fehlſchluß liegt in der Verkennung des Zweckes beider Ueblichkeiten. Beim Nothfeuer oder Ankenmilchbohren feiert und wiederholt man ſymboliſch den Umſchwung des Sonnengeſtirnes als der Quelle aller unter dem Lichte wachſenden und auszeitigenden Nahrungsmittel; und eben die Art der dabei vorgenommenen Feuerreibung ſtellt uns noch dar, wie das älteſte Feuerzeug beſchaffen und die älteſte Art der Butterung geweſen war. Hierüber hat bereits Ad. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers 1859, erſchöpfend gehandelt. Das Beſchlagen, Benageln oder Beſchneiden der Thürpfoſten dagegen ſtellt nichts anderes als das alte Rechtsſymbol giltiger Zueignung und Beſitzergreifung dar. Gerichtliche Uebergabe eines Hauſes

Voraus bewegen, seine Forderung bei der Hälfte bewenden zu lassen." Grimm. RA. 665. Beide Satzungen deuten zugleich darauf zurück, daß das Thürgestell einst als Galgen gebraucht worden ist; die Thüre ist ein verjüngter zweistöckiger Galgen, wie das Fenster eine verjüngte Thüre. In Lichtensteins Frauendienst wird gedroht, einen über das Fenster zu henken. Der Galgen selbst hieß in der Gaunersprache spöttisch Sauerbrunnen, weil auch der alterthümliche Schöpfbrunnen aus zwei aufrecht stehenden Seitenbalken mit darüber liegendem Querbalken bestand, woran die Rolle mit dem daran hängenden Eimer war.

Wir gehen nun zum letzten und bedeutsamsten Theile der Thüre über, zur Schwelle, dieser engsten Grenze der Hausgewalt und des Hausfriedens, deren Heiligung nur noch von Herd oder Ofen überboten wird. Gleichwie bekanntlich die Römer zwei schwellenbehütende Götter hatten, den Limentinus und die Lima (das Zeugniß für Beide steht bei Arnobius IV, 132), so erkennt Grimm, Myth. 97, einen hervorstechenden Zug unseres heimischen Heidenthums in der schon aus Zeugnissen des 7. Jahrh. nachweisbaren Verbindung dreier oberster Gottheiten zu gemeinsamer Verehrung, und so müssen sie zu Dritt sich auch in die Hut des Hauses getheilt haben. Wuotan übersah vom Hochsitze des Himmels aus alle Welträume; sein Bildniß durfte also auch im Heidenhause am Hochsitze nicht mangeln, von dem aus man alle übrigen Wohnräume zusammen überschaut. Der zweite mit Wuotan stets verbündet genannte Gott ist sein eigener mit der Erdmutter erzeugter Sohn Donar, der Freund des Landmanns, des Ackerbaues und des Hausfriedens. Ihm blüht auf dem Hausdache die Haus- und Donnerwurz, ihm gehört das Hammerzeichen an Thüre und Gebälke an, das sich die Folgezeit dann in das nahverwandte Kreuzzeichen umgedeutet hat. Als dritter, dessen Bildniß in Skandinavien stets neben dem der eben genannten aufgerichtet war, begegnet der alles erfreuende Frô (nord. Freyr), der Liebes- und Ehegott. Wie sich noch unlängst Donars Donnerhammer und Donnerkeil theils angezeichnet, theils als Steinwaffe in ober- und niederdeutschen Bauernhäusern zu ungezählten Malen vor-

fand *), ſo iſt auch Frô's Symbol, das vierſpeichige Rad, aus älteſter und neueſter Zeit in ſeiner ſich gleichbleibenden ſymboliſchen Anwendung nachweisbar. In derſelben Form, mit der es als ſteinernes Merkzeichen am Thurm der Abtei Hirſchau zu ſehen iſt, hängt es künſtlich gezimmert und bemalt unter den Giebeln der Luzerner Bauern- und Dorfwirthshäuſer, und iſt außerdem in Geſtalt der Feſtbrode, jener radförmigen, innen zweiarmig geſchlungenen Faſtenbretzen allbekannt. Namens dieſer drei vereinigten Götter geſchah es, daß man den Neubau feſtigte, indem man die Schwelle mit drei ſymboliſchen Hammerſchlägen weihte. Ihnen zu dritt ſcheint die Schwelle ſelbſt geheiligt und deshalb deren frevelhaft unternommenes Ueberſchreiten auch mit einer dreifachen Buße belegt geweſen zu ſein. Sie wird von jeher mit dem Drutenfuß bezeichnet, einem aufrechten und einem geſtürzten Dreieck, beide in einander geſchoben; das bekannte Schutzmittel gegen böſe Einflüſſe. Es kommt in den öſterreich. Weisthümern oft vor, daß der Verletzer des Hausfriedens ſo viel Mal zahlen ſoll, als er über die Thürſchwelle gelaufen iſt; Samml. v. Kaltenbaeck XXX, 47: nach jedem Driſchüb'l ein Pfund; XLIX, 10: als oft er über ein Driſchüb'l kumbt; L, 14; ſo oft er damit über ein Driſchüb'l kumbt, iſt er der Herrſchaft 5 Pfd., und am Widerauslaufen auch nach jedem Driſchüb'l 5 Pfund. — Verliert ſich mit der alterthümlichen Bauart der dreifache Frieden der Hausſchwelle, ſo wird derſelbe vor das Haus hinaus verlegt; daher beſagt das Stadtbuch von Baden vom Jahre 1384 (Argovia 1, pag. 54, Nr. 38): ist ouch daz ein burger den andern heimsuocht fræfenlich vnd schalklich dryer fuoz vor der schwell siner düer, der git ze einung zwey pfund ôn gnaud. Ebenſo das Winterthurer Stadtrecht vom J. 1297 (bei Gaupp, Stadtrechte 1, 143, §. 4): swer der ist, der den andern frevenlich haime suochet inrunt drien fuessen vor siner tür si-

*) Thôrs Hammer, deſſen Wurf zugleich die Marke abgrenzt, ſteht im Wappen der preuß. Stadt Hammerſtein; zugleich ſind nach ihm benannt die urk. Hamarisstadt, Hamestal ꝛc.

nes huses, der het verschuldet ein hainsuochi vnd sol die buessen mit drin pfunden dem cleger, vnd vnserm herren och mit drin pfunden.

Dieſe Bemerkungen vorausgeſetzt, iſt es nun an der Zeit, den alten, undeutlich gewordenen Urkundsnamen der Schwelle in Erklärung zu nehmen.

Dréischübel nennt man im Aargau 1) die hoch und hohl gelegte hölzerne Unterſchwelle des hölzernen Bauernhauſes. 2) den Querbalken, der über dem hölzernen Thür- und Fenſtergeſtell zu liegen kommt. 3) den hölzernen Stützbalken, auch Wechſel und Unterzug genannt, welcher „eingeſchoben“ iſt zwiſchen der Oberniſche von Haus- und Kellerfenſter und dem darüber weitergeführten Mauerwerk. Damit erklärt ſich die Aarg. Benennung als ein Compoſitum; das Grundwort benennt den in den Bau eingeſchobenen Kurzbalken, welcher mundartlich Schübel heißt; Dreiſchübel iſt aber wechſelnden Geſchlechtes, bald und vorwiegend männlichen, häufig auch ſächlichen. Das Beſtimmungswort drei wechſelt mundartlich ebenfalls zwiſchen drî (mhd. masculin) und driu (mhd. neutrum). Man kann nun dieſes Letztere theils für das Zahlwort drei halten, wie es auch im Volke alſo erklärt wird. Denn man legt, wird erklärt, den Schübel „gefleckt“, indem man ihn auf beiden Enden mittels zweier andern Flecklinge (kleinere Balkenſtücke) ſo keilt, daß er das Gewölbe nach drei Seiten zugleich trage, nach links und rechts und zugleich nach oben. Theils glaubt das Volk in dem drî das Adv. loci darein, mundartlich drî ie zu erblicken, weil der Schübel zwiſchen Fenſterhöhe und Obermauer hineingeſchoben wird. Indeſſen die giltigen Erklärungen hierüber ſind erſt vorzutragen, nachdem die weiteren wechſelvollen Formen dieſes Wortes angegeben ſind, die ich großen Theils der ausführlichen Mittheilung entnehme, welche mir Hr. F. Staub-Rüegg in Zürich aus ſeinen Vorarbeiten zum Schweiz. Idiotikon gemacht hat. Man ſpricht Trischübel, Kt. Luzern; Trîschübel, Kt. Schwyz; Trìschübel, Kt. Zürich; Trüschübel (Stalders Dialektol. 88), Trüschhübel, Sanenland. Daraus erhellt, daß hier das Beſtimmungswort in ſeiner Quantität

überall ſchwankend geworden iſt. Derſelbe Name kommt etliche Male auch als Flurname vor. Eine Alpe im Berner Habkerenthal heißt Trüschschübel, und eine Berner Alpe im Tſchangnau, gelegen am Uebergange vom Emmen- in's Eritzthal, heißt Trüschübel. Stalder, ſ. oben, und Idiotikon 1, 315. Letztgenannte Alpe bildet und bezeichnet eine urſprüngliche Grenze zwiſchen den eben erwähnten zwei Thalſchaften und beſitzt hiefür auch eine charakteriſtiſche Localſage von einer hier geweſenen Stadt, deren Thorſchlüſſel noch in einer (benachbarten) Tanne ſtecken ſoll. Dies meldet Alb. Jahn, Emmenthaler Alterth. u. Sagen 1865, 67. Mithin hat hier der Localname Trüschübel den unleugbaren Sinn 1) von Unterſchwelle, 2) von Thalſchaftsgrenze. In der erſten Wortbedeutung iſt dieſe Alpe nur die einzelne Staffel, wie man die reihenweiſe höherbetriebenen Weideplätze in den Voralpen nennt; in der zweiten Bedeutung iſt ſie Schwelle und Riegel zweier Thalſchaften und auch ſo wiederum mit der Gloſſe übereinſtimmend: drischûvel, postis cum quo seratur janua (vergl. Grimms Wörtb.). Beiderſeits iſt der Name eins mit limes. Daher iſt Alb. Gatſchet (Ortsetymolog. Forſchungen 1865, Heft 1, 25) wohlbefugt, dieſes latein. limes auch in den mehrfachen Haslithaler Alpnamen Triftlimmi, Wetter-, Stein-, Mattenlimmi, Limmerenalp (Kt. Glarus) wieder zu erkennen. Ein Lümmertgraben liegt im Bann des Frickthaler Dorfes Kaiſten.

Indem ich nun die Form deſſelben Wortes auch aus den übrigen deutſchen Mundarten angebe, beginne ich mit den urkundlich früheſten Aufzeichnungen deſſelben. Drisgufli superliminare, Vocab. S. Galli. — driskuwil limen, Sumerlaten 51ᵃ. — za drisguflim, ad limina. Diutisca 1, 156. — drischûvel postes, Benecke 1, 396ᵇ. — druscheufel Schwelle, in Gerberts Gloſſar. — Dieſen ahd. und mhd. Formen kommen folgende oberdeutſche zu: Kärntiſch drischüw'l, trischaufel, drischp'l, trüschubel, limen, auch postes (Lexer 71). Schwäbiſch driſsufle (Schmid 141). Augsburgiſch drischüfel, Schwelle; die wasser und die drischübel des Erdringes (Birlinger 124ᵇ). Nürnberg: das drischäufel, Schemel (Schmel-

ler 1, 416. 3, 335), daher auch letzteren Begriff umdeutend in Trittschäufele. — Salzburg: drischib'l, Schwelle; Tirol: drischüb'l. Frommann 3, 344. 4, 346. Die österreich. Weisthümer (Sammlung von Kaltenbaeck) haben Drischybl, Drischübl, Druschybl, Drittschibl, Thüerschybl, und übersetzen es LXXXVII, 9 mit Türgeschwell. Im Naumburger Recht, §. 6 (bei Gengler) gilt Torschufele. Die Aehnlichkeit dieser Wortformen nach ihrem grammatischen Bau und ihrem Inhalte muß man hier nur deßhalb um so nachdrücklicher hervorheben, weil gerade J. Grimm, der Vater der deutschen Grammatik (daselbst 2, 332 und 3, 432), ihnen die Form des Dicompositums bestreitet, der in der zweiten Hälfte von ahd. driscuovili eine bloße, wenn auch noch nicht erkennbare Ableitungssylbe zu sehen glaubt und diese Angabe nun auch in sein Wörterbuch 2, 1420 mit hinüber genommen hat. Ueberdies trägt unser Wort auch in den Formen der nordsächsischen Dialekte dieselben Kennzeichen der Zusammensetzung, wenn dieselben inzwischen auch zu etwas andern Begriffen führen, als die alt- und neu-oberdeutschen. Sie lauten angelsächs. in Ettmüller's Lexikon: dhrëscvald, dheorsvold, dhärscolt; altnord. dhreskuldr, isländ. throskulldur. Altschwed. (nach Jamieson) trooskel, neuschwed. tröskel, dänisch tärskel. Altengl. threshwold, bei Chaucer dreschfold; schottisch treshwald. Neuengl. threshold; englische Mundart: throshel, threshfod, draskel (wo dreschen to drash lautet). Niederdeutsch dreschhalt (Frommann 1, 252), dreskelof, dreskolf (Grimm, Gramm. 3, 432). Ditmarsisch drüssel (Müllenhoff, Glossar. zu Kl. Groth's Quickborn 322). Noch weitere Formen und Quellenangaben finden sich hiefür in Grimms Wörtb. 2, 1420, welche daselbst verglichen werden mögen.

Erklären wir nun die scheinbar schwer übersichtliche Wortreihe nach dem Inhalte ihrer vorstehenden beiden Wortgruppen. In der ersten ist die Form Dreischübel und Drischhübel die vorherrschende. Die Aargauer Volks- und Zimmermanns-Etymologie begreift unter dem ersten Worte den aus drei Tragebalken zusammengeschobenen Schübelbalken, den Wechsel und

Unterzug; unter der andern Wortform denkt ſie die am Eingang des Hauſes oder des Tennenthores beweglich vorgezogene hohe Schwellenwand, einen Hübel von Balken, ahd. huovili, hinter deſſen Schirm das Korn ausgedroſchen wird. Einfacher iſt es, beide Wortformen zu vereinbaren und in beiden ein Drisch-schübel und Dreisch-schübel zu erkennen, das ſeinen erſten Ziſchlaut mit dem darauf folgenden aſſimilirt. Die Form drisch (ahd. drisk) bezeichnet wie latein. triturare, ahd. driskan, das dreifache Dreſchergeſchäft der Sonderung von Korn, Stroh und Spreu, das hinter der beweglichen Schutzwand des Schübels bei offener Thüre vorgenommen wird. Das mhd. Adverb drîes (Gen.) heißt zu dreien Malen. Der Name Schübel befremdet hiebei nicht; es iſt ſowohl das Werkzeug zum Schieben als auch das in einander Geſchobene; daher mhd. schiuvelin ſowohl die kleine Schaufel als auch die Thürſchwelle heißt, schoup die gebundene Garbe und das in einander gefügte Strohdach, schober, ahd. scopar, der geordnete Korn- und Heuhaufe, schübelinc die dickangeſchoppte Rauchwurſt, ahd. scopar, mhd. schopf, horreum minus, vestibulum, „quod Baiuvarii scof dicunt“. Pertz, Leg. III, 307. Schübel iſt ſogar aarg. Schelte, den Schwerhörigen, den mit verſchopptem Gehöre bezeichnend. Die aus den übrigen oberdeutſchen Mundarten mit angeführten Namensformen fügen ebenſo ihr conformes schübel, schüfel, schäufel und geschwell an ihr Beſtimmungswort dri an, ja ſinnbildlich und verdeutlichend nennt ein ſchon vorhin aus Birlinger's Wörtb. citirtes Augsburger Dokument die Grundfeſten des Erdkreiſes die drischübel des erdringes.

Die zweite Wörtergruppe aus dem ſächſiſchen, d. h. niederdeutſchen und ſkandinaviſchen Sprachkreiſe, gibt in ihren alterthümlichſten Beiſpielen unſeres Wortes gleichfalls die Form des Dicompoſitums zu erkennen. Schon die älteren Lexikographen ſehen darin eine Zuſammenſetzung aus „Dreſchen“ und aus „Holz oder Wald“: Die Balken, auf denen man *ausdriſcht* oder das Korn *austritt*. Aehnliches meint auch der Nürnberger mit ſeiner Wortumdeutung „Trittſchäufele“, denn es iſt noch

kein Jahrhundert vorüber, daß man in den Alpen, z. B. in Graubünden Hirſe und andere Fruchtgattungen noch nicht draſch, ſondern durch die verſammelten Sippſchaften austreten ließ. So beſchreibt es der Sammler aus Bünden vom J. 1800.

Ein anderer Schwellennamen, nicht urſprünglich zum eben erklärten Wortſtamme gehörend, aber in etlichen ſpäteren Wortformen doch mit deſſen Form und Sinn ſich einigend, iſt der in der Lex Salica (edd. Merkel, cap. LVIII) genannte „duropalus, hoc est limitare.“ Die Gloſſe dazu, ibid. pag. 103 fügt in ablativ. Form hinzu duropello, durbillo und neutral-Nomin. durbillum. Es iſt die Schwelle, nemlich der unter dem Eingang der Thüre (duro) gezogene Balken (pilus). Wörtlich überſetzt iſt es Thürpfahl, in Wirklichkeit war und iſt es die Thürſchwelle. Das Wort erſcheint wieder im altfrieſ. dreppelse (limen) und in dem dörpel und dürpel der Brandenburgiſch-Rathenower Gegend, wo es gleichfalls die bewegliche, drei Fuß hohe Wand unter dem Scheunenthor bezeichnet, durch die das Korn auf der Dreſchtenne bei offnem Thore geſchützt wird. Firmenich, Völkerſtimm. 1, 142. Oſtfrieſiſch heißt es drümpel und drüppel (Frommann Mundart. 5, 238. 4, 128), alt- und neuniederl. dorpel und drempel; mhd. gilt dremel und drempel für Riegel und Balke, neudeutſch für Schwellengerüſte in der Waſſerbaukunſt. Drempel hat gleiche Bedeutung wie Dürpfel (Schwelle und Ueberſchwelle), leitet aber, wie nun erſichtlich, nicht wie dieſes von duropalus, ſondern von tram (trabs) und von trampeln ab, weil man mit den Füßen die Schwelle betritt. Grimm, Wb. 2, 1400. Trempeln, auftrempeln heißt im Brandenburgiſchen Pfähle in den Boden ſetzen. Riecke, Der Volksmund in Deutſchland 1865, pag. 215.

Nunmehr Herr geworden der urkundlichen Namensformen der Hausſchwelle, betrachten wir den Sinn der Satzungen, der Weiheopfer, der Sitten und Bräuche, welche mit ihr verbunden waren oder ſind.

Unter der Hausthüre findet die gerichtliche Auflaſſung des Gutes ſtatt; eines Hauſes Beſitz wird angetreten, indem der

Erwerbende seinen rechten Fuß auf die Thürschwelle setzte und mit der Rechten Pfosten, Angel oder Thürring faßte, die Thüre auf- und zuthat; dies hieß: traditio per ostium, per durpileam, per postem et superliminarem. Vergl. Grimm RA. 174, wo weitere Belege hiefür angegeben stehen. Die älteste Nachricht über diese besondere Form der Güter-Entschlagniß mittels des Thürpfostens bietet die Lex Salica cap. LVIII., unter dem bedeutsamen Satzungsnamen der Chrenecruda, deren Anwendung schon Childebert im J. 595 ausdrücklich als heidnische Sitte aufgehoben haben soll (Pertz 3, 10). Ein Todtschläger, heißt es da, der aus eigenem Gute dem Gesetze nicht volles Genügen thun kann, hat durch zwölf Eideshelfer zu erweisen, daß er weder auf noch unter der Erde die zur Mordbuße hinreichende Summe besitze. Hierauf hat er, in sein Haus eintretend, den Staub (chrenecruda, reines Kraut = Staub) aus den vier Winkeln aufzufassen und unter der Thüre auf der Schwelle stehend (in duropalo, hoc est limitare), zugleich in die Stube zurückschauend, ihn mit der Linken über seine Schulter nach demjenigen zu werfen, der sein erster Anverwandter ist in den drei nächsten Verwandtschaftsgraden Vaters- oder Mutterhalb. Nachdem dies geschehen, muß er im bloßen Hemde, barfuß, den Stab in der Hand, aus dem Hofe auswandern. Der Rechtsbrauch auch noch späterer Zeit verlangte hierauf, daß der Gläubiger zum Zeichen der Vindication seinen rechten Fuß auf die Thürschwelle setzte (Grimm RA. 142), wogegen der nackt abziehende Schuldner mit bitterem Hohne Schwellenhopper genannt wurde, ein Stichelname, welcher laut Birlinger's Schwäb. Sag. (1, pag. 460), jedoch ohne Angabe des Grundes, noch den Städtern zu Tuttlingen verblieben ist.

Früherhin war es im Bezirke von Dünkirchen, namentlich zu Bourbourg, eine Rechtsüblichkeit, daß der Grundherr am Osterdienstag vor gewissen ihm zinspflichtigen Häusern in Begleitung zweier Schöffen und eines Knechtes erschien, welcher Hammer und Nägel mittrug. Die Hausbesitzer mußten in der Thüre stehend den Grundherrn erwarten, um ihm ihre Abgabe zu ent-

richten, deurgeld genannt. Thaten ſie's nicht, ſo wurde ihnen die Thüre vernagelt. Wolfs Ztſchr. nach den Annales du comité Flamand. Dunkerque 1854, 22.

Betrachten wir nun die mittels des heiligenden Hammers vorgenommene Schwellenweihung, ſo wird uns dieſer prieſterliche Brauch des Heidenthums auf den zaubernden Aberglauben der Neuzeit herüberführen.

Gleichwie man heute bei öffentlichen Bauten den Grundſtein, nachdem man in deſſen Höhlung Gedenkſchriften und Münzen eingelaſſen hat, mit drei feierlichen Hammerſchlägen unter kirchlichen Gebeten feſtiget, ſo hat die Vorzeit bei ihren kunſtloſeren Holzbauten erſt eine geweihte Furche rings um die Wohnſtatt gezogen, in den Grund des Herdes oder der Thüre Opfer eingegraben und die Hausſchwellen im Namen der Götterdreiheit, beſonders des hammmerbewehrten Haus- und Feldgottes Donar mit drei Schlägen eingeweiht. Daß dieſer Brauch wirklich ein vorzeitlicher und nicht erſt ein der willkürlich wechſelnden Mode abgeſehener iſt, dies ergiebt ſich ſchon aus der deutſchen Form der Erbeinſetzung, die mittels dreier feierlicher Handlungen vollzogen werden muß. Wenn der Richter den dritten Zuſchlag mit dem Hammer gethan hat, ſo iſt der Güterverkauf abgeſchloſſen. So pflegt auch unſer oberdeutſcher Bauer bei der Aufrichtung des Neubaues den ſog. Werkſatzwein an die Werkleute nicht eher zu verabreichen, als bis ſie nicht den neuen Dachſtuhl zuſammen erklettert und ihn zu dreien Malen mit allen Hämmern und Werkzeugen taktgemäß abgedroſchen haben. Zu beſtimmten hl. Zwecken wiederholt dann der Hauseigenthümer dieſes die Schwellen und Wände ſchützende Pochen und Hämmern eigenhändig. Eine Sammlung ländlicher Bräuche aus dem Solothurniſchen, Der Großätti aus dem Leberberg, von Schild, berichtet 126: Wenn me bym Ufrichte vo me Hus de erst Schwellenagel schlôt, und de Nagel rücht unter dem Hiebe qualmt, so verbrönnt das Hus gly, bald. — Dieſer nun nicht mehr angewendete Nagel diente an Holzbauten zur Verbindung der Grundſchwelle und wurde unter Aus

rufung der drei hl. Namen vom Meiſter oder Meiſtergeſellen feſtgeſchlagen.

Die drei Donnerſtagsnächte vor Weihnachten nennt man Poſter-, Pochſel- oder Klöpfelnächte. Die Jugend durchſtreift da die Straßen des Ortes, klopft an jeder Thüre unter großem Lärmen und erhält dafür ein herkömmliches Geſchenk herausgereicht. Die Kinder in Franken führen dazu eigne Holzhämmer, mit denen ſie in den Adventnächten unter dem Rufe Gut Heil! an die fremden Thüren ſchlagen. Dieſe Sitte iſt ſo alt, daß der Ausdruck klopfen ſchon ſeit Hans Folz und Roſenplüt unſern Dichtern zum ſtehenden Titel ihrer Neujahrswünſche geworden war; Oskar Schade hat in einem eignen Schriftchen hierüber gehandelt: Klopfan, ein Beitrag zur Geſchichte der Neujahrsfeier. Hannover 1855. Mancherlei Hausgeiſter haben davon ihren Eigennamen, daß ſie durch Pochen die gedeihliche Kornernte und Weinleſe voraus anmelden, beſonders zur Zeit der Sonnenwende unterirdiſch klopfend ſich hören laſſen; Beiſpiele hierüber in den Aargau. Sag. 2, pag. 95. Daher in Meier's Schwäb. Sag: der Poppele auf Hohenkrähen, der Pompele in Rotenburg, der Klopferle in Großſachſenheim, der Poppele auf dem Heuberg. Der Menſch ahmt dieſes ſo guten Erfolg verkündende Pochen der unruhigen Hausgeiſter nach oder überläßt die endlich verfallende Hausſitte wenigſtens noch der Kinderwelt zum Spiele.

Am Charfreitag ſchlägt man in der Zofinger Landſchaft drei Nägel in die Stallthüre, um damit das Vieh vor allem Uebel zu ſichern. Alles Ungerade, Thiere und Menſchen Schädliche hält man dadurch vom Hauſe ab, daß man durch einen Beſegner ein Loch in die Hausſchwelle bohren, Geheimnißvolles drein bergen und es in den hl. drei Namen wieder verzapfen läßt. Vgl. die hievon handelnde Erzählung Nro. 392 in den Aargau. Sagen. Die hier nachfolgenden Einzelheiten dienen dazu, die weite Verbreitung und Alterthümlichkeit des Brauches einleuchtender zu machen.

In Vintlers Blume der Tugend, einem i. J. 1411 geſchrie-

denen Spruchgedichte (neu gedruckt bei Zingerle, Tiroler Sitten) heißt es Vers 190 und 193 von dieſem Schlagen auf Hausſchwelle oder Dreiſchübel:

ettleich segent den slag
mit ainer hacken auf dem drischubel.
etlich nement ire chind,
wanne sew ain wenig chrank sind,
und legens auf ain drischubel.

Grimm, der in ſeiner Myth. [1], LIII. und LV. dieſe Stellen aus einer andern Handſchrift benützt, verzeichnet dabei den Namen der Schwelle mit dryschuffel, eine Form, auf deren Grund unſere Erklärung bereits eingegangen iſt. Auch vergräbt man unter der Stallthüre Kohlen von der am Charſamstag üblichen kirchlichen Feuerweihe, damit die Kühe keine blutige Milch geben. Zingerle, Tiroler Sitten, Nro. 737. In der Oberpfalz, ſo berichten Schönwerth's Sagen 1, 311, verkeilt man die Schwelle des Stalles mit Holz vom Elſenbaum, den die Hexen ſcheuen, legt einen geweihten Benedictuspfennig drunter, zeichnet einen Drudenfuß (Pentagon) an die Thüre und ſteckt vor die Fenſter Stachelbeer- und Hagedornzweige. Nach dem Gaſtmahl, das die Ehſten am Tage Allerſeelen für die Abgeſchiedenen abhalten, zerſchlägt der Hausvater den langen Lichtſpan, mit dem man zu Tiſche geleuchtet, auf der Thürſchwelle und gebietet damit den Geiſtern, ſich wieder aus dem Hauſe weg zu begeben. Myth. Anh. CXXII., Nro. 42. In manchem Hauſe pflegt man nach und nach ſo viele Nägel in die Thürſchwelle zu ſchlagen, als hier Leute aus dem Hauſe geſtorben ſind. Ibid. Nro. 38.

Gegen Abwendung der Zauberei ſchneidet man Sonntags vor Sonnenaufgang einen Haſelſtecken, nimmt den Kehricht aus den vier Haus- und Stallecken in einen Sack und ſchlägt ihn auf der Thürſchwelle zuſammen. Auf Petri Stuhlfeier, 22. Februar, iſt es im weſtfäliſchen Stifte Münſter Bauernbrauch, daß jeder Nachbar dem andern vor Sonnenaufgang mit einer Axt auf die Hausſchwelle ſchlägt, um ihn damit ein ferneres Jahr lang gegen den Schwellenvogel zu ſichern, unter dem ſie

alles böſe Gewürm verſtehen, das hier ſeinen Sitz hat. Prätorius, Blockesberg, Leipzig 1668, 115—117. Dieſer Brauch beſteht im heutigen Weſtfalen noch, den üblichen Segensſpruch gegen dieſen nach dem Sünte-Peter nun genannten Sünte-vuegel theilt Wöſte mit, Volksüberlief. aus der Grafſchaft Mark 1848, 24. Was man dem Schwellenvogel Böſes beimaß, dies erzählt bereits der Hexenhammer vom J. 1489 und, dieſem Werke nach, Philo's Magiologia 1675, pag. 734 alſo: Im Städtlein Boltingen war es einem Ehemann angethan, daß ſein Weib und all ſein Vieh nur todte Frucht zur Welt brachte. Inzwiſchen nahm das Ketzergericht den berühmten Zauberer Stadelin gefangen, welcher bekannte, unter jenes Mannes Thüre nebſt andern Zaubermitteln eine Eidechſe vergraben zu haben. Beim Nachſuchen fand ſich zwar nichts mehr davon zur Stelle, als man indeß den Unrath unter der Schwelle entfernt hatte, warfen alsbald die Thiere wieder lebende Junge und das Weib erfreute ſich lebensfähiger Kinder. Im Tractatus vom Beſchreyen und Verzaubern, von Eberhardus Gockelius, Med. Dr. 1717, 65 wird als ein Erlebniß des Autors mitgetheilt, wie derſelbe während ſeines Phyſikates zu Giengen lange Zeit ſammt ſeiner Familie im Siechthum lag, und daß ſogar ſeine Kühe und Geißen krumm und hinkend geworden ſeien; daß aber dies Uebel von Menſchen und Vieh gewichen, als die Hausmagd unter der Thürſchwelle ein Geſchirr entdeckte, worin ein Ei lag, in ein Leinentüchlein gewickelt und auf beſondere Weiſe mit Faden umwunden. Der Phyſikus hielt dieſes Bündelein für eine Faſcination und deren Wirkung für mächtiger als ſeine eigne ärztliche Kunſt. Der Berner Chroniſt Valer. Anshelm IV, 109 behandelt z. J. 1521 den Prozeß der wegen Zauberei verbrannten Bernerin Katharine Tüfers von Thunſtetten. Sie habe, geſtand ſie in ihrer Vergicht, unter dem Galgen Todtengebein aufgeleſen, es mit Menſchenhaar gebürſtet und gebunden und es unter die Thürſchwellen vergraben. Damit habe ſie des Müllers Tochter von Lyß unbärhaft, den Krattiger von Bargen unvermögend und die ſechs Hengſte des Lienhart Dick ſo ſtätig gemacht, daß er mit ihnen keinen Schritt von der

Stelle fahren konnte. Man weiß, daß ſich die Kirche damals nicht weniger abergläubiſch verhielt, und mit ihrer Beihülfe ſind denn die eben erwähnten Zaubermittel auch auf die Neuzeit vererbt worden.

Die „Fortgeſetzte Sammlung von alten und neuen theologiſchen Sachen auf d. J. 1722" dritter Beitrag, Nro. IX. pag. 440—444 enthält den wörtlichen Abdruck und die geſtochene Abbildung eines ſog. päpſtlichen Conceptionszettels, wie er damals von der niederen Geiſtlichkeit den Gläubigen als Amulet verkauft worden iſt. Derſelbe wird in ein Blech verlöthet und unter die Haus- und Stallſchwelle, in die Futterkrippen und das Butterfaß eingeſpundet. Dem trächtigen Vieh wird er eingegeben, gebärende Frauen verſchlingen ihn u. ſ. w. Die vorgeſchriebene Gebetsformel und Gebrauchsanweiſung hiezu iſt zu leſen bei Schindler, Aberglaube des Mittelalters 1858, 129. Aus dem lateiniſchen Benedictionale hat Pater F. Ammann „Die Teufelsbeſchwörungen und Weihungen" ꝛc. herausgegeben (Bern bei Jenni 1841), deren ſich die Kapuzinermönche noch bedienen. Auch in dieſer Schrift pag. 19 wird der Zettel ſeinem Wortlaute nach mitgetheilt, mittels deſſen die Kirche fortfährt die Häuſer und Ställe geiſter- und teufelsfeſt zu machen. In dieſem Exorcismus heißt es: „Gleichwie der Engel, der die Aegyptier ſchlug, bei den Häuſern vorüber gieng, wo die Thürſchwellen mit dem Blute des Lammes beſtrichen waren, ſo wage es der Teufel nicht dem Menſchen zu ſchaden, der durch dieſe Thüre geht, die durch Anheftung des Namens Jeſu geheiligt iſt." Dazu werden auch noch die ſog. Agatha-Zettel an Haus- und Stallthüre geheftet gegen Zauber, Blitz und Feuer.

Noch vor Kurzem wurde in den Dörfern des Frickthales am Oſtertage, nachdem das Weihwaſſer für das neue Kirchenjahr friſch eingeſegnet war, durch den Sigriſt die Schwelle der Häuſer mit dieſem ſog. Oſtertauf beſpritzt, wofür der Kirchendiener von jeder Haushaltung einen Laib Brod und zwei Eier zu erhalten hatte. Jetzt geſchieht dies nur noch privatim. Dieſe dem Sigriſt gezinſten Oſtereier ſind an die Stelle jener Opfereier getreten, die man urſprünglich in den Neubau ſelbſt

vergrub, um deſſen Dauer dadurch zu ſichern. Noch kommt es vor, daß man in ein vom Strom bedrohtes Ufer Eier vergräbt. Als man ein Loch in das Gemäuer der Kirchſpielskirche zu Iſerlohn brach, fand ſich ein eingemauertes Ei, beim Abbrechen eines Adelshauſes zu Altenhagen fanden ſich im Fundament des Schornſteins Eierſchalen. Wöſte in Wolf's Ztſchr. f. Myth. 3, 51. Und ſo ſehr im Volke eingewurzelt iſt dieſer Glaube, daß man bei dem vor ein paar Jahrzehent zu Halle vollendeten Brückenbau noch wähnte, die Baumeiſter bedürften dazu eines Kindes zum Einmauern. Wolf, Götterlehre 1852, 136. Gegen Feuersgefahr vergräbt man unter der Schwelle ein ſchwarzes Huhn mit abgeſchnittenem Kopfe, dazu ein Gründonnerſtagsei und Katamenienblut eines Mädchens: „ſo lange als ein Stecken am Haus währt, wenn es ſchon vor und hinter deiner Behauſung brennt, kann das Feuer dir und deinen Kindern nichts ſchaden.“ Wolf Beitr. 1, Nro. 236. Wird das Vieh zum erſtenmale im Jahre ausgetrieben, ſo graben die Ehſten Eier unter die Schwelle, über die es zuerſt treten muß. Bei einer eingeriſſenen Seuche entdeckte man, daß ſie ein Stück der Heerde unter die Stallthüre vergruben, um dem Tod ein Opfer zu bringen. Myth. Anhang CXXIII., 69. Soll eine Kuh nicht mehr als einmal mit dem Bullen laufen, ſo muß ein lebendiger blinder Hund inwendig vor die Stallthüre vergraben werden. Ibid. Nr. 755. Sinniger erſcheint das zum Zweck des Eheglückes und Hausfriedens dargebrachte Opfer. Die ſchwediſche Braut auf der nun ruſſiſchen Inſel Worms muß beim Betreten ihres neuen Wohnhauſes alle Gelaſſe und Stallungen durchſchreiten und auf jede Schwelle eine Kupfermünze legen. Rußwurm, Eibofolke 2, pag. 83. Aehnlich in der Chemnitzer Rockenphiloſophie (Myth. Abgl. Nro. 391): Die Braut, die nach der Herrſchaft im Hauſe ſtrebt, läßt nach der Trauung ihren Gürtel und Trauring in die Thürſchwelle legen, daß der Bräutigam darüber ſchreitet.

Auch die Gabe der Weiſſagung ſcheint man der Schwelle beigelegt zu haben, darauf deuten folgende Sätze: Wer im Ausgehen begriffen, an der Schwelle ſtolpert, der kehre unverrich-

teter Dinge wieder um. Wer etwas ſagen will und es vergeſſen hat, ſchreite über die Schwelle hinaus und wieder herein, ſo fällt es ihm bei.

Hielt man die einzelnen Umſtände, unter denen man ein Haus betrat oder verließ, für ſo folgenſchwer, daß man jeden erſten Schritt des neuen Bewohners, des Bauherrn, der Brautleute, der Kinder, des Gaſtes und ſogar der Thiere unter ſo behutſam ausgedachte Sittengeſetze ſtellte, ſo konnte auch die Art, wie man eine Leiche über die Hausſchwelle zu Grabe brachte, keineswegs als etwas dem Belieben überlaſſenes angeſehen, ſie mußte für die Ueberlebenden und den Todten nicht minder wichtig ſein. Beſagt doch jener Wandſpruch ebendaſſelbe, den man noch am häufigſten über Bauernhäuſern lieſt: Segne meinen Ausgang und Eingang! Wir betrachten daher zum Schluſſe dieſer Arbeit das Eigenthümliche von Leichenbräuchen, die in einem auffallenden Zuſammenhange mit der Hausſchwelle ſtehen.

Bei den Römern galt folgender von Plutarch Quaest. Rom. V. gemeldeter Reiſebrauch. Wenn Jemand von der Reiſe heimkehrte, den man in Folge falſcher Nachrichten bereits für todt geſagt hatte, ſo durfte er nicht durch die Thüre in's Haus eingehen, ſondern mußte zum Dachfenſter (per impluvium) einſteigen. Denn nicht weit von der Thüre ſtanden die Hausgötter, von welchen der Verreiſende allemal Abſchied nahm mit der Bitte, ſie möchten ihm eine glückliche Rückkehr verleihen. In jenem Falle aber wären die Laren gleichſam belogen geweſen, daher ſollte der für todt Gehaltene nun nicht unentſühnt ihnen wieder vor die Augen treten. In der deutſchen Vorzeit findet ſich ein verwandter, gleichfalls auf dieſe Verehrung der Hausgötter gegründeter Brauch. Eine nicht nach heidniſchem Ritus geweihte und eingekleidete Leiche durfte nicht durch die Hausthüre heraus zur Beerdigung getragen, ſondern mußte unter der Schwelle hinweg, oder durch ein niedergelegtes Stück der Hauswand, etwa auch durch's Fenſter, an einem Seile herausgeſchafft werden. Denn die an der Hausthüre ſtehenden Götterbilder wären durch den ihnen gebotenen Anblick einer wie eines Miſſethäters oder Verwünſchten ungepflegt gebliebenen

Leiche beleidigt und entheiligt worden. Nicht zwar direkte Meldungen erzählen und erklären dies in der eben vorgetragenen Weiſe, aber die übereinſtimmenden Vorſchriften, die hierüber in den nieder- und oberdeutſchen Landrechten und Ortsſatzungen enthalten ſind, machen unſere Erklärung zur unzweifelhaften. Es iſt Vorſchrift, alle Leichen von Miſſethätern, Selbſtmördern nicht über die Schwelle zu Grabe zu bringen, denn auch an ſolche hat keine geweihte oder liebende Hand gerührt. Gleichmäßig lautet im Dietmarſen- und Nordfrieſiſchen Landrechte, in der Goslarer Satzung und in oberdeutſchen Rechtstraditionen (vgl. Grimm RA. 726) das Gebot: dat men maiken sal een gat in den want des huis ende slêpen hem dær door. Das Benker Heiderecht (Weſtfalen) und das Wendhagener Bauernrecht (Schaumburg) ſtellen den beim Einbruch betretenen Nachtdieb in des Hausherrn Gewalt, der ihn todtſchlagen mag und unter dem sülle (Schwelle) ein loch graben und ziehen den thäter darunter durch (ibid. 679). Bruder Berthold von Regensburg, der im 13. Jahrhundert wiederholt am Oberrhein und in den angrenzenden Schweizerkantonen predigte, prägt es in der 25. ſeiner Predigten (edd. Fr. Pfeiffer 1, pag. 394) den Zuhörern ein, den Wucherern und Ketzern keine chriſtliche Beſtattung zu gönnen, und ſtellt ſich darüber die Gegenfrage:

„Bruoder Berhtolt, wie sulnwir in danne tuon?“ Dâ sult ir nemen ein seil unde machet einen stric dran unde leget im den stric an den fuoz mit einem hâken und ziehet in zer tûr ûz.

„Bruoder Berhtolt, ob diu swelle danne hôch ist: wie sullen wir im danne tuon?“ Dâ sullet ir durch diu swelle graben unde sult in derdurch ûz ziehen, daz eht niemer getouftiu hant an in kome, unde bindet in einem rosse an den zagel unde füeret in ûz an das gewicke, dâ die erhangenen unde die erslagenen dâ ligent. Füeret in eht gegen dem galgen unde gegen des galgen gesinde. Des ist er dannoch kûme wert.

Genau nach dieſer Vorſchrift begruben die Appenzeller die Leiche eines ihnen verhaßten St. Galler Abtes; den Vorfall er-

zählen die Casus monast. St. Galli, und ihnen nach J. v. Arx, Bd. 1 und 3, 251 seiner St. Galler Geschichte. Und jetzt noch lebt es in der Volkssage fort, daß man auf den Bilgerenhöfen im Aarauer Jura Zigeuner, die im Streite sich erstochen, also aus der Hofstatt schleppte. Aargau. Sag. Nr. 426. Während einer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf den schwedischen Inseln herrschenden Pest schlug man die Fenster des Sterbehauses ein, riß die Zwischenwand heraus und zog die Leiche mit Bootshaken hindurch in die bereit gehaltene Grube. Rußwurm Eibofolke §. 394. Der Luzerner Kapuziner beschwört den Hausgeist damit aus der Wohnung, daß er mit dem Stocke ein Loch unter der Thürschwelle durchstößt und durch dieses das Gespenst hinaus jagt. Auf ähnliche Weise schaffte man im Luzerner Lande Leichen von Missethätern hinweg. Lütolf, Fünfortische Sagen pag. 341, 398. Daher gilt bei der Schwelle unversehens aufgeworfne Erde als Anzeichen, daß die Mäuse bald Jemand aus diesem Hause ins Grab stoßen werden. Illustr. Schweiz, Ztschr. v. 1863, 27. Daher stammen nun die nachfolgenden Sätze und Bräuche des Volksglaubens. Ein Erhängter muß durch's Fenster aus dem Hause geschafft werden, sonst kommt er wieder. Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg 1858, pag. 152. Wenn einer stirbt, sind die Fenster im Hause aufzumachen, damit die Seele hinausfahren kann. Myth., Abgl. Nro. 191. Will ein Kranker sterben, so öffne man die Fenster und stopfe Alles, was hohl im Hause ist, und kehre es um, damit die Seele freie Ausfahrt habe und sich nirgend aufhalte. Ibid. Nro. 664. Dieses schnelle Oeffnen des Fensters während oder nach dem Verscheiden, damit die Seele sogleich hinauskomme, ist Brauch durch die ganze Oberpfalz. Schönwerth, Sag. 1, 243.

Ist nemlich dieses gebotene Durchgraben der Schwelle und Niederlegen der Hauswand an dem späteren Steinbau nicht leicht mehr ausführbar, so wirft sich der Brauch um so nachdrücklicher auf das Fenster, und darum steht dieses nun beim Aberglauben gleichfalls in Verruf. Denn das Fenster ist nach seinem altd. Namen ougatorâ, sowie nach seiner Gestalt nur

eine Thüre verjüngten Maßes und wiederholt deren einzelne Theile: den Pfeiler oder Kreuzſtock mit den Doppelflügeln, an denen der Riegel oder Reiber ſitzt, oben den Fenſterſturz mit dem Dreiſchübel, unten die Brüſtung. Ein Kind unter drei Jahren ſchiebt man es zu einem Guckfenſter ein, ſo wächſt es nicht mehr. Grimm, Myth. Abergl. Nro. 675. Wolf Beitr. 1, 208. Eine Wöchnerin ſoll nicht aus dem Fenſter ſchauen, ſonſt nimmt jedes vorbeigehende Fuhrwerk ein Glück mit (Myth. Abergl. Nro. 782). Da die Mäuſe für Todesboten gelten, ſo ſind es diejenigen nun doppelt, die vor dem Fenſterſims hin- und herlaufend geſehen werden. Es iſt Herkommen, die Leiche mit den Füßen vorne aus dem Bette zu heben und mit dem Geſichte gegen die Stubenthüre gewendet in den Sarg zu legen. Daher iſt es auch landläufige Vorſchrift, nicht alſo im Bette zu ſchlafen, wie die Leiche liegen muß, und die Regel ſagt: Wenn man das Bett ſo ſtellt, daß die Beine nach dem Fenſter gehen, ſo werden die Beine bald zu Grabe getragen. Des Patroklos Leiche liegt im Zelte, „gegen die Thüre gewendet", Il. 19, 212; ſogar der ſüdamerikaniſche Stamm der Pehuenchen ſchafft den Verſtorbenen zuerſt mit den Füßen aus der Hütte, damit ſein irrendes Geſpenſt nicht mehr dahin zurück kehre. Wolf Beitr. 1, 214. Die aus dem Hauſe zu tragende Leiche ſetzt man in oberdeutſchen kathol. Gegenden über jeder Thürſchwelle dreimal in Kreuzesform und im Namen der Dreieinigkeit nieder, damit der Verſtorbene keine dieſer Schwellen mehr überſchreite. Hinter ihr wird Thür und Fenſter ſogleich wieder geſchloſſen und dreimal an jede Thüre rings im Hauſe geklopft, um dem Abgeſchiedenen die Luſt zur Rückkehr zu benehmen. Schönwerth, Sag. 1, 251. Nicht um Alles ſoll man ihn mit dem Haupte voran forttragen, nicht ihm mit demſelben Licht fortzünden, das neben dem Sarge gebrannt hat, ſonſt möchte der Geiſt leicht umkehren. Am badiſchen Oberrhein im Schwarzwalde werden nur Prieſterleichen alſo aufgebahrt, ihr Haupt dem Grabe und ihre Füße dem Leichengefolge zugekehrt; alle Laien bringt man in umgekehrter Lage zu Grabe. Früherhin war es ſogar Herkommen, Leichen der Hingerichteten verkehrt

in's Grab zu legen, das Haupt dahin wo Chriſtenleichen die Füße haben. Sie ſollten damit der gänzlichen Vernichtung übergeben ſein.

Die Ahnung einer Idee des Sittlichen und Wahren beginnt in den Völkern überall mit dem Verſuche, ein der Natur abgeſehenes Sinnbild in kindlicher Unbeholfenheit äußerlich nachzubilden, es mit ſchwankenden Vorſtellungen religiös aufzufaſſen, umzudeuten und zu verehren. So kunſtlos oder ſelbſt kunſtwidrig ſolch ein Symbol immerhin ſein mag, um ſo beſtimmter dient es zur Bezeichnung des erſt noch zu ſuchenden Begriffs, und dieſer, wenn er ſich von dem mechaniſch gemachten, widerſpruchsvollen Bildwerk zuletzt abgelöſt hat, verbleibt trotz ſeiner nun aufgeklärteren Erkenntniß dennoch bei demſelben als einem durch Alter und Herkommen ehrwürdig und allverſtändlich gewordenen. Die dem Sinnbilde beigelegten Attribute des Hausgottes, des Beſchützers des Eigenthums, der Gaſtfreundſchaft und Familientreue erkennt der Menſch zuletzt als das in ihm ſelbſt entſprungene Bedürfniß nach Gerechtigkeit. So gelangt er zu den nationalen Rechtsſatzungen von der Heiligkeit des Wohnhauſes, innerhalb deſſen vier nackten Pfählen jeder im Volke demokratiſch gleichgeſchützt, gleichberechtigt, auch der Aermſte ſein eigener Herr iſt; ein Satz, hinter welchem, wenn auch in noch ſo ferner Erfüllungszeit, doch ſchon die Lehre von der allgemeinen Rechtsgleichheit geborgen liegt.

---

9. Die Hausmarke.

Alte Häuſer werden renovirt, die Sprüche an der Wand übertüncht, die Marken an den Geſimsſteinen glattgehauen, mit der alterthümlichen Hausform verſchwinden ſelbſt die Hausnamen; die Neuſtadt wird nach Quartier-Vierteln, die Häuſerreihe nach Nummern gezählt. Hausſprüche und Marken finden ſich noch in entlegenen Bergdörfern, doch da bedroht ſie jeder Föhnſturm und die mit losbrechende Feuersbrunſt gleichfalls mit dem

Untergang. So ist im Waatländer Bergdorfe Rossinieres, im Kreise Rougemont, jüngsthin das sog. Große Haus abgebrannt, von dessen Größe, Umfang und Eigenthümlichkeit schon die früheste schweizerische Reiseliteratur mit der stabilgewordenen Phrase berichtete: Dieser Holzbau habe 113 Fenster, und um die Sprüche von seinen Außenwänden alle abzulesen, brauche es eine gute Stunde. Wer von den heute noch vorhandenen Haussprüchen eine Sammlung machen wollte, dürfte wenig Eigenthümliches mehr vorfinden, zu seinem Verdrusse aber immer noch genug des Erborgten und Erheuchelten. Steht z. B. an einem Hause der bekannte Spruch: Der Herr behüte meinen Ausgang und Eingang, so ist dies viel zu ausschließend und zu eigensüchtig, als daß es uns das Vorhandensein einer natürlichen Frömmigkeit zum Beweise bringen könnte. Anderwärts erscheint ein Bauernwappen angemalt, es hat die Pflugschaar zur Helmzier, ist armirt mit Dreschflegel und Heugabel und führt die Devise:

Das beste Wappen in der Welt
ist der Pflug im Ackerfeld.

Hier schielt der Plebejerneid zu deutlich auf den Nachbar Edelmann hinüber. Wer im Berner Oberlande vom Wirthshaus auf der Scheideck eine halbe Stunde weiter gegen Meiringen zugeht, wird an der Sennhütte auf Scheideck folgende vier Zeilen in lauter großen Lateinbuchstaben erblicken:

Wirst mit Unrecht hart unterdrickt,
Wie mancher Frome wird gebickt,
Bicke dich, Häselein, und wart der Zeit,
Bis daß dem Hund sein Bellen leid.
Im 1852. Jahr. Christen Häsler im Graben.

Ein offnes Geständniß, daß das bürgerliche Rechtsgefühl bei diesem Oberländer Republikaner noch nicht höher steht als bei einem irgend halbwilden Nomaden aus der passiven Race. Eine ganz andere naive Aufrichtigkeit dagegen ist es, wenn der Senne oder Aelpler statt der schlauen Unterwürfigkeit und der zwecklosen Selbstüberhebung sich mit seinem Loose vollständig zufrieden erklärt und es darum Gott allein anheimstellt. So

ehrlich iſt ein Hausſpruch in Solothurniſch Kammersrohr, bei Günsberg am Weißenſtein:

Gott bewahr dies Haus, Feld, Vieh und Säu,
Jakob Baumann und Barbara Frey.

Die Hausmarke iſt das rechtliche Eigenthums- und Beſitzzeichen, von dem es im Sprichwort heißt, Alte Zeichen lügen nicht. Sie bleibt bei allem Wechſel der Beſitzer oder des beweglichen Zubehörs eines Gutes für dieſes ſtets dieſelbe und iſt alſo erblich und käuflich. Das Hauszeichen gewährleiſtet im Kanton Graubünden in allen Fällen die Beſitzergreifung; es darf daſelbſt Niemand mehr als Eine Hausmarke beſitzen, er kann daher eine zweite ihm durch Erbſchaft zufallende veräußern und zwar auch ohne das neue Erbhaus. Sie geht vom Vater über auf den die Hinterlaſſenſchaft übernehmenden Sohn, hier auf den jüngſten. Das Landbuch des Bündner Hochgerichtes Kloſter beſagt: „Vor den übrigen Erben ſoll der jüngſte Sohn ſeines Vaters Zeichen führen und haben, es ſei am Vieh, Brennzeichen, oder auf Siegel und Pitſchier.“ Daraus ergiebt ſich, daß die Marke dem beweglichen und unbeweglichen Zubehör zum Wahrzeichen dient und dem zeitlichen Beſitzer zur Beglaubigung ſeiner Willenserklärung. So hat Michelſen ihre Anwendung beſchrieben. (Die Hausmarke, Jena 1853.) Sie wird daher auf allen in die Augen fallenden Theilen des Hauſes und Hofes eingebrannt und eingehauen: Am Gebälke der Hausthüre, der Stubendiele und der Firſt; auf den Flügeln des Hofthores, auf Schrank und Truhe, auf Kirchenſtuhl und Leichenſtein, ſelbſt auf der Holzkugel des alten Schlüſſelbundes und auf dem Boden der Milchnäpfe. Wie heute die Müller ihr Zeichen auf den Kornſack ſetzen, die Hafner aufs Geſchirr, die Bäcker auf den Brodlaib; ſo ſteht des Bauern Hausmarke auch auf dem Sack, den er zur Mühle führt, auf dem Eiſenwerkzeug, das er zum Umbeſſern in die Schmiede bringt, auf dem Horn oder Ohr des Thieres, das er zum Austreiben auf die Gemeinweide giebt. Daß die Marke im deutſchen Norden ſeit dem dreizehnten Jahrhundert mit der heidniſchen Rune zuſammentrifft, und wirkliche Runenzeichen enthält, iſt durch zahlreiche

und gewiſſenhafte Unterſuchungen beſtätiget. So hat Rußwurm in ſeinem die Inſelſchweden ſchildernden Werke Eibofolke gezeigt, wie der ſchwediſche Bauer auf Schiff und Geſchirr die Hausmarke brennt und wie er zugleich in ſeinem bretternen Hauskalender die mit ihr verwandten einzelnen Runenzeichen anwendet. Sie vertritt ihm bei Unterſchriften zugleich die Stelle des Siegels. Er nennt ſie bômerke, Merkzeichen der Bauſtatt; nordiſch bolsmerke (der Wohnſtatt), däniſch bûnaſn, das Namenszeichen des Hauſes.

Betrachten wir zuerſt die Art, wie der Senne die Marke anwendet. Das Roß wird am Schenkel, das Rind am Horn, Schaf und Ziege am Ohr gezeichnet, die beiden erſteren mit einem Brandmal, die letzteren mit einem Schnitt. Auf den Flächen der Ohrmuſchel macht man entweder eine gerade Linie, die der Bündner Fürggli (Furka, Gabel) nennt, oder einen Querſchnitt, Wichel genannt, oder man ſchlägt ein Loch durch. Aus der Combination dieſer Linien und ihrer Vertheilung auf beiden Ohren iſt eine Zeichenſchrift von größter Mannigfaltigkeit entſtanden, welche für die Hirtenknaben eine nicht unintereſſante Gedächtnißübung ausmacht. Es ergeben ſich dabei folgende einfache Grundformen:

—, I, V, L, C, D, C|.

Alle die Völker des Alterthums, die wir bis auf ihr Hirtenleben hinab zu betrachten vermögen, Inder, Juden, Griechen, Römer und Germanen, haben ſolcherlei Malzeichen den Thieren gegeben. Das hiefür belangreichſte Zeugniß ſteht da, wo man es am wenigſten ſucht, in der Offenbarung Johannis, Kap. 7 und 13. Bevor da die drei Reiter des Verderbens in die Welt ausziehen, werden die Auserwählten Gottes zuſammenberufen und, um ſie vor dem losbrechenden Verderben zu ſchirmen, alle an der Stirne gezeichnet. Aber auch die Kinder der Verdammniß erhalten die Malzeichen des Thieres, das ſie anbeten, an die Stirne und die rechte Hand eingedrückt, und beigefügt wird die beſondere Satzung: daß Niemand kaufen oder verkaufen könne, er habe denn das Malzeichen. Wir er-

fahren durch dieſe Stelle, daß das Alterthum die Leibeignen und Sklaven gleich den Thieren brandmarkte an Hand und Stirne, wie dies bis auf die Neuzeit bei Galeerenſträflingen geſchah. Daß übrigens im deutſchen Hochnorden Aehnliches, obſchon als Strafmittel gegolten habe, lehrt ein kleiner Zug aus Maurers Isländiſchen Volksſagen der Gegenwart, S. 185. Ein Schafdieb verzehrt da das Lendenſtück eines geſtohlnen Schafes und ruft dem Mond, der eben aus den Wolken tritt, übermüthig zu: Willſt du, Mond, in deinen Mund dieſen fetten Biſſen? Darauf antwortet eine Stimme aus dem Himmel: Willſt du Mauſer auf deine Wange dieſen heißen Schlüſſel? und zugleich fällt ein glühend heißer Schlüſſel herab und brennt dem Dieb ein Mal ins Geſicht.

In gleicher Weiſe dient die Hausmarke den Wald- und Holzbauern; ſie kennzeichnen die von ihnen gefällten Stämme durch Einſchlagen und Einbrennen der Hausmarke, über welche in den Sägemühlen oder den Landungsplätzen, denen der Flößbaum zuſchwimmt, beſondere Liſten geführt werden. Aehnliche Verhältniſſe der Landesbeſchaffenheit und der durch das Produkt bedingten gleichen Arbeit ſind die Urſache, daß ſich derſelbe Brauch wieder findet in den Kjölen Skandinaviens, im Böhmerwald und Schwarzwald, in Steiermark, in den Teſſiner- und Bündner-Alpen. Alle Bauſtämme, die der Emmenthaler Holzhändler aus der Aare in den Rhein flößt, tragen ſeine oder ſeines Spediteurs Marke. Sie heißt Riſe, Reißmarke, weil ſie mit einem Spitzeiſen eingeriſſen wird neben den andern eingebrannten. Sie iſt gleichfalls gerichtlich anerkannt. Die Pforzheimer Flößerordnung, erneuert im J. 1555, beſtimmt in ihrem Artikel 11: Keiner darf dem Andern ſein Holzzeichen abhauen oder ſich zueignen, ſonſt wird ihm die Waſſerſtraße verboten. Vetter, Oberrhein. Schiffart 1864, 27. Die Flößermarken beſtehen aus Punkt, Dreieck, gleichſchenkligem Kreuz, Andreaskreuz, Quadrat, Pfeil, Schwert, Sichel mit Oeffnung nach rechts oder links, Drutenfuß (Pentagon), welcher bei den Aelplern gegen die blutige Milch der Kühe an die Stallthüre gezeichnet und daher Blutſtrich genannt wird. Vier Punkte

in ein ſchiefes Quadrat geſtellt, heißen der Haſenſprung. Das Graubündner Geſchlecht Sprecher, zum älteſten Adel des Landes gehörend, führt als Hauszeichen zwei diagonal gekreuzte Pfeile mit den Spitzen nach oben. Die Fiſcher an Flüſſen und Seen führen ihr Zeichen auf Kahn und Ruder, die Sennen das ihrige auf der Meßbrente, dem Kerbholz, der Ankenballen und dem Käslaib. Einigt ſich die Gemeinde mit ihrem Beſitz an Milchvieh in ein gemeinſam zu bewirthſchaftendes Sennthum, ſo hat jeder Kuhbeſitzer ſein mit ſeinem Hauszeichen markirtes Kerbholz, im Bündner Oberlande Pritſche, im Prättigäu Alpſcheit genannt. Auf ihr wird am Tage der Ausmeſſung von Molken und Käſe Jedem ſein Antheil in Gewichtstheilen verzeichnet. Die Pritſchen werden an einen Ring gereiht und ſind das Protokoll des Milchfußes, d. h. der Vertheilungsnorm für die Molken. Das eingegangne Milchquantum wird nach Bennen berechnet und auf den zollbreiten Tannenſcheiten mit einer Kerbe notirt; die verkaufte Milch mit einem Stich („Tupf"), die dazu gekaufte mit einem Ritz („Kritz"). Die Rückſeite des Alpſcheites dient dem Sennen zu ſeiner Privatbuchhaltung. Auf ihr notirt er die dem einzelnen Alpgenoſſen à Conto gegebenen Molken (deren keiner nach Verhältniß mehr erhält als ein anderer), er ſummirt das Verabreichte in ſogenannten Bauernfünfern und ſieht was jede Scheite an Alplohn ſchuldig iſt. Er legt ſie an einer Schnur gereiht am Ende der Weidezeit den Alpmeiſtern vor. Wird hierauf im März Geſammtabrechnung gehalten, ſo bezahlt jeder Alpgenoſſe dem Sennen ſeinen Antheil am Lohn und dieſer quittirt ihn, indem er ihm ſeine Alpſcheite zurückgiebt. Nach dem Namen dieſer Kerbhölzer benennt der Bündner auch alle übrige Berechnung im Steuerweſen und im Wahlgeſchäfte. Wuhrſchnitz iſt ihm diejenige Jahres-Umlage auf die Güter, womit man die nöthigen Wuhrungen der Gewäſſer im Stande hält; denn ſchnitzen heißt durchgängig bezahlen, der Schnitz iſt die Beſoldung. Da die Landſchaft Davos ihr Steuerquantum nach der Zahl der von ihr zu ſtellenden Repräſentanten (Großräthe), bezahlte, ſo nannte ſie ihre Geſammtſteuer „Repräſentantenſchnitz". Bei der jährlichen Verlooſung des Brennholzes

unter den Gemeindegenoſſen machen ſich Hausmarke, Kerbholz und Schnitz zuſammen geltend. Jeder Loostheil wird mittels eines zollgroßen Holztäfelchens gezogen, auf dem die Marke des zugetheilten Baumſtammes verzeichnet ſteht. Dieſe ausgelooſten Marken ſchneidet alsdann der Cavig (Dorfmeier, caput vici) zu den betreffenden, ſchon auf ſeinem Kerbholze ſtehenden Hausmarken und controllirt damit wieder auf Jahresdauer den Geſammtbezug an Brenn- und Bauholz.

Hält man dieſe Marken und Schnitze des Kerbholzes zuſammen mit den altnordiſchen Runenzeichen, ſo gleichen ſich beide auffallend und ſogar bis auf den Namen; denn auch im Gothiſchen hieß vrits (Riß) der Buchſtab, weil man das Schriftzeichen in Geſtalt ſenkrecht- und quergezogner Striche oder Stäbe auf Stein und Holz einritzte. Ihre auf Buchenzweige eingeſchnittne Stabform hat ihnen bekanntlich den Namen Buchſtab (stabs, stafr) gegeben und da ſolche Buchſtaben nur eine bildliche oder ſymboliſche Bedeutung haben konnten, ſo nannte man ſie rûna, was urſprünglich Geheimniß bedeutet. Die ſenkrecht- und quergezogene Form des Runenzeichens erlitt erſt dann willkürliche Abänderungen, als man ſie zu paaren anfieng mit dem Anlaut des geſchriebnen Eigennamens. Damit mußte der geradgezogne Runenſtab die gekrümmte Linie oder die Rundform des Buchſtaben annehmen, die auf Holz oder Stein ſchwer einzuzeichnen iſt, und kam eben dadurch außer Gebrauch. Echte Runen und Hausmarken ſind alle geradlinig und einfach; geſchweifte und überladene Linien gehören ſtets einer ſpäteren Zeit an und gehen über in die verſchlungne Namensſchiffer der Kanzleien, Handelsfirmen, Notariatsmonogramme. Hierher gehören das Berg- und Markzeichen in den Metallſchmelzen und Eiſenhämmern, das Münzmeiſter- und Steinmetzzeichen, das Malermonogramm, der Namensſtempel der Fabriken, Formſchneider, Buchdrucker, Kupferſtecher und Zimmerleute. Das Abzeichen häuft und verſchnörkelt ſich mit der zunehmenden Trennung der Stände und mit dem Selbſtändigwerden der einzelnen Innungen und Gewerke; nach Ablauf dieſer Zeit verallgemeinert es ſich wieder und geht zurück bis auf das Abbild

des bloßen Handwerksgeräthes. Darum findet ſich dann als ſpäte Hausmarke und als Bauernwappen: Anker, Art, Spaten, Pflugſchaar, Egge, Rechen, Hammer, Zange, Winkeleiſen, Henkelkrug, Melkſtuhl, Tannenbaum ꝛc. Als mit dem fünfzehnten Jahrhundert in allen Zweigen der Arbeit und Technik eine erhöhte Concurrenz begonnen hatte, ſahen ſich ſelbſt ausgezeichnete Künſtler gezwungen, ganz ſinnloſe Marken auf ihre Produkte zu ſetzen, bald als Unterſcheidungsmittel, bald zum Deckmantel ihrer Anonymität. Wie dabei Marke und Buchſtab noch zuweilen in Eins zuſammenfließen, dies zeigt ſich an einem Beiſpiele in Naglers Monogrammiſten 1, Abth. 1, no. 24. Der niederdeutſche Maler Jeremias von Agnen, zubenannt von Boſche, bezeichnet auf ſeinen Kupferſtichen die Initialen ſeines Namens I. A. v. alſo, daß er das I zum Mittelbalken der Figur macht, als deren Fuß ſich das A unten hinſpreizt und ein liegendes v ſich quer durch den Mittelbalken ſchlingt. Dadurch ergeben ſich folgende dreierlei Monogramme, welche zugleich ſehr oft als Hausmarken begegnen:

Ein ähnliches noch auffallenderes Beiſpiel bietet die Geſchichte der Gauner dar, welche ſich in der Blüthezeit des Zunft- und Innungsweſens gleichfalls in eine Corporation mit eignen Abzeichen vereinigt und es dabei vorübergehend bis zur obrigkeitlichen Anerkennung gebracht hatten. Sie hielten alljährlich in Baſel auf dem Kohlenberge unter dem Schutze des dortigen Stadtrathes ihren Landtag. Eine Urkunde v. J. 1540 aus der Kanzlei der Tagſatzung von Frauenfelden beauftragt die Kantone mit der Unterſuchung gegen Mordbrennerbanden, welche es beſonders auf die reformirte Schweiz abgeſehen haben ſollten, und theilt den ſchweizeriſchen Ständen die Schriftzeichen „Zinken“ mit, durch die ſich das Geſindel an Brücken und Straßenpfählen gegenſeitig benachrichtige. Dieſe Zinken beſtehen aus dem einfachen Balken der Hausmarke; ſtehend drückt er aus, daß der Mordbrenner eben auf dem Marſche oder in Action iſt; liegend, daß er ſein Werk bereits abgemacht, nem-

lich Feuer eingelegt hat. Der Fuß des Balkens ist theils einfach, theils zweifach gespalten und erscheint entweder einfach als ein sogen. C-Strich der deutschen Currentschrift, oder zweifach als ein doppelter; d. h. er zieht den Haarstrich zweimal, den Schattenstrich einmal in gleiche Höhe und Tiefe. Dieses Zeichen sagt, daß der Mordbrenner sich hinweg und in welcher Richtung er sich fortgeschlichen habe. Desselben Zeichens als einer Marke bedienen sich die steierischen Holzbauern und nennen es den Wurm; es besagt an dem umgehauenen Baume, daß derselbe zum Triften bereit liege und vom Platze zu bringen sei. Letzteres meldet Ilwof in den Steiermärkischen Histor. Mittheill. 1863, Heft 12, 199.

Unterschieden von dem Zweck der Hausmarke sind die Steinmetzzeichen, die bald vom Grundherrn des Ortes, bald von dessen Baumeister, bald allein von der Bauhütte ausgehen und auf die öffentlichen Bauten älterer Zeit übertragen sind: Auf Thüren, Thore, Kirchen, Kapellen, Kreuzgänge, Siechenhäuser, Stadtbrunnen, Sust- und Lagerhäuser, Schaffnereien, Brückenjoche. Man darf sie deshalb, daß sie Handwerkszeichen sind, nicht geringschätzig beurtheilen, da sie sehr häufig sogar bis in die antike Zeit zurückreichen und dieser abentlehnt sind. Nachfolgende Beispiele erweisen dies. An einem alten Wehrthurm hinter dem Dom zu Regensburg, stehen an den Eckquadern auf römischer Substruction kleine geradlinige Zeichen, nicht öfter als drei- bis vierfach gegliedert, in Menge eingehauen. Sie entsprechen ziemlich genau denjenigen, die auf den Buckelsteinen des Römerthurmes zu Badisch-Steinsberg eingehauen sind, deren Abbildung zu sehen ist in Mone's Badischer Urgeschichte 1, 258, 259. Und abermals mit diesen Steinmetzzeichen nächstverwandt sind die auf zwei Wandpfeilern des Basler Realgymnasiums eingehauenen. Diese zu Basel mögen also als späte Nachahmungen anzusehen sein jener altrömischen, welche durch die Steinmetzen der alten Bauhütte zu Regensburg an den Oberrhein gebracht wurden. Noch schlagender ist folgende Thatsache. Ein aufrechtstehender Balken mit zweiseitig geneigtem Giebel, also das Zeichen des Pfeiles ↑, begegnet uns auf manchen

Frontquadern alter Gebäude und ist namentlich das Innungszeichen der Messerschmiede geworden. Dieses Runen-Zeichen liest Hrabanus Maurus, der älteste Gelehrte des Stiftes Fulda, als den Buchstaben T mit dem Begriffe tac, im Norden aber bezeichnet dieselbe Rune den Schwertgott Tyr, beidemale aus demselben Grunde, weil der Tag Lichtpfeile schießt und der Sonnengott mit dem Schwerte das Nachtdunkel spaltet. Sie begegnet aber auch auf einem antiken Steincylinder, der vor etlichen Jahren bei Erweiterung eines Kellers zu Reutlingen ausgegraben und von Theophil Rupp photographisch veröffentlicht worden ist: Aus der Vorzeit Reutlingens 1864. Auf der einen Seite dieses 50 Pfund schweren Cylinders ist das Sonnenhaupt mit vierzehn Flammen, auf der entgegengesetzten das Haupt eines todten römischen Kriegers erhaben eingehauen. Vom Auge des Kriegers bis zu dessen Mund herab erkennt man in der durch einen Kreisabschnitt eingeschlossnen Bildfläche drei Runenzeichen eingehauen, deren oberste unsere Rune tac und tyr ist. Der Herausgeber erblickt in diesem Denkmale ein Bild des Lichtgottes Mithras, angefertigt von einem römischen Steinmetzen in Alemannien ungefähr ums Jahr 200 n. Chr. und im Auftrage eines Alemannen oder Sueven übertragen auf den deutschen Lichtgott Tyr, der als oberdeutscher Ziu unserm Ziüstag = Dienstag den Namen gegeben hat.

Ein Gebiet noch von größerem Umfange nimmt dasjenige Markenzeichen ein, das man mit seinen rechtwinklig gebrochnen Balken Hakenkreuz, crux ansata nennt:

Als man im Wäldchen des aargauer Klosters Wettingen an der Limmat i. J. 1633 zahlreiche goldne Geschirre ausgrub, in denen nachmals mit Recht der Tempelschatz des bei Wettingen gestandnen Isistempels erkannt worden ist, fand sich darunter eine flache Goldschale, in deren innerem Runde obiges Kreuz erhaben geprägt war. Sie wurde, bevor sie verkauft worden, von dem eben anwesenden Zürcher Tagsatzungs-Gesandten abgezeichnet und steht darnach abgebildet in Joh. Müllers „Al-

ter-Thümmeren der Eydtgnoſſchafft 1777", achter Theil, pag. 12. Dieſes Hakenkreuz iſt wie der römiſche Iſisdienſt orientaliſcher Abkunft, kommt in den buddhiſtiſchen Höhlen des weſtlichen Indiens vor und heißt daſelbſt heute noch das Zeichen des Segens und guter Vorbedeutung. Mit der buddhiſtiſchen Lehre verbreitete es ſich bis zu den aſiatiſchen Polarnomaden und heißt bei den Lappiſchen Stämmen Horagalles. So findet es ſich auf einer Zaubertrommel lappiſcher Schamanen, welche in den Dresdner Sammlungen verwahrt und in Klemm's Kulturgeſch. 3, S. 92, Figur 9 abgebildet iſt. Die Lappen, zu denen ſkandinaviſcher Einfluß und Glaube ſeit der deutſch-nordiſchen Einwanderung vorgedrungen iſt, wiſſen, daß die Germanen daſſelbe geheiligte Zeichen unter dem Namen von Thôrrs Hammerzeichen verehrt haben; ſie ſagen daher, Gott Horagalles ſei der Sohn des Gottes Torden (Thôrr), der als Luftgott das Lappenvolk und die Rennthiere mit ſeinem Blitze ſchützt. Ueber das häufigere Vorkommen dieſes Zeichens im deutſchen Norden geben die Meklenburger Jahrbücher von Liſch (Bd. 13, 383. 24, 286. 26, 177. 27, 179) reichliche Aufſchlüſſe. Es findet ſich auf ſchwediſchen Grabſteinen in der Provinz Upland; auf nordiſchen Goldbracteaten; auf einer zu Hamburg bewahrten heidniſchen Graburne aus den Vierlanden; dreimal auf der Graburne eines zu Kothendorf bei Schwerin abgedeckten heidniſchen Grabhügels. Es erſcheint eingravirt auf dem Broncefteigbügel aus einem ſchwediſchen Heidengrabe; ferner auf der Nadelſcheide einer Broncehefte, die 1838 aus einer mit Menſchenknochen gefüllten Graburne entnommen wurde, ausgegraben im Felde zu Mahnkenberg bei Bützow. Endlich begegnet es auf einer hetruriſchen Vaſe in den Vereinigten Sammlungen zu München.

Bei Münchenberg in der Mark Brandenburg wurde neben mehrfachen heidniſchen Alterthümern eine eiſerne Speerſpitze ausgegraben, deren Beſchreibung und Abbildung im Anzeiger für Kunde der D. Vorzeit 1867, no. 2 ſich findet; ſie trägt neben der deutſchen Runeninſchrift Angnau das Zeichen des Henkel-

kreuzes eingegraben, das Symbol göttlicher Kraft, gedacht als ein nach vier Seiten flackernder, alle vier Weltgegenden beleuchtender Blitzſtriemen.

Mit dieſen Beiſpielen wäre das hohe Alterthum der Marke als eines Perſonenzeichens und ihre Uebereinſtimmung bei verſchiednen Völkern und Zeiten erwieſen. In der vorliegenden Darſtellung war es darum zu thun, ihre rechtliche Geltung und Anwendung hervor zu heben. In Folge dieſer ihrer juridiſchen Natur gieng die Marke einerſeits ins Kaufmannszeichen über, welches das Eigenthum und die Echtheit der von dem Handelshauſe verſendeten Waaren ausdrückt; anderſeits ins Wappen der Städte, der Schlöſſer und Landſchaften. Eben weil die Marke ein älteres Eigenthumszeichen iſt, das Wappen aber ein ſpäteres Familienzeichen, ſo findet ſich die Hausmarke auch mit ins Schildbild des Adelswappens hineingeſetzt. Auch dies läßt ſich in aller Kürze nachweiſen. Ein ſenkrechter Balken oben und unten mit gleichförmig kurz abgeſtumpften Winkelhaken erſcheint als Hausmarke, als Adelswappen und als Steinmetzzeichen in folgenden Denkmälern:

1) Als Schildmarke des Hauptmanns Konrad Zurlauben v. J. 1624. In no. 18 der Glasgemälde des Kloſters Muri.
2) Als Wappenmarke der Freiherren von Gagern. Michelſen, Die Hausmarke, pag. 53.
3) Als Familienwappen des Joh. Bachmann, Monachus Murensis. Wappenbuch der Abtei Muri, im Aargauer Staatsarchiv.
4) Als Steinmetzzeichen von Meiſter Lorenz, der i. J. 1444 die Stiftskirche zu Bruchſal gebaut. Mone, Badiſch. Urgeſch. 1, 261.
5) Steinmetzzeichen am Thurm des Nordthores des Heidelberger Schloſſes, innerer Hof.
6) Als Hausmarke in Meklenburgiſch Börgerende, Strandorf bei Doberan an der Oſtſee. — Liſch, Meklenburg. Jahrb. Bd. 20, 134.

7) Büchſenſchmiedzeichen am Gewehrkolben der im Zeughauſe Munoth zu Schaffhauſen aufbewahrten „Schießprügel".

Hier ſchließen dieſe mit ausdauernder Liebe geſammelten und in geordnete Ueberſichtlichkeit gebrachten Alterthümer aus dem oberdeutſchen Bauernleben. Nicht Alles, was bereits in unſern Mappen aufgeſammelt vorlag, hat ſich hier ſchon mit einfügen und verwerthen laſſen; eben ſo wenig Alles ſchon faßbar ſich auffinden laſſen, was noch weiter wiſſens- und darſtellungswerth ſein mag. Gleichwohl wird man den Titel berechtigt finden, den ſich dieſe Abſchnitte beilegen: Sittengeſchichtliche Studien; von einem ſcheinbar kleinſten Punkte ausgehend, finden ſie ein ergebnißreiches Ziel. „Enge Kreiſe, ſagte Peſtalozzi im Jahre 1781 (Preisſchrift über Aufwandsgeſetze), ſind und bleiben ewig das Band der Sitten; im beruhigten Hausglücke, im engeren, nicht anmaßlichen Berufskreiſe keimt der Vaterlandsgeiſt." Dies iſt denn auch der Sinn jenes Göthe'ſchen Wortes im Fauſt:

Greift nur hinein ins volle Menſchenleben,
Denn wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.

Nach dieſem Intereſſanten im Volksleben ſtrecken freilich auch alle die zahlloſen Schriften die Hand aus, die man Dorfgeſchichten, culturhiſtoriſche und vaterländiſche Bilder ꝛc. nennt; aber es fragt ſich ſehr, ob ihnen die Folgezeit einmal denſelben pragmatiſchen Werth beilegen wird können, in welchem ſie zum Theil bei unſerer Leſewelt gelten. Alles aus dem Volke und über daſſelbe Erzählte muß vor Allem wahr ſein; ſchön aber und intereſſant wird das Erzählte allein durch die richtige und ſinnvolle Verwendung des ſpecifiſch Wahren. Dies ſetzt eine künſtleriſche Thätigkeit voraus, bei welcher die vereinte Kraft des Sprachforſchers und des Geſchichtsforſchers die natürlichen Bedingungen der Weiterentwicklung eines Volksſtammes auskundſchaftet und in den geheimſten Winkeln des geiſtigen Lebens nachwirkend wieder entdeckt. Alsdann geſtaltet ſich dieſes Gehaltvolle und Bezeichnende des inneren Menſchen, zum Begriffe der Nationalität und reicht hinan bis zur Ableitung von wie-

derkehrenden Geſetzen der allgemeinen Menſchenentwicklung. Dies ſollte der eigentliche Gehalt des Namens Cultur ſein, angewendet auf die zahlreichen ethnographiſchen Schriften unſrer Gegenwart. Dies allein giebt einer mit geſchichtlichem Sinne aufgefaßten Erzählung den milden unnachahmlichen Reiz des Volksthümlichen und Wahrhaften, und gerade in dieſem Sinne durfte Platen unſrer Leſewelt ins Geſicht hinein behaupten, daß kein Roman ſo romantiſch iſt, als die Geſchichte ſelbſt.

Roth und Blau, die deutſchen Leibfarben.

Wo ſich einer neuen Unterſuchung vielfacher Anhalt darbietet, darf ſie weder unergiebig noch überflüſſig zu ſein fürchten.

J. Grimm, Berlin. Akad. Jahrb. 1849, 198.

Einleitung.

Die phyſiſchen Wirkungen der Farben, in welche die Natur ihre nackten Formen hüllt, berühren die Empfindungsweiſe des Menſchen in allen Zonen auf gleichmäßige Art; daher erkennen die Völker übereinſtimmend in Weiß die Quelle aller Farbe, das glänzende Licht, den Abglanz des Himmliſchen und Edeln; unter Schwarz dagegen, als dem Mangel aller Farbe, denkt man die ſtockende Finſterniß, das Böſe, Tod und Verdammniß. Aus dieſem Urbeginn der Farbenſymbolik entſpringt in vorhiſtoriſcher Zeit das farbige Rechtsſymbol, nach welchem das Volk ſich ſelbſt in verſchiedne Stände ordnet. Den Begriff Kaſte, ein aus dem Portugieſiſchen ſtammendes Wort, bezeichnen die Inder ſelbſt mit dem Worte Varna, d. h. Farbe; denn je höher die Kaſte, um ſo bemerkenswerther iſt die Reinheit der Hautfarbe. Neben den vier reinen Kaſten Indiens ſtehen die der vermiſchten und unterjochten Racen; die unterſte, die der Tſchandalas und Parias, iſt ein nichtariſcher, negerartiger Stamm, engliſch Nigger genannt. Sanskrit bhavat, Herr, leitet ab von bhâ, Glanz, gebildet mit dem poſſeſſiven Suffix vat, und bezeichnet alſo den Glanzbegabten, wie wir nun ſagen, die Excellenz; ſanskr. râǵa, goth. reiks, lat. rex, leitet ſich von der Wurzel râg, glänzen. Die Betitelung Herr, ahd. hêrro, hêriro, führt auf hêr, erhaben, licht und erleuchtet, alſo auf unſer Durchlaucht. So drückt der echte Titel urſprünglich den vom Angeſichte des Edeln ausgehenden Strahl und Glanz aus. J. Grimm, Kl. Schrift. 3, 249. Entſprechend den drei Grund-

farben, welche die Edda in der Regenbogenbrücke annimmt (Gylfaginning 13), gründet Gott Heimdallr die drei Stände des Germanenvolkes, die sich nach den drei Farben der Unfreien, Freien und Edeln gliedern. Der Knecht ist nach dieser dem Rigsmal angehörenden Classification ein schwarzhaariges rauhhäutiges Wesen. Der Freie ist hellroth von Haar und Wange. Der Edle hat blondes Haar, glänzende Wangen, Hals und Nacken seines Weibes leuchten wie reiner Schnee. Die ethnologischen Studien und der neuzeitlich gemachte Fund in den Gräbern der nordischen Urzeit bekräftigen das hier geschilderte Aussehen der untersten dieser drei schon von Tacitus Germ. c. 25, genannten Bevölkerungsklassen Deutschlands. Ursprünglich hatte eine körperlich kleine, dunkelfarbige Race die nordischen Striche innegehabt und wurde von den rothhaarigen germanischen Ankömmlingen theils geknechtet, theils in den Hochnorden zurückgedrängt, worauf ein blonder und weißhäutiger Stamm sich in den Rang der herrschenden Geschlechter emporschwang. Darum wird uns von Sprache, Mythe und Geschichte die schwarze Farbe als das Unreine und Böswillige genannt, das seinen Schatten neidisch auf das harmlose Licht wirft, die weiße Farbe aber als die vorzugsweise geheiligte. Der Lichtgott Odhin trägt einen weißen Schild (Saxo II, 51), sein Roß Sleipnir ist ein Schimmel. Odhinns christliche Ersatzmänner, die hl. Michael, Martin, Ritter Georg, sowie auch der Knecht Ruprecht sind sämmtlich Schimmelreiter.

Skinfaxi, die Glanzmähne, heißt das eddische Roß, mit welchem der Tag angeritten kommt. Ueber die altreligiöse Heiligung weißer Rosse ist ausführlich gehandelt in den Aargau. Sagen 2, Vorrede XXXIX. Auf die Frage des Tragemundliedes, was ist weißer denn der Schnee, erfolgt die Antwort, die Sonne, der Tag. Auf Parzivals Frage um Gott sagt ihm die Mutter: er ist noch liehter denne der tac. Von Baldurs Antlitz geht ein Schein aus, die lichteste Wiesenblume ist im scandinavischen Norden nach dieses Gottes sonniger Augenbraue genannt Baldrsbrá. Als Parzival, das Glückskind, im kerzenhellen Sale auf der Gralsburg übernachtet, bilden die

Kerzen und seine eigne Gesichtsfrische einen Widerschein, als ob der Tag abermals anbrechen sollte; der Held heißt deshalb auch der liehtgevar, der Strahlende. So sind auch die Schwanenjungfrauen die geflügelten, lichtglänzenden Boten des Tages, ihrer eine heißt Swanhwîta; denn der Schwan, sagt Uhland, Gesch. der Dichtung 1, 153, schwingt sich zum Himmel auf und erscheint in der Luft wie ein lichtes Gewölk, und niedertauchend in die Fluth, die den Himmel abspiegelt, gleicht er einem glänzenden Schaume. Im Mainzer Bisthum bediente sich die Kirche seit dem 13. Jahrhundert der weißen Farbe ausschließlich an den Marienfesten (Marzohl-Schneller, Liturgia). Bis zur Stunde wandelt durch die Schlösser des Hohenzollern Geschlechtes der Geist der Ahnfrau als Weiße Frau. Die Verklärung der Ueberirdischen, die Reinheit der Jungfrau, die Heiligkeit der Priesterschaft, der parteilose Frieden selbst erscheint in weißen Gewändern. Dagegen sind die Wesen des Mittelreiches scheckig, die der Unterwelt schwarz. Dreierlei Geisterhähne kennt die Edda, den goldkammigen Fialarr und den Gullinkambi in Walhall, welchen das altdän. Volkslied den weißen nennt, und den dunkelfarbigen, der bei Hel in der Unterwelt kräht. Schwarz ist Hel selbst, die Göttin der Siechtodten, gleichwie nach Hesiod's Theog. 726 um den Tartaros her dreifache Nacht liegt. Von unentschiedener wechselnder Farbe erscheinen die dämonischen Wesen, die halb göttlicher, halb verwünschter Art sind, wie die Elbe, welche schon in der Edda in Lichtelbe, Dunkelelbe und Schwarzelbe unterschieden sind und in Kuhn's Nordd. Sag. 443 als weiße, rothe und schwarze auftreten.

Schon stehen dieser uralten, aber nur von der Mythe gemeldeten Farbensymbolik antiquarische Belege von nicht geringerem Alterthume bekräftigend zur Seite. Die Grabtöpfe und Aschenurnen aus den Heidengräbern deutschen Bodens tragen, wenn sie buntes Ornament haben, keine andern Farben als weiß und gelb, roth und gelb, weiß und schwarz, roth und schwarz, d. h. die vertiefte Linie der über den einfarbigen Grund der Urne gezognen Verzierung ist mit Kreide oder mit Röthel ꝛc.

ausgefüllt. Auch in einzelnen Grabkammern ſcheint dieſelbe Farbenzuſammenſtellung ausgedrückt. Die Steinkammern im Innern der Hünengräber zu Alt-Samnit, von Liſch in den Meklenburg. Jahrbüchern 26, 115 beſchrieben, ſind mit geſpaltnen Platten aus jungem rothen Sandſtein und rothem Granit eingefaßt, während der Fußboden aus einer dünnen Schichte Lehm beſteht, überdeckt mit zerſchlagnen Feuerſteinen, die durch Feuer ausgeglüht und weißgebrannt ſind. Dieſe weiße Bodenpflaſterung, umgeben von einem hellrothen Steinſockel iſt innerhalb der grauen Granitmauern der Grabkammern von freundlicher Wirkung.

Roth, die Hausfarbe der Germanen.

Der Wappenſchild des Germanen war, wie die Unterſuchung ergeben wird, vorzugsweiſe Weiß-Roth; von gleicher Farbe war auch der Hausſchild geweſen. Für letzteres hat man des Tacitus ſicheres Zeugniß, welcher von den Germanen ſagt: Gewiſſe Stellen des Hauſes beſtreichen ſie mit Erde, die ſo rein und glänzend iſt, daß ſie wie Malerei und Farbenzüge ausſieht *). Dieſer Brauch, der bis heute dem deutſchen Landvolke eigen geblieben, entſpringt aus der Beſchaffenheit des Landes ſelbſt, das je nördlicher gelegen, um ſo mehr das Rothbraun als Naturfarbe über das Grün vortreten läßt. Ein landwirthſchaftliches Sprichwort in unſerm Aarthale heißt: Grüen mueß Roth ha; d. h. Bleiben die Matten im Spätherbſte lange grün, ſo werden ſie im Frühling drauf eben ſo lange erfroren (fuchsroth) ſtehen. Im Skandinaviſchen Norden durchdringt der Eiſenreichthum des Bodens mit ſeinen rothen Erzen die ganze Landſchaft; braunroth iſt die Farbe des nordiſchen Sommers,

*) Quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur. Germ. c. 16.

braungelb färbt ſich das Laub der Birke nach dem kurzen nordiſchen Frühling. Braunroth ſchimmern die nackten Gneuß- und Granitblöcke, braune Moore lagern ſich dazwiſchen, braunfarbig ſtürzen die Waſſerfälle zur Oſtſee, unter den letzten Sträuchern des Hochnordens erſcheint noch der Ebereſchenbaum mit ſeinem rothen Beerenſchmuck. In dieſe Lieblingsfarbe der Natur kleidet ſich der Nordländer. Mit grellem Roth leuchten weithin die Balkenhäuſer, ſo in Lappmarken, ſo an den Schoniſchen Küſten; die hölzernen Kirchen der Finnen ſind braunroth angeſtrichen. Roth läßt ſich der Schwede ſogar ſeine Bücher binden, wie wir den unſrigen mindeſtens rothen Schnitt geben. Roßmäßler in der Zeitſchrift Die Natur 1860, 382. Oſenbrüggen, Nord. Bilder 74. Die Mittel, mit denen der einſame und bildungsloſe Nordländer von jeher gewußt hat, dieſes Roth als Waſſer- und als Oelfarbe techniſch herzuſtellen, ſind die allereinfachſten, wir kennen ſie aus neuen und alten Zeugniſſen, wie ſie hier folgen. Araktſcheew, Miniſter unter Alexander I. von Rußland, hatte von ſeinem kaiſerlichen Gönner die Herrſchaft Gruſino zum Geſchenk erhalten und legte dorten eine ſtreng militairiſch zugeſchnittne Kolonie an. Nach Vorſchrift hatte jeder Bauer alle drei Jahre Dach und Wände der Behauſung mit rother Farbe anzuſtreichen. Dazu iſt nach Araktſcheew's eigenhändig geſchriebnen Befehlen nöthig 15 Pfd. Farbe und 1 Pfd. Oel. Ebenſo oft hat er auch alle Hofgebäude anzuſtreichen und empfängt dazu 1 Pud 20 Pfd. rothen Lehms, 16 Pfd. Oel, 16 Pfd. Vitriol, 16 Pfd. Salz und 30 Pfd. Mehl. Allg. Augsb. Zeitg. 1862, no. 120, Beilage.

Der Presbyter Theophilus, deſſen Werk von der Malerei durch Leſſing 9, 443 zuerſt bekannt gemacht worden, handelt cap. 18 de rubicandis ostiis et oleo lini. Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini et exsicca illud in sartagine super ignem sine aqua. deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus pulvis fiat, rursusque mittens illud in sartaginem et infundens modicum aquæ, sic calefacies fortiter. Cum hoc oleo tere minium sive cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello

linies super ostia vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad solem siccabis. Zu dieſer Stelle fügt Fr. Chr. Jonath. Fiſcher, Geſchichte des teutſchen Handels (1, 80) die hübſche Bemerkung: Die grobe rothe Oelfarbe, deren rohe Maſſe dem von Tacitus beſchriebenen Thone ziemlich gleich kommt, heißt noch jetzo im Würtembergiſchen Hausfarbe, weil damit die Thüren und Fenſterbekleidungen gewöhnlich angeſtrichen werden. Beim Wickel- und Riegelbau läßt der Landmann das Gerippe der Trag- und Stützbalken frei, aber mit ebenſo viel rothen Geripplinien, aus der weißen Hauswand hervortreten. Man nennt dieſes auf dem ſteinernen Unterbau der Stockmauern ſtehende obere Balkenſtockwerk das Gewätte. Dieſes wird im Nürnberger und Ansbacher Lande rothbraun, der dazwiſchen liegende Wandtheil blaßroth angeſtrichen; das ganze Dorf leuchtet durch ſeine Wieſen und Fruchtbäume in friſcher Röthe hervor. Einem den Röthel herabthun, heißt davon ſprichwörtlich, ihm die Kraft benehmen. Schmeller, Wörtb. 3, 167. Herrſcht der Holzbau beſonders vor, wie im Schwarzwald und in der Schweiz, ſo werden entweder die obern Stockwerke gänzlich rothbraun angeſtrichen; oder es ſind die Laden der vielfachen, hart an einander liegenden Fenſter des Erdgeſchoſſes rothflammig oder roth- und weißſtriemig bemalt. Im bair. Oberlande ſind die Fenſterladen alter Bergſchlöſſer, z. B. vom Schloß Hohenaſchau, und älterer Bauernhöfe ziegelroth, die oberen Stockwerke der Dorfhäuſer, z. B. in Rupolding, rothbraun. Steub, Bair. Hochland 328. 341. Im Aargau ſind ſolcherlei Gebäude älteſter Zeit, die keiner entſtellenden oder abändernden Renovirung unterworfen wurden, ſtets rothe. Die eine Hälfte des Spitalthurmes der Stadt Bremgarten, das Probſteigebäude zu Klingnau, die Stiftskirche in Zurzach ſind roth angeſtrichen. Die älteſte Kapelle des aargau. Sulzthales zeigt rothangeſtrichne Kreuzſtöcke, Geſimſe und Eckquader, nunmehr freilich ſehr verwaſchen. Darnach nun haben die älteſten Kirchen, Thürme, Thore, Vogtshäuſer und Herbergen ihren ſtehenden Hausnamen erhalten.

Beginnen wir bei den geſchichtlichen Herbergsgebäuden.

Das älteſte Vogthaus der Stadt Zürich, vor deſſen Freiung der abweſende Verbrecher verſchrieen wurde, beſteht urkundlich ſeit 1272 (Vögelin, Altes Zürich 262. 264), heißt das Rothe Haus und iſt nunmehr das Café litteraire; ſein geweſner Wirth fiel als Pannermeiſter ſammt Zwingli 1531 in der Schlacht bei Kappel. Baſels älteſtes Grenzwirthshaus iſt das in der Hardwaldung am linken Rheinufer gelegne Rothe Haus, vormals ein Paulinerkloſter. Die ehemalige böhmiſche Grafſchaft Rothenhaus machte zugleich die Grenze gegen Sachſenland. Zedler, Lexikon 32, 1176. Uli Stapfer, Wirth zum Rothen Haus in der Stadt Brugg, ſteht verzeichnet im Bürgerregiſter des hdſ. Rothen Buches, Band 5, dieſer Stadt. Das R. Haus zu aargau. Nider-Siggingen iſt laut Urkunde v. 21. Nov. 1428 das Meierhaus für das dortige Meieramt, welch letzteres für das Siggenthal 1719 aufgehoben wurde; no. 21 der 146 Urkunden aus dem Alteidgenöſſ. Archiv, die jetzt im Aargau. Staatsarchiv verwahrt liegen. Ein alter Bauernhof bei Prez und Corjolens im Kt. Freiburg heißt maison rouge; ein anderes daſelbſt, gleichfalls rothangeſtrichen, uralt und jetzt unbewohnt, liegt im hohen Greyerz, Pays d'enhaut roman, und heißt das Donnerhaus, maison du Tonnerre, im dortigen Patois Tenneiro casa (Mittheil. von Stud. Chaperon von Chatel St. Denys). Es wird ſich erweiſen, daß derlei Häuſer dem Grenzgotte Donar wirklich geweiht geweſen waren und daher ſeine Leibfarbe trugen. Vom Ober-Elſaß bis nach Straßburg ſind auf dem flachen Lande und auch in den Städten, z. B. in Kolmar, die Wirthshäuſer älteren Schlages zum Rothen Männlein geſchildet, wie daſſelbe auch das Wahrzeichen des Straßburger Münſters iſt. Stöber, Elſäſſ. Sag. no. 325, S. 475. So hieß auch das Haus zu Zürich, in welchem Bürgermeiſter Waldmann wohnte, zum Rothenmann. Vögeli, Altes Zürich 265.

Thürme des Namens Rothe finden ſich zu Meißen an der Elbe, zu Halle, bei Magdeburg, zu Hannover, Mainz, Friedberg, Speier, Wien, Prag, Utrecht und Gent. Sie bezeichnen Gerichtsſtätten und Landesgrenzen. Der R. Thurm zu Halle, vor dem der Roland mit dem Schwerte ſteht, war einſt das

Amthaus, wo die Hinrichtungen vollzogen wurden, und ist jetzt ein Cafehaus. Den Hallenser Reim über diesen Thurm wiederholt Zöpfl RA. 3, 240. Die Siebenbürgisch-walachische Grenze am Flüßchen Alt bei Hermannstadt bezeichnet das dortige rothangetünchte Felscastell Rotherthurm. Der gleichnamige im Kant. Schwyz ist ein Ueberbleibsel der alten Landwehre, die von hier bis Arth zwei Stunden weit über das Gebirg gebaut ist; hier wurden seit ältester Zeit bis zur Verfassungsänderung 1850 die Landesgemeinden abgehalten. Das Thor zum Rothenthurm in Wien ist 1859 abgetragen worden. Das Basler Dienstmannenrecht, ed. W. Wackernagel, sagt in §. 12, daß derjenige, der des dortigen Bischofs Huld verloren hat, sich für gefangen antworten soll in den rothen Thurm daselbst zu St. Ulrich, und soll dann der Schultheiß einen rothen Faden mit Wachs vor die Thüre spannen. Der R. Thurm zu Solothurn gilt für den ältesten Punkt dortiger Stadt, war Sammelplatz des öffentlichen Gerichtes und ist seit jeher ein Gasthaus.

Auch Kirchen und Klöster trugen zum Zeichen ihrer Rechtsbefugnisse rothen Anstrich. Das Frauenkloster Rothenmünster in Schwaben nennt sich urkundlich monasterium rubrum. Heinrich Bullinger in seiner hds. Tiguriner Chronik fol. 1, Bl. 257^{b}. bezieht sich auf ein hierüber herschend gewesenes Sprichwort: Wann die Alten woltend sagen, es gange alles letz, wider fug, on alle ordnung zu, habend sie mit einem alten sprichwort gesagt, es gange nach der rothen kirchen vnd durch die rothe kirchen. Als die preußischen Executionstruppen i. J. 1849 das insurgirte Badische Oberland besetzten, erschien eine Strafeinquartirung im Dorfe Hochsol, das im Schwarzwalde auf der Hochebene gegen den Rhein bei Laufenburg gelegen ist. Sobald der Kommandirende den uralten Kirchthurm daselbst mit seinem kupferrothen Anstrich erblickte, hielt er dies für ein Parteizeichen der rothen Republikaner und befahl, Kirche und Thurm auf Gemeindekosten zu überweißen. Man mußte dem Fremdling erst aus der Farbe dortiger Nachbarkirchen und gewöhnlicher Feldkreuze zeigen, daß hier ein altkatholischer Brauch

vorliege zugleich mit einem örtlichen Rechte. Dieß Dorf war eine der acht Einungen, aus denen die Waldvogtei der Schwarzwälder Herſchaft Hauenſtein beſtand, und hier hielten die Freileute des Niedern Albgaues ihr jährliches Maienthing ab. Dieß wird bereits durch das Habsburg-öſterreichiſche Urbarbuch, ed. Franz Pfeiffer 46, 12 beſtimmt: Hôchsol ûffen dem walde, der herzogen von Ôsterrîche dinghof; die vrîen liute ze Rôtsol (48, 24). Letzteres iſt Rothſell, Hochſols Filialdorf. Mone, Oberrhein. Ztſchr. 9, 360.

Eine ähnliche Rolle ſpielt die rothe Thüre; daß an derjenigen zu Frankfurt, Magdeburg, Würzburg, Metz u. A. Gericht gehalten wurde, beweiſt Fr. Böhmer mit einer Reihe geſchichtlicher Zeugniſſe im Frankf. Archiv I, Heft 3, 114. Der Stadt Altenburg Recht §. 30 ſchreibt den dortigen Bürgern vor: sententias extra civitatem requirendas Goslarie in rufo ostio requiretis. Gaupp, Stadtrechte 1, 213. Die ſog. ſieben rothen Mantelträger zu Beromünſter, Kt. Luzern, waren die Juſtizbeamten des dortigen Chorherrenſtiftes und bildeten das Rothe-Thürengericht, indem ſie vor der Stiftskirche auf der Freiung ſitzend, über die Stiftshörigen im Sachenrechte entſchieden. Rothe Thüre wird daſelbſt das Portal der Stiftskirche oder das Vorzeichen genannt; das Gericht wurde alſo daſelbſt vor der Kirche unter freiem Himmel abgehalten, wie zu Luzern das Staffelgericht. Jakob von Rinach, Ritter, urkundet 1299 „ze Münſteren in ergöw vor dem münſter, vor der Rotun tür vnder dem vorzeichen.“ Geſchichtsfreund 19, 258. In der Offnung von Beromünſter heißt es ferner: „iſt daz ein probſt dieſelben vrteil in denſelben höfen nit vſrichtet, ſo ſol man ziehen für die rote tür, vnd ſol ſie da ein probſt vſrichten“. Segeſſer, Luzern. Rechtsgeſch. 1, 724. Noch im J. 1518 fordert das dortige Stift den Rath zu Bern auf, er möge ſeine Leute daſelbſt zur Verpflichtung anhalten, die Gotteshausgüter vor der rothen Thüre zu Münſter berechtigen zu laſſen, deſſen ſich nun die von Hallwil und die ihrigen widern. Aargau. Staatsarchiv „Lenzburg H“, pag. 797. Im Grundgemäuer des aargau. Bergſchloſſes Bruneck, einſt der Sitz der

Familie Geßler, nennt man eine Spalte des Schloßfelsens das Teufelsloch. Diese Schlucht, die sich nach innen rasch verengt, ist, wie die dortige Sage angiebt, innen durch eine rothe Thüre verschlossen. Aargau. Histor. Taschenb. 1860, 100.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert begannen die deutschen Städte das ungeschriebne Herkommen und Gewohnheitsrecht schriftlich abfassen zu lassen. Aus diesen ersten Versuchen, die örtlichen Einungen zu codificieren, bildeten sich die Stadtrechte. Diese handschriftlichen Satzungen sind in rothes Leder, oder in roth überzogene Holzdeckel gebunden und heißen Rothes Buch. Das Rothe Buch im Berner Staatsarchiv enthält dieser Stadt Satzungen v. J. 1283 bis 1487; dasjenige der Stadt Basel umfaßt die Satzungen von 1360—1427. J. Schnell, Uebersicht der Rechtsquellen 1860, 12. Ersteres war bis ins dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts allen Bern. Verfassungsrevisionen zu Grunde gelegt worden. Das gleichnamige im Luzerner Archiv enthält das Habsburg-österreichische Urbarbuch, dessen Text nun den 19. Band der Bibliothek des Stuttgarter Vereins ausmacht. Im Jahr 1345 läßt die Stadt Ulm ihr rothes Buch beginnen; ein Jahrhundert später die Stadt Brugg ihr gleichnamiges in fünf Foliobänden. Aehnliche Sammlungen desselben Namens sind in Gelnhausen, in Oldenburg u. s. w. Ein berühmtes Zauberbuch auf Island heißt in gleichem Sinne Raudhskinna, das Rothfell. Maurer, Isländ. Sag. der Gegenwart, 102. Bis in die neueste Literatur ist jener Name in Anwendung gewesen. Gleim schrieb sein Gedicht Halladat unter dem Ergänzungstitel das rothe Buch, ebenso ließ hernach J. Görres seine teutonisch-liberale Flugschrift das Rothe Blatt 1797 erscheinen.

Die Bänke der Schöffen waren mit rothem Tuch gedeckt; daher die Redensart über einen Criminalisirten: er ist einmal vor der rothen Bank gewesen. Noch jetzt, erzählt Fr. Böhmer in seinem vorerwähnten Aufsatze, wird zu Frankfurt Jedem, der vor Gericht einen Eid zu schwören hat, ein rother Mantel umgehängt, es sei denn, daß der Schwörende in ganz schwarzer Kleidung erscheine. Roth ist der Mantel des Blutrichters und

der Amtstalar der Juriſtenfacultäten, mit rothem Wachſe ſiegeln galt als Zeichen eigner Herrſchaftlichkeit *). Immer mehr verliert mit der Zeit die Farbe ihre altreligiöſe Bedeutung gegenüber der criminaliſtiſchen. Doch dieſe erſtere läßt ſich noch vollkommen nachweiſen.

Wenn nemlich Gott Thôrr im Norden vorzugsweiſe der Landgott hieß, landâs, patrium numen, ſo mußten Landesmarke und Landesweg unter ſeinem Schutze ſtehen. Die Isländiſchen Anſiedler nannten Thôrsmörk jenen Bezirk, welchen ſie dieſem Gotte heiligten, und die Norwegiſche Sage weiß von der Straße Thors-vej (=Weg). Myth. 169. Ebenſo heißt nach der Sprache der weſtfäliſchen Vehmgerichte der ganze Gerichtsbezirk, in welchem die einheitliche Satzung gilt, Rothe Erde. Wo ſich den Sagen vom Umzuge des W. Heeres die Gottheit Donars beigemiſcht hat, da tragen die Landſchaften, Berge, Flüſſe und Marken, durch welche die wilde Jagd zieht, immer noch in ihren Namen etwas von dieſes Gottes Leibfarbe an ſich. Es lohnt ſich, hierbei etwas zu verweilen. Der Rothenburger, der mit der W. Jagd aus dem Kyffhäuſer, der Rodenſteiner, der in Heſſen aus dem Schnellerts auszieht, iſt in der Schweiz der Rothenburger geheißen, nach dem Namen eines ſeit dem Hohenſtaufer Friedrich II. hier blühend geweſenen Dynaſtengeſchlechtes, in das der Minneſänger Rudolf gehört. Es gab dem alten Luzerner Städtlein Rothenburg ſein Entſtehen. Hier bildet zwiſchen dem alemanniſchen Altaargau und dem burgundiſchen Bernerlande der Rothbach die Grenze, und in dem nach dem Bache benannten Orte Roth, zur Linken des Flüßchens, wurde am Schluſſe des 12. Jahrh. das Ciſterzerſtift St. Urban gegründet. Obſchon dieſer Rothenburger Dynaſt, der Landesſage zu Folge, in die Gletſcheröden des Rothales im Berner Oberlande verwünſcht iſt, ſo hält er in dem vorgenannten Revier doch noch ſeine Jagden ab. Beim Rothen Häuschen der Stadt Zofingen läßt er ſich aus den Lüf-

*) In Altbaiern wird gegen Rothlauf eine Stange Siegellack auf dem Leibe getragen. Bavaria 1, 462. Bei uns gilt eben daſſelbe gegen Zahnweh.

ten nieder, zieht hin am Rothenrain im Röthlerwalde und durch das dortige Rothwasser. Sein Weib ist die Rothenburgerin. Sein Hut, Federbusch, Mantel und Kinnbart sind zündroth. Jagdhunde mit rothen Halsbändern und feurigen Zungen begleiten ihn rudelweise; brennende Männer in Gestalt lodernder Irrlichter, die statt der Augen glühende Pflugräder und statt der Köpfe Fruchtwannen und Kornmetzen tragen, folgen nach; wo sie sich einem Wohnhause nähern, bringen sie demselben Glück. Aus diesen längst ins Satanische gewendeten Sagen vom Donnergotte erhellt, warum der Ortsname Roth so oft mit Teufelsgeschichten gepaart wird. In Schwaben heißt es, bei jeder Hexenversammlung müsse eine Rottenburgerin dabei sein. Als der Teufel dem Herrn alle Reiche der Welt anerbot, behielt er sich nur einen Ort zum Ausgedinge vor, das Lausitzer Dorf Rothwasser, das noch durch seine Roßtäuscher berüchtigt sein soll. Haupt, Lausitz. Sagenb. 1, 104. Die Bäche des Namens Rothwasser im aargau. Freienamte gelten für Wohnsitze verfluchter Geister. Beim Rothwasser im Walde von Bünzen im Freienamt hat der berüchtigte Landschaftsgeist Stiefelreiter seine Rennbahn. Solcherlei Bäche bezeichnen alte Grenzen, an denen zugleich die Untergerichte abgehalten wurden. Zu Zeitz hieß der Platz, wo das Land- und Halsgericht stattfand und die Verurtheilten hingerichtet wurden, der Rothe Graben. Der Wasserhauptmann und die Mitglieder des Wassergerichtes in der Wetterau trugen rothe Binden und gaben beim Einschlagen von neuen Pfählen den zuschauenden Knaben rothe Riemchen zum Gedächtnisse. Uebereinstimmend damit erzählt die Emmenthaler Sage vom Rothen Brandisser, dessen Geschäft es ist, die Wuhrungen und Dammpfähle der Emme im Frühjahre wieder festzurammen, die der wilde Strom den Winter hindurch unterwühlt hat. Die ganze obere Emme entlang hört man den Geist von Fels zu Fels pochen. Nach dem durch die Chroniken umgestalteten Volksglauben sieht man jetzt in ihm einen geschichtlichen Landesbaron von Brandis, von welchem die Herrschaft Brandis sammt den Gerichten Lützelflüh und Rüegsau kaufsweise an Bern gekommen ist. Am

Thuner See heißt dieſelbe Erſcheinung der Brünnis und Bruni. Er iſt das Stadtgeſpenſt zu Thun, das im dortigen Gaſthauſe Zu Oberherren ſeinen Wohnſitz hat; ſo oft er es Nachts verläßt und die Gaſſen durchbrüllt, tritt unfehlbar Regenwetter ein. Ein ähnlicher Geiſt Bruno befährt jene rothe Straße, die von Brüſſel ſeit uralter Zeit nach dem Hofe Duivekot geht, in einem Wagen ohne Pferde und wird in belgiſchen Kinderliedchen beſungen. Wolf, Ndländ. Sag. no. 547. Unter dem Namen Bruno hat Odhin in der Bravallaſchlacht mitgekämpft, wie Saxo Grammaticus erzählt; zugleich aber iſt man an Brun den Bären gemahnt, Donars Thier. Stadt und Schloß Brünis liegt untergegangen bei Wohlen im Freienamte. Aargau. Sag. no. 462a. Der See auf dem Pilatusberge bildete noch im ehevorigen Jahrhundert die rätiſch-alemanniſche Sprachgrenze. Alljährlich ſteigt am Charfreitag aus dieſem Gewäſſer der Berggeiſt empor, den man für den Landpfleger Pilatus hält, und ſitzt mit der rothen Kleidung ſeines Richteramtes angethan auf dem Gerichtsſtuhl. Dieſem Geiſte ſchrieb man die mächtigen Ueberſchwemmungen zu, mit denen der Kriensbach mehrfach die Stadt Luzern aufs äußerſte bedroht hat. Zürich. Antiq. Mittheill. 23, 5. Ueberall in dieſen Sagenzügen blickt die Geſtalt Thôrrs durch, der die Eisſtröme durchwatet und der dem Olof-Tryggwaſon einſt ſelbſt offenbarte, daß er die Reifrieſen mit ſeinem Hammer erſchlagen habe, ſobald die Landesbewohner einmal angefangen hätten, den rothen Bart anzurufen. Und als er hierauf nach dieſem Geſtändniſſe vor Olofs Augen ins Meer hinein gieng und verſank, rief dieſer als ein Chriſt: Seht, wie dreiſt der Teufel war! Olof-Tryggwaſonſaga. So zeigt ſich Thôrr als ein die Bergſeen und Wildwaſſer bändigender, die Marken beſtimmender Flur- und Grenzgott. Sein Bildniß war an die Spitze der nordiſchen Schiffe geſchnitzt; darum hauſt er zu Luzern am Vierwaldſtätter und zu Thun am alten Wendelſee, d. i. Grenzſee. Selbſt der Rieſenfiſch im Egelſee am Heitersberg trägt eine rothe Schnur um den Hals. Aarg. Sag. 1, S. 8. An Thôrr erinnert ferner die rothe Tonne, die als Schifferſignal verankert in der offnen See liegt und die rechte

oder linke Seite des Fahrwaſſers zu erkennen giebt. Die Hamburger haben die Grenze ihrer Stromſchiffahrt durch eine blutroth angeſtrichne eiſengeſchmiedete Tonne bezeichnet; den in die Themſe einlaufenden Schiffen markirt ein am Nore aufgeſtelltes rothes Wachtſchiff nautiſch die Mündungsſtelle. Ebenſo iſt die vorhin erwähnte rothe Herberge der Punkt geweſen, wo das ſtädtiſche Weichbild begann. So iſt ſowohl die naſſe Grenze, die den Namen der rothen trägt, als auch die feſte Marke, welche neben vielen örtlichen Donnersbergen den ſchleſiſchen Grafennamen Henkel von Donnersmark in ſich ſchließt, ein Hinweis auf den rothbartigen Donar, deſſen Hammerwurf die Landgrenze beſtimmt, gleichwie Jupiter ſeine Blitze mit rother Hand ſchleudert, dextera rubente.

Der rothe Faden.

Betrachten wir zuerſt das berühmte Rechtsſymbol der Limitation, den dem Grenzgotte geheiligten rothen Faden. Er zieht ſich durch alles Tau- und Segelwerk der Brittiſchen Flotte hindurch und iſt ſeit jenem aus den Wahlverwandtſchaften ſtammenden Gleichniſſe Göthe's zu einer durch unſre moderne Proſa hindurchgehenden Phraſe geworden. Der rechtlich mit dem Faden Umſchlungene iſt nach dem Saliſchen Rechte (edd. Merkel, S. VII) adfathimirt, d. h. angefädmet, copulirt und vindiciert, vertragsmäßig erworben, in Schutz und Pflicht gebracht und an die fragliche Sache gebunden; oder er iſt, wie man ſich ausdrückt bei Geburts- und Hochzeitstagen, eingebunden, ans Tiſchbein gebunden, angewettet, eingeſtrickt, gehelſet; Helsling iſt der Spannſtrick. Das Alemann. Kinderlied S. 147, und die Aargau. Sag. 2, S. 276 führen bereits dieſen Satz in einer Reihe ſitten- und ſprachgeſchichtlicher Belege durch, als deren Nachleſe die hier folgenden Beiſpiele zu betrachten ſind.

Die ſichtbare Grenzſcheide zwiſchen Dorf- und Ackerge-

markung heißt oberdeutſch Efaden, ductus legitimus. Von einer feſtgekuppelten Ehe ſagt die ländliche Ausdrucksweiſe, ſie ſei gut eingefädmet. Sidefade um das Hûs! d. h. Hausfrieden, rufen die Kinder im Frickthale und anderwärts vor jenem Hauſe, wo ſie ſich das Hochzeits- oder das Faſnachtsküchlein zu erſingen wünſchen. Dies führt auf die im Kindermärchen ſogenannte rothe Brautſeide, ein Eheſymbol, das bei den Indern die rothwollene Hochzeitsſchnur Kautuka, der Scharlachfaden der chineſiſchen Braut, altrömiſch der feuerfarbne Hochzeitsſchleier, das flammeum der Römerin, das filum flammeum im Kölner Hofrechte und der rothe Hoſenneſtel unſrer Bauern in den Waldſtätten und in Tirol iſt; vgl. Kuhn Nordd. Sag. S. 522, und Weſtf. Sag. 2, S. 41. Jeder Zillerthaler Hochzeitsgaſt muß Neſteln aus rothen Lederriemen tragen, damit dem Brautbette nichts Böſes geſchehe. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 47. Aus gleichem Grunde ſind die Ohren, Mähnen und Schweife der Roſſe des Brautwagens in der Schweiz rothbefranſet und rothgezöpft. Von Kindern bevorzugter Geſchlechter heißt es, ſie ſeien mit einem rothen Striemchen um den Hals zur Welt gekommen, die Weihſchnur ſei alſo ihnen angeboren. Dem Wendiſchen Taufkinde umwickelt man den Pathenbrief mit rother Seide, man bindet ihn dem Kind eine Zeit lang ums Händchen. Haupt-Schmaler, Wend. Volksl. 2, S. 250. Den Kindern der Inſelſchweden ſetzt man gleich nach der Geburt ein Linnenhäubchen auf mit zweierlei Bindbändchen, einem rothen und einem gelben. Stricker's Germania 3, 300. Als Thamar Zwillinge gebärt (1 Moſ. 38, 28), kam erſt eine Hand hervor, um welche die Wehemutter einen rothen Faden band, indem ſie ſprach, der wird der erſte herauskommen. Beim Wildenmannsſpiele, wie daſſelbe an der Faſnacht im Etſch- und Vintſchgau ſonſt gefeiert wurde, giengen alle Schulmädchen weißgekleidet in den Wald, um den W. Mann zu ſuchen. Der Aufgefundene war in Baumrinde und Moos gekleidet, trug Ketten von laut raſſelnden Schneckenhäuschen und ſtatt des Stabes einen jungen Baum. Er mit ſeinen zwei Jungen wurde von den Mädchen mit rothen Seidenbändern gebunden,

ins Dorf geführt und gastfrei bewirthet. Wolf, Ztschr. f. Myth. 3, 200. Ebenso kommt auf dem Berner Lande am Hirsmontag der Mieschmâ in die Stadt gezogen, ein in Moos (Mieſch) gekleideter W. Mann, in rothbebänderten Hemdärmeln, eine junge Tanne hinter sich dreinschleppend. Auf der Thurgauer Burg Liebenfels befindet sich ein Wandgemälde älterer Zeit, von Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 207 beschrieben. Zwischen dem Gewinde einer Weinlaube führt ein schöngeschmücktes Weib einen wilden, ganz behaarten Mann an einem rothen Faden. Der Mann spricht:

ich bin haarig vnd wild
vnd fuert mich ain wiplich bild.

Das Weib, auf ein schwebendes Herz hinweisend, antwortet:

ich zaig dir min anmuot,
wie min herz fliegen tuot.

Folgenden Rechtsbrauch der Gemeinde Beffendorf vom J. 1543 verzeichnet Uhland (Pfeiffers Germania 4, 92) aus der Zimmerischen Chronik:

Ob ain paur umb ain frevel gestraft wird und wolt sich den zu geben sperren, mag des abts anwalt demselben pauren ain seidin faden umb sein waichi spannen, den sol er nit brechen, auch weder under oder über den faden herauß geen, biß er bezalt. Wa er sollichs aber verachtet, darüber oder darunder herauß gieng, oder den faden brech, so ist dem gotshaus (zu Gengenbach) sein hof aigentlichen haimgefallen. Hiebei ist zu merken, seither dise gerechtigkait dem spital zu Rotweil zugestanden, so hat die alt gewohnhait ain ende und lassens die Karschhansen (Philister) hingeen, die solche sachen nit hoch achten.

Im voranstehenden Abschnitte schon ist aus dem Basler Dienstmannenrechte die Satzung erwähnt, wornach der freiwillig zur Haft sich Stellende in dem Rothen Thurm der Stadt gefangen sitzt, vor dessen Thüre der Schultheiß einen rothen Faden mit Wachs spannt. Ein Heinrich Sidenfaden ist 1295 urk. Zeuge zu Schwyz. Kopp, Eidgenöss. Bünde 3, 120.

Dieses heilige Band, altn. vébond, wurde auf jenem Platze,

den man zum Tempel- oder Gerichtsplatz einfriedete, um Haſelſtäbe geſchlungen; daſſelbe entſpricht der römiſchen vitta, die ein Flehender auf den Händen überbrachte oder um den Altar ſchlang; dem Purpurfaden im Hoh. Liede 4, 3: sicut vitta coccinea labia tua; dem eleuſiniſchen Wollenfaden, den der Eingeweihte um den Arm trug; und dem Wollenfaden, mit dem der Eingang des Poſeidonstempels zu Mantinea geſperrt war, Pauſanias VIII. 10, 2; citiert in Kuhn's Weſtfäl. Sag. 2, S. 42. Vielleicht iſt Tacitus Angabe vom hl. Hain der Semnonen ebenſo zu verſtehen, welchen man nur gefeſſelt betreten durfte. Im Heldenbuch ſind die Kampfplätze Roſengärten Kriemhildens genannt und mit Seidenfäden umhegt; das gleichnamige Gedicht Roſengarten V. 167 ſagt von ihnen:

darumme gêt ein mûre, daz ist ein borte fîn:
trutz sî allen fürsten, daz ir einer kume drîn.

Dorten ſollen nur Geweihte, hier nur Helden Zutritt haben, der Unberufne, der die Schnüre bricht, büßt es mit der rechten Hand und dem linken Fuß. — König Blâkman ſteht im Zweikampf gegen Held Vidrich und hat ſich gegen deſſen Zauberſchwert Mimmering durch ein entſprechendes Zaubermittel zu ſchützen:

So legt er um ſeinen güldnen Helm
den Seidenfaden ſo roth:
Da hau nun, Vidrich, Verlands Sohn,
ich hoff, es fließt kein Blut!
Grimm, Altdän. Helden-L. 61.

Allmählich werden uns nun mittelalterliche Bilder und Legenden deutlich, in denen dieſes Symbol ſeine beſondere Rolle ſpielt. Als i. J. 1279 Markgraf Albrecht von Brandenburg gegen die Braunſchweiger Veſte Helmſtädt mehrere Stürme verſuchte, kam die hl. Jungfrau vom Kloſter Marienberg aus über die Stadtmauer auf einem Seidenfaden zum Stephansthurm gefahren und vertrieb mit ihrer Glorie den Feind. Steinau, Volksſag. S. 191. Die Kirche Unſer L. Frauen zu Lebbeke bei Dendermonde ſollte auf dem Felde einer Wittwe erbaut werden, auf welchem eben noch ausreifender Flachs ſtand. Schonend

umſpannte Maria Nachts die Bauſtelle mit einem Seidenfaden und reifte den Flachs vollſtändig. Davon trägt ihr Bildniß daſelbſt noch immer den Seidenfaden am Scepter. Die Wallfahrer opfern dorten Flachsbündelchen, die in kleineren Büſchelchen oft gegen hohe Angebote an begüterte Leute wieder abgegeben werden. Wolf, Ndländ. Sag. S. 685. Als Kaiſer Heinrich II. und die hl. Kunigunde das Bisthum Bamberg ſtifteten, war Pabſt Benedikt III. keineswegs damit zufrieden, weil er dadurch einen Eintrag für das Nachbar-Bisthum Würzburg befürchtete. Doch der Kaiſer beſänftigte ihn und verſprach ihm jährlich aus Bamberg einen wohlgeſchirrten Schimmel nebſt 100 Mark Silbers abzuliefern. Benedikt weihte hierauf das neue Bisthum ſelbſt ein, die Kaiſerin aber ſtellte die Bamberger Biſchöfe frei von aller höheren geiſtlichen Jurisdiktion mittels einer beſondern Urkunde, welche der hl. Kunigunde Seidenfaden, sericum S. Cunegundis filum, genannt wird. Daraus entſprang das Sprichwort: Würzburg iſt durch Wallmauern, Bamberg durch einen Seidenfaden befeſtigt. Diebolt, Hiſtor. Welt, Zürich 1715, 708. Einen ſolchen Faden, außen um den Tempel gezogen, zeigen die ſeit 1855 in der Kirche zu Schwarzrheindorf aufgedeckten alten Fresken. Simrock, Myth. 1855, 524. Die Geſchichte von der Stiftung des Züricher Frauenmünſters und von dem Seil, das zum dortigen Bau vom Himmel fiel, hat der Wettinger Abt Silberyſen in ſeiner ſchweiz. Bilderchronik, hdſ. auf der Aargau. Bibliothek, i. J. 1576 gemalt und erzählt. Er berichtet folgendes. König Ludwig der Deutſche weiß ſeinen beiden Töchtern, die ins Kloſter zu gehen wünſchen, rings um den Albis keine dazu paſſende Stätte zu finden. Da zeigten ſie ihm einen zur Hofſtatt dienlichen Platz: „da die Aa uß dem See rünnt. Und vff ihr gebett ſandte Gott ein grün Seyl vom himmel herab, das lag ringswyß vff der hofſtatt, daby der künnig ſach, wie wyt vnd ferr er buwen ſöllt. Diß ſeyl niemant kont wüſſen, von was materi eß gemacht was, und wird noch hüt by tag jnn einem Sarch ob dem Fronaltar behalten.“ In der zu dieſer Stelle gehörenden colorirten Federzeichnung der Handſchrift iſt die Seegegend

bei der Stadt Zürich dargeſtellt, die Ufer noch unbewohnt; im Vordergrunde ſteht das Frauenmünſter neugebaut, drüber in den Lüften ſchweben zwei Engel, die in einem der Größe des Baues entſprechenden Umkreis ein ausgeſpanntes grünes Seil halten. Des Abtes Silberyſen proteſtantiſcher Zeitgenoſſe iſt der Zürcher Antiſtes und Chroniſt H. Bullinger, der über dieſes Seil in ſeinem hdſ. Chron. Tigurin. lib. IV. cap. 13 alſo ſchreibt: „Viel Fabelwerk iſt hie erdichtet, nit weißt man von wem, von den zweyen Töchtern des Königs, Hildegarden und Bertha, welche vff Baldern dem Schloß am Albis geſäßen, durch Vorgehen eines Hirtzen, der Kertzen getragen an das ort, wo die kirchen gebauwen, auch ein Seil von himmeln da habendt vberkommen, damit des münſters wyte, wie weit es vmb ſich ſolte gebauwen werdten, anzeigt worden. Welches ſeil doch ich, der das ſchreibe, in Händen gehept, vndt gar keines anſächens gewäßen, und vber vier oder fünff claffter lang, vnd in einem Sarch nebendt anderm narrenwerk behalten worden iſt; jn der Reformation aber in Herrn Diethelm Röuſten Burgermeiſters hauß zum Glockenſeil gemacht; dann es wenig größer was, da die glockenſeiler findt."

Uebergabe einer Kirche an ein Kloſter geſchah neben andern ſymboliſchen Formen mittels des Glockenſeils: per funis signo. Mon. Boic. VIII. no. 1, 363. — cum corda, unde signum tangitur. Meichelbeck 1, no. 368, p. 194. per funiculum signi ecclesiae, no. 510, p. 269. pro fune signi, no. 550, p. 289. Rettberg, Kirch. Geſch. 2, 617. Daß ſich dieſe Sitte auf Deuteron. 32, 9 beziehen mag, geht aus folgenden ahd. Schriftſtellen hervor, die in Haupt's Ztſchr. 2, 545 geſammelt ſtehen: den so gelônôt wirt, die mugen sprechin : funes ceciderunt mihi in praeclaris (ps. 16, 6). die gebruodere teilent ir erbe hie in dirre werlte ettewenne mit seilen : dâ denne daz seil hine gevellit, ez sî ubel oder guot, dâ muoz ez der nemin, der denne wellen sol. Zu dieſer Stelle aus Graff's Diut. 2, 279 füge ich eine andere daſelbſt 3, 132, wo der Vers Mose V. 32, 9: des Herrn Theil iſt ſein Volk, Jakob iſt die Schnur ſeines Erbes, überſetzt wird: iacob ist seil

sinis erbis. Noch ist an Rahab zu erinnern, die ein rothes Seil aus dem Fenster herabhangen läßt, um nebst den ihrigen am Leben geschont zu bleiben. Jos. 2, 18. Allein daß nur diese althebräische Sitte unserem Brauche zu Grunde liegen solle, dies widerlegt sich schon aus der in Grimm's RA. 479 urkundlich beglaubigten Stelle, wornach der Vandalenkönig Geiserich die eroberte Landschaft Zeugitana seinem Heere vertheilt mittels des funiculus hereditatis, mittels des Loßstrickes; und bei Homer (Il. 17, 389. 13, 385. 18, 502) ist das Strecken der Thierhaut sowohl wie das wirkliche Seilziehen eine Rechtsgewohnheit; beide Parteien treten vor den Richter und streben das Ende des maßbestimmenden Seiles gegenseitig an sich zu reißen.

Zu einer dem Deutschen eigenthümlich gewesenen Sitte wird nun dieser Rechtsbrauch durch die Helgakvidha gemacht. Bei Helgis Geburt erscheinen die drei Schicksalsschwestern, um dem künftigen Helden das Eingebinde der Königsmacht und des Reichsbesitzes zu überbringen. Sie überschnüren zaubergewaltig einen weiten Landstrich mit dem Loßseile: „Sie schnürten mit Kraft die Schicksalsfäden .... goldene Fäden fügten sie weit; westlich und östlich bargen sie die Enden, in der Mitte lag des Königs Land. Neris Schwester warf einen Faden nordwärts und hieß dies Band ewig halten. Nun schien dem Volke sein Fürst geboren und das goldne Zeitalter angebrochen." Dieses Band nennt Notker, Psalm 77 das mâzseil und setzt bei, nun messe man nicht mehr damit, sondern nur noch mit Ruthen. Darin irrt er sich. Eine Glosse aus dem 8ten Jahrh. Diut. 1, 225 übersetzt: territorium raiffa und reifa. Der Ehekaufspreis einer Wittwe ist bei den Franken reipus genannt, vinculum, funis, und beträgt drei Solidi und einen Denar (Grimm RA. 425), denn Bräute werden symbolisch gebunden und zwar mit der schon besprochenen Brautseide; dies besagt der Ausdruck Reif, der vor und nach Notker in diesem Sinne seine Geltung hatte. Die obrigkeitlichen Leinwandmesser in Appenzell bedienten sich zu der Zeit, da Zellweger seine Appenzell. Geschichte schrieb und in ihr (1, 262) den eben genannten Brauch meldet, noch im-

mer dieſes Reifes. Es war ein in Leder eingenähtes Seil von 10 Ellen Länge; um dem Verlängern und Verkürzen deſſelben zuvor zu kommen, befindet ſich im Thurme zu Trogen ein Haken, woran das Seil gehängt wird, und tiefer ein Strich, bis zu dem es reichen ſoll, wenn man es ſanft ſtreckt. Hier iſt alſo das Maßſeil bis auf unſre Tage in geſetzlicher Geltung geblieben, und in Panzer's bair. Sag. iſt außerdem eine ganze Reihe von Ortſchaften zu leſen, die ihren Urſprung und Beſitz demſelben verdanken: zu Sillaching, Freiſingen, Igling haben „die drei Schweſtern, die drei Heilräthinnen, die drei Fräulein" ein Seil von Berg zu Berg geſpannt und alles an Wald und Weide darunter liegende Land an die Gemeinde und Dorfkirche geſtiftet. Dafür werden dieſelben nun als die drei hl. Jungfrauen von dem tiroler Brixen an durch zahlloſe Kirchen und Kapellen bis hinab in den Dom zu Worms bildlich dargeſtellt und kirchlich verehrt. Faſt bis auf unſere Zeit knüpfte ſich das Zeichen der anerkannten Oberherrſchaft an das Glockenſeil und dieſes ſelbſt gehörte mit unter die Huldigungsſymbole. Wenn der neugewählte Berner Landvogt in der Waatländer Vogtei Orbe und Tſcherliz auf fünf Amtsjahre aufritt, ſo hatte er in ſeiner erſten Amtsrechnung 60 Fl. der Stadt Orbe zur Unterhaltung der dortigen Glockenſeile anzuſetzen. Noch i. J. 1729 geſchah dies, doch der Landvogt verwendete dieſe Summe zur Anſchaffung wirklicher Glockenſeile. Eidgenöſſ. Abſchiede Bd. 7, Abthl. 1, S. 1197.

Unter den drei Ketten, mit denen der Höllenwolf Fenrir von den Göttern angefeſſelt wird, iſt die ſtärkſte das ſchlichte, weiche Seidenband Gleipnir. Dieſes wird von Simrock Myth. 121 auf die Macht des Geſetzes gedeutet, die unauflöslicher bindet als Stricke und Fußſchellen; eine Meinung, welche ſich nun ſchon aus den öſterreichiſchen Pantaidingen (Wien 1863, S. 9) und aus Grimm's Weisth. 1, 837. 2, 183. 3, 767, 679 beſtätigen läßt: „Ein jeder Mann mit Fried ſoll ſein in ſeinem Haus, als wär er mit einem Faden umfangen oder umhangen." Darum geht auch dieſes Symbol über auf die Einzelheiten der zu erlegenden Buße und lebt in der Volksmedicin

als ſympathiſches Mittel fort. Mit rothem Bande war der Sack Haber gebunden, den läſterſüchtige Weiber ziehen mußten, wenn ſie ſich von der Strafe der Prangerſtellung loskaufen wollten. Schäfer, Städtewahrzeichen 1, 54. Hand- und Fußgeſchwulſt pflegt man mit rothem Faden zu umbinden. Hängt man dem Kinde Salz, Kümmel und Dill in einem mit Rothfaden zugebundenen Säckchen um den Hals, ſo iſt es gegen die Hexen geſichert. Bauernphiloſophie 2, 77. Die rothe Waldſchnecke, an einem Seidenfaden vierzig Tage um den Hals getragen, ſchützt gegen Zahnweh. Hdſ. Brugger-Receptierbüchlein. Jungen Kätzchen bindet man einen rothen Bändel um, damit ſie ſich nicht verlieren. Aus dem Munde einer Bojarin erzählt Derblich, Land und Leute in Moldau und Walachei 1859, 164 folgende Ueblichkeit, mit der ſich der Rumäne ſeine Geſundheit auf ein weiteres Jahr aſſecurirt. Am 1. März bindet man eine roth und weiße Seidenſchnur, an der eine Silbermünze hängt, um den linken Arm. Erſt am letzten März legt man ſie ab, kauft für das Silberſtück etwas Käſe und Rothwein, begiebt ſich zu einem Roſenſtock, genießt hier beides und hängt ſchließlich die Schnur um den Stock. Vergl. Bd. I. S. 253 vorliegenden Werkes.

Schild- und Pannerfarbe.

Der Name Schild führt auf Schilderei, Gemälde; ſowie ahd. wâfan, Waffe überhaupt, auf Wappen und Wappenſchild. Waffengenoß hieß der zu einem Wappen berechtigte, das Wappen des Herrn als Zeichen übernommner Dienſtmannſchaft tragen, hieß ſeine Waffen tragen. Schild und Bild ſind alſo altvereint. Die Bemalung der Germanenſchilde mit auserleſenen Farben, lectissimis coloribus, hebt bereits Tacitus Germ. c. 6 hervor, ſie werden als militairiſche Unterſcheidungszeichen der Stämme und Geſchlechter gedient haben; dagegen von den Schilden der Arier, c. 43 ſagt er, daß ſie ſchreckhaft ſchwarz bemalt waren.

Die bevorzugten Schild-Farben waren weiß oder roth, je nachdem sie dem Frieden oder dem Kriege zu dienen hatten. Nach Angabe der Sagaen ist der altnordische Friedensschild weiß und wurde von den Seefahrern jeden Abend, wenn man stille lag, am Mastbaum in die Höhe gezogen. Wurde er aber am Morgen unter Hörnerschall durch einen rothen ersetzt, so war damit der Beginn des Unfriedens zu erkennen gegeben. Denn Rothgelb oder Gelbroth sind Farben von der Plusseite, sie stimmen lebhaft, regsam strebend. Göthe, Farbenlehre, Th. 3, 311. Das Eddische Lied von Brynhildens Todesfahrt giebt Str. 9 und 10 an, Odhin habe diese Walküre mit weißen und rothen Schilden umschlossen. Krieg war häufiger als Frieden, der rothe Schild also gebräuchlicher als der weiße. Roth ist also hier gleich Blut. Die Röth heißt weidmännisch das Blut, Gamsröt ist Gemsenblut. Schmeller, Wörtb. 3, 167. Das Roth ist aargau. die Blutruhr, unter Rothwurst versteht man die Blutwurst. Die Tormentillwurz, mit der man die Ruhr heilt, heißt davon Rothwurz. Ein Schwertsegen sagt gegen die wundenschlagende Waffe: Das Weiße soll nicht beißen, das Rothe soll nicht schweißen. Der gelbe Eisenocher, der sich durch's Feuer zu einer sehr hohen Röthe steigert, sowie der zu gleichem Zwecke verwendbare Rothstein gaben dem damit bemalten Schilde den bleibenden Namen. Malen heißt altnord. steina, der diese Steinfarbe tragende Schlachtschild heißt daher im Hildebrandsliede staimbort. Roth oder braun ist nach friesischer Rechtsformel und nach Saxos Angabe (3, 56; 5, 132) der Schild. Der Lorscher Wildbann v. 1423 ertheilt dem Nachen des Hübners auf dem See der dortigen Wildhube soweit freien Lauf, „als man einen rothen Schild gesehen mag." RA. 74. Soweit der Schild blinkt, soll die Sühne gelten, die mit dem gefriedeten Mörder eingegangen ist; so bestimmt die Graugans, das älteste Rechtsbuch Island's. In Ecken Ausfahrt heißt es von des Gothenkönigs Dietrich Schildzeichen:

der vuort an sînem schilde
ein lewen, was von golde rôt.
ein liehter schild von golde. Nib. 182.

Im Waltharius: parmam deponito pictam! 798. rutilo umbonem complebo metallo. 1263. Gold, im Epos ſtändig das rothe genannt, tritt alſo ſpäter an die Stelle des heraldiſchen Roth, gleichwie Weiß in der Wappenfarbe durch Silber, und im Siegel durch einen leeren Raum repräſentirt wird. Roth iſt dem Geſagten zu Folge die vorherſchende Wappenfarbe geweſen, man hat ihr die Bedeutung der Kühnheit, Großmuth und Liebe beigelegt. Seitdem der Schild aufgehört hat, geführt zu werden und die Ordenszeichen entſtanden ſind, macht ſich unter dieſen der rothe Bändel (Ehrenlegionsband, rother Adlerorden) nicht minder geltend, ſo daß nun ſelbſt unſre Kinder für ihre Schmetterlingsſammlung ein ſog. rothes Ordensband, die phalæna noctua fangen.

Gehen wir über auf die älteren Pannerfarben. Hier iſt Roth nicht bloß Kriegs- ſondern Hoheitszeichen und wird ſpäter häufig durch Gold erſetzt. Schon von Sigfrids Schwert heißt es in dieſem Sinne Nib. 1722, diu scheide was ein borte rôt. Von Volkers Pannerfarbe, ebenda 1535: er bant ouch zeime schafte ein zeichen daz was rôt. In den Altnord. Liedern heißt es von Widga's Erſter Ausfahrt: Widga hatte ein rothes Banner und darauf Hammer und Zange mit weißer Farbe gezeichnet. Thidrek hatte ein weißes Banner mit einem rothen goldbeſäumten Löwen. Kaiſer Heinrich IV. belehnt 6. Juni 1195 die Stadt Cremona mit einem rothen Banner, in dem ein weißes Kreuz: Confanonus cum quo eos investivit, erat rubeus, habens crucem albam intus. Im Wigalois 159, 7:

an ein sper man im dô bant
einen samît der was rôt.
daz bezeichent, daz er in den tôt
des tages rîten solde.

Bei Beſchreibung der 1495 auf dem Reichstag zu Worms vorgekommenen Belehnungen heißt es: Item, ſo hat Herr Johann Graf zu Iſenburg und Büdingen getragen das ganz rot Fenlin, das beduten iſt die Regalien, genant die Blutfanen. Böhmer im Frankfurt. Archiv 1, Heft 3, 114. Englands Pannerfarbe iſt roth; ſeine drei Contre-Admirale ſtu-

fen ſich im Range nach den drei Flaggen der weißen ab, als der höchſten, indem dieſe die königliche Hausfarbe iſt, ſodann der rothen und der blauen. Roth iſt der Rock der engliſchen Armee, das Rothe Buch des Miniſteriums enthält deſſen diplomatiſche Correspondenz. Im deutſchen Reiche und in deſſen Reichsſtädten begegnet aus gleichen Gründen dieſelbe Farbenwahl. Das Ehrenpanier, das die Augsburger Weberzunft für ihre in der Schlacht am Lechfelde bewieſne Tapferkeit 955 aus Otto I Hand empfieng und noch auf dortigem Zunfthauſe verwahrt, iſt roth und ſchwarz. Drei ſchräglaufende rothe Bänder in weißem Schilde waren einſt Nürnbergs Stadtwappen. Das rothe Wimpel mit dem Kreuz am Stadtpanner Zürichs iſt als Abzeichen oberſter Gerichtsbarkeit dieſer Stadt durch Rudolf v. Habsburg i. J. 1274 ertheilt worden. Vögeli, Alt. Zürich 218. Als ſich die Stadt im J. 1444 allen übrigen eidgenöſſiſch Verbündeten entgegenſetzte und mit König Friedrich in ein Waffenbündniß trat, ſchwur die Bürgerſchaft dem kaiſerlichen Feldhauptmann vnd ward das mer, daſs si sich zaichnen söltint mit ainem roten crütz, als si vor allweg das wîſs crütz getragen hatten. Klingenberger Chronik S. 295. So wechſelt weiß und roth in einer und derſelben Grundfarbe des Panners. König Rudolf's Heer im Marchfelde trug weiße Kreuze, Ottokar's grüne. Böhmer 2, 61. Im Schwabenkriege war es Liſt der Schweizer, rothe Kreuze auf der Bruſt zu tragen, aber zugleich weiße auf dem Rücken. Pirckheimer 2, S. 23. 24. Die gegen die Schweizer damals aufgebotnen Nürnberger Truppen waren roth uniformirt; ebenda S. 18—26. Theils alſo blickt in dieſen Abänderungen die Grundfarbe des Reichspanners durch, theils bezieht ſie ſich auf das in Oberdeutſchland maßgebend geweſne Kaiſerwappen Oeſterreichs, deſſen Mittelſchild auf der Bruſt des Adlers die Länge herab getheilt und wobei das rothe Feld mit ſilbernem Querbalken der Erzherzoge Hauswappen iſt. Darnach beſtimmte ſich der Urſprung der Farben mehrerer Schweizerkantone und oberdeutſchen Stifte. Das Konſtanzer Stift führt ein ſilbernes Kreuz im rothen Feld. Die Seidenſchnüre, mit denen Schwyz,

Unterwalden, Solothurn und Wallis ihr Landessiegel an die Urkunden befestigen, sind weiß und roth. Der Schild von Schwyz ist ursprünglich roth ohne jegliches Bild. Vom weißen Kreuzlein in der rechten Oberecke des jetzigen Schwyzer Kantonalwappens schreibt erst seit 1478 Albrecht von Bonstetten, dasselbe rühre von König Rudolf her *). Noch Stumpfens Chronik zeigt den Schwyzerschild ohne dies Kreuzlein, es fehlt auch noch auf den Landesmünzen von 1673. Grenser, die Wappen der Schweizer Kantone. Unter den Ehrenversen auf die Schweizer Kantone, die Heinr. Ludw. Muoß zu Zug auf die von ihm 1698 gestochne Landkarte der Schweiz gesetzt hat, lautet die Strophe auf das Wappen des Kant. Schwyz also:

Blutrot thut den Garten zieren,
blutrot sind ich allerhand,
blutrot billig Schweiz thut ghören,
blutrot führt das Schweizerland,
ihre Thaten, ihres Leben
thut blutrot' Benignen geben.

Vom weißen Kreuz im rothen Felde ist also auch hier noch nicht die Rede. Der Glarner Schild ist roth, die schwarze Figur des Landespatrons Fridolin ist erst später hineingesetzt, wahrscheinlich durch Pabst Julius II., der seit 1512 fast alle schweiz. Landeswappen eigenmächtig ausschmückte und abänderte. So ist auch das noch vorhandene Schlachtfähnlein von Näfels, das vor 400 Jahren gegen den österreichischen Adel das Feld behauptete, rothseiden.

Als durch Beschluß der Frankfurter Bundesversammlung die deutschen Bundesfarben Schwarz-roth-gold ins Reichspanier gesetzt wurden, reihte sich daran eine kleine Literatur von Bro-

*) Clipeum ferunt totum rubrum et aliis figuris immaculatum; in vanno autem eorum, quod in hostes gestare solent, in summitate a parte crucifixum interpictum, et sic a Rudolpho Romanorum rege, olim specialibus meritis condonati sunt. Zürch. Antiq. Mittheill. — Im 30jähr. Kriege war die kaiserliche Feldfarbe roth; Gustav Adolf verbot deshalb seinen Schweden Roth zu tragen. G. Freytag, Bilder 2, 33.

ſchüren, von denen die einen die Unrichtigkeit dieſer Annahme, die andern, obwohl mit unzulänglichen Gründen, die Berechtigung derſelben darzuthun verſuchten. Das Ergebniß dieſes Streites liegt nun in der Schrift vor: Die deutſchen Farben ꝛc. von Fr. Karl, Fürſten zu Hohenlohe-Waldenburg, Stuttgart 1866. Darnach geht der bis jetzt nachweisbare Urſprung der rothen Farbe im Reichsbanner bis ins 14te Jahrhundert zurück, wo deren Vorkommen in Schrift und Bild bezeugt iſt, während ihr Beſtand ſelbſt ohne Zweifel viel älter iſt. Schwarz und Gold erſcheinen urſprünglich für Schwarz und Gelb. Schwarz wird in der Schildmalerei mit Beinſchwarz wiedergegeben, im Siegel mit gekreuzten Strichen heraldiſch ausgedrückt. Roth hat Zinnober und Mennig zur Farbe, und im Siegel den ſenkrechten Strich. Gold wird theils mit Dukatengold, theils mit Chromgelb und Gummigutt ausgedrückt, im Siegel punktirt. Mithin iſt Schwarzgelb heraldiſch gleich Schwarzgold, da Gelb nicht unter die ſechs geltenden Wappenfarben gehört. Aber auch Roth wird zugleich durch Gold vertreten. Das rothe Aſenroß des Gottes Heimdall heißt Gullintopp, Goldzopf; das weiße Roß Odhinns Sleipnir; jenes ein Fuchs, dieſes ein Schimmel, jenes golden, dieſes ſilbern. Bei Gemälden des Mittelalters, an denen noch kein Goldgrund vorkommt, erſcheint der Hintergrund Mennigroth und bedeutet Gold, wie ſich dies an den Bildern der niederrheiniſchen Schule, namentlich an der Sammlung des Kölner Stadtbaumeiſters P. Weyer erweiſt. Ebenſo oft hat ſich neuzeitlich die rothe Schildfarbe in die prunkendere goldne umgewandelt. Der Aarauer Gaſthof zum Goldnen Löwen ſteht im Jahrzeitbuch dieſer Stadt, das mit dem Jahre 1300 beginnt, fol. 40^{b} unter dem Jahre 1491 eingeſchrieben als hospitium ad Rubrum leonem. Wir ſetzen nun immer einen Goldnen an, wo es ſonſt hieß Au cheval rouge, Pontepaard, Zum rothen Hahn.

Manche Pannerfarben, die eines neuzeitlichen Ruhmes genießen, ſind gleichwohl nur Geſchöpfe der allerletzten Vergangenheit, ſo z. B. die franzöſiſche Tricolore. Roth und Blau, die Farben der Stadt Paris, wurden bei Errichtung der Nationalgar-

den, mit Hinzufügung des königlichen Weiß zur Nationalfarbe erhoben. Pommerisch Blau-Weiß als Staatsfarbe stammt aus einer vom 16. Nov. 1802 datirenden Kabinetsordre über Kragen und Aufschlag landständischer Uniformen. Sächsisch Weiß-Grün ist gar erst im J. 1815 entstanden. Altenburger Correspondenz Bl. der Deutsch. Gesch. u. Alterth. Vereine 1865, 69.

Rothhaar.

Wenn i numme die Roth' het,
Und wenn i scho keis Brod het!

beginnt eines unsrer landschaftlichen Liebeslieder. Rothi Farb, schöni Farb; schwarzi Farb, Tüfelsfarb! pflegt der wegen seines rothen Haares Geneckte zu erwiedern. Roth läßt immer auf vorhandene Kraft, Entschiedenheit, Jugendfrische und Reife schließen. Man zieht den Rothwein dem weißen vor, das Rothkorn dem Weißkorn, die rothe Kartoffel der gelblichen, den rothen Rinderschlag dem scheckigen, die rothe Rose der weißen. Rothe Nessel und rother Kornmohn vertreiben das Halsweh, rother Saft des Hahnenfußes ätzt die Warzen weg. Die rothen Früchte schätzt man wegen ihres säuerlichen Geschmackes: Rothkirsche, Johannisbeere, Himbeere, Erdbeere. Rother Wein muß es sein, mit dem man zu Ravensburg am 24. Juli alljährlich die Johannisminne trinkt. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 110. In den Bildern der Handschrift der Weltchronik von Rudolph von Hohenems sind die Haare aller jungen Leute gelb (blond), die aller alten blau (schwarz) gemalt. Scherer, St. Galler Handschriften 1859, 4b. Goldroth ist die Haarfarbe der Götter und Herrscher. An altgriech. Statuen, Werken der Polychromie, sind goldig schimmernde Haare keine Seltenheit. Gott Wischnu, den Riesenkönig Kasipu erschlagend, erscheint in dessen Palaste in Gestalt eines Löwen: Wie zwei lohe Fackeln funkelten seine Augen, durch das eingestürzte Dach ragte sein Haupt zum Himmel, dicht umwogt von goldnem Mähnenhaar. Schack,

Stimmen vom Ganges, 32. Ein altegyptiſches Märchen, das Emil de Rougé aus einem Papyrus ins Franzöſiſche überſetzt hat, nun mitgetheilt in Wolfs Ztſchr. f. Myth. 4, 237, erzählt, wie die Frau des Satu, eine von den Göttern in aller Schönheit erſchaffne Jungfrau, vom Nilſtrom zum Weibe begehrt wird. Er gewinnt ihr aber nichts als eine ihrer Haarflechten ab, und als er dieſe hinabträgt nach Egypten, ſo erklären die Weiſen Pharao's, dieſe Flechte gehöre zum Kopfſchmuck einer Tochter des Sonnengottes. Niſus, ein megariſcher König, hatte unter ſeinem Haupthaar eine goldene, nach Andern eine purpurne Locke, an welcher einem Orakel gemäß ſein und ſeines Reiches Schickſal hieng. Doch ſeine Tochter Skylla ſchaute von der Burg hinab auf das Heer des Kreterkönigs Minos, der zur Belagerung heranzog, erblickte den ſchönen Helden und fühlte ſich von glühender Liebe zu ihm ergriffen. So ſchnitt ſie dem Vater die verhängnißvolle Locke ab und bewirkte dadurch die Eroberung der Stadt. Auch Midas Haar war golden. Dieſer König, der Alles, was er berührte, mithin auch die Speiſen, die er genießen wollte, in Gold verwandelte, erhielt auf ſein Flehen, der Gott möge dieſe Gabe wieder zurücknehmen, die Weiſung, den Fluß Paktolus ſtromauf zu gehen und in deſſen Quelle das Haupt zu tauchen. So gieng aus Midas Haar der Zauber auf den Fluß über, der von nun an Gold mit ſich führte. Den Jupiter Capitolinus zierte ein goldner Bart, einen ſolchen trug auch Caligula, um jenen dadurch zu imitiren; Sueton. c. 52. Das geprieſene Attribut germaniſcher Schönheit war das goldene Haar, rutilae comae bei Tacitus, Germ. c. 4. Daher pflegten römiſche Imperatoren deutſche Haartouren zu tragen, deren Schimmer man durch den Puder, darauf geſtreuten Goldſtaubes noch erhöhte, und vornehme Römerinnen färbten mit der germaniſchen Pomade ihr Haar blond. Sie hieß spuma batava, wurde aus einer mit Aſche und Ziegenfett verſetzten Miſchung bereitet, war bei den deutſchen Männern noch mehr als bei den Frauen im Gebrauche, und wurde als beſonderer Handelsartikel in trockner und in flüſſiger Form ausgeführt. Plinius H. N. 28, 12. 21. Das Wort Seife heißt Salbe

und erklärt sich aus mittelndl. sipen, sêp, triefen; ahd. seifa, spuma; nhd. Seifer, der Geifer, mhd. sîfe, das sachtfließende Bächlein. J. Grimm in Haupt's Ztschr. 7, 460. Nicht mit diesem Wortstamme zusammen fällt der Name Sif, des rothhaarigen Thôrr Gemahlin, sondern bezeichnet die Gesippte, die Ehegöttin. Jedoch auch ihr Beiname ist die Schönhaarige, das Gold selbst heißt der Mantel Sifs, theils weil sie sich in ihres Haupthaars Länge einhüllen kann, theils weil Loki ihr dasselbe abschnitt und dafür ein neues aus Gold schaffen mußte. Ihres Eheherrn Haar und Bart ist ursprünglich gleichfalls golden, verkehrte sich aber in ein zündrothes, weil in der Persönlichkeit dieses Gottes, dessen Blitz das Winterland zu frischer Besäung aufpflügt, die Vorstellung des Wilden Feuers überwog. Hilfsbedürftige riefen seinen rothen Bart an; der grollende Donner selbst hieß des Gottes Bartruf. Noch jetzt gilt bei den Nordfriesen die Verwünschungsformel: dies ruadhüret donner regiir, der rothhaarige Donner walt es! Indeß wie man Dukaten und Rothhaarige Füchse nennt, so erzählen noch spätere Thôrrssagen vom Golde seines Haupthaars. Wie er nemlich zu den Riesen nach Utgardh zieht, um sich mit ihnen in Wettkämpfen zu messen, so macht Held Thorkill, ein verjüngter Thôrr, ebenfalls die Reise dahin zu dem außerweltlichen Loki, welcher bei Saxo 8, 253 Uthgarthilocus genannt ist. Und gleichwie diesem eines seiner großen speerähnlichen Haare von Thorkill ausgezogen wird, so läßt im Märchen der Teufel, schlummernd auf dem Schoße seiner Großmutter, sich drei Goldhaare ausziehen, jedes von der Stärke eines Lanzenschaftes. Englands und Schwedens Nationalheiliger, St. Oluf, ist rothbärtig. „Sankt Oluf mit dem rothen Bart, durch meine Kellerwand geht deine Fahrt!" so ruft ihm bei seiner Seefahrt das Meerweib zu; „Wie Sanct Oluf geht zum Kirchhof dar, da erscheint ein Strahl aus seinem Haar." Altdän. Heldenlieder von Grimm, S. 69. Karls des Kühnen Leiche war nach der Niederlage bei Nancy 1477 in Feindes Hand geblieben und sein Gegner, der Lothringer Herzog Renatus, besorgte ihre standesgemäße Beisetzung. Renat trug dabei einen „goldenen bis an

den Gürtel reichenden Bart." J. v. Müller, Schweiz. Geſch. Im dritten Theile des „aus dem Grabe wieder erſtandenen Simpliciſſimi" (1684) heißt es: Manifeſta wider diejenige, welche aus ſonderbarer Mißgunſt und Boßheit die rothe und güldene Bärte verſchimpfen und verfolgen. Gödeke, Grundriß 1, 509. Ein Epithet höchſter Liebe und Verehrung heißt im Bairiſchen Walde: O du rothgoldener Herrgott! mein rothgoldnes Kind, mein rothgoldner Mann! Schmeller, Wörth. 3, 166. Ebenſo heißt eine Betheuerung in Schleswig-Holſtein: dat schul nich um diner gelen haare willen. Schütze, Idiot. 2, 11. In Weſtfalen, in Halingen bei Menden, ſingen die Mädchen beim Flachsriffeln: En netten Jungen, hiäd giäle kriuse Har. Wöſte, in Frommanns Mundart. 3, 558. Im aargauer Volksliede vom Guggibad muß das entführte Mädchen dem Reiter ſein „chrûselgëls Hörli verzûslä. Aargau. Sag. 1, 25. Die Jungfrau von Tegerfelden wirft ein einziges Goldhaar aus ihren Flechten in die Surbe; der dorten ſitzende Fiſcher findets und bindets an ſeine Angelruthe, worauf der reichſte Fiſchfang gelingt und des Mannes Wohlſtand anhebt; ebenda 1, S. 229. Filidora, d. h. die Goldhaarige, iſt von der Hexe in einen treppenloſen Thurm geſperrt. So oft die Alte von ihren Ausflügen heimkehrt, ruft ſie empor: Filidora, laß mir doch deine Haare herab! das Mädchen knüpft das Haar auf und läßt es wallen, und baut ſo der Alten eine goldne Treppe. Baſile's Pentamerone, zweiter Tag, ſiebzehntes Märchen. Hafbur zerreißt die Bande allzumal, womit die Feinde ihn feſſeln, bis die ſchlimme Dienerin räth, ihn mit dem Haar der Geliebten zu feſſeln.

Sie nahmen zwei von Signildes Haaren,
banden damit die Hände ſein:
Er hatte ſie im Herzen ſo lieb,
er riß ſie nicht entzwei.
Grimm, Altdän. Helden-L. 99.

Der Schmuck goldner Locken, ſchreibt Uhland, Geſch. der Dichtung und Sage 1, 227. 239, in welchem uns das deutſche Epos die Helden vorführt, iſt theils ein Bild der Jugend, theils

ein Merkmal edler Abkunft, wie im Märchen verlorne Königskinder an ihrem Goldhaar wieder erkannt werden. Die Freien wandeln im Lichte heller Farben, die Unfreien gehen in trübes Grau gekleidet. Hugdietrich ist rosenfarbnen Angesichtes, gelbe Locken schwingen sich ihm über die Hüfte nieder. Dem jungen Ditleib reicht das goldfarbe magdliche Haar über die Schwertfessel herab, er kann sich damit vor Regen decken wie ein Falke mit den Fittigen. Aus eigner Anschauung beschreibt Sidonius Apollinaris † 482, die Person des zweiten westgothischen Theoderich (453—466) und gedenkt dabei der gescheitelten lockigen Haare, der schöngebognen Nase, der feinen Lippen, dazwischen die wohlgereihten Zähne schneeweiß hervorschimmern, der milchweißen Haut, oft plötzlich von jugendlicher Röthe übergossen. Mit sichtbarem Wohlgefallen malt derselbe Schriftsteller den hochzeitlichen Aufzug eines königlichen Frankenjünglings, Sigismar; mitten in der Reihe buntgekleideter Gefährten mit farbigen Schilden, umgeben von reichgeschirrten Rossen, schreitet dieser nach dem Gezelte seines Schwähers, leuchtend von Gold, flammend von Scharlach, milchweiß von Seide, aber Locke, Gesichtsfarbe und Haut leuchtet nicht minder schön. Nach diesem Schmuck schöner Haare hieß das Adelsgeschlecht der Gothen die capillati, und dasjenige der merowingischen Franken die comati und cristati. Als man die Habsburger Familiengruft im Stifte zu Königsfelden um Mitte des vorigen Jahrhunderts zum erstenmale öffnete, fanden sich die Gerippe der österreichischen Herzoge, ihrer Gemahlinen und Schwestern mit wohlerhaltenem ganz rothem Haupthaar vor. Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 1, 628.

Unadelig dagegen und weit verrufen ist das borstige Rothhaar, das Abzeichen gemeiner Herkunft, niedriger List und grausamer Falschheit. Komme nicht zwischen den Fels und den rothen Mann, lautet ein irisches Sprichwort und geht zurück auf den rothhaarigen Dänen, den ehemaligen Unterdrücker des Irenvolkes; der jetzige Herr des Landes, der Britte ist blond. Alle rothgekleideten Geister des irischen Volksglaubens sind boshafter und tückischer Art; in ihnen liegt das Gefühl des Schreckens und Hasses ausgedrückt, in welchem der Irländer seit alter Zeit

die engliſchen Soldaten betrachtet, die ſog. Dearganagh, Rothröcke. Rodenberg, Harfe von Erin 1861, 40. Der Kaiſer Rothbart, dem die Geſchichte genug Härte vorzuwerfen hat, iſt in Dichtung und Sage ein Nationalliebling geweſen und geblieben; Kaiſer Otto II. dagegen, der gleichfalls der Rothe Kaiſer und der Rothbartige hieß, wird wegen ſeines heftigen Charakters ſchon von Otto von Freiſingen sanguinarius, und von deſſen Nachſchreibern bluotvergiezer genannt. In Folge deſſen ſagt dann Konrad von Würzburg im Gedichte Otte mit dem Barte:

er hete roetelehtez hâr
und was mit alle ein übel man,
sîn herze in argem muote bran.

In dem um mehr als ein Jahrhundert älteren Gedichte Ruodlib ertheilt der König dem abreiſenden Ruodlib zwölf merkwürdige Lebensregeln, deren erſte heißt, nie einen Rothhaarigen zum Freunde zu nehmen; denn wird ein ſolcher zornig, ſo gedenkt er nicht mehr der Treue, auch iſt keiner ſo gut, daß nicht einiger Trug in ihm wäre. Als Ruodlib nachmals dieſes Rathes vergißt, kommt er eben dadurch in die äußerſten Bedrängniſſe. Der fränkiſche Dichter des Wigalois aber verwahrt ſich V. 2841 gegen dieſen herſchenden Aberglauben:

im was der bart und das hâr
beidiu rôt und viurvar.
von denselben höre ich sagen,
daz si valschiu herze tragen.
des gelouben hân ich niht.

Dieſer Proteſt kam damals längſt zu ſpät. Der Gewittergott Donar war bereits in den Teufel der Feuerhölle umgewandelt, ſo daß der rußigſchwarze Satan nunmehr der Rothe hieß, und ſein Geſelle, der Verräther Judas, wurde ſeitdem mit rothem Barte gemalt. So kennzeichnet auch in der Volksſage den einen der Schatzgräber, welchen der Teufel holt, faſt überall rothes Haar, rothes Wams, rothe Mütze. Den mit der rothen Weſte krieg ich doch! ruft eine Stimme zwiſchen die Schatzgräber hinein. Lynker, Heſſ. Sag. no. 155. Kuhn, Weſtfäl.

Sag. 1, no. 9. Das Bahrtuch beim Leichenzuge des verwünſchten Ritters von Seon iſt hochroth. Aargau. Sag. no. 100. Von der frechen Lüge oder unglaublichen Nachricht heißt es aargauiſch: he, e rote Tüfel! es iſt handgreiflich erlogen! — wenn du numme rot wurdist! daß dich der Teufel holte! rote Lütli, Tüfelshütli; Rothbart, Teufelsart. Rote Lüt hent siebe Hüt, ſind verſchlagene Dickhäuter und Siebenketzer; rote Lüt chömmet vo Gott ewegg, d. h. zum Teufel. Alles Unechte, Trügeriſche, Geringſchätzige muß roth heißen, der letzte Heller iſt der rothe, der geringſte; von der ſchlechten und überflüſſigen Waare heißt es, es gebe deren mehr als rothe Hunde *). Die Rothen wachſen nicht auf gutem Boden; Holſteiniſch: Ellernholt un rodes Haar fünd up goden Borren rar. Rothe Haar und Ellernbogen, wenn ſie gerathen, muß mans loben. Von einem Durchtriebnen: sî Schnauz ist nit vergebis rot, er ist a'brönnt.

Alle Hexen ſind rothhaarig und leiden an rothaufgequollnen Augenlidern. In Folge eines Prieſterfluches wird in einer Lothringer Familie ſeit mehreren Generationen immer das eine Kind rothhaarig geboren. Stöber, Elſaſſ. Sag. S. 294. Seitdem die Knaben im Dorfe Stein den hl. Fridolin verſpottet, kommen dorten die Buben rothhaarig zur Welt. Aargau. Sag. no. 472. Wenn ein gottlos lebender Prieſter Meſſe lieſt, ſchaut ein daneben ſtehender Rother ihm mit ins Meßbuch hinein. Freienamt. Um Wohlen pflegt man zu dem über ſeine Unwahrheit Erröthenden zu ſagen: du wirst doch de' Rot im Althau nit tödt ha? Der reiche Müller Roth von Hembronn liegt angeblich dorten im Walde Althau von Räubern erſchlagen unter einem Grabſtein, deſſen Zeichen vor Alter nicht mehr lesbar ſind.

Noch ein Beiſpiel aus dem höchſten Alterthum zeigt die-

*) Im franz. Sprichwort iſt der Dümmling der rothe Eſel. Il est sot en cramoisi; pour dire, qu'il est sot au dernier degré, et que sa sotise est telle, qu'elle ne s'effacera point, quelque chose qu'il arrive. Proverbes 1750.

ſen Umſchlag des Vorrechtes in die Rechtloſigkeit. Das Rothemeer, im A. Teſt. nie anders als Wilde See genannt, heißt ſeit den Griechen ἐρυθρα θαλασσα, mare Erythraeum, mare rubrum; und zwar nach einem König Erythras, welchen Apollodor zum Sohne des Herakles, Strabo zum Sohn des Perſeus macht. (Pape, Wörth. 3, 141). Dieſe ſeit Herodot übliche Sage von dem an dieſen Küſten herſchenden König Rothhaar iſt zwar nur eine etymologiſche, trifft aber merkwürdig mit der jüdiſchen Sage zuſammen vom Volksſtamme Edom, d. h. Roth, welcher dieſem Meere den andern Namen des Idumäiſchen gegeben. Der Stammvater Edom iſt jener Eſau, der an ſeinen Bruder das Recht der Erſtgeburt um ein rothes Linſengericht verkauft, mit den Seinigen auswandernd an dieſe Meeresküſten gelangt und ſie nach ſeinen Edomitern benennt, die dann ſpäter dem jüdiſchen Reiche in den Herodianern eine neue Herſcherdynaſtie gaben. Rother Sund heißt die Meerenge der Oſtſee zwiſchen den Inſeln Falſter und Laland. In die rothe See wird ein Götzendiener zu Ypern verwünſcht (Wolf, DMS. no. 395), in das rothe Meer eine kindermordende Müllerin. Pröhle, Harzſag. 1, S. 31.

Götter-, Prieſter- und Zauberfarbe.

Von der rothen Farbe bemerkt Göthe in ſeiner Farbenlehre, daß ſich die Tracht der Gebildeten derſelben enthält und theils aus Schwäche des Organs, theils aus Unſicherheit des Geſchmacks gern in das völlige Farbennichts flüchtet; die Frauen gehen faſt durchgängig weiß, die Männer ſchwarz. Geſunde und rohe Menſchen dagegen empfinden eine beſondere Vorliebe für Roth. Wenn Kinder, ſich ſelbſt überlaſſen, zu illuminiren anfangen, ſo werden ſie Zinnober oder Mennig nicht ſchonen. Der Grund hievon liegt in der aktiven Seite und Energie die-

ſer Farbe, deren Hochroth der Wirkung des Trompetentones, deren Purpur dem Tone des Waldhornes vergleichbar iſt. Das Hochgelbrothe, für das der Franzoſe beſonders eingenommen iſt, ſteigert ſich zum unerträglich Gewaltſamen, die Erſcheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt ſogar Thiere. Entfernt man dagegen im Rothen einen Eindruck von Gelb und Blau, und denkt man ſich Cochenille oder Carmin, ſo iſt die Wirkung dieſer Farbe einzig. In ihrem verdichteten dunkeln Zuſtande giebt ſie den Eindruck von Ernſt und Würde, in ihrem verdünnten Zuſtande den von Huld und Anmuth. So kann ſich der Ernſt des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden (Bd. 52, 315—335. Bd. 54, 259). Von Schiller erzählt deſſen Schwägerin, Caroline von Wolzogen, die Arbeitsgewohnheit, ſinnend habe er von ſeinem Schreibtiſche aus gerne in den rothen Vorhang ſeines Fenſters geblickt.

Die Indianerſitte, ſich Körper und Geſicht bei beſonderem Anlaſſe roth anzuſtreichen, war auch dem altnordiſchen Krieger eigen geweſen, der hochgeſchminkt zur Schlacht gieng; von den Britannen hebt es Tacitus hervor: Silurum colorati vultus. Agric. 11. „Selbſt das Tatouiren war noch bis auf uns hin und wieder in Deutſchland üblich.“ J. Grimm, Kl. Schrift. 3, 229. In der Triumphfahrt des Camillus beſchreibt Livius 5, 23 das Sonnengeſpann und zugleich das mit Mennig bemalte Geſicht des Siegers. Nicht anders wünſcht der Menſch ſeine Götter geſchmückt zu ſehen. An Feſttagen ſchminkte man das Geſicht der capitoliniſchen Jupiterſtatue (Plutarch Qu. rom. 98), und von dieſem Brauche rührt es her, daß ſpäter die Cenſoren ihre öffentlichen Arbeitsausbietungen mit dem ſtabilen Satze zu beginnen hatten, ſie wollten zunächſt den Jupiter zum Miniiren oder Zinnobern in Bearbeitung geben. Plinius HN. 33, 7. 35, 12. In gleicher Weiſe ſprach der Römer von einem Priapus rubicundus, von einem ver rubens. Arnob. 6, 10. Das Schnitzbild des Zeus zu Phellos in Achaja und dasjenige zu Phigalia in Arkadien war ebenfalls miniirt. Bachofen, Gräberſymbol. 293. Nach einer Nachricht des Athenäus erſchienen

bei der Pompa des Ptolemäos die Satyre theils in rothen Gewändern, theils mit rothen Farben bemalt, die Silene in purpurnen Oberkleidern. Gleicherweise wurde dem arkadiſchen Pan ein feuerrothes Luchsfell umgehangen und ihm das Geſicht geröthelt. Letzteres beſchreibt Tibull aus eigner Anſchauung:

Pan deus Arcadiae venit, quem vidimus ipsi
Sanguineis ebuli baccis, minioque rubentem.

II. 1, 55. Welcker, Griech. Götterlehre 1, 456.

So trifft hier der älteſte Religionscult der klaſſiſchen Völker zuſammen mit demjenigen der neuzeitlichen Barbarenvölker. Die phalliſchen und hermesartigen Götzenbilder der Kongoneger tragen rothe Sandelholzſchminke. Baſtian, Afrikan. Reiſ. 1859. 1, 80. Der große Gott Menaboshu hat den Canadiſchen Indianern die Kunſt gelehrt, das Angeſicht zu bemalen. Er nahm rothe Erde, brannte ſie, daß ſie noch röther würde, und färbte ſich zum Schrecken der Feinde das Geſicht. Aus dem Kriege heimkehrend, ſtrich er ſich freundliche gelbe Streifen dazu, indem er den Fichtenblüthenſtaub nahm, der im Frühling die Waſſerflächen bedeckt. Kohl, Kitſchi-Gami, Amerikan. Indianer 2, 257. Die Thüren der Tempel, Paläſte und Hütten mit einem blutdurchkneteten Teig anzuſtreichen, war in den Winterſolſtitien und Herbſtäquinoctien religiöſer Brauch bei Hebräern, Aegyptern, Syrern geweſen, wie beim ehemaligen Sonnenfeſte in Peru, und gilt jetzt noch beim Hulifeſte in Indien, beim Nauruzfeſte in Perſien. Bei letzterem werden auch die Hörner der Thiere roth bemalt. Spiegel, Aveſta 2, S. CIII. Der aſiatiſch-tatariſche Schamane färbt ſein Geſicht zum Geſchäfte des Zauberns, gleichwie die Hexen zum Zauberritte ſich mit bunter Salbe beſtrichen. Der Berner Chroniſt Valer. Anshelm 3, 419 berichtet, wie heilſam das Beſenſchmalz der Hexenmeiſter gegen Geſchwulſt ſei, „item mit etwas Farb vermiſcht, beſunder Roth, ſo geb's ein Farb, die nit liechtlich abzewaſchen ſye.“

Begreiflicher Weiſe trat an die Stelle des bloßen Beſtreichens mit rother Farbe die Bekleidung mit rothem Tuche, oder als deſſen Erſatz ein ſonſt rothes Abzeichen. Im Peloponnes war die purpurne Chlamys das hl. Gewand der Dioskuren und

ebenſo fortdauernd auch das Kriegskleid der Spartaner. Der in die Samothrakiſchen Geheimniſſe Eingeweihte wurde mit einer Purpurbinde gegürtet, der Adepte in Eleuſis erhielt die rothe Wollenſchnur um den Arm. In einem „violfarbnen Gewande hat der Heiland am 13. September 948 die Kirche im Stift Einſiedeln eingeweiht und darin das erſte Hochamt geleſen.“ Hdſ. Chronik aus Kloſter Muri, nun Msc. no. 61 der Aargau. Kant. Biblioth. Das Wallfahrtsbild der Schwarzen Mutter Gottes in Einſiedeln wird alljährlich zweimal, für die Faſten- und Pfingſtzeit in einen rothen Rock gekleidet, und die Meßprieſter tragen zur ſelben Zeit violette Meßgewänder, gleichwie die ſchwediſchen Frauen am Himmelfahrtstage rothe Kleider. Dieſer Feſttag heißt ſchwed. Helig Thôrsdag, engl. Holy Thursday. In Villemarqués Breton. Volksliedern, überſ. v. Hartmann-Pfau, iſt S. 304 die hl. Maria von Daulaz in ihrer Tracht beſungen:

Im Kloſter zu Daulaz
iſt ein Marienbild,
das einen Gürtel trägt,
draus rothes Feuer quillt.

Die Tracht der Götter geht über auf ihre Prieſter, wie die Hausfarbe der Cäſaren zur Uniformsfarbe ihrer Miniſter und Feldherrn wird. Schon ſeit Marius trug die römiſche Reiterei rothe Standarten; nach der Farbe ihrer Mäntel heißen die römiſchen Senatoren purpurati, ſowie im heutigen Rom es ſynonym iſt, mit dem Purpur bekleidet werden und zur Cardinalswürde gelangen. Mit rothgefärbten Segeln fährt der Byzantiner Feldherr Beliſar nach Carthago, um hier Gelimers Vandalenreich zu zerſtören, mit rother Dinte ausſchließlich ſchrieben die Byzantiner Kaiſer. Als Alarich Rom zum erſtenmal erſtürmt, verlangt und erhält er, neben der Contribution an Gold, Silber und Gewürz, auch 3000 Gewänder von Scharlachtuch. Schürlitztuch, d. i. ſcharlachenes, wurde bei Käufen noch im 17. Jahrh. als Trinkgeld einbedungen. Der Krönungsmantel des deutſchen Kaiſers, das Pluviale, war rothſeiden, ſoll arabiſchen Urſprungs geweſen ſein und machte eines der Reichskleinodien aus,

die bis nach Albrechts Ermordung i. J. 1308 auf Schloß Kyburg in einer großen Holztruhe verwahrt lagen. Ritterburg. der Schweiz 2, 135. Das Patriziat in Kirche und Staat nimmt die rothe Farbe in Alleinbesitz und verwendet sie zu ihren Sonderzwecken bis heute. Jene rothe Substanz, die man in den Gefäßen der Katakomben Roms und in den sogen. Thränenfläschchen findet, hat die chemische Analyse i. J. 1864 nicht als animalische, sondern als vegetabilische erkannt, während bis dahin jedes in den Katakomben aufgedeckte Grab, das diese Substanz enthielt und das Zeichen des Palmzweiges trug, für die Ruhestätte eines hier mit seinem vergossnen Blute bestatteten Märtyrers, laut Kirchendekret vom 10. April 1668, erklärt gewesen war. Mit Rücksicht auf die Einwendungen der Naturforschung verwies Pabst Pius IX. die Angelegenheit an eine neue Untersuchung. Diese erklärte, an der früheren Doktrin sei nichts zu ändern, und jene rothe Substanz sei auch ferner für Blut zu halten. Allg. Augsb. Ztg. 1864, 20. Jan. Aus ähnlicher Quelle entspringt auch der eingebildete Werth, den man dem rothen Tuche oder auch nur einem geringen Stückchen Scharlachzeug von jeher beigelegt hat, ein Zug, der durch fast allen Cultus geht. Nach der Meldung des Olaus Magnus verehren die Nordländer ein rothes an eine Lanze genageltes Tuch göttlich und zwar, wie hinzugefügt wird, wegen der Aehnlichkeit der rothen Farbe mit natürlichem Blute *). Der Besitz von rothem Tuche war ein Vorrecht der indischen Priesterschaft. Manus Gesetzbuch verbietet dem Brahmanen, wenn dieser aus Dürftigkeit Handel treiben muß, nur den Verkauf von rothen Tüchern. Bohlen, Alt. Indien 1, 140. Während die schöne Vermillonfarbe bei den nordamerikanischen Stämmen östlich der Rocky-Mountains noch der gangbarste Handelsartikel ist, schauen

*) Praeterea gentes illae subpolares stupidiore quodam errore daemonum illuduntur. Rubrum etenim pannum pertica vel hasta sursum appensum attentis precationibus et cultiore ritu venerantur, divinam quandam virtutem propter colorem rubeum animalium sanguini similem eidem inesse putantes. Epitome Plantini, 30.

die Indianer am Colorado, die bereits Ackerbau treiben, mit Verachtung darauf herab, dagegen nehmen sie rothen Flanell mit Vergnügen in Tausch, auch wenn er noch so abgetragen und dünn ist. Bald. Möllhausen, Prärien des westl. N. Amerikas 1860, 384. Der gewöhnlichste Fetisch, den die Kongoneger auf Reisen bei sich tragen, ist ein rother kugliger Tuchballen, in den irgend ein Pflanzenextract eingenäht ist. Bastian, Afrikan. Reis. 1859. 1, 35. Verwandte Züge aus dem deutschen Aberglauben sind nachfolgende.

Der Gaukler, der sich auf Jahrmärkten als Kopfabschneider producirt, läßt den zu Köpfenden auf eine rothe Decke knieen; anders würde er ihn darauf nicht wieder ins Leben zurückbringen können. G. Schwab, Volksbücher 616. Die Springwurzel, mit der man Verborgnes erschließt und Schätze hebt, erhält man, wenn man unter des Schwarzspechtes Nest ein rothes Tuch ausbreitet, auf dieses läßt er die Wurzel fallen (Kuhn, Nordd. Sag. 436); er hält dies für glühendes Feuer, und nur diesem Elemente scheint er die Wünschelruthe zu gönnen. Rose und Rothlauf büßt man mit rothem Tuch; Friesel und Scharlach bricht sich an rothlündischem Tuch, das man ins Krankenbett legt. Schönwerth, Oberpfalz 3, 269. Den Masernkranken wickelt man in die rothe Jüppe seiner Mutter ein. Aargau. Wenn eine Kuh das Roth hat (Blutruhr), ist Scharlach am besten; „schneid's klein und gieb es dem Vieh in Brod zu essen." Gegen das Antoniusfeuer (fliegender Scharlach) sprich: „Ich gieng durch einen rothen Wald, da war eine rothe Kirche, in der rothen Kirche ein rother Altar, da lag ein rothes Messer." Nimm das rothe Messer und schneide rothes Brod! Albertus Magnus, Egypt. Geheimnisse 1834. 1, 9. 3, 31. Wenn das Vieh giftige Kräuter geweidet hat, siedet man rothes Garn in Asche und schlägt es ihm warm um den Hals. Wolf Beitr. 1, 220. 227. Damit das Buttern rasch geräth, legt man nebst einem Feuerstahl ein rothes Läppchen unter das Butterfaß. Baader, Bad. Sag. no. 107. Beim ersten Austrieb der Kühe wird eine Holzart, mit einem rothen Weiberstrumpf überzogen, auf die Stallschwelle gelegt (Myth. Abergl.

CVII. 927), in der Mark ein rother Weiberrock (Kuhn, Märk. Sag. 380, no. 35); in der Bunzlauer Gegend wird dem Thierchen ein rothes Flickchen in den Schweif gezöpft (Myth. CLVII. 1098). Die gegen Zauber ſchützende und zugleich als Liebesmittel wirkſame Welſchnuß muß in ein Stückchen Carmoiſintafft gewickelt mitgetragen werden. Wolf, Ndl. Sag. no. 294. Taufkinder wickelt man gegen das Verſchrieenwerden in Scharlach, ſie damit abtrocknen macht ſie ſchön. Schmalfuß, die Deutſchböhmen 96. Magnetſteine in phyſikaliſchen Sammlungen pflegte man in Scharlachtuch eingenäht zu deponiren. Göthe, Wahrh. und Dicht. 1, S. 187. Unter den Raritäten des kaiſerlichen Bücherſchatzes zu Wien befanden ſich zwei Alraune in Scharlach gekleidet. Wolf DMS. no. 327. Im Volksbuch von der ſchönen Magelone beginnt das Unheil damit, daß der rothe Zindel, welchen Peter von der Bruſt ſeiner ſchlafenden Freundin wegnimmt, zugleich von einem vorbei fliegenden Vogel in die Lüfte entführt wird. Zindel wurde ſchon im IX. Jahrh. in Deutſchland getragen (Weinhold, Deutſche Frauen 425), Regenspurger zindal iſt in Wolframs Parzival 377, 30 genannt. Daß die in den letzten Cholera-Epidemieen ärztlich verordneten Leibbinden ausſchließlich hochrothe waren, iſt bekannt, nicht aber, warum; ſie hängen zuſammen mit dem Volksglauben, daß das Geſpenſt der Peſtfrau in rothem Kleide erſcheint, mit einem rothen Tuche in die Sterbehäuſer hineinwinkt. Als ein Edelmann nach ihr mit dem Säbel zum Fenſter hinaushieb und das Tuch eroberte, wich die Peſt. Norck, Myth. der Sage 633. Heilkräftig war auch jenes Scharlachtuch, womit man in Frankfurt bei Kaiſerkrönungen die Straße belegte, und das man, nachdem der Gekrönte darüber ins Rathhaus zurückgegangen war, dem Volke preisgab. H. L. Fiſcher, Buch v. Abergl. 1793. 2, 209.

Noch iſt des Werthes zu erwähnen, welcher dieſer Farbe in den Traumbüchern beigelegt wird. Träume von rothen Mänteln deuten auf Luſt und Freude. Träumt der Mann, er habe einen ſolchen gedoppelt um, ſo wird er ein neu Weib bekommen. Iſt der Mantel gelbroth, ſo wird das Weib holdſelig ſein; iſt

er blau, so wird sie reich sein, aber von bösem Athem. Der Traum, auf einem Roß mit rosinrothem Sattel zu sitzen, bedeutet ein Weib voll Freude und Wollust. Zieht einer im Traume rothe Strümpfe an, so wird er zu seinem Reichthum um so mehr Freude erleben. Traumbuch Apomasaris, Frankf. 1645. 29, 46, 51. — Brennen sehen, bedeutet Gut und Gewinn; feurige Striemen, baar Geld; helles Feuer, Hochzeit. Traumbüchlein, Basel bei Heinr. v. Mechel, o. J. Der rosend brennende Kerzendocht deutet auf einen Brief; das Briefsiegel muß roth sein, denn das schwarze bringt eine Trauerbotschaft. Unsre ehemaligen Postillone waren rothwestig, unser heutiger Briefträger ist rothkragig. Dasselbe Verhältniß redet auch aus den Farben der Glücksspiele. Die Loßung beim Hazardspiele, rouge et noir, entsprang aus dem Kartenspiele, dessen Blätter zur einen Hälfte die rothe Glücksfarbe, zur andern die schwarze Verlustfarbe tragen. Das Gleiche gilt von der Farbe der Brettsteine. Nach Paul Diaconus Erzählung, eines gebornen Langobarden, der sein Geschichtswerk kurz vor 774 schrieb, sitzt der Herulerkönig Rodulf, während sein Heer zur Schlacht ausrückt, siegesgewiß im Lager beim Brettspiel, ad tabulam ludit. Als Ragnar Lodhbróks Söhne ihres Vaters grausame Ermordung erfahren, sitzen ihrer zwei eben beim Brettspiel; da läßt Sigurd, starr vor Schrecken, den Spielstein aus der Hand fallen, Hwitserk aber hielt den eben geschlagnen in der Hand und drückte ihn mit solcher Gewalt, daß das Blut unter den Nägeln hervor über die Tafel (hnefatafl) spritzte. Im Schachspiel hieß ein Stein hnefi, wahrscheinlich die Königin. Es werden schwarze und weiße, an einer andern Stelle auch rothe Brettsteine genannt. Rußwurm Nord. Sag. 393.

Der Rothhut.

Herrschende Götter sind die behuteten. Wuotan trägt den breiten Krempenhut, das pilei umbraculum, und heißt davon altnord. Sîdhhöttr, der mit dem breiten und tiefen Hute. Hermes trägt den geflügelten Petasus, der Zwergenkönig Alberich die Tarn- und Helkappe, Fortunatus das Wünschhütlein. Das Glückskind kommt mit dem Glückshäubchen auf die Welt. In dem Liede, mit dem die Kinder auf dem Lande vor den Häusern das Neujahr anfingen, heißt es: Wir wünschen dem Herrn einen goldnen Hut. Die heidnischen Priester des Gothenvolkes heißen bei Cassiodor und Jornandes Pileati, Hutträger. Form und Farbe dieser gothischen Hüte läßt sich aus kirchlichen Alterthümern ähnlichen Zweckes schließen. Die Cappa des hl. Martinus, ursprünglich ein Mantel mit daran hängender Kapuze, wurde den fränkischen Königen ins Feld nachgeführt auf einem eignen Rüstrosse, das in den Nibelungen 1515 das kapelsoum genannt ist. Zu den nachmaligen Reichskleinodien gehörte der rothe cucullus, eine hohe Sturmkappe mit goldnen Adlerbildern. Eine aus dem VII. Jahrhundert stammende Priestermütze, die laut Dokumenten dem hl. Bischof Leodegar zu Autun zugehörte, wird im Leodegarsstifte zu Luzern verwahrt; sie ist außergewöhnlich groß, von rothem Filz, mit braunrothem Sammt überzogen und hat Gold- und Perlenstickerei. Marzohl-Schneller, Liturgia 1, 163. Die Bischofsmitra ist also ursprünglich roth, daher die ahd. Glosse: heilac huat: midra, citaris. Die zwei Priester, die den gespenstischen Leichenzug bei Seon begleiten, sind rothhutig. Aargau. Sag. no. 100. Die römischen Kardinäle tragen unter einem rothen Priesterkäppchen den gleichfalls rothen Schattenhut mit seinem mächtigen Schnur- und Quastenbehänge von gleicher Farbe. Ihre Käppchen und Barette sind stets hochroth, Strümpfe und Hut aber in Advent- und Fastenzeit violet, um damit die kirchliche Bußzeit auszudrücken. Da die Götter die Witterung bringen, so wird der schlimmere Theil dieses Vermögens nachmals auf

ihre behuteten Prieſter übertragen, und es heißt, ſo oft die Prieſter auf Reiſen gehen oder zum Pfarrkapitel ſich verſammeln, ſo folge Regenwetter. Von dieſer Gleichzeitigkeit des Regnens und der Pfaffenreiſe galt ſchon im Mittelalter der leoniniſche Vers:

Imber descendit, Monachus dum pergere tendit.

Wenn man, ſagt daher der Schwede, zur See iſt, ſo ſoll man einen Prieſter sidkofte (tiefkappig) nennen, d. i. ihn nach Würden betiteln, um dadurch den Reiſegefahren mit Glück zu entgehen. Eine mündlich empfangene Schleswiger Schifferſage giebt an, daß jeder Paſſagier, der gezwungen iſt am Freitage, als an einem Unheilstage, in See zu gehen, irgend eine Kleinigkeit einkauft, um ſie bei entſtehendem Sturm opfernd über Bord zu werfen. Da weigert ſich denn nur ein eigenſinniger Schiffskoch, ein des Brauches unkundiger Neger; nicht einmal die alte rothe Filzmütze, die er aufhat, will er dreingeben, ſondern nagelt ſie ſpottend an die Rahe. Holet ſie, wenn ihr könnt, höhnt er. Plötzlich legt ein Windſtoß das Schiff auf die Seite, die einbrechende Welle reißt Rahe und Mütze mit fort.

Die Wetterzwerge heißen Rothmützchen, in Thüringen Rothe Jungen, franz. Chaperon rouge. Die Art, wie ſie ihren großen Schlapphut auf dem Kopfe tragen, iſt ein Zeichen des Witterungswechſels. Eine Schnitterin zu aargau. Dättwil im Bezirk Baden erzählt folgendes Erlebniß. Das Kind des Hofbauern hat den Schnittern das Abendbrod auf's Feld zu bringen und ſieht in einiger Entfernung ein kleines rothes Männchen im Acker ſitzen, das einen mächtigen Dreiröhrenhut tief ins Geſicht herab drückt. Das Mädchen kommt zu den Leuten und erzählt's. Die laſſen ſich nicht mehr Zeit zum Imbiß, laden in aller Eile die Garben und ſind zum Einfahren fertig. Da beginnt es ſo ungeheuerlich zu donnern und zu hageln, wie noch nie. Nun wußte man, was jenes Männchen gewollt hatte. Im Kant. Freiburg iſt unter der Sennenbevölkerung vom Hausgeiſte Rothkäppchen, Le bonnet rouge, noch häufig die Rede. Solche Häuſer, in denen er ſich nach allgemeinem Glauben aufhält, gelten wenig im Preiſe. Ein ſolches liegt außerhalb des

Dorfes Macconnens, im Bezirk Romont. Wer da von der Familie in die Stadt geht, darf nie vergeſſen, dem Hausgeiſte einen kleinen Kram mit heim zu bringen, ſonſt wird in der Scheune Heu und Stroh durch einander geworfen und die Stallthiere laſſen den Kopf hängen. Backt die Hausfrau, ohne ihm ſein beſonderes Laibchen mit zu backen, ſo ſchlägt er ihr, während ſie hinüber geht ins Backofenhaus, die Hausthüre vor der Naſe zu, und bis ſie wieder aufgeriegelt hat, zertrümmert er unter unſäglichem Lärm alles Küchengeſchirr. Am Heubo-den hat er ſein eignes Milchſchüſſelchen ſtehen; der Knecht, der ihm Heu mit hinein zettet, wird dafür unbarmherzig aus dem Bette geworfen. Verkauft man Häuſer, in denen er einheimiſch iſt, ſo muß man einen kleinen Werthgegenſtand in der alten Wohnſtatt zurücklaſſen. Ein Bauer, der dies zu thun vergaß, und ſomit auch den Geiſt in ſeine neue Wohnung mit herüber gebracht hatte, ließ ihn hierauf in die Grenz-Ecke ſeines Matt-landes hinein beſchwören. Aber das erſte Weideroß, das gra-ſend über dieſe Stelle ſchritt, ſetzte ſich hier in Galopp und hörte nicht eher auf zu rennen, als bis es leblos niederſtürzte. Mittheil. von Zotique Renevey, de Villarimbaud, district Romont, Cant. Fribourg. Der Dreihundertjährige am Stri-chenberge, Aargau. Sag. 1, no. 166, iſt von Fuß zu Kopf rothgekleidet und trägt einen Filzhut, den man mittelſt Schnü-ren in eine dreiſchnäuzige Form aufbinden, gegen den Regen aber als Schlapphut auseinander ſchlagen kann. Der Krucker-galli wird das Dorfgeſpenſt genannt, das zu Wölfliswil im Aarauer Jura als wetterkündend gilt. Er war ein berüchtigter Geizhals geweſen, den die Vögel nicht ſchlafen ließen, ſobald das Korn reifte. Vor Tag ſchon kam er hembermelig mit einem offnen Meſſer auf den Acker, um ihnen die Hälſe abzu-ſchneiden. Allein daſſelbe verübte er in ſeiner ſteigenden Ver-rücktheit ſchließlich an ſich ſelbſt, weil ihm die Spatzen wieder einmal davon geflogen waren. Als die Waſchweiber, die im Morgengrauen am Dorfbache bei der Arbeit ſtanden, ihn in ſeinem überbluteten Hemde vom Acker her heimwanken ſahen, errieth ſie den Vorgang nicht und ſprachen: Sehet doch den Krucker-

galli! erſt vorhin iſt er in blanken Hemdermeln hier vorbei ins Feld gegangen, und jetzt kommt er in einem rothen Bruſttuch heim. Er ſtarb nach wenig Stunden. Seither durchgeht er in Schwarzwäldertracht das Dorf, ein ſcharlachner Bruſtlatz und die Laterne, mit der er Nachts auf ſeinem Acker herum zündet, machen ihn kenntlich. Darauf pflegt Regenwetter einzutreten, die Wildwaſſer ſchwellen an, der Oerkengeiſt, der im Thalbache hauſt, verheert die Matten. Damit ſind wir auf die Waſſermänner geführt, die nicht blau oder grün, ſondern ebenfalls roth gekleidet auftreten. Derjenige in Deutſchböhmen trägt Weſte und Kappe roth; man wirft ihm farbige Bänder in den Teich. Grohmann, Abergl. aus Böhmen und Mähren 1864, 12. Blutnaſe heißt der Brunnengeiſt um weſtfäliſch Arnsberg. Wachsmuth, Geſch. deutſch. Nationalität 2, 150. Ein Kinderreim ruft dem Waſſermann zu (in Bechſteins D. Sagb.):

Nix in der Grube,
Biſt ein böſer Bube,
Waſch dir die Beinchen
Mit rothen Ziegelſteinchen.

Nach Maurer's Isländ. Sag. der Gegenwart ſind Elbe, Gefolgsgeiſter und ihnen Verwandte von gleicher Tracht. Der isländiſche Dichter und Amtmann Biarni Thorarenſen verſchwand als Knabe einmal und ward erſt nach etlichen Tagen, auf einem hohen Felſen ſitzend, wiedergefunden, eine rothe Mütze auf dem Kopfe. Mit Mühe herabgeholt, erzählte er, die Elbenmutter habe ihn da hinaufgebracht; pag. 13. Ein Elbenmädchen erſcheint in Geſtalt eines dunkelrothen Hundes, pag. 8. Die Gefolgsgeiſter, die dem Menſchen ſein Sterben voraus verkünden, treten an ſein Lager in Geſtalt eines braunrothen Dunſtes, aus dem ſich dann die Fylgja als Hund entwickelt, pag. 97. Die wegen Raub oder Mord Landflüchtigen und außer dem Geſetze Stehenden ſollen im Innern Islands gemeindeweiſe zuſammen leben und an ihren Rothmützen kennbar ſein, pag. 246.

Die Parteifarbe.

Der Scholaſticus Rhotrohc lebt im 10. Jahrh. im bair. Kloſter Tegernſee, dorten gerühmt als famosus literarum Sophista. Bavaria 1, 515. 917; er iſt zubenannt nach der Dienſtkleidung ſeines Herrn, deſſen Hof- und Leibfarbe er vor ſeinem Mönchsſtande getragen haben wird. Die Herſchaftsfarbe geht über auf den Lehensträger und Diener, wird dem einen ins Wappen, dem andern zum Ehrenkleid gegeben und bildet die neuzeitige Bedienten-Livrée und Beamtenuniform. Wenn heute noch der Sonntagshabit der Metzgerknechte ein leberbraunes Kamiſol mit Meſſingknöpfen und rothem Plüſchkragen, dazu eine hochrothe Lendenweſte iſt; oder wenn der Scharfrichtermantel blutroth iſt; ſo iſt jenes das Zunftzeichen des von der Herſchaft empfangenen örtlichen Schlachtbankrechtes, dieſes das hoheitliche Abzeichen des örtlich auszuübenden Blutbanns. In dieſem Zuſammenhange ſteht es, daß die ſonſt halb ehrloſen Büttel in der Herrenfarbe gehen, und daß ein Theil der Herrengerechtſame ihnen zufällt. Bei jeder Hochzeit einer Jungfrau in der Reichsſtadt Rotenburg erhielt der dortige Scharfrichter ein Viertel Brod und eine Maß Wein, derjenige in Saulgau genoß neben andern Bezügen das Handſchuhrecht, das ihm die Landſchaft bei jeder Exekution mit 40 Kr. zu vergüten hatte. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 236. 240. Derjenige zu Zürich erhielt nach dem Statutenbuch des Großmünſters alle Weihnachten 4 Schill. den. und 4 Stauf rothen Weines. Zürch. Antiq. Mittheill. 1, 121. Das Schweriner Stadtrecht beſtimmt, daß in dieſen Ort jährlich auf Martini der Rath von Lübeck „durch dero Diener und Rotrock eine Ohm neuwen Weinmoſt liefern laſſe". Mecklenb. Jahrb. 23, 81. Solcherlei Auszeichnung durch Amtstracht nebſt den damit verbundnen kleinen Vorrechten beſtand zu derſelben Zeit, da der Landesherr ſeinen Städtern und wohlhabenden Stadtpatriziern eiferſüchtig Stoff und Farbe ihrer Kleidung vorſchrieb und ſeine eigne Farbe ihnen ſtrenge verbot. Ein Ingol-

städter Privilegienbuch giebt in seinen Miniaturen die Abbildungen dortiger Rathssitzungen, bereits von 1493 angefangen, mit beigefügten Wappenschilden der darin porträtirten Bürgermeister und Räthe. Nie sind hier Wams oder Kleid, Barett oder Haube dieser Patrizier und ihrer Ehefrauen karmoisinroth. Nach der 1577 den altbair. Hauptstädten Ingolstadt, Burghausen, Landshut, München und Straubing besonders bewilligten Kleiderordnung durften die Frauen und Kinder dortigen Patriziats zwar Sammt und Seide tragen, jedoch wiederum nie karmoisinroth. Dieser Anspruch auf die Herrschaftsfarbe blieb hartnäckig verwehrt. Bavaria 1, 780. Darüber geräth sogar der bairische Jurist Matth. Abele in eine possierliche Ereiferung, der dies Verhältniß doch hätte gründlicher durchschaut haben sollen. Er erzählt, Künstliche Unordnung 1670, 1, S. 17, daß er in Augsburg zur Meßzeit bei den Bilderhändlern immer die gleichen Figuren mit rothen Bärten gemalt gesehen habe: Henker, Schergen, Hundsfänger und Schinder, „gleich als ob diese ehrliche Liberey allein für dieses Gesindel gewidmet wäre."

Seit dem Jahre 1300 versuchen die Städte Oberdeutschlands, des Elsasses und der Schweiz zu verschiedenen Malen zum Zweck gegenseitigen Schutzes politische Bündnisse unter einander abzuschließen, und seitdem beginnt in diesen Orten der bürgerliche Parteikampf, der sich hier nach der angenommenen Wappenfarbe benennt. Es sind Vorläufer jener Farbenkriege Englands von 1455—1486 zwischen der weißen Rose vom Hause York, und der rothen vom Hause Lancaster; Vorläufer jener holländischen Kriege zwischen der Mutter Margaretha, auf deren Seite die Rothmützen oder Hoeks (hamati) standen, und ihrem Sohne Wilhelm V. von Hennegau mit der Partei der Graumützen oder Kabeljau (asellati). Es sind zugleich unbewußte Nachläufer und Nachahmer jener beiden Hauptfaktionen, die zu Rom bis gegen Ende der Republik bei den Wagenrennen die weiße und die rothe Partei, die albata und russata ausmachten, bis sie unter August durch die blaue „vineta" neutralisirt wurden. Im Elsaß und in Oberdeutschland sieht man den Farbenstreit seinen Ursprung aus der Hausfarbe der hier

einheimiſchen Habsburger nehmen. Dies lehrt der Verlauf der Begebenheiten. Oeſterreichs Diener und Begünſtigte trugen ſich roth und zogen ſich damit den Groll ihrer weniger begünſtigten Mitbürger zu. Rotermelin hieß jener Meiſter, welcher 1301 die Belagerungsmaſchine baute, mit welcher Albrecht I. die Mauern Bingens brach. Pfeiffers Germania 1859, 156. Einen Henricus Rotermelli et Adelheid Switerin, ſeine Tochter, verzeichnet das ältere, mit dem J. 1300 beginnende Jahrzeitbuch Fol. 2ᵃ. der Aarauer Leutkirche. Als daher der Zwiſt zwiſchen den öſterreichiſch geſinnten Geſchlechtern und den mit den Waldſtätten haltenden Bürgern Luzerns in dieſer letztern Stadt i. J. 1333 zu einem Ausbruch kam, den man nachmals die Mordnacht benannt hat, war das Parteizeichen der Habsburgiſchen ein auf das Kleid genähter rother Ermel. Hievon ſchreibt Sebaſt. Franck, Chronica der Teutſchen, Fol. CCIXᵇ: Die ſtatt Lucern war in zwei völker geſpalten, in Schweitz vnd Oſterreicher. Die Oſterreicher trugen all rot ermeln in röcken oder iuppen, das was jhr Liberey. Die hießen die nachkommenden leut „Mit den roten ermeln“, das noch zu unſern zeyten Peter Etterlin (der Luzerner Chroniſt) gehört hat: „der iſt einer des geſchlechts mit den roten ermeln“. J. Simler, Regiment der L. Eydgenoß. edd. Leu 1722, 86 fügt bei dieſer Gelegenheit bei, als ſchwer brandmarkende Scheltung habe von da an das Wort gegolten: Hüte dich vor Geſellen mit rothen Ermeln! Ueber den Friedkreis Luzerns hinaus konnte damals jedoch dieſes Wort keine Schmähung ſein. Denn noch i. J. 1386 erhielten die Bürger der Stadt Bremgarten, welche bei der gleichzeitig gelieferten Sempacherſchlacht tapfer unter Oeſterreichs Fahne gefochten hatten, ein Ehrenkleid in der Reichsfarbe: rothe Hoſen, weiße Wämſer mit Rothermeln, und den Habsburger Löwen, roth in weißem Felde, ins Stadtwappen. Einen ähnlichen hiſtoriſchen Fall aus der Stadt Solothurn werden wir in dem Aufſatze über die Geſchichte der Mordnächte beſonders zu beſprechen haben. Zu Kolmar hatten ſich v. J. 1330 die Bürger gleichfalls in zwei Parteien geſpalten, in die Schwarzen als Anhänger von Kaiſer Ludwig dem Baiern, und in die

östereichisch gesinnten Rothen. Der Kaiser selbst sucht mit verschiedenen Dekreten zu schlichten, indeß vergeblich, beide Parteien mußten zuletzt aus der Stadt verwiesen werden. Unterm 15 Heumonat 1331 schreibt er an Schultheiß, Rath und Bürgerschaft: „Als ir uns an iuren briefen enboten habt, daz ir vnser Partie vnd die wider Partie auz iurer Stat geslagen habt . . . (so) sehen wir gern, daz ir die Swarzen wider in die Stat nemt. Vnd wellen auch, daz ir in der frist mit den Roten dhein tayding nemt noch tuot vntz an vnser botschaft". Nachdem man beide Parteien schließlich wieder aufgenommen und zu Rathsstellen wahlfähig erklärt hat, beschließt der Rath: es sol dekeinre von deweder Part deheinen Partrock tragen noch machen in den fünf Jaren — daz deweder Parte noch Jeman anders ze Kolmer in den vorgenanten fünf Jaren deheinen Partrock söllent machen, noch tragen. Kopp, Schweiz. GeschBl. 2, Heft 1. *)

Was können jene Verbote von Farben an Röcken, Hüten und Bändern, womit sich die Polizei in der Neuzeit noch manchmal beschäftigt hat, für eine Wirkung haben, wenn man erkennt, daß schon der bürgerfreundliche Kaiser Ludwig an diesen Parteizeichen scheiterte. Als zur Zeit der Helvetik die Anordnungen des schweiz. Direktoriums durch den Widerstand der einheimischen, mit dem Mönchsthum verbündeten Aristokratie zu nichte wurden, wußte der Zorn des getäuschten Volkes gegen diese Halsstarrigen keinen andern Spitznamen als den der Stockrothen aufzufinden. Roth hießen sie als Oesterreichischgesinnte, Stockroth als in Stamm und Kern faul, und schließlich in mundartlicher Umdeutschung des Fremdwortes Aristokrat abermals (Ari-)stockrät. In der neuesten Zeit hat man diejenige politische Partei mit dem Namen der Rothen bezeichnet, welche

*) Bemerkenswerth ist eine vom Anonym. Leob. bei Pez Scriptores I, 947 (vgl. Böhmer Fontes 1, 424) zum Jahre 1336 eingereihte Stelle über den damals in der Tracht stattgehabten Wechsel: notandum quod post mortem Alberti, regis Romanorum, in Austria et in Stiria et etiam in aliis terris plures adinventiones et novitates in sarciendo vestes surrexerunt. Alii in tunicis sinistram manicam de alio panno ferebant, etc.

in Behauptung oder Durchſetzung verbriefter Volksrechte die conſervative iſt, und unſre Polizeien wurden mehr als einmal mit dem Geſpenſte der rothen Republik in Schrecken geſetzt. So wiederholt und gleicht ſich Alles in — chineſiſchen Zuſtänden. Denn auch die Taipings, die jetzigen Rebellen im Reiche des chineſiſchen Schwarzzopfes, heißen bekanntlich die Rothen und färben ſich das lange Haar blond. Als ſich ihre Armee im Februar 1862 Schanghai genähert hatte, ſchrieb einer der engliſchen Kaufleute jener Stadt in unſre Zeitungen (Allgem. Augsb. Ztg. 22. März 1862): Schon ſollen bedeutende Einkäufe in ſcharlachrothen Stoffen gemacht worden ſein, um den (hier) Revoltirenden als Parteizeichen zu dienen.

Brennende Liebe.

Daz is der Minnen zeichen:
lieht varwe kumt nâch der bleichen.
(Veldeke, Eneit).

Rôt mainet der Minner nôt,
wann ez diu minne ie gebôt,
daz er sô sêre brinnet
nâch liebe, daz er minnet,
sam ain glût in einem fiur.
(Laßberg LiedS. 1, 153.)

Die rot farw liebe betût,
die selben tragen êlich lût.

(Aus einem Gedichte von Bedeutung der Farben v. J. 1645. Anzeiger des German. Muſeums 1861, 233). Der Mantel, den das Götterbild der Juno Jugalis trug, war purpurn; Frauen, die ihr opferten, trugen ein purpurnes Oberkleid;

altrömiſche Bräute den Purpurſchleier, das flammeum. Nach unentlehnter deutſcher Sitte eröffnet den Hochzeitszug ein Reiter in rothem Mantel (Kuhn, Märk. Sag. 361) und wird ein rothes Banner voraus getragen. Müllenhoff, de poësi chorica 23. Neocorus Ditmarſchen-Chronik 1, 111. „Die Hochzeitere in einer libfarben Schüben", Mantel, beſchreibt nach Basler Tracht Thom. Platter's Autobiographie, edd. Fechter, S. 176. J. Friſchlin's Hohenzolleriſche Hochzeit v. J. 1598, edd. Birlinger, ſchildert die Tracht, in welcher der fürſtliche Bräutigam auftritt, S. 101, 102:

Zwen Männer erſtlich daher gehn,
Bekleydet rot vnd alls vergüldt,
Die Roß auch, wann du's wiſſen wilt,
Die Beckelhauben all rot waren.
Laggeyen waren zween vorhanden,
Blutrot dieſelben giengen her,
Die trugen ſchönvergulbte Wehr,
Die Scheyden waren ſamatrot.
Von Farben die Roßdeckin war
Von Samat vnd vergulbet gar.
Auf die Laggeyen ſchön herkam
Der junge Herr vnd Bräutigam,
Rot kleidet ritt er überall,
Die Roß all daher flogen,
Mit rotem Atlaß vberzogen.

Das Zeichen der Ehefrau war bei Frieſinen auf Amram der rothe Gürtel (Bealt) und die rothe Haube, während die Mädchen barhäuptig giengen mit herabhängenden Zöpfen. Bräute hatten beim Kirchgang immer rothe Handſchuhe an. Stricker's Germania 1849. 3, 295—299. Die Frankfürter Braut gieng gänzlich roth, der Nürnberger Bräutigam in rothen Hoſen, die Brautdiener und Züchtjungfern zu Straßburg in roth und gelb. Weiß, Coſtümkunde 1860. Auf den Ausrufsbildern der Stadt Zürich v. J. 1749 erſcheinen no. 18 und 32 Braut und Bräutigam. Erſtere zu Roß auf ſammtgrüner Schabrake in karmoiſinrothem geſchloßnem Reitkleide, trägt weiße Puffermel

mit Manſchetten, einen ſtehenden kurzen Halskragen, auf dem Kopfe ein Napoleonshütchen mit der Roſette. Der Bräutigam erſcheint in roſenrothem und violettgefüttertem offnem Ueberrock, mit blattgrünem geſchloßnen Unterkleide, drauf den rothen Blumenſtrauß geſteckt; dazu Kniehoſen und Wadenſtrümpfe ſaftgrün. Der reiche Bauer am Zürichſee in ſeinem Kirchenkleide, ebenda no. 41, trägt als Verheirateter einen offnen Knierock, ſaftgrün; ſein kürzeres halb geſchloßnes Unterkleid iſt carmoiſinroth; dazu ſaftgrüne Kniehoſen und lederbraune Wadenſtrümpfe; darüber der ſchwarze Kirchgangsmantel. Mithin trägt er ſein ehemaliges Hochzeitskleid nun als Sonntags- und Feierkleid. Betrachten wir nun das Ausſehen eines Brautzuges, wie er auf der Landſchaft im heutigen Aargau veranſtaltet wird.

Die Kiſten und Bettſtellen auf dem zum Abzuge geladnen Brautwagen tragen auf blauem Grunde breitgemalte rothe Blumenarabesken, eine Farbenpaarung, welcher wir noch einen beſondern Abſchnitt hier vorbehalten haben. Auch die ſog. Tölzerkäſten ſind blaue Kiſten mit rother Blumenbemalung, zubenannt nach ihrem Fabrikationsort Tölz an der bair. Iſar, und bilden einen Handelsartikel auf den Bauernjahrmärkten. Die Ohren der Wagenroſſe ſind rothbefranſt, Mähne und Schweif rothgezöpft. Die Kiſſen des mitaufgeladnen Brautbettes ſind mit angehefteten rothen Maſchen verziert, das Kunkelband am umweiften Rockenſtiel überflattert die geſammte Ladung wie ein rothes Schiffswimpel. Nicht zu überſehen iſt die Perſon des Schreiners, der dies Alles kunſtgerecht gemacht und gepackt hat; jetzt geht er, mit ſeinem Hammer bewehrt, hinter der Fuhre einher, gleichwie ein Gott Thôrr ſelbſt, deſſen heiliger Hammer die Landesmarke, das Haus, die Rune, den Becher, die Braut und die Leiche einzuweihen hatte. Von dieſem Brauthammer läßt Frauenlob die hl. Jungfrau ſagen: der smit ûz Oberlande warf sînen hamer in mîne schôz. Sitzen die Brautleute mit auf dem Wagen und erreicht dieſer das Ende des Heimatdorfes, ſo wird ihm von den Junggeſellen der Gemeinde der Weg verlegt mit Stangen, Ketten und Stricken. Alle dieſe Hemmnißmittel ſind

in der Mitte mit einem rothen Bendel verziert, welchen der Brautführer mit dem Hochzeitsſchwerte entzwei zu hauen hat. Dahinter ſteht ein Tiſch mit Wein und Brod beſetzt. Auf die Frage der Junggeſellen, Was iſt die Braut werth? wird ihnen ein Trinkgeld gezahlt und ſo die Braut bei ihnen ausgekauft. Sie reichen dem Zuge einen Trunk und er paſſirt. Bei der Hochzeit ſelbſt kehren dieſelben Farbenſymbole in mannigfacher Anwendung wieder. Die Männer tragen an Rock und Hut künſtliche Blumen, die Frauen ſolche im Haar; die Braut hat das Schäppelein, mhd. schapel, ſpitz übers Hinterhaupt gebunden, einen ſammtnen Zierſtreif mit Blumen und Flitter, der mit den breiten rothen Brautbendeln unterm Kinn geknüpft wird. Jeder der Hochzeitsgäſte trägt ein rothes Taſchentuch, das Geſchenk der Braut; der Hochzeitlader ſchreitet voraus mit dem „Brautſtock", ehemals den Hirſchfänger umgeſchnallt mit rothbebändertem Heftgriff. Doch da bei der ins Modiſche fallenden Tracht und Sitte unſeres Landvolkes heute ſchon manches nicht mehr deutlich vorliegt, ſo ſchildert das Nachfolgende eine aargauiſche Hochzeit nach dem Stil des vorigen Jahrhunderts.

Den Beginn des Hochzeitsmahles machten ehedem im Freienamte bei allen Leuten und Ständen Aepfel und Birnen. Die Brautleute und Führer zu Viert nahmen davon je ſieben Stück, zerſchnitten jeden ihrer ſieben Aepfel achtfach und legten dieſe Schnitze, in Form einer Glocke gehäuft, hinter die Stühle auf den Boden. Hierauf ſchälten ſie die übrigen Aepfel in fadenfein zuſammenhängender Schale und machten zu Viert damit ein Wettwerfen nach den Apfelſchnitzen hinter ihnen. Aus den Figuren der niedergefallnen Schalen weiſſagte man. Lagen ſie in Form eines Winkels, eines Lothes (.:.), ſo deutete dies auf ein langes glückliches Leben. Lagen ſie zu Viert in einer Linie wie eine Peitſchenſchnur, ſo deutete dieſe Geiſel auf Unfrieden und kurze Lebensdauer. Ergab die Lage der Schalen keine Figur, ſo rieth man allein aus der vom Bräutigam geworfnen; die enggeringelt liegende hieß das O und bedeutete Glück; die ſchlaffgedehnt liegende hieß F und galt für unheilsvoll. Das O deutete man auf das Wort Ose (Fleiß, Aufmerkſamkeit), das

f auf das Wort Facht, Schnur; zerfächteln heißt aus einander fallen. So begann man alſo den Schickſalstag noch ganz nach dem Brauche und mit den ähnlichen Mitteln der älteſten Vorzeit, indem man die Schickſalsrunen warf. Beim jetzigen Hochzeitsmahl bildet das Obſt den Schluß, den Anfang dagegen machen ſauergekochte Kuttelfleck in Safranbrühe; daher heißen ſie bei uns an Rhein und Aare, wie weithin in Schwaben und Baiern, ſchlechtweg das Voreſſen. In dem Fiſcherdörflein Stilli an der Aare pflegten der junge Ehemann und ſeine Eltern nach dem Schmauſe ſich unter der Hand heim zu machen und verſchloſſen da hinter ſich Thüre und Fenſterladen. Alsbald kam der Brautführer mit der Braut ihnen nach. Er trug einen rothen Rock, einen eigenthümlichen Bänderhut und ſeinen beſonders bemaſchten Brautſtock, mit dem er nun an der Schwiegereltern Thüre klopfte. Auf die durch die geſchloßnen Fenſterladen kommende Frage, wer draußen, erwiedert er, eine Perſon, die gerne ins Haus aufgenommen ſein möchte. Vielverlangt! ſagt der Schwiegervater drinnen, iſt ſie fromm, ordentlich, arbeitsſam? Der Brautführer bejaht, und der Fragende fährt fort: Kann ſie auch kochen, ſpinnen, nähen, ſtricken, waſchen, backen? So geht die Anfrage endlos fort; bei jeder einzelnen wendet ſich der Brautführer erſt an die Braut um deren Bejahung, dann übermittelt er ihre Antwort unter allerlei ſchalkhaften Nebenbemerkungen. Nun wird zwar die Hausthüre geöffnet, aber für die Braut iſt nur eine Kammer ohne Licht vorhanden. Hier hinein muß ſie, während der Brautführer ſich in die Wohnſtube begiebt, die erleuchtet und geſchmückt iſt. Gewöhnlich ſteht hier der Schullehrer aufgepflanzt, um den Brautſegen abzuſprechen, eine einſtudirte Rede an Bräutigam und Führer. Hiebei werden alle Fenſter und Läden geöffnet, damit die ums Haus Verſammelten nichts überhören. Hat er geendigt, ſo wird die Braut ins kerzenhelle Zimmer herein geführt. Sie trägt eine ſog. Stoßblegenjüppe (rothausgeſchlagner Feſtrock), eine blüthenweiße Schürze, rothe Strümpfe mit Laſchenſchuhen, in deren hohe und rothe Stöcklein drei Jungfernnägel unter geheimnißvollen Ceremonien eingeſchlagen ſind. Ihre Haare ſind mit ei-

nem Sammetband in zwei lange Flechten geflochten, deren rothe Troddeln den Boden berühren. Ums Haupt geht ein stehendes Geflechte von Stahlflitterchen und Schmelz, auf dessen beweglicher Spitze das grüne Jungfernkränzlein schwankt. Ein ähnliches Kränzlein hat der Bräutigam auf den breiten Grempen seines Hutes liegen, dazu trägt er einen strohgelben offnen Knierock, drunter ein bis über die Hüfte reichendes Brusttuch aus Scharlach, Kniehosen mit dicht genähtem Faltenwerk, weiße Wadenstrümpfe, Schnallschuhe mit Silberrinken. Aus dem selbstgebauten Rothwein der Schwiegerschaft erfolgt hierauf der Ehrentrunk, den Zuschauern wird ihr Theil durchs Fenster verabreicht. Schlag zehn Uhr wird der Braut das Kränzchen durch zwei Mädchen abgeschnitten und ins Küchenfeuer geworfen, der Bräutigam wirft seines gleichfalls dazu. Das Knistern der zwei Sträußchen übersetzt sich die Gesellschaft in mancherlei scherzhaft lautende Weissagungen.

Nur noch Weniges aus den deutschen Nachbar-Gegenden wird hier der Uebereinstimmung wegen angefügt. Die Kleidung der oberbairischen Braut ist merkwürdiger Weise übereins mit ihrer Trauerkleidung; dazu hat sie aber die Brautkrone und den Brautgürtel. Ersteres ist ein Geflechte aus Golddraht und Rosmarin über dem zurückgestrichenen Haar; die mit rothen Bändern durchflochtnen Zöpfe hängen über den Rücken hinab. Der Brautgurt wird meistens in der Kirche oder beim Dorfwirth aufbewahrt und seit Jahrhunderten an jedes jungfräuliche Mädchen an ihrem Ehrentage ausgeliehen gegen einen kleinen Lohn an die Armenkasse. Zehen zollhohe vergoldete Rosetten, innen mit blauen und rothen Glassteinen besetzt, auf Sammt aufgenäht, bilden seine zehen Abtheilungen. Die Kränzel- und Prangetjungfern, als Geleiterinnen, tragen über ihre Sonntagstracht, einen weißen hemdartigen Ueberwurf mit rothem Ermelband und rothem Gürtel, dazu im offnen Haare einen Kranz von jungen Tannenzweigen. Bavaria 1, 437—438. In Unterfranken trägt der Brautführer rechts ein handbreites rothes Seidenband, das von der rechten Schulter bis auf die Waden niedergeht; der links hat ein ähnliches blaues auf die linke

Schulter geheftet. Bavaria 4, 427. In der Oberpfalz erscheint auch das entblößte Schwert, mit welchem der Brautführer, zum Zeichen des ihm übertragnen Brautschutzes, mit der Braut zur Kirche zieht. ibid. 2, 281. Einzelne Alpenthäler, in denen die Frauentracht durchweg und stets schwarz ist, erlauben mindestens in der Hochzeitskleidung etwas roth. Der Gröd'ner Brauch setzt für die Tracht der Braut ein scharlachrothes Corset fest, dieses wird nur am Trauungstage getragen. Wie tief indeß diese Festfarbe in der allgemeinen Erinnerung haftet, dies erweisen zwei unscheinbare Züge der Sprache und des Volksliedes aufs raschste. Der Schmetterling phalaena noctua, sonst auch rothes Ordensband genannt, heißt die Braut, sponsa. Dasselbe gilt von der Hausschwalbe, die Donars, des Ehegottes Leibfarbe trägt, ihr Nestbau unterm Dache schirmt das Haus gegen Blitzschlag; das Mädchen, das ein Schwalbennest von der Hauswand herunter stört, verjagt damit den Freier. Daher tröstet sich ein armes Kind (im Wendischen Hochzeitsliede bei Haupt-Schmaler 1, no. 267), das nichts vom hochzeitlichen Prunke der Nachbarinnen aufzuweisen hat und doch nicht vom Geliebten lassen will:

Die Schwalbe mit dem rothen Köpfchen,
Die wird unsre Züchtjungfer sein.

Ein Liebeslied aus Uhland's Sammlung, no. 56, welches das Vorbild von Göthe's Heideröslein gewesen ist, schildert die Schönheit der Begehrten folgender Maßen:

Sie gleicht wol einem Rosenstock,
drumb gliebt sie mir im Herzen,
sie tregt auch einen roten Rock,
kann züchtig, freundlich scherzen,
sie blüet wie ein Röselein,
die Bäcklein wie das Mündelein;
liebstu mich, so lieb ich dich,
Röslein auf der Heiden!

Beut her mir deinen roten Mund,
Röslein auf der Heiden,

ein Kuß gib mir auß Herzengrund,
ſo ſtet mein Herz in Freuden!
behüt dich Gott zu jeder Zeit,
allſtund und wie es ſich begeit (begiebt);
küß du mich, ſo küß ich dich,
Röslein auf der Heiden!

In einem Liebesbriefe des 15ten Jahrhunderts in Pfeiffer's Ztſchr. Germania 10, 387 hat der rothe Briefriemen das Briefſiegel zu vertreten: den roden rêmen, den bewaret wol.

Roth in der Landestracht.

Was man in oberdeutſchen Landſchaften noch vor kurzer Zeit Nationaltracht genannt hat, das war männlicher Seits gewöhnlich nichts anderes geweſen als der Ableger der Herren- und Soldatentracht, wie ſolche ſeit dem dreißigjährigen Kriege Mode geweſen, weiblicher Seits war's eine der nächſtgelegnen Stadt abentlehnte, noch jüngere Damenmode, ungeſchickt vereinbart mit Farbe und Schnitt des Bauernhabits. Auch letzteres hat nun vollends aufgehört, der Bauernſchneider arbeitet ſtädtiſch, das Bauernmädchen geht nur noch des größeren Luxus wegen zuweilen bürisch, im Uebrigen ebenfalls „franzöſiſch". Auf eine Beſchreibung der ſchweizeriſchen Bauerntracht darf es alſo ſchon deshalb hier nicht abgeſehen ſein, aber eine beſondere Einſicht kann erworben werden, wenn man die Tracht auf den Zweck ihrer ſtabil wiederkehrenden Farbenwahl unterſucht, und dies geſchieht im Nachfolgenden. Wir beginnen mit der weiblichen Tracht.

Die Tracht des germaniſchen Weibes unterſchied ſich von der des Mannes nicht im Schnitte, ſondern in der Farbe,

das weiße Frauenkleid hatte einen Purpurſaum *). Zum Färben der Linnen- und Wollſtoffe reichte nun dem Germanen die Erdfarbe freilich nicht aus, er mußte ſich dazu der ſchwerer anwendbaren Pflanzenſtoffe bedienen. Indeß wie der Bauer heute noch mit dem Mark ausgereifter Heidelbeeren ſein Backwerk hochroth färbt, ſo ſah Plinius, HN. 16, 30 in Gallien mit der Heidelbeere Kleider purpurn färben, denn auf ſo einfache Mittel verfällt man überall und zu jeder Zeit. Dies führt ſogleich auf den rothwollnen Weiberrock, Jüppe genannt, der mit Waid blau, mit der Wildfrucht der Sauererbſe (berberis vulgaris) roth gefärbt und mit einer beſondern Maſchine in tiefſtehende ſteife Falten geprägt wird. Daher der Name dieſer Jüppe: Stoßblegi. Wie man ſie noch heute rothverbrämt trägt, ſo beſchreibt ſie Geiler, Poſtille 2, 309: do hot herfür gestochen der rot sammet oder purpur der gotheit uſs dem zwilchenschantz (Zwilchenrock) oder güppen der menschheit. Eheweiber trugen die Jüppe ſchwarz oder blau, Jungfrauen roth, oder blau mit rothem Saum, Kinder grün. Verfolgen wir den rothen Weiberrock nach ſeinem geographiſchen Vorkommen in Oberdeutſchland, ſo trifft er hier vorzugsweiſe auf den alemanniſch-ſchwäbiſchen Volksſchlag. Zieht man eine Linie vom Monteroſa bis nach Stuttgart, ſo begegnet auf derſelben der gleichfarbige Rock der Bauernfrau. Hochroth iſt er am Südabhange des Monteroſa in den deutſch-piemonteſiſchen Gemeinden Macugnaga, Rima und Greſſoney, dazu der Strumpf ſcharlachen; das gleiche gilt im Eringerthale und im Oberwallis, ebenſo bei den Urnerinnen im Schächenthale. Der Feſtanzug der Freiburgerinnen im Wiſtenlach am Murtnerſee, ſowie derjenige im Greyerzerländchen beſteht ganz aus Scharlach. Im Liede s'Länderbü'rli, des Bäuerleins aus den Urkantonen, ſingt der Luzerner Chorherr Ineichen, † 1818, (Lieder vom alten Sepp. Luzern 1859, S. 131):

---

*) nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur eosque purpura variant. Tac. Germ. c. 17.

Mier hand gor gottligs Wybervolch,
s'isch grod se hibsch wie Gyps und Cholch [1]),
om Wärchtig [2]) trägids roihi Hämmlisteck [3]),
om Sunntig rothe Schorlechreck.

Die Züricher Limmatthalerin trägt ein rothwollenes Leibchen, ſcharlachenen Bruſtlatz und rothes Unterkleid. Ihre aargauer Nachbarin in der Altgrafſchaft Baden trug noch im jetzigen Jahrhundert den Scharlachrock und ein Unterkleid mit Seidenband-verbrämtem Saum, der über das Oberkleid bedeutend weit vorreichte. Dazu kamen rothe Wollſtrümpfe in weit ausgeſchnittnen Schuhen, auf deren Riſt abermals eine rothe Bandroſe ſaß. Die Tracht der Freienämterin unterſchied ſich hievon nur dadurch, daß bei ihr jener rothe Unterrock weniger tief herabreichen und nur in der Bewegung des Schrittes ſichtbar ſein ſollte. Die Appenzellerin Innerrhodens trägt einen rothen Kurzrock, ihr Mann ein rothes Bruſttuch. Die Walſerleute um Damils im Bregenzerwalde, die mit den Walſern in Bünden und Piemont eines Stammes ſind, tragen ſich weiblicher Seits roth an Strümpfen, Röcken und Miedern; die Landammänner von Damils trugen ehedem ein rothes Kamiſol (Schnars, der Bodenſee 1859, 79. 81.). Jenſeits des Schaffhauſer Rheines im Klettgau und Hegau begegnet bei Mann und Weib dieſelbe Tracht, von der wir nachher noch beſonders zu ſprechen haben, ſo daß, wer über Schaffhauſen nach Stuttgart reiſt, ſüdlich von Tübingen in der reizend gekleideten Steinlacherin auf den erſten Blick eine Schweſter der Wehnthalerin erkennt, die wenige Stunden von Zürich zwiſchen Kloten und Fahr lebt (A. Schott, Deutſche am Monteroſa). Wir irren nicht in der Annahme, eine ſolche Wehnthalerin habe Göthe'n vorgeſchwebt, als er die Geſtalt ſeiner Dorothea (Geſang V) folgendermaßen zeichnete:

Aber ich geb Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider.
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;

[1]) Kalk. [2]) Werktag. [3]) rauhe Hemdſtöcke bezeichnen den grobhänfenen Hemdtheil ohne Ermel und Bruſteinſatz, letztere werden aus feiner Leinewand angeſetzt.

Sauber hat ſie den Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth.
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eirund,
Stark ſind vielmal die Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an
Und umſchlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

Im vorigen Jahrhundert war die Leibfarbe der Fricktalerin vom Strumpf bis zum Kopftuche roth und rothbraun; heute wird in dieſer Landſchaft der rothe Frauenrock nur noch von Großmütterchen getragen und Heidentſchopen (aus franz. jupon) genannt, eine Anſpielung auf die veraltete Mode. Er wird zur Fasnachtsmummerei gebraucht, zu Bettdecken verſchnitten; gleichwohl gehört er noch unter die Hausmittel der Volksmedicin. Fieberkranke hüllt man in ihn ein, jungen Frauen, die ſich einen Knaben wünſchen, dient er als Leintuch im Bette, und nachher noch als Unterrock, nachdem das erſte Kind geboren iſt. Dies gilt namentlich auf dem Bözberge. Altfromme Greiſinnen verlangen, in ihm begraben zu werden. Letzteres hängt offenbar mit dem gottesdienſtlichen Charakter der rothen Farbe zuſammen, wodurch ſie zugleich zur Leidfarbe geworden war. Weißgekleidet mit rothen Bandſchleifen wird die Leiche in offnem Sarge zu Grabe gebracht, ſo in der bair. Jachenau; auch das vorausgetragene hölzerne Grabkreuz iſt dorten rothblau bemalt. Bavaria 1, 412. In den Zinnſärgen alter Erbgrüfte erkennt man die Frauenleichen am langen Haupthaare und an den rothſeidnen Ueberbleibſeln des Gewandes. „Frau Dorothea, Gräfin zu Mansfeld, hat ihr Todtengeräthlein ſelber zuſammen geſucht und machen laſſen, wie ich denn ſolches in meinen Händen gehabt, einen ſchönen langen Rock von rothem Carmoiſinatlas. Auswendig auf die linke Bruſt haben J. Gnaden einen Pergamentzettel genähet und eigenhändig darauf geſchrieben:

Wolauf in Roth will ich mich kleiden,
Von dieſer argen Welt abſcheiden."

Joh. Wittich, Consilium Apoplecticum, Lpzg. 1602. Anhang: Chriſtl. Erinnerung menſchl. Sterblichkeit, S. 42. Daß dieſe rothe Leidtracht in beſtimmter Beziehung zu Donar ge-

ſtanden, dem man die Leichen weihte, geht aus andern Einzelheiten der Frauentracht ſprechend hervor. Zur Füllung des Hüftenwulſtes, über den die Jüppe angelegt wird, dient unſern Bäuerinnen die Gundelrebe, glechoma hederacea, die man Donnerrebe heißt. Hier weiſt der eine Name des Doppelwortes auf Donar, der andere auf die Walküre Gund. Myth. 393. 1163. In dem Meien, den das Landmädchen zum ſommerlichen Kirchgange ſich bricht, pflegt neben rothem Geranium und purpurnen Dalien vorzugsweiſe die Karthäuſernelke zu ſein, die wir Donnernägeli nennen. Auch im Hochzeitsſtrauße der Kränzeljungfer ſticht Granate und Nelke hervor, gleichwie der bairiſche Oberländer letztere zum Kirchgange hinters Ohr und den Altarfiguren in die Hand ſteckt. Bavaria 1, 431. Die Alpenroſe heißt in Unterwalden nach dem rothen Weiberrocke ſelber die Jüppe, in Tirol aber Donnerroſe. Wer einem Zuge von Frickthalerinnen auf ihrem ſonntäglichen Kirchwege begegnet, dem wird, mögen ſie im Einzelnen noch ſo modern und eigenwillig gekleidet ſein, doch nur die rothe Farbe von Ferne ins Auge fallen: ein Kopfband, ein Knüpferchen oder eine Granatenſchnur um den Hals, das Bruſttuch, der Sammtſtreifen am Rockſaum, der unvermeidliche rothbraune Regenſchirm alles verbreitet einen ſanften röthlichen Schimmer um die Geſtalt. Dazu tragen daſelbſt alle Ehefrauen noch das rothe Kopftuch, das vom Scheitel her über den Nacken fallend, unter dem Kinn geſchlungen und mit zwei breiten Zipfeln in den Nacken zurückgeknüpft wird. Es heißt G'sunggetslümpe, Geſundheitstüchlein; ein weißes Kopftuch zu tragen, wäre hier ein weißer Rabe. Und wenn ein Großmütterchen längſt ſchon die Stube hütet und in ihrer Ruſtig (Rüſtung, Geſammtanzug) nicht mehr wähleriſch zu ſein braucht, ſo hat ſie doch noch jenes unabänderliche Kopftuch und ein unſichtbar bleibendes rothes Strumpfband angelegt. So tragen ſie alle das Zeichen deſſen, in deſſen Dienſt ſie entweder erſt eintreten oder ſchon ſtehen, und in deſſen Himmel ſie ſchließlich zuſammen einzugehen hoffen: des Ehegottes. Gleiches iſt auch von den rothen Wollſtrümpfen zu ſagen, die ſich mit der rothen Jüppe ſo ziemlich auf der-

ſelben geographiſchen Linie fortbehauptet haben. Rothe Strümpfe gelten noch in den Landſchaften von Bünden, Oberwallis, im Leſiathale, im Züricher-, St. Galler- und Schaffhauſerlande und im Badiſchen Schwarzwalde; desgleichen in der ſchwäbiſchen Bar, einem Gaue, der ſeit mehr als tauſend Jahren ſeinen Gaunamen beibehalten hat: Berhtoldesbara, urk. 775.

Die Strümpfchen müſſen roth von Liebesfarbe ſein, heißt es in Joach. Rachels Jungfernanatomie. Klemm, Die Frauen 2, 332. Faßt man ſodann noch die kleineren Merkmale ins Auge, durch die bei ſonſt gleicher Tracht die genannten Gaue ſich wieder unterſcheiden, ſo findet ſich Folgendes. Die Obwaldnerin flicht ihren Zopf durchaus nur mit weißen, die Nidwaldnerin durchaus nur mit ziegelrothen Bändern ein, beide heften die neſtartig gewundnen Flechten am Hinterhaupt jetzt mit einem Pfeil, früher mit dem durchgeſteckten Milchlöffel feſt. Die Zürcherin im Knonauer Amt trägt die zwei Haarflechten fliegend, mit einer rothen Schnur durchflochten, die in zwei rothe Quäſtchen ausläuft; während die Haarſchnur bei ihrer Landsmännin im Kyburger Amt zwei breite Purpurbendel ſind, die auf den Rockſaum niederreichen. Die aargauiſche Wehnthalerin mit ihrem ſcharlachrothen Bruſtlatz unterſcheidet ſich von der zürcheriſchen, deren Mieder nur einen Scharlachrand hat. Die reformirte Haslithalerin iſt gegenüber ihrer katholiſchen Grenznachbarin in Obwalden erkennbar an dem ſtets rothen Bruſttuche, „Mänteli“, und dem ſtets weißen Miederchen, „Chuttli;“ Die Jüppe der Altaargauerin iſt dunkelblau mit breitrothem Vorſtoß, diejenige ihrer ſolothurniſchen Nachbarin ziegelroth und der weite Mantillenförmig darüber geſchlagene Halbkittel rothbraun.

Die Beſchreibung der männlichen Tracht in unſern oberdeutſchen Landſchaften beginnen wir mit dem Rock. Die Schweizergeſchichte beweiſt mit mehrfachen Beiſpielen, daß der Bauer der deutſchen Kantone ſeit dem 14ten Jahrhundert in Rock und Hoſen ſich roth trug, daß dieſer Sonntagsrock ſpäterhin zugleich als ſein ordonanzmäßiger Milizrock galt und daß dieſe Tracht zugleich mit dem Langbarte erſt 1798 abgelegt wurde,

als die Neufranken ihre Alles ausebnende Invasion in die Schweiz machten. Wenige Thatsachen sind hier genügend, diese Voraussetzung darzuthun. Gleichwie die Leib- und Bannerfarbe der österreichischen Herrschaft die rothe gewesen war und aus fürstl. Gnaden hier zu Lande an die einzelnen Städte, Hochstifte und deren Landschaften übertragen worden war, so verschenkten denn auch diese letzteren die empfangene Standesfarbe wiederum aus besondern Gnaden an ihre Unterthanen. Wenn der Bauer Hans Roth von Rumisberg 1382 den angeblichen Anschlag der Feinde gegen Solothurn erfährt, ihn dieser Stadt verräth und sie dadurch rettet, so empfängt dafür er und sein Geschlecht bis zum Jahre 1567 alljährlich Hosen und Rock in der Landesfarbe (roth und weiß), worauf das Geschenk in Geld umgewandelt und vom ältesten dieses Geschlechtes bis zum heutigen Tage fortbezogen wird. Der Vogt, den anfangs das Stift Murbach, später das Leodegarsstift und schließlich die Herschaft Oesterreich über die Stadt Luzern zu setzen gehabt hatte, hatte seit dem Eintritt dieser Stadt in den Waldstätterbund rechtlich daselbst zu bestehen aufgehört, jedoch sein Amt dauerte gleichwohl im dortigen Gewohnheitsrechte mit den ihm zufallenden Pflichtigkeiten noch sehr lange Zeit fort. Unter diese letzteren gehörte Rock und Hosen in der Stadtfarbe. Wenn nemlich die Stadt jährlich zu beiden Sonnewendtagen ihre Magistrate und Räthe erwählte, so versammelte sich gleichzeitig auch die jüngere, noch nicht regimentsfähige Bürgerschaft unter dem Namen des Junggesellenrathes und wählte sich ihren Narren-Ammann. Obschon demselben weder Amt noch Sitz im obrigkeitlichen Rathe zukam, so wurde er gleichwohl bei allen obrigkeitlichen Festanlässen einem wirklichen Rathsherrn gleichgehalten. Wenn er dann nach seiner geschehenen Wahl das Ammannsbrod unter das Volk auswerfen und Geldgeschenke an die Zunftstuben hatte übersenden lassen, so erhielt er von der Regierung einen Rock in der Stadtfarbe, und von jedem im laufenden Jahre sich verheiratenden Mitbürger ein paar Hosen. Josia Simler, Regiment L. Eydgenoß. 512. Hier lastete also das Stadtkleid als Servitut auf Stadtrath und Bürgerschaft und mußte deshalb vom Regenten dem Regierten gezinst werden,

anderwärts und noch öfter hatten daſſelbe die Regierten zu verſteuern. Nach Müller-Schambach, Ndſächſ. Sag. 330, 20 mußten die Bauern zu Rodershauſen für ihr dortiges Weiderecht ein paar rothe Hoſen an die Herſchaft zinſen *). Aus dem Wappenrock entſpringt der Waffenrock, das Soldatenkleid. Im Bauernkriege kämpfen die Entlebucher und Emmenthaler im Treffen bei Wohlenſchwil unter ihrem Anführer Schybi in rothen Röcken, die man Wollenhemden nannte; ſolcherlei ſetzten die Kantonsregierungen bei Schützen- und Schwingerfeſten zu Gewinnſten aus, und noch heute kommt alljährlich am 6. December der Männerchor von Unterwalden bei der großen Nikolausprozeſſion nach kirchlicher Vorſchrift in dieſen blouſenartigen Rothhemden aufgezogen. Daſſelbe lange Kamiſol, bald Wollhemd, bald Libli geheißen, trug der Luzerner im Gäu und der Freienämter im Aargau; es war ſcharlachroth, reichte bis über die Hüften, hatte oben und unten einen Querbeſatz von ſchwarzem Sammt, war ohne Halskragen, vorne ohne Schlitz und Knopf, und wurde an den Seiten zuſammengehäftelt. Darüber trug der Mann einen offnen Knierock, roth oder rothbraun, Gaſagge genannt, ital. casacca, engl. cassock, urſprünglich den langen Leibrock des Clerikers bezeichnend. Wenn man die vierfachen Schöße dieſer Gaſagge, die aus waſſerdichtem ſchwerem Wolltuch beſtand, hinterſchlug an ihren Rückenknopf, ſo war damit der breitſchwänzige Milizenfrack fertig, in welchem ſich das ſchweizeriſche Aufgebot 1798 den franzöſiſchen Truppen entgegenſtellte. Segeſſer, Luzerner Rechtsgeſch. 3, 159. Die Schweiz. Trachtenbilder von 1748 legen in ihrer no. 18 und 153 dieſe beiden Kleidungsſtücke in ihrer ſtattlichen und in ihrer Alltagserſcheinung genau vor Augen.

Wollen wir erfahren, wie dieſer Bauernrock der Vorläufer

*) Als die deutſche Königstochter die däniſchen Brautwerber empfängt und dieſe mit Scharlachmänteln ſich brüſtenden Barbaren muſtert, ſpricht ſie höhniſch:

Es iſt nimmer ſo arg ein Schalk,
hat er ein paar rothe Hoſen,
Wie er kommt nach Deutſchland,
nennt er ſich eine Roſe.

Grimm, Altdän. Helden-L. 317.

jenes Studentenrockes geweſen iſt, den man ſeit der Jahn'ſchen Periode den altdeutſchen genannt hat, ſo müſſen wir die Männertracht in der Schwarzwälder Altgrafſchaft Hauenſtein, zwiſchen Badiſch Seckingen und Waldshut, betrachten. Sie iſt heute folgende. Die kurze Pumphoſe von ſchwarzem Manchester beginnt genau an der Hüfte und geht bis zum Knie, unter dem ſie gequaſtet zuſammengebunden wird. Ueber ſie fällt, ſtatt der Weſte, ein ſcharlachrothes luftiges Bruſttuch bis zur Hälfte des Schenkels herab, wie daſſelbe im Vorausgehenden eben beſchrieben wurde. Um deſſen weiten kragenloſen Halsausſchnitt liegt à la Guſtav Adolf ein breiter Chemiſettenkragen, deſſen zwei Schnurenbendelchen mit feinen weißen Quäſtchen aufs Bruſttuch herabhängen, derſelbe überdeckt zugleich die Schultern des kragenloſen Manchesterrockes, ein kurzes einknöpfiges Gehröcklein, das mit Ausnahme ſeiner vierſchößig geſchnittnen Rockflügel vollſtändig der ſog. altdeutſche Rock iſt. Er hat auch im Schaffhäuſer Hegau und Klettgau gegolten, iſt aber dorten faſt ganz verſchwunden. Dazu gehört ein ſchöngeformter gelber Strohhut mit niedrer Güpfe und ein paar Schnürſchuhe mit rothen Lederlaſchen und gelben Zugbändern*). Als i. J. 1770 die Erzherzogin Marie Antoinette durchs Breisgau nach Paris ihrem unglückſeligen Ehebund entgegen reiſte, ſtellte man ihr in Freiburg zwei Kompagnieen dieſer Hauenſteiner als Ehrenwache vors Schloß. Die eine beſtand aus lauter Verheirateten und trug deshalb Schwarzröcke und Langbärte; die zweite beſtand aus Junggeſellen in rother Tracht und ohne Bart. Alle hatten Büchſen und Hirſchfänger. Ihr Offizierscorps beſtand aus dem Redemann (dem Gemeinde-Sprecher), dem Venner und den zwei Einungsmeiſtern. Die mitgekommenen Hauenſteinerinnen

*) Von der Macht des Liedes, das der Liebes- und Dichtergott Wäinämöinen ſpielt, ſagt das finniſche Volkslied:

Selbſt des Waldes alter Vater
Schmückte ſich mit rothem Schuhband;
Selbſt des Waſſers gute Mutter
Zierte ſich mit blauen Strümpfen,
Während ſpielte Wäinämöinen.

trugen ihren Ehrenkranz in den Haaren, das krönleinartige Schapel. Durchreise der Frau Dauphine ꝛc. Gedruckt bei Satron 1770, fol. Eine Eigenthümlichkeit der Bauernhose wird nur sichtbar, wenn der schoßlose Janker getragen wird, es ist der im Rückenschlitz der Hose in zwei fliegenden Enden durchgezogne Seidenbendel. Die Männer aus den Urkantonen, die sg. Länder, tragen ihn durchgehends von blauer Seide, im badischen Schwarzwald dagegen bezeichnete der rothe Hosennestel den Unverheirateten. Es ist dies ein Ueberbleibsel des durch die Innennath des Kleides gezogenen Schnürbandes, welches der Vorläufer der Hosenträger war. Die älteste Bezahlungsweise der breisgauischen Maurer und Steinmetzen am Münsterbau zu Freiburg bestand, neben dem schwarzen Rappen Taglohn, im Nestel, einer schmalen gewirkten Schnur, noch i. J. 1464 gab man dorten rothe Nestel an Zahlungsstatt für neuen Wein. Schnezler, Bad. Sagb. 1, 366.

Die Schifferzunft der Stadt Speier entrichtete zum Zeichen ihrer rheinischen Zollfreiheit den dortigen Zollbeamten jährlich ein Dutzend Nesteln. Lehmann, Speirer Chronik 1612, pag. 371ª.

Unter die echten Reste alter Volkstracht ist die Sennentracht zu zählen, die von den schweizer. Ufern des Bodensees an bis in die Hochalpen hinein überall dieselbe ist. Sie ist im Solothurner Jura sogar auf den W. Jäger übergegangen, Naturmyth. 49. Schon ihr einer Bestandtheil, die Küherjacke, welche ermellos ist und nur die Hälfte der Achsel mit dem rothen Chrättli-Ermel deckt, erinnert an den nach gleicher Tracht benannten germanischen Volksstamm, der ermellose Oberkleider trug, in Peutinger's Tafel zwischen Alamannen und Markomannen angesetzt und Armalausi genannt ist, während er bei Aethicus Armalausini heißt. Name und Tracht dieses oberdeutschen Volksstammes vergleicht sich dem der nordischen Berserker, d. h. bis auf das Unterkleid bar Gehenden, weil dieselben ohne Panzer in den Kampf zogen. So reden auch die schweizerischen Aelpler vom „Kriege im Hirtenhemde", als sie in ihrer Kühertracht 1798 der französischen Armee die Spitze boten. Der Kragen

dieſer Küherjacke iſt ſtehend und mit rothem Plüſch gerändert. Ueber dem Scharlachbrufttuch macht ſich der Hoſenträger breit, auf deſſen Querriemen die vergoldete Silhouette eines Rindes, umgeben von den Namensbuchſtaben des Eigenthümers prangt. Das kleine Lederkäppchen iſt in dreieckigen Zwickeln knapp über die oberſte Wölbung des Kopfes geſchnitten, ſchwarz von Grundfarbe mit rothlebernem Paſſepoil; dazu gelblederne Hoſe, weißer Wadenſtrumpf und hohe Schnürſchuhe. Wir vermögen dieſe Tracht, verbunden mit derjenigen der Winzer und Kornbauern, am getreueſten nach den 30 colorirten Bildtafeln zu ſchildern, welche beim großen Winzerfeſte des Waatlandes 1833 zu Vevey als Feſtſchrift ausgegeben worden ſind. Dieſes Feſt, das damals alle ſechzehn Jahre einmal begangen wurde, heißt man nach der dortigen Winzerzunft Abbaye des Vignerons. Der Name Abbaye bezeichnet im waatländiſchen Patois unſre deutſche Kilwe, Abbayerons nennt ſich daſelbſt diejenige Ortsburſchenſchaft, durch deren Zuſammenſteuer die feſtliche Abhaltung der Kirchweihe örtlich anberaumt und möglich gemacht wird. Gleichwie unſre Dorfknabenſchaften ſich Kilweräthe betiteln, ſo dieſe waatländiſchen Abbayerons. Sie beginnen mit einer maskirten Prozeſſion, in welcher die Figur des Bacchus herkömmlich die Hauptperſon iſt, und wiederholen ein Lied, welches anhebt: Qui vive? vive le Bacchus! Mitten in den Rebbergen bei der Kirche St. Martin ſchlug man ehedem Feſthütten auf, tanzte und ſchmauſte und ſtellte ſomit die hier eingegangene Abtei St. Martin mit ihrer geſchichtlich gewordenen Lebensluſtigkeit aus dem Stegreife wieder her. Heut zu Tage wird das Feſt auf dem Stadtplatze von Vevey auf einem Amphitheater aufgeführt, das gegen 5000 Perſonen faßt, und iſt eine moderne Geldſpekulation geworden. Es erſcheint dabei der Abbé de la Confrérie, der Anführer der Rebleute, mit Infel und Biſchofsſtab, in violetten Seidenſtrümpfen, ſein ſämmtliches Winzergefolge trägt den Cylinderhut und ſchwarzen Frack der Pariſer Muſterwelt. Wie ſehr dies Alles im Jahre 1833 noch ganz anders war, läßt ſich aus der vorhin ſchon erwähnten colorirten Feſtbeſchreibung entnehmen, woraus hier ein paar Blätter

detaillirt angegeben werden. Der Zug der Winzer ist dorten durchweg weiß gekleidet; der Zug des Frühlings mit seinen Mähern und Graserinnen ist blau an Hut, Schärpe, Gürtel und Kleidersaum, blau selbst der Sensen- und Rechenstiel. Dagegen bricht die rothe Farbe mächtig durch, sobald der Sommer auftritt mit der Ceresgruppe, und noch übermächtiger im Sennenzuge. Die Bildtafel 14 bis 18 stellt die Ceresgruppe dar. Das Musikcorps an ihrer Spitze, in drei Gliedern sechs Mann hoch marschierend, trägt Leibgurt, Armbinde, Hutband und aufgeschlagene Hutkrempe hochroth. Die Tunica der Genien und Priesterinnen, ihre Mützen, Sandalen und Maschenwerk sind hochroth. Von gleicher Farbe ist die Chlamys der Ceres, ihr Fußschemel, Thronsessel und Baldachin. Ihr folgen Ackermägde, Schnitterinnen, Schäferinnen, deren Mieder, Gürtel und Kleidersaum roth ausgeschlagen ist; rothbordiert ist Hutrand, Rock und Weste der Schnitter und Drescher, die geschultert getragenen Drischel- und Sichelstangen sind von derselben Farbe. Auf einem Rollschiffe kommt ein rothgebälktes Winzerhaus gefahren, die Brautleute dazu folgen nebenher. Des Bräutigams Frack, der Braut Fächer, der Hochzeitsgeiger Strümpfe, der auf dem Brautwagen aufgepflanzte Kunkelstock: alles hochroth. Schließen wir mit Bildtafel 8, die den Zug der Ermailli's oder Küher darstellt. Im Freiburger Patois heißt der Senne Armallii, die Kuh Armallie, Ermallie (Helvet. Almanach 1810, 105); im waatländischen Patois heißt der Obersenne Armadi (von armento), der Untersenne Djignio (junior). Sie Alle tragen hier die schon beschriebene ermellose Küherjacke mit kurzem Achselwulst und sind an Brusttuch, Leibgurt, Küherkäppchen und Lecktäschlein insgesammt ziegelroth. Ihre Hosen sind braunroth, wie die im Zuge mit aufgetriebnen Rinder freiburgischen Schlages. Die Schürzen der Sennerinnen, vom Halse an miederförmig, vom Gürtel hinab fächerbreit zugeschnitten, sind der Länge nach rothgestriemt. Der Knopf und der untere Ring an der Handhabe eines jeden Küherstabes besteht aus feinem rothem Wollenbesatz. Von Juchtenleder sind die Halsbänder der Kühe, der Melkstuhl auf dem Alprosse hat rothen Anstrich, und

dieſes ſelbſt wieder trägt in Mähne und Schwanz rothes Bendelwerk. Die mitziehenden Dudelſackpfeifer und Alphornbläſer ſind rothweſtig. Der Zweck und Sinn des Feſtes iſt ausſchließlich ein landwirthſchaftlicher. Hat man dem Abte die von den Göttern Pales, Ceres und Bacchus geſegneten Früchte feierlich überreicht und iſt das große ſchneeweiße Feſtbrod von ihm angeſchnitten, die erſte Silberkanne Weins von ihm gekoſtet, ſo wird für die Theilnehmer die Feſttafel eröffnet. Heut zu Tage dauert die Feſtvorſtellung mit Opernchören, Ballettänzen und Soloſängern eine volle Woche; Schaufenſter, an denen der Hauptzug vorübergeht, bezahlt man mit 20 Frc., einen bloßen Stehplatz im Circus vor der Bühne mit einem Thaler.

Betrachten wir zum Schluſſe, wie es der Poeſie gelingt, aus dieſer Farbenwahl und Tracht zugleich die ganze perſönliche Wohlgeſtalt hervorgehen und durchleuchten zu laſſen, ſo begegnet vornemlich die Miſchung von Weiß und Gold, von Weiß und Roth; ſo in jenem unſterblichen Skolion bei Athenäus:

O daß ich eine Leier wär' von weißem Elfenbein,
Und ſchöne Knaben trügen mich zum Dionyſostanz!
O daß ich wär' ein Goldgefäß, vom Feuer nie berührt,
Und trüg' mich eine ſchöne Frau in ihrer reinen Hand!

In den Dichtungen unſeres Mittelalters iſt es ein ſtehender Zug geſchilderter Frauenſchönheit, ihre lichte Hautfarbe gegen Gold und Gewand wettſtreitend aufleuchten zu laſſen, die Freundin liliengleich und morgenfriſch, den Freund roſenhell erſcheinen zu laſſen. Wie der rothe Morgen aus trübdämmernden Wolken, ſo geht Kriemhilde aus ihrem Gemache hervor. Welch hübſches Weib mir ihre Gunſt böte, ſingt Walther, der liez ich liljen unde rôsen ûz ir wengel schînen. Als Ortnit gerüſtet zum Sturm vor der Burgmauer ſteht, ruft der Burgwächter: von vüezen unz an daz houbet ist er gezündet an, und die Mutter drinnen: sich, der brinnet als ein kerze lieht! Als der Held dann der begehrten Braut anſichtig wird, dô schein ir durch ir zophe ir hals alsam der snê. Das Lied eines Unbekannten in v. d. Hagen's Minneſinger 2, 161[b]. ſetzt die Liebe des Ehemannes dem Roſenreichthum des Sommers gleich:

Mich dunket niht sô guotes
noch sô lobesam,
sô diu liehte rôse
und diu minne mîns man.

Das Lächeln der Freundin thut Wunder, ihr rothes Mündlein lacht Rosen; ihr Blauauge spielt in Freude dem Blick des Falken gleich, im Schmerze weint es Perlen; ihr Blondhaar strählt sich golden. Dieser gleiche Farbeneinklang von blauen Augen, rothen Wangen und goldigen Haaren verleiht den Madonnenbildern der alten Maler ihre Holdseligkeit, zugleich umgiebt er die Heldengestalt des Mannes mit erhabnen Schrecken. Also schildert Ossian seinen irischen Cuthullin: Seine rothe Wange leuchtet wie mein geglätteter Stahl. Weit blickt sein blaurollendes Auge unter seiner Braue dunkelm Bogen. Sein Haar fliegt, wenn er vorwärts gebeugt den Speer schwingt, gleich einer Flamme von seinem Haupt.

Das Braun- und Fleckvieh.

Die Schweiz besitzt zwei einheimische scharfgesonderte Rindviehracen, das einfarbige Braunvieh und das Fleckvieh. Merkwürdig ist die ziemlich gleichmäßige Vertheilung beider Rindviehstämme mit ungefähr gleich großer Stückzahl auf die zwei Hälften des Landes. Zieht man eine Linie vom Bodensee bis nach Sitten in Wallis und zum Montblanc, so findet sich das einfarbige oder Braunvieh in der östlich dieser Linie liegenden Landeshälfte, das Fleckvieh wesentlich in der westlichen. Verlängern wir aber diese Linie südlich bis Spanien und nördlich bis zur Ostsee, so wiederholt sich im Ganzen die gleiche Erscheinung. In den östlich dieser Scheidelinie liegenden Ländern Europa's ist hauptsächlich der einfarbige, in den westlichen hauptsächlich der bunte Stamm heimisch; jener macht sich geltend als die

Bergrace, dieſer als die Thalrace. Unter den zahlreichen Racen, in die der öſtliche Stamm ſich gliedert, ſteht der ſchweizeriſche braune in jeder Hinſicht weit voran. Charakteriſtiſch für die Racenreinheit iſt ein dunkelgrauer Naſenſpiegel mit hellerer Verbrämung, dunkelgraues Maul und Zunge. Zeichen unreiner Race ſind röthliche Hornſpitzen und Klauen, röthliches Haar zwiſchen den Hörnern und in den Ohren, röthlichgefleckte Naſe; nicht aber ein weißer Stern oder Fleck an der Bruſt. In Bezug auf die Körperform zeichnet es ſich aus durch eine leichte feine Geſammtgeſtalt, leichten Kopf, dünnen Hals, geraden und breiten Rücken, gut angeſetzten Schwanz, weißes Euter und große Milchadern. Die weſtliche und nordweſtliche Grenze des dieſem Schlage zuſtändigen Gebietes beginnt etwa bei Zermatt am Matterhorn, berührt die Jungfrau und Grimſel, geht über Engelberg nach Schwyz, von da über Lintthal nach Chur und Ragaz. Nach dieſen Landſtrichen unterſcheidet man wiederum die ſchweren, mittleren und leichten Schläge. Der ſchwerſte darunter iſt der Schwyzerſchlag, der dann im Zugergebiet, Luzernerland, Freienamt, in Gaſter und Glarus und der Südhälfte des Zürcher Landes heimiſch iſt. Kleiner ſind der Appenzeller- und Toggenburger Schlag nebſt dem im Bündner Oberlande; noch kleiner der Unterwaldner, Haslithaler- und Oberwalliſer-Schlag. Dieſe Angaben ſtützen ſich auf die beiden Schriften: J. M. Ziegler, Gewerbsthätigkeit der Schweiz, Winterthur 1858. Tſchudi, Landwirthſchaftl. Leſebuch 1863, 268—271.

Dieſer rothen Rinderrace räumt auch der Aargauer den Vorrang vor jeder andern ein; ſie bedarf, urtheilt er, am wenigſten Futterquantum, iſt milchergiebiger, maſtfähiger und auf der Weide dem Bremſenſtiche weniger ausgeſetzt, als die graufahle Rinderrace; ſie hat ferner glattes Fell und geſchmeidiges Haar, und daraus ſchließen Viehhändler und Metzger auf feineres Fleiſch: „Rothfelle metzgen ſich beſſer.“ Reibt man ein ſolches Stück, bevor man es zu Markte treibt, mit den Weihrauchkugeln ein, die im Grunde des Baues der Waldameiſen liegen, ſo wird man es um den beſten Preis an den Mann

bringen können. Die dunkelrothe und ſchwarzbraune Race iſt unbeliebt, ſie ſoll düſtern Gemüthes, bei der Arbeit gleichgültig und Krankheiten leichter unterworfen ſein. Der Oberländer- und Emmenthalerbauer, hört man urtheilen, iſt mit ſeiner rothen Race gegen die Nachſtellungen der Hexen immer ſicher geblieben, der Unterwaldner dagegen mit ſeinem ſchwarzbraunen Rinderſchlag iſt allen Zaubereien ausgeſetzt und muß jedes Jahr ſeinen Stall durch die Kapuziner neu ausſegnen laſſen. Eine gleiche Abneigung beſteht gegen das weiße Vieh; das Sprichwort heißt: Wyß b'ſchyßt (trügt); weiße Kühe gelten im Handel als die untauglichſten, weiße Kälber werden gar nicht abgetränkt, ſondern ſogleich dem Schlächter verkauft. Auch die übrigen Hausthiere müſſen roth ſein; rothe Schweine ſind „gefräßiger", d. h. gedeihlicher. Ein rothes Ferkel wird ſchon um 40 Kr. höher, ein halbjähriges um mehrere Gulden höher verkauft, als ein anderfarbiges. Steinmüller, Alpenwirthſch. 2, 402. Katzen von roſtrother Farbe hält man in Mühlen und Kornſcheunen, nur ihnen traut man Muth genug zu, hinter die Ratten herzugehen, und thatſächlich zeigen Katzen andern Schlages Furcht vor Ratten und verrathen noch vor den getödteten ihren Abſcheu. Der Vorwurf der Verſchlagenheit und Tücke, den man allem rothhaarigen Thiere macht, ſtammt aus der bekannten Abneigung gegen rothhaarige Menſchen: Rothbart, Schelmenart. Daher iſt der rothe Kater ein Kinderfreſſer; unter den Roſſen der Fuchs der verſchmitzte. Unter hundert Füchſen, ſagt der Pferdeknecht, ſind 99 Schelmen, d. h. ſolche, die gerne ſchlagen und beißen. Unter der Geſtalt eines rothen Schweines kann leicht eine Hexe verborgen ſein, wie die Heidenmarei (Aargau. Sag. 2, pag. 396), oder es iſt ein vom Zauberer gemachtes bloßes Trugbild, das ſich dem Käufer ſchon nach drei Tagen ins leere Nichts auflöſt. Liebrechts Gervas. Tilbury, S. 65. Auf der Alpe von Urden kauft der Senne dem Teufel eine rothe Kuh mit giftiger Milch ab, tödtet damit die Leute, die ihren Wallfahrtsweg über dieſes Gebirge nehmen, und raubt ſie aus.

Eine landwirthſchaftlich alte und ſo ſcharf ausgedrückte Bevorzugung des rothen Rindes kann nicht ohne gleichzeitige religiöſe

Momente ſich entwickelt haben. Das rothe Thier giebt ſich allenthalben als Sonnenthier zu erkennen. *)

In Kuhn's Ztſchr. f. Sprachf. 1863, 113 wird eine altindiſche Segensformel gegen die Gelbſucht mitgetheilt:

Mit Farbe von der rothen Kuh,
mit der umhüllen wir dich rings;
Ringsum mit rothen Farben, daß
du lange lebſt, umhüll' ich dich!
Die röthlichen, die göttlichen,
und die da roth, die Kühe auch,
So Form an Form, wie Kraft an Kraft,
mit denen rings umhüll' ich dich!

Kuhn bemerkt, daß der Kern dieſes Segens bereits im Rigveda enthalten iſt und da den Schluß eines Hymnus an die Sonne bildet. Mithin gleichen dieſe hier verwendeten rothen Kühe den helleniſchen Sonnenrindern. Nach dem indiſchen Geſetzbuche Yajnavalkya (edd. Stenzler 1, 204) gelangt derjenige, der eine geſchmückte Kuh von guter Gemüthsart den Göttern opfert, auf ſo viel Jahre in den Himmel, als ſie Haare hat; iſt ſie aber braun, ſo läßt ſie auch ſeine Vorfahren bis ins ſiebente Glied mit dahin gelangen. Dem ägyptiſchen Sonnenſtiere Apis, der ſelbſt glänzendſchwarz von Farbe ſein mußte, wurden an ſeinem Jahresfeſte rothe Ochſen geopfert; und beim perſiſchen Jahresfeſte der Feldbauer müſſen die Hörner der Thiere roth bemalt ſein. Spiegel, Aveſta 2, S. CIII. Im Odhiniſchen Cultus ſtehen die Milchthiere unter Thôrrs Schutz; darum heißt der Stier, wie Thôrr ſelbſt, Vîngnir, weil beider Farbe lohend iſt. Ein norwegiſcher Rinderſchlag, roſtbraun mit ſchwarzgeflammten Flecken, iſt unter dem Namen Brandvieh, Rieſenvieh bekannt und ſoll von jener primitiven Race abſtammen, welche der Sage zufolge dem Rieſengeſchlechte des Nordlandes

*) Helmbrecht, im gleichnamigen Gedichte von Wernher dem Gartennäre (Haupt Ztſchr. 4, 349) iſt ein entlaufner Bauernſohn, der nach langem Wildlingsleben heimkehrt und nun dem Vater, um ſich als deſſen Sohn ausweiſen zu können, die Rinder im Stalle mit Namen herzählen ſoll. Er thuts bis auf den letzten und vierten Ochſen: der vierde der hiez Sunne.

zugehört hat. Schwedische und norwegische Volkslieder erzählen, wie der Riese diese Thiere wieder an sich zu locken sucht, indem er den Ruf der Hirtensprache nachahmt; hat sich alsdann der Mensch vergebens bemüht, das Vieh zurück zu halten, so ruft er in letzter Noth zum Oekuthörr, dem auf dem Wagen einherfahrenden: Socke, Thore, Sküversman! Weinhold, Altn. Leben 36. Der Oberpfälzer Bauer hofft mit des Donnergottes Hilfe dem Feldschaden der Frostriesen zuvorkommen zu können; wenn er mit ein paar rothen Zwillingsochsen im Frühjahr sein Feld pflügt, so kann ihm der Hagel nicht in die Frucht schlagen. Schönwerth 2, 131. Beim Meklenburger Dorfe Warlin an der Neubrandenburgerstraße steht ein Sandhügel mit mächtigen Steinen umstellt, dessen jüngste Abräumung ergeben hat, daß er ein altes, im Innern mit einer Steinkammer ausgebautes Hünengrab gewesen ist. Diesen Hügel bewohnte ehemals eine rothe Kuh. Ausgezeichnet wol genährt, stellte sie sich stets am ersten Mai in die Reihe der Dorfheerde, jeden Abend aber beim Heimtreiben war sie verschwunden. Am letzten Weidetage des Jahres erschien sie dann mit einem goldnen Halsbande, das war des Hirten reichlicher Lohn. Hatte der Hirte ihr dieses abgenommen, so begab sie sich für den Winter in ihre kühle Steinkammer. Uebereinstimmend mit dem Roth, welches im Abschnitte Hausfarbe als die Schildfarbe der altdeutschen Gerichtshäuser und Herbergen dargestellt wurde, erscheinen auch die zahlreichen Wirthsschilde zum rothen und goldnen Ochsen, nach denen am Mittelrhein, namentlich um Köln, noch in den Zwanziger Jahren die besseren Gasthöfe durchschnittlich sich benannten. Viele haben sich in einen vornehmer lautenden Goldnen Ochsen umgeändert, dies ist aber eben wieder der rothe, wie ja unser altdeutsches Epos und das Volkslied stabil vom roten golde sprechen. Zu den drei Rindern war in Sachsenhausen jenes Wirthshaus geschildet, in welchem Schiller auf seiner Flucht aus Stuttgart Quartier nahm.

Aus einem ganz andern Gedankenkreise entsprang im althebräischen Cult das Sühnopfer, dem Herrn eine röthliche Kuh, zu verbrennen, an der kein Fehler und auf die noch kein Joch

gekommen, und dies Brandopfer mit einer Quäste rosinrother Wolle zu besprengen. 4 Mos. 19. Hier war die rothe Farbe das Symbol begangner und zu sühnender Schuld. „Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden." Jesaja 1, 18. Roth war in Indien Farbe des Todes. Der Todesgott Yama und das Riesenweib, das mit ihm angefahren kommt, sind beide rothbemantelt. Holtzmann, Ind. Sag. 2, 304. Uns galt die Kuh überhaupt als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die rothe über die Himmelsbrücke hin brüllende ist Sinnbild des nach dem befruchtenden Donnerwetter frisch sich ausspannenden Regenbogens. Daher behauptet unser Kinderspruch (in Haupts Altd. Blätt. 1835. 163—165), ihre Rolle, in die sie sich je nach dem Wechsel der Jahreszeiten mit den übrigen Thieren zu theilen hat, beginne am Erntetag mit dessen Fülle von Trank und Backwerk:

dô sach ich ein rôte kuo
daz brôt in den oven tuon.

Zum Zeichen der Sommerverkündigung wird von der Dorfknabenschaft ein todter Fuchs, und wenn ein solcher nicht zu haben ist, ein rother Hahn an den Wohnhäusern umhergetragen, auf den man das Oster- und Pfingstei einsammelt. Dieser Goldfuchs und der Goldkamm sind Sinnbilder des neuverjüngten Sonnengestirnes, der Lichtgottheit; alle in derem Strahle neu reifende Speise wird dadurch mitgeheiligt, daß man am englischen Weihnachtsfeste die Stechpalme mit ihren hochrothen Beeren (Hulste, engl. holy) feierlich ans Haus steckt; daß man in Westfalen mit dem Zweig des Vogelbeerbaumes die Kälber beim ersten Austrieb quickt (belebt); daß man allenthalben das rothgefärbte Oster- und Pfingstei vertheilt. Selbst der Sprengwedel, der in der Weihbrunnschale auf den Gräbern liegt, wird aus der Stechpalme gebunden, deren Früchte Donnerkugeln heißen, denn die Leichen sind dem Donar geweiht. Zingerle, Ztschr. f. Myth. 1, 334. Alle Wesen, welche diese Lichtfarbe tragen, genießen daher Frieden und wirken zugleich heilkräftig. Das rothe Marienkäferchen, der Siebenpunkt, gilt selbst für ein rothfleckiges Rind, hat den Namen Ankenkälblein, und demjeni-

gen, heißt es, der ein ſolches vorſätzlich tödte, würden die Stallkühe keine Milch mehr ergeben. Wer das Neſt eines Rothbrüſtchens zerſtört, deſſen Kühe geben drei Tage lang rothe Milch. Die kleine ſcharlachene Erdmilbe, das ſog. Sammetkäferchen, heißt Glücksſpinne, weil man ſie und den Siebenpunkt zur Schickſalserforſchung über die Hand laufen läßt. Noch manches andere unſcheinbare Thierchen wählt ſich der Menſch zum Helfer, weil es von gleicher Farbe iſt. Man hält ſich rothgefiederte Stubenvögel: Gimpel, Stieglitz, Fliegenſchnäpper, gegen Entzündungskrankheiten; man beſtreicht Hautübel mit dem Schleim der rothen häuſerloſen Waldſchnecke und heilt mit dem Abſud derſelben, obſchon ſie Judenſchnecke heißt nach dem rothbartigen Judas, die Schwindſucht. Wo der rothbeinige Storch niſtet, ſchlägt der Blitz nicht ein. Das Spannzeug und Werkgeräthe des Bauern trägt ebenfalls die Spuren dieſer heilkräftigen Farbe. Die Kummetſcheiter für Rind und Roß ſind rothgekerbt, desgleichen die Leitern am Fuhrwagen, die Zinken der Heugabel. Das Ledergelenk und die Kappe des Dreſchflegels beſteht aus weißem Schweineleder, mit rothen Zwickeln beſetzt. Die großen Meſſingringe, die zur Zier am Roßkummet hängen, ſind mit rothem Tuch durchflochten, das Halsband der Schellenkuh iſt roth ausgenäht. Futterkaſten und Gänterlein ſind ohnedies roth angeſtrichen, und der Zimmermann unterläßt es nicht, an jedes neue Tennenthor Zirkel, Winkelmaß und Breitaxt in Oelfarbe ſchwarz und roth hinzupinſeln.

Rothes Gebäcke und Getränke.

Wer will gute Kuchen backen,
Der muß haben ſieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Zucker und Salz,
Milch und Mehl,
Safran macht den Kuchen gel.

Fränkiſcher Kinderreim.

Des Kindes irdenes Milchbecken ist rothbraun, sein Trinkglas hat einen rothen Henkel, sein erstes Eßbesteck ein rothgebeiztes beinernes Heft. Sein Pathenschuh und sein Osterei ist roth. Sein Brei muß eine rothe Milchhaut haben, sei's aus Zimmet oder Safran, sein Lieblingskuchen eine rothe Rinde, aus Johannisbeeren preßt es sich seinen ersten Rothwein. Nicht anders macht es der kindliche Mensch der Vorzeit; zur Ehre der strahlenden Götter färbt er sich selbst sammt allem, was zum Festtage gehört, bis auf das Festbrod hinab bunt. Mit Most und Mennig schminkten italische Kelterer ihr Gesicht, nachdem sie es ihrem Feldgotte Priapus vorher gleichfalls geröthet hatten, und buken honigbestrichene Kuchen. Solcherlei altlandschaftliche Zweckbrode und Festgetränke aus Oberdeutschland, bald roth, bald blau gefärbt, je nach dem Jahresumlauf der Gestirne, werden im Nachfolgenden kurz und nur in ein paar Exemplaren beschrieben, weil gerade sie den beurkundeten Beweis liefern, mit welchen Mitteln unser deutsches Alterthum die künstlichen Farben des Gebäckes und Getränkes herzustellen pflegte, welches man für die beiden Festzeiten von Neujahr und Ostern bereitete.

Filebrod heißt das köstlichste appenzellische Neujahrsbrod. Den Teig aus feinstem Schildmehl, mit Sauerteig in Gährung gebracht, läßt man zuvor am kältesten Orte überfrieren, dann wird er geformt, mit Safran überstrichen und im Ofen rothgelb ausgebacken. Es ist ein großes, scheibenrundes und fladendickes Milchbrod, in der Mitte mit drei modellirten Waldschnecken, und im Umkreise ebenso mit einer dünnen Haarflechte, einem sogenannten Brodzopfe, sehr geschickt verziert. Die Versuche, den Namen Filebrod zu erklären, sind nicht geglückt; man leitete ihn ab von bonus filius, da man die artigen Kinder damit beschenkt; oder auch von St. Pamphilius. Tobler im Appenz. Sprachschatz 46 schreibt Pfilabrod, um sich daraus ein Pfeilbrod deuten zu können, doch die feststehende Form des Gebäckes spricht dagegen. Das Scheibenrund und die ringsumlaufende Haarflechte deuten entschieden auf die Sonne des neuen Jahres; denn Strahl und Haar ist sprachlich synonym,

und mit dem Schlagen der Feuerſcheiben begrüßt die oberdeutſche Jugend am Funkentag alljährlich das Steigen der Sonne. Die drei Brodſchnecken verkünden das Wiederauskriechen der erſten Frühlingsthiere, ſowie das ſchöne Gelbroth des Kuchens ſelbſt den Sonnenſchein verſinnlicht. Dieſe Farbe nun hat dem Brode ſeinen Namen gegeben. Safran, die Frühlingsblume, färbte das ſafranfarbige Gewand, welches Eos trägt, die griechiſche Göttin der Morgenröthe; und ſymboliſirte auch dem Chriſten die Liebe Gottes *). Deutſches Feſtbrod, das dieſelbe Farbe trug, begegnet zuerſt in den ahd. St. Galler-Gloſſen, die man die Salomoniſchen nennt: robor panis recoctus, rubefactus. Sein appenzeller Name aber erſcheint im altd. Kochbuch „Von guter Speiſe" (Biblioth. des Stuttg. Lit. Vereins, Bd. 9, 24): vialmus, fialmus, wol mit fialblumen geferwet. Ebenſo kennt Boners Edelſtein, edd. Pfeiffer 78, denſelben Ausdruck, mit Veilchenzucker gefärbt nennt er Zuckerviolet. Das Kuttelfleckgericht bei ſchweiz. Hochzeitsſchmäußen, die Suppennudeln und der Brei bei bair. Hochzeits- und Taufſchmäußen werden nicht anders aufgetragen, als mit Safran gelb und roth gefärbt, auch der Hobelſpankuchen im Kt. Luzern wird ſtabil in derſelben Farbe gebacken. Auf welche Weiſe das Brod eine unſchädliche blaue Färbung erhält, ohne dieſe in der Backhitze zu verlieren, wird am Schluſſe beſonders beſprochen werden. Durch jene Farbe des Feſtbrodes verdeutlichen ſich nun erſt manche eigenthümliche Züge der Landesſage. Das weiße Lämmchen, das man ins Glarner Heidenloch hineinließ, kam rothgefärbt wieder heraus. Blumer-Heer, Der Kt. Glarus 315. In der altengliſchen Sage des Giraldus Cambrenſis (Haupt Ztſchr. 6, 534) erzählt der Prieſter Elidorus, wie er als Knabe aus der Schule entlief und ſich am Flußufer verſteckte. Hier führten ihn zwei blondhaarige Zwerge in ihre Höhle zu ihrem König hinein, wo dem Hungrigen ſafrangefärbter Brei vorgeſetzt wurde.

*) Portal, Des couleurs symboliques, Paris 1837, 240: Dans la langue divine la couleur safranée désignait l'amour divin revelé à l'ame humaine, l'union de l'homme à Dieu. Friedreich, Symbolik der Natur 340.

Ein altdeutſches Brodgebäcke des Namens Fürwitzel verzeichnet Graff Sprachſch. 1, 1104; Name, Färbung und Erſcheinungszeit auch dieſes Zweckbrodes ſtehen feſt. Die Frucht am Wildſtrauche der Sauererbſe oder der Sauerzäpfchen (berberis vulgaris) heißt altbair. Fürwitzel, ſchweizeriſch Erbſele und Narrenerbſe, in Unterwallis Chivrafoui, Tzivrafou, d. i. die Schäfe oder Chifel (Fruchthülſe) der Narrenerbſe (fou); dieſe Frucht wird ſo genannt, weil ſie zeitwidrig erſt mitten im Winterſchnee ſich röthet. Man macht ſie als Zugemüſe zum Fleiſch ein, die Wurzeln des Strauches werden geſammelt und zentnerweiſe an die Basler Seidenfärbereien verkauft. Einſt diente die Narrenerbſe dazu, das um Mittwinter gebackene Faſnachtsbrot mit gelber Farbe und hochrother Füllung zu verſehen; wie man jetzt noch die handgroßen Faſtentörtchen mit einer offenliegenden rothen Fülle von eingemachten Kornelkirſchen oder Himbeeren verſieht; auch die Kornelkirſche heißt altbair. Tierlitz und Fürwitzel: Schmeller, Wörtb. 1, 555.

Von rothem jetzt noch üblichem Oſterbackwerk iſt das ſchleſiſche Galbrotel zu erwähnen, ein rundes mit Safran und Eiweiß beſtrichnes Breslauerbrod. Weinhold, Schleſ. Wörtb. 26; ferner ſodann das Luzerner Kümmelplätzel. Letzteres wird auch zu Bauzen am Gründonnerſtag, wo daſelbſt die gewöhnlichen Faſtenbrezen aufhören, allenthalben den Hausgenoſſen vertheilt. Es iſt ein kleiner Kuchen, deſſen Oberfläche eingeritzt gebacken und mit Honig ausgefüllt wird, weil es mit derjenigen Zeit zuſammentrifft, da der Hausvater ſeine Honigſtöcke zu ſchneiden pflegt, und Honig alsdann allgemein zu haben iſt. Daher ſagen die Leipziger, wer am Gründonnerſtag nicht Honig eſſe, laufe Gefahr, in einen Eſel verwandelt zu werden. C. A. Böttiger, Klein. Schrift. 1, 351.

Zum Schluſſe ſind die einheimiſchen Mittel zu erwähnen, mit denen unſer induſtrieloſes Alterhum einfache, zugleich dauerhafte Farben herſtellte und fixirte.

Zu Blau und Violet bediente man ſich der Heidelbeere. Petrus de Creſcentiis, Vom Landbau (Straßb. 1602) ſagt lib. 15, 636 Vom Brotbachen, daß man dazu aus Heidelbeeren ein recht

ſchönes Himmelblau mache. In Des Teufels Netz, edd. Barrack, Vers 13126, hofft der Teufel den Färber in ſeinen Schlund zu bringen, wenn er ihn lehre, zum Färben der Stoffe „der blawen heidelber mer zu nemen denn der endit (Indigo).“ Das älteſte deutſche Kochbuch: Kuchemaistrey, eine Ueberſetzung aus dem Italieniſchen des Platina, lehrt blaue Speiſe und Trank zu bereiten: Ein blabes muß mach alſo von mandel vnd von reiß. ſtoß kornplumen gar wol mit waſſer, drucks durch ein tuch. ſtoß mandel mit demſelben waſſer vnd zwing es aber durch, ſo haſtu ein blabe milch, davon mach das reiß- oder weitzenmüßlein. Wilt du blawen wein haben, das magſtu mit kornplumenſaft vermiſchen (Bl. 6.). wie vil der kornplumen ſein, ſo iſt der erſt truck ſatblab, der ander bleicher (Bl. 14.). Ein milch magſtu machen von kornplumen, von ſafran gel, von rotem wein vermiſch rot, wie du wilt. Bl. 7. Die heutige Conditorei gewinnt ihr Hellblau aus Veilchen, im Schatten gewachſen; nachdem man ihnen das Grün und die Staubfäden ausgepflückt, werden ſie mit heißem Waſſer übergoſſen und etliche Tage ſtehen gelaſſen. Hierauf wird der Saft ausgedrückt, durch ein Haarſieb geſeihet, mit Zucker und Zitronenſaft verrührt und noch einmal aufgekocht.

Das Rothfärben gieng eben ſo einfach. Noch jetzt wird in ländlichen Haushaltungen viel rothgefärbt mit Heidel-, Hollunder- und Erbſelbeeren (Sauerzäpfchen). Die Färberordnung v. 1706 (Reyſch XIII, 838) ſchreibt vor: Die wullene Tuch, ſo roth ſollen gefärbt werden, die ſollen aus dem Breßlauer-Roth, Hagenauer oder Brumbeer gefärbet werden. Das Kunſt- und Wunderbüchlein, ein Druck aus dem 17ten Jahrhundert o. O. und J. lehrt S. 564, wie man rothen Zwirn färben ſoll: Nimb Erlenrinden, rinden von einem Pflaumenbaum, von Schlehendorn, ſtoß wol vnter einander, ſied den Zwirn drinnen, dann leg ihn in friſch Haberſtroh. — Bevor man Cochenille hatte, bediente man ſich zum Scharlachfärben des rothen Wurzelſaftes der Johannisblume, hieracium pilosella. Leunis, Synopſis 1, 324. Ebenſo dient dazu dem Conditor heute ein Abſud der jungen Blüthen dunkelrother Malven. Der Blätter-

ſaft der Klatſchroſe, papaver rhœas, dient zur Färbung der Syrupe. Krapproth verſtand man in Deutſchland ſchon ſehr frühe zu färben. Der Krappbau war um Speier i. J. 1356 zu einer landwirthſchaftlichen Spekulation geworden, die den Fruchtbau verringerte und daher durch mehrere Rathsverbote beſchränkt werden mußte, welche in Mone's Oberrhein. Ztſchr. 9, 186 mitgetheilt ſind. Gelb färbte man mittelſt Gelbholz und Safran; letzterer kommt bei uns wildwachſend vor und heißt daher germanicus. Dr. Schnellenberg, der ſein Buch Von allerhand Artzney ums Jahr 1642 ſchrieb, ſagt 220, daß in Oeſterreich um Wien der allerbeſte wachſe, der den Ruhm über den orientaliſchen habe. Hellgrün wurde mit Spinatabſud gefärbt, in der heutigen Zuckerbäckerei mit grünen Kaffebohnen.

Ein Kochbuch, handſchriftl. v. J. 1460, beſtimmt über das Farbmittel zu Gebäcke und Mus: Die rotprawn varb geet von weichſeln zue, geſotten. Haupt, Ztſchr. 9, 371.

Noch iſt auf den alterthümlichen Zweck hinzuweiſen, der beim Färben des Getränkes galt. Der künſtliche Rothwein, den man heute Hippokras, Claret, Biſchof und Kardinal nennt, hieß auch Nikus; dieſer ſein Name und ſeine Bereitungsweiſe erſcheint neuerdings in F. A. Zuckerbäckers Europ. Conditorei (Heilbronn bei Landherr) S. 355. Das Buch vom Aberglauben (1790. 1, 64) beſchreibt den Waſſergeiſt Nickert als eine rothhaarige und rothäugige Geſtalt. Nykus, der Waſſermann der Serben, trägt eine Rothmütze, ſein Weib rothe Strümpfe. Haupt-Schmaler, Wend. Volks-L. 2, S. 267. Die Waſſergeiſter, die man Nickelmänner nennt, werden vom Volksglauben mit der Trunkenheit in Verbindung geſetzt; von einem Trunkenen ſagt man in Silſtedt, der iſt ein Nickelmann. Pröhle, Harzſag. 2, S. 104.

Blau.

Steht das Trübſte vor der Sonne,
So wird es herrliche Purpurwonne,
Und will das Licht ſich dem Trübſten entwinden,
So wird es glühend Roth entzünden.
Steht vor dem Finſtern milchig Grau,
Die Sonne beſcheint's, ſo wird es Blau.

Göthe.

Blau iſt Wuotans Leibfarbe, denn ſein alle Seelen einhüllender Mantel iſt der Aether, ein Kleid, das ſo weit reicht, als der Himmel blau iſt. Die Völſungaſaga 54. 56 beſtätigt dies. Dorten gelangt Sigmund, Wölſungs älteſter Sohn, in Beſitz jenes Schwertes, das der bei Hofe in Wanderersgeſtalt erſchienene Odhinn einſt als Wettgeſchenk zurückgelaſſen hatte. Als Sigmund ſchon alt iſt und eines Tages im Treffen gegen ſeinen Schwager, den König Lingwi ſteht, tritt ihm jener ehemalige Schwertbeſitzer genau in der Geſtalt wieder entgegen, in der er einſt an Wölſungs Hof gekommen war: er iſt bejahrt, ſehr lang, einäugig, trägt einen niederwärts reichenden Hut und einen blauen Mantel. An dieſes Mannes Speer zerſpringt ſogleich Sigmunds Erbſchwert, letzterer erkennt darin das Ende ſeiner Herrſchaft und fällt mit dem größten Theile des Heeres. Die Farbenſäume von Wuotans Gewande ergeben ſich in den Benennungen der Himmelsfarbe ſelbſt: blitzblau, donnerblau. Blau Feuer! war Schärtlins von Purtenbach Schwur; Donners blôskên, help! Donners Blauſchein, hilf, iſt nordfrieſiſcher Fluch. In Agricola's Sprichwörtern heißt es vom Blitze: Das Blaue, das vor dem Donner herläuft; bei Reuſch, Sagen des preuß. Samlandes, 29 heißt es vom Gewitter: Der mit der blauen Peitſche verfolgt den Teufel (die Rieſen). Der blaue Gickel bringt das Eſſen: rechtzeitiges Gewitter zeitigt die Feldfrüchte. Zum Blaumantel trägt Wuotan die zwei ferneren Götterabzeichen Hut und Speer. Zu dritt begegnen ſie in den ehemaligen aka-

demiſchen Würdezeichen. Der Blauhut bezeichnete amtlich die Magiſterwürde, im Studentenkragen disputirte man um Erlangung des Doctormantels, und auf den blauen Scepter der Univerſitätspedellen legte man das akademiſche Gelöbniß ab. Blau gilt namentlich als Symbol der Landesfruchtbarkeit, des Ehebündniſſes und Glückes. Blau iſt der Grund der Bettgeſtelle bemalt bei der oberdeutſchen Brautfuhre, das blaue Vergißmeinnicht öffnet den Weg zum Herzen, die blaue Wunderblume den zu den Schätzen im Zauberſchloſſe. Die Blaumeiſe heißt Blaumüller, ihr Erſcheinen mahnt den Bauern zum Pfluge zu greifen. In langen blauen Zipfelkappen und blauen Ueberhemden beſuchen die Erdmännchen den Müller, wenn er Kuchen backt, und den Pflüger im Felde. Aargau. Sag. 1, S. 276. 282. In blauen Höslein umreitet der Flurgeiſt Stiefeli den Grenzberg Maiengrün; ebenda 1, S. 301. Die Zunftfarbe aller deutſchen Müller und Becken iſt kornblau; die blauen Wecken im bairiſchen Wappen bezeichnen die Kornebne Niederbaierns, zum Erntekranz muß die Kornblume (Cyane) gebunden werden. Wenn in Altchina der Kaiſer das große Ackerfeſt begieng, ſtand er dabei in blauem Mantel am Pfluge, wie es in Rückerts altchineſ. Liederbuch Schiking heißt:

Den Kaiſer ſah ich beim Opfer ſtehn
In prieſterlichem Geſchmeide,
Ich habe die ganze Welt geſehn
In unſers Kaiſers Kleide:
Goldgeſtickt die Sonne zur rechten Hand
Und ſilbern den Mond zur Linken,
Das weite himmelblaue Gewand
Beſät mit Sternenblinken.

Der Blaue Stern, die Blaue Glocke (in Nürnberg) ſind alte Herbergsnamen, die dem Gaſte glücklichgewählte Reiſezeit, glückliche Conſtellation der Planeten ankündigten. Das hat dir die blaue Frau gerathen! ruft der geprellte Teufel, wenn der ihm verfallne Menſch die drei Schickſalsfragen ſchließlich doch zu beantworten vermag. Dieſe hohe Frau, von Schleier und Mantel blau, welche die guten Kinder mit in ihren Him-

mel nimmt, iſt U. L. Frau. Schönwerth, Oberpfalz 3, 67. 312. 317. Ihr ſchrieb man das Geſpinnſte hochblauer Seide zu, das zu Naumburg 1655 am Gründonnerstag vom Himmel regnete und mehrere Aecker bedeckte, man hieß es Sacra filamenta divæ virginis. Joh. Prätorius, in Mannhardts Mythen 367. Die blaue Farbe gilt daher als heilkräftig. „Bei Milzkrankheiten kannſt brauchen ein gut gefarbt Blawtuch und daz in heiß leinöl genetzt, ſtreich die ſeiten dapfer unter ſich zu etlich malen. Hdſ. Brugger-Receptirbüchlein. Gegen Darmvorfall taucht man ein Blautuch in ein neues und abgebräuntes Ei und macht damit Ueberſchläge; ebenda. Nach der Bauernphiloſophie (Paſſau 1802. 2, 76) wickelt man beim erſten Austrieb der Kühe Holzart oder Feuerſtahl in eine blaue Schürze, legt ſie auf die Stallſchwelle und treibt das Vieh darüber. Sterben einem die Kinder vorfrüh, ſo läßt man blaues Tuch an die Kirchenkanzel hängen und legt in die Wiege blauen Dorant. Kuhn, Nordd. Sag. S. 431. 436. Um Quetſchungen, Schnitt- und Hiebwunden zu heilen, Naſenbluten zu ſtillen, dient das ſog. Wundholz, ſtatt deſſen legt man aber auch eine blaue Küchenſchürze über. Buch von Abergl. 1790. 1, 171. „Hat ſchier ein Jeder ein blaw kraut, ritterſporn genant, in der hand; welcher dadurch ins (Sunnwend-) fewer ſihet, dem thut dis ganz jar kein aug weh.“ Seb. Franck, Weltbuch 1531, in Grimm's Wörtb. 1, 32. Das blaue Band, das der Bettelbube am Wege findet und ſich als Gürtel umbindet, giebt ihm Bärenſtärke und verhilft ihm zur Heirat mit der Königstochter. Asbjörnsen, Norſke Folke Eventyr 1866. Im franzöſ. Märchen iſt Prinz Reizlieb in einen Vogel verwünſcht und ſeine geliebte Florine in einen Thurm geſperrt; aber ſie zaubert ihn mit all ſeinen Wundergaben herbei unter dem Rufe:

Blau wie der Himmel über dir,
Blauer Vogel, flieg raſch zu mir!

Geht das Wunder in die Hyperbel über, ſo entſtehen blaue Wunder, blaue Märchen, contes bleues, blaue Enten ſind Lügen. Auf die blaue Geſchichte eine rothe folgen zu laſſen, be-

zeichnet in der franzöſ. Phraſe die geiſtreiche Pointe, mit welcher der Erzähler abzuſchließen verſteht: Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet, qui étoit bleu. Dictionnaire des proverbes, 1750.

Geht die Farbe Blau aus dem ſich erhellenden Schwarz hervor, ſo verleiht ihr dieſer Urſprung ihre finiſtre Bedeutung. Alle im äußerſten Norden und Nordoſten wohnenden fremden Volksſtämme nannte der Skandinavier Blaumannen; altn. blâmadhr der Neger, engl. black, ndd. bläck Dinte, Blakhorn: Dintenfaß. Das Wohnen im lichtarmen Norden, das eigenwillige Verharren in Barbarei und Stumpfheit übertrug auf die blaue Farbe die Begriffe des böſen Zaubers und des körperlichen Todes. Die nordiſche Huldra (Frau Holle) und die Zauberin Thorbiörg treten ſchadend in blauem Mantel auf, der ſchwediſche Sammelplatz der Hexen heißt Bläkulla, ein Meerfelſen zwiſchen Smaland und Oeland. Das blaue Donnermaul (in Schillers Geſammtausg. 192) iſt das verwünſchte Gebelle der Widerkeiferin. Die ſchwäbiſche Hexe trägt allemal blauen Schurz, blaues Wams und ein rothes Kopftuch. Birlinger, Schwäb. Sag. 1, S. 307. In Geſtalt eines blauen Räuchleins zieht die Cholera in das Aſtloch eines Waldbaumes hinein und wird ſogleich darein verpflöckt. Aargau. Sag. 1, no. 64. Der Mann mit der blauen Mütze iſt der Teufel. Wolf, Ndl. Sag. no. 448. Während der Theurung 1770 erſchien in Baiern der Teufel in einem Blaumantel, nach welchem er noch heute genannt wird. Bauernphiloſophie 1, 171. H. L. Fiſcher, Buch von Abergl. 1793. 2, 39. Wer in der Elbe badet, dem zwickt der Nix blaue Mäler. Grimm DS. no. 54. 307. Nun bin ich weiß, nun biſt du blau! ſagt Hagen höhnend zu der todkündenden Meerfrau und erſchlägt ſie. Altdän. Helden-L. S. 10. Dieſem Glauben hat die kathol. Kirche dadurch eine weitere, nun noch andauernde Ausdehnung gegeben, daß ſie Blau aus dem byzantiniſchen Ritus entlehnte und zur kirchlichen Trauerfarbe machte. Im Advent werden Altar und Cruzifix blau verhüllt. Am Allerſeelentage geht die katholiſche Frickthalerin zum Beſuche der

Gräber ſtets in blauer Schürze; in der kathol. Altgrafſchaft Baden trugen die Frauen in der Trauer ihre geſchnäbelten Leidkappen von blauweißer Farbe. Das Oberpfälzer Sprichwort heißt: Die Letzte im Leichenzuge muß ein blaues Fürtuch anhaben (Schönwerth 1, 255); die Leichenträger haben dunkelblaue Mäntel um. Das Rehbrett, auf dem man die Leiche ſteif werden und bis zum Begräbniſſe liegen läßt, wird nachher blau angeſtrichen und als Steg über Wieſengraben auf Gangſteigen gebraucht. Steub, Bair. Hochland 1860, 60. Daß dieſe finiſtre Deutung der Farbe weder alt noch ſonſt begründet iſt, erweiſt theils die Kirche ſelbſt, die den Palmſonntag und Oſterdienſtag beide als blaue benannte und feierte (J. P. Schmidt, Faſtelabendbräuche. Roſtock 1753, 37); theils zeigt es der luſtige blaue Montag, von welchem in Band 2, S. 18 dieſes Werkes gehandelt iſt; und ebenſo die feiertägige Tracht altkatholiſcher Landſchaften, wie z. B. diejenige des altbair. Bezirkes Dachau. Hier haben die Bäuerinnen ihre alemanniſch-ſchwäbiſche Tracht aus ganz alter Zeit bis jetzt mit feſter Ausdauer beibehalten und ſie nur erſt ſeit 1780 durch die kurze Taille des Pauſchenrockes entſtellt. Die Dachauerin trägt rothwollnen Unterrock mit grünem Beſatz, rothes Tuchmieder mit ſchwarzſammtnem rothgeſchnürtem Uebermieder, das offen iſt; die Haarbänder ſind hochroth, bei Mädchen kornblau, die Strümpfe ſtets kornblau. Bavaria 1, 433.

Blau war in der allegoriſchen Dichtung des Mittelalters die Farbe der Stätigkeit und Treue; das Vergißmeinnicht galt als eine Mahnung zur Beſtändigkeit, von der blaublühenden Wegwart ſagt das Volksmärchen, ſie ſei eine treue Frau, die auf die Rückkehr ihres Mannes harrend am Wege ſtehe. Graf Johann von Habsburg, der in der Mordnacht zu Zürich 1350 ergriffen und im Thurme des Wellenbergs daſelbſt bis ins dritte Jahr gefangen gehalten wurde, dichtete hier das Minnelied „Ich weiß ein blaues Blümelein.“ Unter den Liedern in Fichards Frankf. Archiv 3, 288:

Und da ich meinen Buhlen hät,
Da trug ich Blau, bedeutet Stät.

Plaw iſt ſtät, wie halt der man,
Der den plawen rock tregt an.
Liederb. der Hätzlerin 2. 21, 81. —
Laßbergs Liederſ. 1, 154.

Da in der Meiſterſängerſchule um das Preiskränzlein geſungen wurde, dies aber aus lichten Roſen und blauen Veilchen, natürlichen oder ſeidnen und mit ebenfarbiger Seide gebunden war, ſo nennt der Meiſterſänger Barthel Regenbogen eine von ihm erfundene Strophenform und Singweiſe Im blâwen dôn.

Das Kunſtmittel, blau zu färben, war unſerer Vorzeit ſeit den Karolingern wohlbekannt. Schon in den Fuldaer Gloſſen, die man dem Hrabanus zuſchreibt, ſteht: weitinaz, caeruleum; der weitpfellel galt unſern Rittern als geſchätzter blauer Seidenſtoff. Man kannte und gebrauchte alſo den Waid, den man örtlich auch ſelbſt baute, um Gewänder himmelblau zu färben.

Blau und roth, Grün und roth.

Plaw und rot ist guet,
wer der lieb recht tuet.
Roth und grön,
da prinnet der lieb schön.
Liederb. der Hätzlerin 2, 49.

Wenn Weiß, als Quelle aller Farbe, mit Schwarz ſich mengt, als dem Mangel an aller, ſo entſpringt ein dämmerndes Blaugrau; und wenn Weiß auf dieſem neuen Farbengrunde energiſch reflektirt, ſo entſteht Roth. Ein Weißes, das ſich verdunkelt, wird gelb; das Schwarze, das ſich erhellt, wird blau. Göthe, Farbenlehre, didaktiſcher Theil 212. Der nordafrikaniſche Araber beſtimmt Anfang und Ende des Faſttages damit, daß er zwei Fäden, einen rothen und einen blauen, gegen das Licht hält. Erkennt man die Farbe nicht mehr, ſo iſt der Faſttag vorüber und ebenſo beginnt er, ſobald man des Morgens

die zwei Farben genau unterſcheidet. Deſor, Aus Sahara und Atlas 1865, 34. Blau war in den ägyptiſchen Darſtellungen die Sonne als Sol inferus gemalt, roth dagegen hieß dem Römer, wie Ovid, Met. 2, 319 beſagt, die ſteigende Sonne. Bachofen, Gräberſymb. 293. Indra, der Gott der leuchtenden Himmelsbläue, iſt in der Urzeit der als Höchſter verehrte Gott der Inder; wenn er ſich in drei Perſonen theilt, ſo ſteht neben ihm Varuna (Uranos), das Himmelsgewölbe, und als Dritter Agni (ignis, goth. auhn), das Feuer. Blaue Strümpfe und rothbebänderte Schuhe trägt der finniſche Donnergott Ukko. Caſtrén, Finn. Myth. 33. So läßt auch die Mythe von Entdeckung des Feuers aus der blauen Farbe erſt die rothe hervorgehen. Nach der Rune 47 und 48 des finniſchen Epos Kalevala iſt das himmliſche Feuer des Gewitters der hütenden Jungfrau aus den Händen entglitten, ins Meer geſtürzt, und vom Hecht verſchlungen worden. Der alte Held Wäinämöinen muß nun das Meer bis zum Grunde mit langen Tannen aufſtürmen, es mit einem fünfhundert Klafter breiten Netz durchfiſchen, den Hecht fangen und aufſchlitzen. In deſſen Leibe findet er das Feuer in Geſtalt jener blauen Kugeln und rothen Knäuel wieder, in deren Form die durch Thôrr verfolgten Froſtrieſen (Myth. 952) und Wetterhexen (Aargau. Sag. no. 160.) ſich von den Bergen niederrollen laſſen. Wäinämöinen verfährt alsdann alſo:

Wickelt ab den blauen Knäuel:
Aus des blauen Knäuels Innern
Fällt herab ein rother Knäuel;
Oeffnet dann den rothen Knäuel:
In des rothen Knäuels Mitte
Findet er den Feuerfunken,
Der vom Himmel war gekommen,
Durch die Wolken war geſunken.

Im ſchwed. Volksliede jammert die unſchuldig zum Feuertod Geführte über das rothe Kiſſen und den blauen Polſter, auf welchem ſie ſchlafen ſolle. J. Grimm, Kl. Schrift. 2, 275. Zieht der Drache rothglühend durch die Lüfte, ſo bringt er Gold,

der blaufunkelnde bringt Getreide; dies gilt im litthauischen, norddeutschen und böhmischen Volksglauben. Myth. Anhang S. CXXV. Kuhn, Nordd. Sagen 421. Grohmann, Abergl. aus Böhmen 1, no. 1685. Rothen und blauen Wildfrüchten wird magische Wirkung beigelegt, daher die norwegische Besegnungsformel, aufgezeichnet von Asbjörnsen:

Ich esse Wachholderbeer blau
Mit Jesu Kreuz zur Schau;
Ich esse Preißelbeer roth
Mit Jesu Pein und Tod.

In der geringelten Krone beider Beerengattungen sieht auch unser oberdeutscher Volksglaube das von Gott dem Herrn vorsorglich angebrachte Zeichen eines Kreuzchens. Zingerle, Tirol. SM. no. 469. Als kirchliche Feierfarben gilt Roth an den Festen der Blutzeugen und an Pfingsten, um Blut und Feuersgluth damit auszudrücken; Blau, das durch Violet ersetzt werden kann, wird für Advent- und Fastenzeit angewendet. In den kirchlichen Miniaturen und Missalen des Mittelalters sind die Gewandfarben der Gottheit im Oberkleide gewöhnlich blau, im Untergewande zinnoberfarben; es sollen die späteren Maler der Bildtafeln überhaupt noch keine andern Farben verwendbar gehabt haben, wie man dies aus Taulers Predigten (1, 140. Frankf. 1826) erweist. Als ständige Hochzeitsfarben gelten sie gepaart in Altbaiern und Oberfarben; die Gerte und der Säbelgriff des Hochzeitsladers ist roth und blau bebändert. Bavaria 1, 390. 3, 333. In derselben Farbenpaarung erkennt ein aargauer Sprichwort den Inbegriff weiblicher Schönheit:

Roth und blau
git e schöni Bürefrau.

Im Spruchgedicht Von den (sechs) Farben, in Laßbergs Liedersl. 1, 153 befragt eine Frau den Sänger um die Bedeutung der verschiedenen Farben in der Tracht der Männer, womit diese den Freundinnen ihre Gesinnung zu erkennen geben wollen. Der Sänger nennt darauf die Bedeutung einer jeden Farbe und beginnt mit der Grünen. Weil diese auch der Anfang der Frühlingszeit ist, so wird sie hier der Anfang aller Farbentracht

genannt, aus welcher alle übrigen Wahlfarben entſpringen, mithin iſt ſie die Farbe eines in ſeiner Wahl noch freien, von Liebe noch unbezwungnen Herzens:

Grüns iſt ein Anfang.
Wen lieb von lieb nie bezwang
von minne noch von frowen,
der lat ſich in grünem ſchowen;
vnd künt die farb, daz er ſy
noch herzeliches liebes fry
vnd nie kein lieb ze herzen hab geleit,
davon er nu grünes treit. —

Nach grüner Farbe mein Herz verlangt,
Da ich im Elend (Fremde) was;
Das iſt der Liebe ein Anfang,
Recht ſo das grüne Gras.

Uhland, Volksl. no. 57.

Die zahlreichen Belegſtellen aus mhd. Dichtern, wornach die Ritter freien Herzens in grasgrünem Sammtkleid und auf ingrünen Schabraken aufgeritten kommen, ſind durch V. Zingerle geſammelt in Pfeiffers Germania 9, 391. Die Farbe der Gebirgsflüſſe iſt grün, die durch Wälder gehenden Bäche ſpiegeln den grünen Waldſchatten zurück. Der finniſche Waſſergott Ahto hat einen Grasbart, die ſlaviſchen Flußnixen ſind grünhaarig, in den Blättern der auf den Wellen blühenden Waſſerlilien oder Seeroſen (Mumeln) wohnen die Wilden Weiber am Mumelſee, auf den Weidenwipfeln die Saale- und Elſternixen. Wolf, Beitr. 2, 282. 332. Der Zwerg trägt den Namen Grüner Junge, Grüner Junker, Schloßgrün (Naturmyth. S. 28. 63), ſo lang er mit ſeinem Leben an den Wachsthum eines Baumes gebunden iſt; wird dieſer Baum gefällt und dem Feuer übergeben, ſo zieht auch der Zwerg ſtatt des grünen Röckleins ein rothes an und verwandelt ſich aus einem Waldgeiſt in den Haus- und Herdgeiſt, deſſen Fußſpur man alsdann in der friſchgeſtreuten Aſche entdeckt. Aargau. Sag. 1, S. 305. So ſind denn auch die Leibfarben mehrerer Alpenländer übereinſtimmend grün, die Grundfarbe der Wald- und Wieſenvegetation wieder-

holend, in Tirol, Steiermark, im Badiſchen Schwarzwald, Solothurner-Schwarzbubenland und aarganiſchem Frickthal. Die Frickthalerin trägt grüne Jüppe und Bruſtkleid aus Einem Stück; die Bewohner daſelbſt von Magden und Wegenſtetten, ebenſo zu Olsberg und Kaiſeraugſt, gehen vollſtändig grün und haben daher den Uebernamen Grünſpechte. Des Freienamtes Landesfarbe iſt Grün-roth-gelb; häufig noch ſieht man ſie in flammigen und gewellten Striemen an den ob den Fenſtern emporgeſchobnen Fälladen der Bauernhäuſer angemalt. Dieſes Farbendrei iſt auch die Vereinsfarbe der ehemaligen helvetiſchen Studentenverbindungen geweſen. So ſehr hängen die Tiroler an ihrem beiden Geſchlechtern gemeinſamen grünen Filzhute, daß eine Weiſſagung unter ihnen umgeht: wenn einmal die Mannsbilder rothe Hüte tragen, werde ein großes Verderben nicht mehr ferne ſein. In Reichenhall verurſachte es daher keinen kleinen Schrecken, als vor etlichen Jahren ein Metzgerknecht mit einem rothen Seidenhut von der Münchner Dult nach Hauſe kam. Steub, Bair. Hochland 1860, 365. Das Taufmahl wird im Freienamte mit grünem Salat oder Gemüſe begonnen, zwiſchen jeder Trachtenſchüſſel ſteht ohnedies ein Blumenſtock oder ein Strauß, denn der Täufling ſoll grünen: crescat, floreat! Iſt der Schleier, unter welchem der Täufling zur Kirche getragen wird, roth oder weiß, ſo wird das Bauernkind ſpäter Glück haben in Tauſch und Handel; iſt er grün oder braun, ſo führt er einſt einen glücklichen Haus- und Eheſtand. Die Ehrenzeichen, die der bair. Hochzeitslader den Gäſten übergiebt, ſind ellenlange Bendel, grün, blau und roth; Die Männer ſchlingen ſie um den Hut, die Weiber ans Schurzband. Bavaria 1, 396. Grün galt zugleich als Straffarbe und Abzeichen derjenigen, die ihre „Freiheit“ verſcherzt hatten. Die Venusſchweſtern, welche „freie“ Frauen geweſen waren, hatten im Spinnhaus zu Hamburg grüne Zwangskleider. Antiquarius des Elbſtromes 1741, 753. Die Galeerenſträflinge zu Toulon tragen zum Zeichen zeitweiliger Haft rothe Mützen, grüne bei lebenslänglicher Verurtheilung. Im Jahre 1862 las daſelbſt Dr. Minnich an einem ſolchen mit grüner Mütze die Sträf-

lingsnummer 14,328. Reiſebilder aus Spanien 1862, 22. Grün und gelb läuft des Neidiſchen Geſicht an, Neid heißt des Teufels Leibfarbe. Eine ebenſo unleidliche Farbengliederung iſt Grün-gelb-blau; gegen ſie erklären ſich ſchon Vridank 343 und der Renner 13970:

grûne, gel vnd weitin
sol die neitvarbe sin.

Die gelbe Farbe führt zunächſt auf den Brautſchuh, der in dem Blumennamen Frauenſchühli, Muttergottespantöffelchen (cypripedium, trifolium melilotus) ſeine alte Bewährung hat. In der Domkirche Magdeburgs, welches ſelbſt Parthenopolis und urbs virginum benannt iſt, verwahrt man unter andern Reliquien die Schuhe, worin die Jungfrau Maria zu Eliſabeth über das Gebirge gegangen. Antiquarius des Elbſtromes 1741. Die Weiße Frau in Chorin iſt an gelben Schuhen kenntlich. Kuhn, Märk. Sag. 190; die hl. Walpurgis trägt feurige. Vernaleken, Alpenſag. 92. Die weiße Jungfrau auf der thüringer Staufenburg trägt goldne Pantoffel; Sommer, Thüring. Sag. 13. Eine Kurmainzer Hexeninquiſition v. J. 1624 (im German. Anzeiger 1865, S. 435) ſtellt die Unterſuchungsfrage: Ob die Hexen auf Walpurgis ihre Zuſammenkünfte abhalten und ob dabei ihre Zauberkönigin die Krone und den Goldſchuh trage. Dieſe Schuhtracht iſt diejenige der Liebes- und Frühlingsgöttin Oſtara, welche tanzend, wie die griechiſchen Horen, den Tag und die Jahreszeit leichtfüßig heraufführt. Man beſteigt daher in unſern Landſchaften am Auffahrtstage die Bergſpitzen, um zu ſehen, wie die aufgehende Sonne dieſes Tages ihre drei Freudenſprünge thue. In Oberbaiern wirft man die Mechtildenkränze in das Oſter- und Sonnewendfeuer; ſie ſind kirchlich geweiht und werden aus Gertrudenkraut und Frauenſchühlein geflochten. Panzer, Bair. Sag. 1, 212. Neben den rothen Oſtereiern färbt man ebenſo die gelben, Sinnbilder der erneut durch die Adern der Erde ſtrömenden Lebenswärme; ſie ſind dem Jüngling, der ſie aus der Hand der Geliebten am Oſtermontag empfängt, das ſicherſte Zeichen der Erhörung. Darum heißt die bei jeder ländlichen Hochzeit mit auftretende Züchtfrau (pronuba),

welche Sträußchen und Ziertücher an die Gäste zu vertheilen hat, die gäle Frau. „Von dem gälen Heurathſchleyer, womit man im Böotierland die Braut verhüllet," ſpricht Joh. Fiſchart im Ehezuchtbüchlein (Straßburg, Caroli 1614) S. 4. Die ſchwäbiſche Brautführerin trägt den vorgeſchriebnen „Kleeſamenrock", ein gelbliches, braungeſpreckeltes Feſtkleid, ſeit alter Zeit üblich. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 325.

In dem vorerwähnten Spruchgedichte Von den Farben (Laßberg, Liederſ. 1, S. 157) befragt hierauf die Frau den Sänger um den Sinn der gelben Farbe:

Dar nach die minniklich vil ſnel
fraget nach der farwe Gel.
Ich ſprach, daz iſt der minne ſolt,
Das riche, minnikliche gold
kündet, daz er ſy gewert,
wez er an ſeinem lieb ie begert.
Si ſprach, dem ſitten trag ich haß,
er ſolt es wol verſwigen baß,
wan ein minnikliches wib
jr zarten minniklichen lib
jr diener git für aigen,
daz ſolt er nieman zaigen.

Da man alſo in dieſer Farbe die erreichte Gewährung ankündigte und neue Anbeter lockte, ſo kam „dieſes Gold der Minne" nothwendig in Verruf und wurde gleichfalls zur öffentlichen Straf- und Schandfarbe. Anders Niemand, predigt der Franziskaner Berthold im 13. Jahrh., ſoll gelbes Gebände tragen oder mit gelben Schleiern gehen, als Jüdinnen, Dirnen in den Stadtgräben und Pfaffenweiber. Den Juden war ein gelber Ring auf dem Oberkleide, den feilen Frauen zu Meran durch dortiges Stadtrecht eine gelbe Maſche auf ihren Schuhen vorgeſchrieben, damit man ſie erkenne. Zingerle in Pfeiffers German. 8, 498. Gleichwohl hatte ſich i. J. 1503 der Geſchmack hierin ſchon wieder verkehrt, wie der Berner Chroniſt Val. Anshelm 3, 246—249 bezeugt: So hat die geel farb, ſo vor Ju-

das hieß, angfangen und iſt die gemeineſt worden, der eine Schwyzergeel genempt.

Mit dieſer eben geſchilderten Farbenſymbolik ſtimmt auch Hadamars v. d. Laber Gedicht Die Jagd der Minne, vollſtändig überein. Grün, ſagt er hier, zeigt den Anfang der Minne an, Roth ein liebebrennendes Herz, Gelb die gewährte Gunſt, Blau rechte Treue, Schwarz Liebesleid und Trauer. Durch Combination wurde ſodann dieſer Farbenſprache noch weiteres Ausdrucksvermögen verliehen. Grün und blau galt den mittelalterlichen Stutzern als Anfang in Stätigkeit, Weiß und blau als ſtätes und gutes Liebesgedenken, Weiß und ſchwarz für gutes Andenken im Leid, Grau und grün für edle und ſchöne Liebe, Schwarz und grau als Leid nach Liebe, Blau und ſchwarz als ſtete Reue. Um dieſes nun recht ſinnreich auszudrücken, mußte der Rock aus verſchiedenfarbigen Stücken zuſammengenäht werden; man theilte die Farbe nach Länge oder Breite des Kleides mitten entzwei, hälftete die eine Seite wiederum quer in der Mitte und legte dabei die Streifen ſchräg. So wurde, ſagt der Prediger Berthold, das Gewand in Flecke zerſchnitten, hier das Rothe ins Weiße, dorten das Gelbe in das Grüne gewunden und geſtrichen. Holland, Altd. Dichtkunſt in Baiern 646 bis 648.

Deutſche Frauen vor dem Feinde.

Alles ergriff nun die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geiſtes.
Göthe's Herm. und Doroth. Geſang 6.

Erſter Abſchnitt.

Das Germanenweib als Walküre, Gefolgsgeiſt, Feldprieſterin und Schildjungfrau. — Die Fahrenden Frauen im Mittelalter. — Die Landesvertheidigerinnen in Dithmarſchen und Tirol.

„In langen Haaren ſtecken auch Fechter.“

Die Walküren ſind urſprünglich Gewittergöttinnen, kriegeriſch gedachte Verkörperungen der nordiſchen Aequinoctialſtürme. Ihr Weſen drückt vorwiegend die wilden winterlichen Verheerungsſchrecken aus und erſt ſpäter auch den Reiz des Frühlings, der auf jene folgt. Die Walküre trägt den unſichtbar machenden Helm, die Tarnkappe der finſtern Wetterwolke, und ſchwingt den Speer des weithin zückenden Flackerblitzes. Um ihre Bruſt her liegt breit und blendend ein Harniſch: die das Firmament ſpaltende Lohe. Der Sturmwind iſt ihr wieherndes ſchnaubendes Roß, es iſt geflügelt und ſpringt zugleich in Donnergalopp; Feuer fährt aus ſeinem ehernen Huf, Regen quillt unter ſeinem Tritt, Hagel fällt aus ſeiner Mähne. Wenn der Donner die Heerpauke ſchlägt, der Wind die Kriegspfeife bläſt, dann rücken die Walküren in zwei feuerträchtigen Wolkenhaufen gegen einander heran und erfüllen den Luftraum mit einem tauſendſtimmigen rauhen Schlachtgeſchrei. Weil ſie im Gefolge des Kriegsgottes Odhin auf die Walſtatt zur Leichenleſe niederfahren, heißen ſie zuſammen Walküren, angelſächſiſch Välcyrigean; ihre übrigen perſönlichen Eigennamen, enthalten in der Edda und

wiederkehrend im Nationalepos, ſprechen alle von Kampfgewühl und Waffenlärm. Die nordiſchen Namen Hildr, Gunnr und Gudhr, zuſammen den Kampf bedeutend, wiederholen ſich in den Heldengeſtalten unſrer epiſchen Frauen: Hildegunde, Hildegard, Suanhild, Sunihild, Wulfhild, Krimhild, Brunhild. Selbſt des Arminius Gattin Thusnelda erklärt ſich als eine urſprüngliche Thuſſinhilda, das iſt eine Bekämpferin der Thurſen oder Rieſen. Jedoch die Titanen werden des Donnergepolters im leeren Himmel und des Krieges auf der verödeten Erde zuletzt überdrüſſig; dies geſchieht, ſobald die geläuterte Empfindung des Menſchen nach inhalts- und ſeelenvolleren Göttern verlangt. Alsdann wandelt ſich die Walküre in eine himmliſche Schildjungfrau um, die ſich unter den Helden des Landes einen Freund erwählt, ihn als Schutzgeiſt in allen Gefahren umſchwebt und in ſeiner letzten unabwendbaren Noth, auf ihre eigne Unſterblichkeit verzichtend, ſelber den Tod mit ihm theilt. Das Germanenweib, das beim Ehebündniſſe das Gelübde eingeht, mit ihrem Manne zu leben und zu ſterben, hatte ſich in dieſem eben entworfnen Bilde der himmliſchen Schildjungfrau ſelbſt abgezeichnet, es war daher nur noch ein nächſter Schritt zu dem weiteren Glauben zu thun, daß auch das irdiſche Weib der kriegeriſche Gefolgsgeiſt der Helden und eine Walküre zu werden vermöchte, wenn ſie ihre Jungfräulichkeit bewahren würde. Von ſolchen Heldenjungfrauen berichten früheſte Traditionen, und ſogar durch die jetzt noch lebende Sage geht eine Erinnerung an ſie fort. Aus der Reihe faſt zahlloſer Beiſpiele, die hier zu Gebote ſtehen, ſeien hier nur zwei in Kürze ausgehoben, weil das eine am Anbeginn der altnordiſchen Geſchichte ſteht, das andere aber jetzt noch an Ort und Stelle fortlebt. Die nordiſche Brawallaſchlacht iſt eine halb mythiſche, halb hiſtoriſche Begebenheit, die auf das Jahr 740 nach Chr. angeſetzt wird. Ihr Schauplatz war die breite oſtgothländiſche Meeresbucht Brawik, wo ſpäter Norrköping angelegt wurde. Hier grenzte Harald's, des Dänenkönigs Reich zuſammen mit dem Gebiete ſeines Gegners, des Upſalkönigs Sigurd Ring. Auf Harald's Seite fochten Dänen, Sachſen, Frieſen und Wenden; in König

Ring's Heere standen Schweden, Norweger, Kurländer, Finnen. Die Schildjungfrau Urfina, die das Dänenbanner trug, verlor im Schwertkampfe die linke Hand; die Wendenführerin Weborg wurde zusammengehauen, Harald selbst fiel. Auf der Brawallaheide sollen auch jene Smaländer Frauen aus dem Wärenddistricte mitgefochten haben, von denen in dem sogleich nachfolgenden Abschnitte: Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts, noch besonders gehandelt wird (A. M. Strinnholm, Wikingszüge der Skandinavier, übers. von Frisch, Hamb. 1839. 2, 296). Aus mündlicher Ueberlieferung hat Wolf in seinen Deutschen Märchen und Sagen (1845, no. 437) folgendes schöne Bild einer Walküre mitgetheilt. Das feste Schloß Ziegenberg, welsch Chevremont genannt, eine Meile von Lüttich auf einem gleichnamigen Berge gelegen, wurde von dem Bischof von Lüttich nach langem Widerstande erstürmt, der Burgherr in die Flucht getrieben und sein Weib nach heldenmüthiger Gegenwehr in einen tiefen Brunnen gestürzt. Bald jedoch erhob sie sich auf wunderbare Weise aus demselben, von Kopf bis zu Fuß gewaffnet, belebte durch ihre Unerschrockenheit den Muth der Knappen aufs Neue und behielt die Oberhand. Der Bischof mit seinen Pfaffenknechten mußte das Weite suchen.

Da die Germanenjungfrau zum Priesteramte befugt war und damit ein Mittel besaß, auf die Entschlüsse des Volkes einen momentanen Einfluß auszuüben, so wird die ungenaue Kunde hievon bei den Römern wohl die Meinung von dem wirklichen Bestande germanischer Frauenstaaten veranlaßt haben; wenigstens redet Tacitus (Germ. c. 45) mit fühlbarer politischer Verachtung von dem Stamme der Sitonen: die sich darin unterscheiden, daß ein Weib bei ihnen herscht, so sehr sind sie in Knechtschaft ausgeartet. Hätte hier der römische Geschichtschreiber sich zugleich der altgriechischen Tempelstaaten erinnert, die von jungfräulichen Priesterinnen zwar nicht politisch, wohl aber sittlich beherscht waren, so würde er einen Abscheu gegen die „weibischen" Sitonen ermäßigt, ja wohl gar in ihr Lob umgewendet haben. Hatten doch auch die althellenischen Priesterinnen ihre im Staate bevorzugte Stellung einem bei vor-

ausgegangenen Staatsgefahren erworbenen Waffenerfolge zu verdanken. Die Frauen zu Tegea begiengen alljährlich zu Ehren des Kriegsgottes Ares ein Opferfest, von welchem alle Männer ausgeschlossen waren; Ares selbst hieß davon der Frauengast, Gynäkothöas. Diesen Vorzug genossen sie seit dem Siege, welchen sie unter Marpessas Anführung über die Lakedämonier erfochten hatten. So bestand auch das Argiver Weiberfest am ersten Tage jedes Neumondes, seitdem die Frauen von Argos den Spartanerkönig Kleomenes, der ihre Stadt zu stürmen kam, ohne Manneshülfe abgetrieben hatten. Am Festtage giengen sie dann männisch ohne Schleier einher. Selbst die Amazonen waren nichts anderes, als die Hierodulen der jungfräulichen Kriegsgöttin Artemis Amazon und nach dieser Göttin zubenannt. Denn das bleibende Kennzeichen der jungfräulich wehrhaften Göttin ist ihr Kriegsgürtel, den sie nicht wie die griechischen Frauen unmittelbar unter der Brust, sondern als Lendengurt trägt. Dieser Gurt ist auch im Kostüm der mannlosen Amazonen das stehende Symbol, und dahin erklärt sich ihre Sage bei Pausanias (4, 31), sie hätten die berühmte Statue der Ephesischen Artemis errichtet und unter priesterlichen Chorliedern umtanzt. Als Siegfried der Schlachtenjungfrau Brunhilde den Gürtel entrissen hat, ist sie schwach wie ein anderes Weib; und so wird auch der Amazonenkönigin Hippolyte sternenbesetzter Gürtel durch Herakles erobert. Des Weibes Stärke ist ihre Keuschheit. Mit diesem großsinnigen Urtheil des Alterthums stimmen unsere deutschen Autoren aus der rüstigen, gesunden Zeit des Mittelalters instinktiv überein, ohne daß sie unsern ganzen Braß philologischer Antiquitäten vorher dazu eingesammelt hatten. Konrad von Megenberg kommt in seinem Buch der Natur, gedruckt 1499 bei Schönsperger in Augsburg, noch auf der Schlußseite auf die Amazonen zurück und erklärt sich deren wunderbare Stärke mit derjenigen in manchen Thiergattungen: do sind die Sy auch sterker dann die Er. Die Amazonen-Erziehung aber hatte M. Cyriac. Spangenberg im Adelsspiegel 1591, Bl. 447^{b} folgender Maßen sich ausgemalt. „Ihre junge Töchterlein gewehneten sie von Kindheit auf, mit

auf Stülen zu ſitzen, den Rocken zu zauſen und Spindeln zu drehen, viel weniger am Tanz herum zu ſchwanzeliren, ſondern auf Roſſen zu reiten, Harniſch zu füren, lange Spieße zu ſchwingen und den Bogen zu ziehen und alſo ehe lernen einem eine Maulſchelle denn einen Kuß zu geben." Schweigen dann die Waffen wieder und die kriegsgegürtete Amazone wandelt ſich in eine ſchwanenweiße Kara um, die ihrem Helgi zu Liebe ein irdiſches Weib wird mit dem Himmel im Herzen, ſo trifft der Spruch im Liederſaal zu:

Den beſten Gürtel, den ein Mann
Einsmals um ſich gurten kann,
Der iſt von wißen Armen blank
Sins Bülen minniglich Umfang.

Von dieſem kriegeriſchen und prieſterlichen Rang, der dem Weibe in der Vorzeit zukam, ſchreiben ſich die Sonderrechte her, welche die Frauen verſchiedener Landſchaften übereinſtimmend beſeſſen haben oder auch noch beſitzen. Es iſt eine bekannte Redensart: in der Weiberfasnacht haben die Weiber das Regiment. Sie haben aber daſſelbe ebenſo zu andern Zeiten des Jahres in privilegirter Herkömmlichkeit. Dann feiern ſie, ihre Männer dagegen arbeiten oder dienen. In Brüſſel läutet man am 19. Januar Abends mit allen Glocken ſtundenlang; dies iſt der Frauenabend, an dem ein jeder Hausvater ſeine Frau bewirthen muß. In Nordbrabant ſteht am Koppelmontag den Weibern alle häusliche Autorität unumſchränkt zu. Wolf, Ndl. Sag. 90. 116. 543. In einzelnen Gegenden der Eifel, in Baiern, Schwaben, Tirol und der Schweiz verfügen ſie am Weibertag über ihre ganze Gemeinde. Der Wald muß ſeinen ſchönſten Maibaum, die Almende ihre Wieſe hergeben zum Tanz der Weiberzunft, der Rebberg ſeinen Wein, jede Haushaltung ein Huhn und die Dorfkaſſe einige Reichsthaler für den Schmauß. So haben ſie zu ſchwäbiſch Weilheim jeden Frühling ihren Weibertrunk, zu Dornhau ihren Schoppen, und dies aus dem beſondern Grunde, daß ſie in uralten Zeiten einmal ſich vor den Wagen einer hier durchfahrenden Gräfin geſpannt hatten (Meier, Schwäb. Sag. 377. 379). In den

Thüringer Orten um Fienstadt verſammelte man ſich am Himmelfahrtstage um den Gemeindebrunnen und während die herkömmlichen ſieben Rinkeimer Bier ſtiftungsgemäß vertrunken wurden, verlas man dazu ein altes Mandat des Inhaltes, daß dies Feſt und des Dorfes Steuerfreiheit von der Königin Eliſabeth oder einer Gräfin von Mannsfeld geſtiftet und dabei einbedungen worden ſei, die Gemeinde müſſe in jedem Unterlaſſungsfalle ein vierſpänniges Fuder Semmeln an die Obrigkeit entrichten. Sommer, Thüring. Sag. 149. Erſt ſeit unſerm Jahrhundert haben viele dieſer Bräuche durch polizeiliches Einſchreiten ihr Ende genommen. Unter dieſen Königinnen und Gräfinnen ſind die alten Frühlingsgöttinnen zu verſtehen, die bei Tacitus Iſis und Nerthus heißen; ihr Durchzug durchs Dorf verſinnlicht die alte Tempelprozeſſion, die vor den Wagen geſpannten Frauen ſind der Göttin Prieſterinnen, und in den Namen Weibertrunk, Schoppen und Rinkeimer iſt das auf der Gottheit Namen vorgeſchriebne Opfer und Minnetrinken enthalten.

Unter lang andauernden Kriegen wird die gute Sitte zur Karrikatur und das mannhafte Weib zum rohen Mannweib; es entſtehen die fahrenden Frauen, das zuchtloſe Gefolge der Söldnerheere. An die Stelle des patriotiſchen Kriegsliedes tritt das Lied der Marketenderin, ſo wie es Egmonts Klärchen ſingt:

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit muthigem Schritt,
Gieng' durch die Provinzen,
Gieng' überall mit.

Als die Berner i. J. 1339 ſich marſchfertig machten, um ihr vom Waatländer Adel belagertes Städtchen Laupen entweder zu entſetzen oder dorten dem Feind die Schlacht anzubieten, mußte der Rath, der die Raſchheit der Unternehmung nicht durch einen zu großen Troß hemmen laſſen wollte, durch ein beſonderes Mandat den Frauen verbieten, mitzuziehen: Welch frau hüt' zu dem thor ûsgât, ir leben verlieren sol. Davon hatte der Feind bereits Kunde und ſchrie den anrückenden Bernern höhniſch zu: Jr sind wol halbe weibe! Der Ritter Kuno von Rinkenberg aber erwiederte: Nu han wir doch

nach mannes art ouch einen hart. Eidgenöß. Liederchronik 292. 298. Sylberiſens handſchriftl. Schweizer Chronik, fol. 2, Bl. 213 (auf der Aargau. Biblioth.) kommt in der Beſchreibung der Schlacht von Murten auf die im Lager Karls des Kühnen vorgefundene Beute: da was ouch ein troß von mer dann drütuſent gemeiner vnd varender frouwen. Da was gut ſpil. Vnder jnen waren die ſich in harniſch angeleit hatten, dero wurden ouch etlich vnerkant erſtochen, ꝛc. — So weit gieng damals die weibliche Reisläuferei, daß in Bruder Paulis Schimpf und Ernſt, fol. XCIII[b]. das Sprichwort drüber ſteht: wenn zehntauſent reiſiger ſeind, ſo ſeind zwanzigtauſent metzen darbey. Doch ſo oft ſchon der zwecklose Pöbel vom Schwert gefreſſen worden iſt, ſo iſt noch immer jene unentnervte Volkskraft übrig geblieben, die auf ſich und ihr angeborenes Recht allein vertrauend, auch vor der Uebermacht des Eroberers ſich nicht beugt und ſchließlich gegen ihn das Feld behält. Und in dem Maße ein Land an Umfang klein und die Gefahr, von der es bedroht wird, groß und allgemein iſt, wird in der höchſten Noth auch ſtets das ſchwache Weib bei der allgemeinen Vertheidigung mit betheiligt ſein, entweder indem ſie die Mauern ſchützt, wenn die Männer ausgezogen ſind, oder draußen bei Mann und Bruder ſteht, wo dieſe fechtend den letzten Heimatsort dem Feinde ſtreitig machen. Denn eine allgemeine, plötzlich losbrechende Gefahr hebt den Unterſchied aller Lebensalter, Stände und Geſchlechter momentan auf. Die äußerſte deutſche Meeresküſte und der innerſte Alpenwinkel iſt zu zweien malen, zuletzt noch vor unſern eignen Augen, eine Kriegsbühne geweſen, auf welcher die Ausdauer der deutſchen Frauen den höchſten Heldenpreis gewann. Aus dieſen Kämpfen folgen hier zum Schluſſe zwei Scenen; die ältere Begebenheit, die in Friesland handelt, macht das Ende, die jüngere aus Tirol ſteht voran.

Während des Unabhängigkeitskrieges der Tiroler i. J. 1809 gegen die bairiſch-franzöſiſche Armee wußte man es im Lande nicht anders, als daß die Weiber und Mädchen diejenigen Hülfleiſtungen thaten, zu denen man ſonſt keine Mannſchaft übrig hatte. Sie übernahmen Boten- und Späherdienſte, hü-

teten die Schlichwege, brachten frische Munition ins Gefecht, trugen die Verwundeten hinweg; Hunderte standen mit im Feuer, deren Namen Niemand je gehört hat. So ist auch „das Mareile aus dem Passeierthal“ nur mit diesem ihrem Vornamen übrig, jenes unerschrockne junge Mädchen, das den Angriff bei Sterzing gegen die von Wrede kommandirten Baiern mitmachte. Als die feindlichen Geschützkugeln einschlugen, und die Ihrigen stutzten, schob sie einen Heuwagen als Schanze vor sich her, munter den Burschen zurufend: Schauets, ihr Buben, ihr braucht euch nicht zu fürchten vor diesen bairischen Dampfnudeln, die thun keinen Schaden, nur frisch drauf los!

Die folgende Mittheilung gehört der plattdeutschen Chronik an, welche Neocorus über das Dithmarschenland geschrieben hat, und ist nur durch einen charakteristischen Nebenzug aus Müllenhoff's Schleswig. Sagen vervollständigt.

Die Unabhängigkeitsgeschichte der tapfern Dithmarschen ist durch die Schlacht bei Hemmingstedt am 17. Febr. 1500 besiegelt worden. König Johann I. von Dänemark und Norwegen glaubte dieses Völklein unterjochen zu können und war mit seiner Schwarzen Garde unerwartet in den Landstrich zwischen den Mündungen der Elbe und Eider eingebrochen. In Meldorf, dem zuerst überfallnen Orte, feierte man, keines Angriffes gewärtig, eben eine Hochzeit. Schnell warfen 300 Bauern eine Schanze auf und hielten hier den ersten Ansturm aus. Die Jungfrau Telse Wollersien, eine Tochter des Olde Kumpen Hans aus dem Wollersiengeschlechte, band ein Tuch an die Stange und trug es ihren Leuten als Fahne vor. Die Weiber rissen die Grützöpfe vom Feuer und schmissen links und rechts den heißen Brei den Dänen um die Ohren. Nach einem herben Verzweiflungskampfe wich der übermüthige Feind, wurde aber fliehend noch von den Meeresfluthen erreicht, welche die Bauern nach Durchstechung der Deiche hereinließen. Nur die schnellste Flucht rettete den König, der Danebrog selbst, die dänische Reichsfahne, gieng verloren; viele tausend Feinde kamen jenes Tages durch's Schwert, oder in den Sümpfen und Fluthen um. Nach einem halben Jahrhundert hatte der Feind die empfangene Lehre wieder ver-

geſſen. Der Dänenkönig Friedrich II. verbunden mit den Holſteiner Herzogen Johann und Adolf, rückten mit drei Heeresabtheilungen am 17. Mai 1559 gegen Meldorf und Buſen. Im letzteren Orte hatte der Schüler Nikolaus Simonius von Sunderborch einige berittene Knaben zuſammengebracht und hielt mit ihnen Wache. Als der Feind wuchs, ſtellte er auch beherzte Frauen hinter den Damm dazu. Sie trugen Spieße und Gabeln, und wenn ihre weißen Kopftücher über den Wall hervorblickten, konnte der Feind vermuthen, hier ſtänden geharniſchte Knechte. Heran, heran! rief unterweilen oben auf dem Deiche Simonius ſeinen wenigen Reiterknaben zu, als wollte er den Ausfall beginnen. Da ließ der getäuſchte Feind das geraubte Vieh wieder fahren, ſuchte ſchnell die Kähne auf und ruderte über die Eider zurück. Der Sturm auf Meldorf wurde jenes Tages gleichfalls abgeſchlagen. Dabei hat ein Weib zwei Kriegsknechte mit einem Brodmeſſer erſtochen, ein anderes ihrer drei mit einer Futtergabel; andere Frauen hatten Harniſche oder Mannskleider angethan und wurden unter den Erſchlagnen im Vordertreffen todt gefunden. — Noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war dem zarten Geſchlechte daſelbſt ſeine Mannhaftigkeit verblieben. Als da der Dänenkönig das Land bereiſte und ihm in jedem Dorfe Mann und Weib bewaffnet entgegen trat, ſagte man ihm auf ſeine Frage, warum ſie zuſammenliefen: Um des Feindes willen. Und da er die Frauen vorn an der Spitze gewahrte mit Furken und Staken, ſprach er: Nun hab ich's mit meinen eignen Augen geſehen, daß die Dithmarſchen Frauen rechtſchaffne ernſte Frauen ſind und muß ſie darum preiſen! — An dieſe Ereigniſſe zurück denkend und zugleich an unſre eigne ſchwere, opfervolle Gegenwart, ſagt Weinhold in ſeiner Geſchichte der deutſchen Frauen: „Was die Frauen Holſteins und Schleswigs in der neueſten Zeit für das Vaterland thaten und litten, möge eine Leuchte in der Nacht ſein. Deutſcher Frauen Herrlichkeit wird nicht erlöſchen."

Zweiter Abschnitt.

Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts.

Bis auf unsere Tage ist in verschiednen Landschaften und Orten dem weiblichen Geschlechte bald ein kirchliches, bald ein bürgerliches Vorrecht vor der männlichen Bevölkerung altherkömmlich eingeräumt, und der Bürger beschäftigt sich öfters mit der Frage, woher ein solches dem allgemeinen Landesgesetze oder dem allgemein herschenden Brauche widersprechendes Statut und Sonderrecht seinen Ursprung habe. Einstimmig ist man der Meinung, dasselbe sei ein Lohn der von den Frauen dieser Ortschaften in den Zeiten allgemeiner Gefahr bewiesnen patriotischen Großherzigkeit, ihrer Glaubenstreue bei Religionsgefahren, ihrer Entschlossenheit und Tapferkeit in Bürgerkriegen und bei feindlichen Invasionen. Die specielle Begebenheit selbst pflegen die Ortschroniſten der Reihe nach gewöhnlich im Reformations- und Schwedenkriege zu suchen, weil die örtliche geschichtliche Erinnerung durchschnittlich nicht weiter als bis zu diesem Zeitpunkt zurückreicht. In der Schweiz hingegen, wo die Geschichtsschreibung selbst schon älter ist, verlegt man den Ursprung desselben Brauches bald zwar auch auf dieselben Perioden der Glaubenszerwürfnisse, bald aber sowohl in die frühesten, als auch in die spätesten Unabhängigkeitskämpfe dieses Landes, so daß hier den Frauen von den Habsburger Kaisern an bis auf den Einbruch der Neufranken reichliche Gelegenheit gegeben gewesen ist, im Kampfe gegen den Feind der Freiheit sich Ruhm und Ehrenrechte zu erwerben. Doch eben diese mit allem Ernste der geschichtlichen Wahrheit erzählten Handstreiche, die den Schweizer Frauen gelungen, erzählt auch der von ihnen überwundne Feind zu

seiner eignen Frauen Kriegsruhm und schöpft diesen dasselbe Sonderrecht daraus, ja wenn man hier für den errungenen Sieg die Frauen belohnt, so werden gleichzeitig jene dorten nach der erlittenen Niederlage nicht minder hoch ausgezeichnet. Das Frauenvorrecht bei Freund und Feind kann also schon nicht mehr aus einem solchen Einzelvorfall entsprungen sein, den man dafür geschichtlich anzusetzen pflegt, und demnach muß auch die ganze Frage anders gestellt werden. Während man bis jetzt zu wissen verlangt hat, seit welchem besondern Kriegsvorfall das Weib örtliche Vorrechte vor dem Manne besitze, fragt es sich jetzt: Aus welchen Gründen war das Weib im altdeutschen Rechte dem Manne gleichgestellt?

Doch der Leser wünscht vor allem die Ereignisse selbst kennen zu lernen, in denen die oberdeutschen Frauen sich ihren bis heute dauernden Kriegsruhm erfochten haben. Sie beginnen herkömmlich mit dem Schwedenkriege und reichen bis auf Napoleon. Alle dienen sie schließlich dazu, dem Deutschen das humanste Gesetz der germanischen Urzeit ins Gedächtniß zurück zu rufen, das der Gleichberechtigung der Geschlechter.

Als die Schweden im dreißigjährigen Kriege ins tiroler Lechthal einfielen und bis auf den Hohenrain bei Elm vordrangen, ersannen die Lechthaler Weiber eine List, die den augenblicklichen Rückzug des Feindes zur Folge hatte. Sie lasen auf dem Felde die Heiuzen zusammen, Pfähle mit Querſprossen, an die man das frisch geschnittne Heu und Korn zum Trocknen hängt, steckten sie an einem Hügel in großer Menge geordnet auf, bekleideten sie wie eine militärisch aufgestellte Schaar und schürten rings im Felde Feuer an. Als der Feind jene vermeintliche handfeste Kriegerreihe und die zahllosen Feuer von Beiwachen erblickte, ließ er sich ins Bockshorn jagen und marschierte ab. (Zingerle, Tirol Sag. no. 712.) Vor der Reichsstadt Ravensburg erschien er hierauf 32 Regimenter stark unter Wrangel i. J. 1646. Doch ehe er sich gesammelt hatte, waren die Ravensburgerinnen bewaffnet einem Trupp entgegen gezogen, der sie in ihren weißen Jüppen für Kaiserliche hielt und die Flucht ergriff. Allein sie holten ihn ein und vernich-

teten ihn. So berichtet eine Ravensburger Gelegenheitsschrift v. J. 1837: Zwiegespräch zwischen dem Mehlsack- und dem Blaserthurm, Oechslerische Druckerei, pag. 13. — Noch übler spielten damals die Frauen des Bregenzer Waldes den Schweden mit. Trotzdem daß Wrangel und Torstenson zusammen daselbst das Kommando führten, wurde ein Regiment bei Fallenbach von den Weibern beschlichen und gänzlich aufgerieben. Noch immer heißt daselbst die blutgetränkte Stelle die Rothe Eck, denn nicht ein Mann soll entkommen sein. Es war den 4. Januar 1674. Alljährlich an jedem vierten Januar verkündet ein Glockenzeichen den Gemeinden zu Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg die Befreiungsstunde. Seitdem ist den Weibern im Bregenzer Walde sowie im Lechthale die Ehre verblieben, bei allen öffentlichen Gelegenheiten den Vortritt vor den Männern zu haben; es gehen die Mädchen beim täglichen Gottesdienste den Knaben voran, und beim Hochamt zum Opfer die Frauen den Männern. Noch weiter im Vorarlberg und im Wallgau gilt derselbe Kirchenbrauch, obwohl man seinen Ursprung dorten mehrfach anders erklärt und auf die Zeiten des Schwabenkriegs oder auch der schweizerisch-appenzellischen Kämpfe zurückführt. Daher kommt es, daß in der Stadt Bregenz noch heutigen Tages (1859) die Ehrgutta ihre besondere Rolle spielt; denn von Martini bis Lichtmeß, vom 11. November bis 2. Februar, rufen daselbst die Nachtwächter um neun Uhr Abends „Ehrgutt', Ehrgutt"! Es wäre dieser Name vielleicht mit „Ehre sei Gott" zu übersetzen, er wird aber nichts desto weniger auf eine Bäuerin aus Rankwil bezogen, welche während der Appenzellerkriege mit eigner Lebensgefahr die Stadt vor einem Ueberfalle rettete und Ursache der empfindlichen Niederlage wurde, welche die Appenzeller vor den Mauern der Stadt 1407 erlitten. Die That ist archivalisch nicht nachgewiesen, dichterisch aber um so öfter besungen und das Volk glaubt in einem verstümmelten römischen Monument daselbst, welches die Göttin Epona vorstellt, sogar einen der Ehrgutta gesetzten Gedenkstein zu sehen. Schnars, der Bodensee, 2te Aufl. 12 und 45. Von den Weibern zu Gövis im Wallgau erzählt man, daß sie während des Schwabenkrieges

im Felde geſtanden und namentlich an der Schlacht zu Fraſtenz theil genommen hätten; aber trotzdem, daß ſie dorten ſammt dem kaiſerlichen Heere den Eidgenoſſen unterlagen, leitet man doch davon das Göviſer Frauenrecht her, das Roſenkranzgebet in der Kirche vorſprechen zu dürfen, während ſonſt überall die Männer rituell den Gebetsanfang machen (Archiv der Geſchichte 14, 118). Die oberfränkiſche Stadt Kronach hatte erſtlich im Huſſitenkriege, hierauf im Bauernkriege, letztlich auch gegen die Schweden ſo ſtandhafte Gegenwehr geleiſtet, daß der Ort gegenüber dem dreifachen Feind uneinnehmbar und jungfräulich geblieben iſt; dies mißt man hier beſonders den Bürgerfrauen bei. Dreimal warfen ſie den Sturm der Schweden i. J. 1632 zurück, zweimal hernach i. J. 1633 und noch einmal im darauf folgenden Jahre. Dafür verlieh ihnen der Biſchof das Wappen mit der Mauerkrone; der Kaiſer erlaubte ihnen die Ehrentracht des ſpaniſchen Hofkleides und ſchenkte dazu die goldnen Halsketten, und wenn alljährlich der Ort das Erinnerungsfeſt an jene Kriegsnoth kirchlich feiert, ſo iſt den Frauen dabei die Ehre des Vortritts eingeräumt. Bavaria 3, Abth. 2, 714. Im Eichſtädtiſchen Pfarrdorfe Pfrauenfeld und in dem Filialdorfe Hagau bei Wemding, haben die Weiber ihre Kirchenſtühle auf der Evangelienſeite; es heißt deshalb, weil ſie während der Reformationsunruhen ihre Männer zu zwingen wußten, katholiſch zu bleiben. Die Urſache muß jedoch auch hier eine ältere ſein, denn es iſt hiſtoriſch gewiß, daß Pfrauenfeld nie lutheriſch, Hagau dagegen wirklich längere Zeit reformirt war. Pfeiffer, Germania 6, 468. Die Weiber in würtembergiſch Hohenſtatt haben das Recht, beim kirchlichen Opfer den Gang zu eröffnen, weil ſie den Dr. Luther, als er in ihrer Kirche predigen wollte, mit Beſen bis nach Mühlhauſen gejagt haben. Birlinger, Schwäb. Sag. no. 330. Das gerade Gegentheil dieſes Grundes hat in der Berniſchen Stadt Biel dazu gedient, die dortigen Frauen auszuzeichnen. Hier hat der Reformator Thomas Wittenbach in Anerkennung der eifrigen und muthvollen Unterſtützung, die ihm durch die Bielerinnen zu Theil geworden war, denſelben den Vortritt vor den Männern beim hl. Nachtmahl

gegeben, ein Brauch, welcher daselbst erst vor drei Jahrzehnten in seinem Ursprunge verkannt und abgeschafft worden ist.

Es ist das Bedürfniß religiöser Rechtgläubigkeit ein so hervortretender Zug des weiblichen Charakters, daß die historische Thatsächlichkeit von einzelnen dieser eben erwähnten Anekdoten, auch wenn manches darunter weniger genau dokumentirt wäre, sich nicht bezweifeln läßt, und selbst die gröbsten Züge des Fanatismus, die sich dabei eingemischt haben, werden nicht bloß von der Ortssage erzählt, sondern auch durch die Lokalgeschichte nur allzureichlich bestätiget. Mit Steinen bewaffnet standen die Appenzellerinnen Inner-Rhodens in den vordersten Reihen, als es einen Ausmarsch galt gegen diejenigen, die sich in Außer-Rhoden auf die reformirte Seite geschlagen hatten. Die Bündner Weiber in Untervaz überfielen den Pfarrer A. Porta, als er bei ihnen die erste evangelische Predigt abzuhalten hatte, warfen ihn zu Boden und rissen ihm den Bart aus (Leonhardi, Bündner Vierteljahrsschrift 1852, 53). Jedoch alle solche Explosionen bald des Frauenmuthes, bald der Frauenwuth zur Vertilgung eines politischen oder eines kirchlichen Widersachers sind nicht hinreichend, um ein Frauenrecht zu erklären, das bis auf die vorgeschichtliche Zeit zurückgeht, das im deutschen Norden und Süden gleichmäßig bürgerliche Giltigkeit hatte und in beiden Confessionen einheimisch geworden ist, das schließlich die politischen und die Religionskriege überdauert hat und in manchen Orten sogar erst an der Schwelle unseres Jahrhunderts als angeblich neues Statut wieder entstanden ist. Letzteres ist freilich bloß eine Selbsttäuschung des heutigen Volksgedächtnisses, ein Verwechseln des alten, jetzt nur wieder erweckten Brauches mit einer angeblich neugeschaffenen Satzung. Eben darum folgen hier zum Schlusse noch zwei Erzählungen solcher Art, in denen die einzelnen Merkmale aller schon voraus erwähnten wie in einem Musterbeispiele beisammen liegen. Sie gehören beide der politischen Geschichte der neuesten Zeit an und enthalten zugleich echtmythische Züge der ältesten. Sie erzählen, wie zwei Confessionen Einer Landschaft sich bis zu Feldschlachten bekriegen und wie dabei der letzte entscheidende

Waffenerfolg doch nur vom ſchwachen Weibe ausgeht. Jenes kirchliche und bürgerliche Vorrecht, das eine Landſchaft der andern mißgönnt, und um welches man eben bis aufs Blut gekämpft hat, räumen ſie dann beiderſeits, der ſiegende Theil und der beſiegte, ihren Weibern ein, ihnen laſſen ſie den bürgerlichen Vorrang, ihnen laſſen ſie ſogar vor Gott die Ehre.

Das aargauiſche Pfarrdorf Seengen am Hallwiler-See gehört ſchon ſeit den Zwanziger Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts der Reformation an. Den Grund, warum die Frauen dieſer Gemeinde bei Austheilung des Abendmahls vor den Männern zum Altar treten, ſucht man daſelbſt in einer Begebenheit aus der Zeit des zweiten Vilmergner Treffens 1712, in welchem bekanntlich die katholiſchen Schweizerkantone, zehntauſend Mann ſtark, von den Bernern aufs Haupt geſchlagen worden ſind. Das reformirte Seengen reicht mit ſeinem Gemeindebann hart an die Grenze des katholiſchen Freienamtes, einer Landſchaft, die zu jener Zeit der beſondere Brennpunkt der katholiſchen Agitation und ſchließlich auch der Schauplatz der Schlacht ſelbſt geweſen iſt. Um ſo mehr hatte Seengen damals gegen einen Ueberfall aus dem Freienamte her auf der Hut zu ſein; der Gegner ließ mit Sengen und Brennen drohen. Allein was war im Dorfe dagegen zu thun, wo die jüngere Mannſchaft als „Auszüger“ bereits mit der Armee der Berner abmarſchirt war und die Alten unter dem Landſturm ſtanden. Die Weiber bildeten daher eine Dorfwache, ja ſie giengen ſogar nicht anders als in Schaaren und bewaffnet zur Feldarbeit. Während ſie nun an einem Julitage beiſammen in den Matten heuen, läßt ſich auf der nächſten Anhöhe ein Trupp Reiter blicken, es ſind feindliche Dragoner, auf die Spähe über den Berg herüber geſchickt. Den klugen Frauen gelingt es ſie zu umgehen; ſie werden von den Roſſen geſtochen oder mit dem Karſt erſchlagen. Nun iſt die Frauencompagnie mit einem male in Beſitz ordonnanzmäßig geſattelter Roſſe. Ein paar von ihnen reiten unverweilt als Stafette zu den Berner Vorpoſten, melden das Ereigniß und verlangen ein ſchleuniges Vorrücken. Die Uebrigen ſtecken ihre rothen Jüppen als Fahne auf die Heugabel,

besteigen in ihren weißen Unterkleidern und hemdärmelig das Roß, das weiße Kopftuch über das Haar geworfen, und kommen so durch den Tannenwald unbemerkt gegen Sarmenstorf herangeritten, dem ersten katholischen Grenzdorfe. Die feindliche Besatzung, die hier liegt, soll durch diese niegesehne Erscheinung erschreckt und aus einander getrieben werden, der blinde Schrecken, rasch durchs Land laufend, wird den nachrückenden Bernertruppen den Weg ebnen. Dies ist der Plan der Frauen, dies macht sie fest und kühn. Allein nicht jeder Gegner wird so leicht zu bethören sein, die Berner Mannschaft kann gleichfalls der Weiberstafette mißtrauen und ausbleiben, dann sind sie das Opfer ihrer Verwegenheit; dies macht ihr Herz weich und gottergeben. Darum brechen sie in kein Kriegsgeschrei aus, sie stimmen mit einander einen reformirten Kirchenpsalm an. Die Sarmenstorfer gewahren von Ferne die rothen Fahnen, die weißen Talare, die wehenden Kopftücher, blankarmige bartlose Jugendgestalten, vom Rosse herab feierliche Choräle singend. Das sind die Engel vom Himmel, die Vorboten des göttlichen Strafgerichtes! die Heiligen selbst sind gegen uns! so rief das getäuschte Volk und riß die Vorposten mit sich in die Flucht. Die Kunde, es habe der Herr vom reformirten Aargau herüber seine Gerichtsengel gegen das Freienamt ausgesendet, durchlief das ganze katholische Heer. Gleichzeitig begannen die Berner den Angriff und zersprengten es noch an jenem Nachmittage des 25. Juli, über zweitausend Todte ließ es auf der Walstatt zurück. An diesen Sieg knüpfen die Seenger Frauen bis auf heute den Ursprung ihres Ehrenrechtes beim reformirten Gottesdienste.

Damit nun aber die Aargauer Frauen aus der katholischen Nachbarschaft bei solcher Bevorzugung nicht leer ausgehen, so hat uns das Freienamt, das diese Niederlage erlitten, andere kriegerische Erfolge von noch neuerem Datum zu erzählen als Grund der öffentlichen Auszeichnung, die den Freienämterinnen zu Theil wird.

In den Bezirken von Muri und Bremgarten wird bei allen kirchlichen Gelegenheiten den Weibern der Vortritt gelassen.

Dieſe bilden bei der großen Fronleichnamsprozeſſion die Spitze des Zuges, ſie verlaſſen beim Gottesdienſt zuerſt die Kirche, auch bei jeder Seelenmeſſe treten ſie nach dem Requiem zuerſt ab und begeben ſich zuerſt hinaus ans neue Grab. So vielerlei Ortſchaften dies hier thun, ſo mancherlei Gründe hiefür hört man, doch zuſammen beziehen ſie ſich auf dieſelbe Zeit von 1798, da die Franzoſen in die Schweiz einfielen und dieſe den Neuerungen beſonders abholde Landſchaft an der mittleren Reuß ſchwer heimſuchten. Von Hägglingen an bei Lenzburg, bis an die Grenze des Zugerlandes erhob ſich damals das Freienamt gegen die Armee der neufränkiſchen Unchriſten, einen Tag lang (26. April) hielten bei Dottikon etwa eintauſend trotziger Bauern, meiſtens nur mit Prügeln verſehen, gegen fränkiſches Fußvolk aus, bis ein heranreitendes Huſaren-Detachement ſie zerſprengte. Das Volk hieb gefangene Feinde in Stücke, die Schwerverwundeten wurden grauſam verſtümmelt. Die erbitterten Franken vergalten Gleiches mit Gleichem und plünderten Dörfer und Kirchen rein aus. Hier fielen ſie indeß häufig als Opfer lauernder Weiberliſt. Als ſie mit den Kelchen und Kirchenzierden des Dorfes Göſslikon beladen, dem umſtreifenden Landſturm aus dem Geſicht zu kommen ſuchten, und deßhalb mit dem Raub über die Reuß fuhren, lauerten am jenſeitigen Ufer bereits die Weiber des Flußdörfleins Sulz, entriſſen ihnen die Beute und ſchlugen ſie mit Schiffsrudern todt. Dem Andenken dieſer Frauen ſind im Obern Freienamte Meſſen geſtiftet und kirchliche Jahrzeiten; in ihrem Namen beſitzt das weibliche Geſchlecht jener Dörfer Marienfahnen und trägt ſie bei Bittgängen der Gemeinde voran, eine ganze Reihe geiſtlicher Laien-Schweſterſchaften hat ſich ſeither durch die übrige Landſchaft auf jenen Vorgang hin gebildet.

Wer wird an der hiſtoriſchen Wirklichkeit zweifeln mögen, daß von den Katholikinnen in Sulz franzöſiſche Marodeurs, und von den Proteſtantinnen in Seengen Freienämter-Dragoner in offenem Angriff erſchlagen worden ſind? Beides iſt unfraglich als Thatſache anzunehmen. Wer aber könnte die öffentliche Bevorzugung, welche angeblich hiefür allen Weibern dieſer

zwei Dörfer zu theil wird, gleichfalls für die geſchichtliche Folge jener zwei Thatſachen halten, wenn er dieſen dem weiblichen Geſchlechte nach weltlichem und kirchlichem Brauch eingeräumten Vorzug auch da ſchon vorfindet, wo alle unſre jetzt geltenden örtlichen Motive noch gänzlich mangeln, zur Zeit des Heidenthums? Und ſo iſt es denn auch eine dem deutſchen Heidenthum entſtammende und damals ſchon mit dem Ernſte der Religion geheiligt geweſene Satzung, der Frau die öffentliche Ehre zu laſſen, als dem zur Uebernahme des prieſterlichen Amtes, zur Weiſſagung und Heilkunde beſonders befähigten Weſen. In jener unmittelbaren Erkenntniß des Richtigen, wie ſie aus der weiblichen Unbefangenheit hervorgeht, erkannte der Germane des Weibes heiliges Vorſchauungsvermögen, von ihrer Seherkraft machte er den Beginn und Erfolg ſeiner Waffenunternehmungen abhängig. In dieſem Sinne war das Weib, wie Tacitus ausdrücklich ſagt, dem Germanen heilig *). Sie war ihm aber auch zugleich im Rechtsleben ebenbürtig, denn ſie hat in Frieden und Krieg das gleiche Schickſal mit ihm zu theilen und iſt ſogar in der Schlacht von ihm unzertrennlich, „der heiligſte Zeuge ſeines Muthes“ (Tacitus). Darüber belehren ſie ſchon auf der Schwelle des Eheſtandes die empfangenen Brautgeſchenke: die zuſammen gejochten Stiere, das aufgeſchirrte Roß, die zur Mitgift überreichten Waffen: ſo müſſe ſie leben, ſo ſterben **). Die ernſte Stimmung und gar die reichlichen Thränen, unter denen die Braut nach örtlicher Vorſchrift heute noch am Hochzeitstage erſcheinen muß, nennt Weinhold treffend einen Nachklang dieſer germaniſchen Rechtsverpflichtung. Kann ſie alſo nicht außerhalb der Kriegs-Ereigniſſe ſtehen und darf ſie ſich nicht als zu Thaten unberufen betrachten, ſo muß ſie ſchon deshalb die Vorrechte genießen, die mit den übernommenen Pflichten verbunden ſind, und ſo hatte die Theilnahme

*) inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur, aut responsa negligunt. Germ. c. 8.

**) -putet, venire se laborum periculorumque sociam, idem in pace, idem in proelio passuram ausuramque. Tac. c. 18.

des Weibes an der Waffenehre ihre weitere Rechtsfolge auch darin, daß die Frau in einzelnen Fällen sogar eidesfähig war, ein Recht, das bei den Deutschen sehr viel besagen will. „Seine Schlachtordnung stellt der Germane, berichtet Tacitus, nach Familien und Sippschaften auf, in der Nähe aber sind die Gegenstände seiner theuersten Liebe, so daß er den Aufruf der Weiber, das Geschrei der Kinder vernimmt. Sie bringen ihm Labung und Zuspruch ins Gefecht, zu den Müttern und Frauen kommt er mit seinen Wunden zurück; ja sie haben, wie man wohl darüber Berichte besitzt, manche wankende Schlachtreihe wiederhergestellt, wenn sie mit den Kindern auf dem Arm bittend und beschwörend die Weichenden anfeuerten." (Germania cap. 7. 8.) So auch noch zur Zeit der Völkerwanderung. Als der Ostgothenkönig Theodorich in einem Treffen gegen Odoaker der Flucht der Seinigen nicht mehr widerstehen konnte und selbst mit von ihnen fortgerissen wurde, trat ihm seine Mutter zürnend in den Weg: Du willst fliehen? Alsbald kehrte der König um und es gelang ihm, den anstürmenden Feind zu hemmen. Die Gothen, die Ravenna übergeben hatten, wurden von ihren Frauen angespieen (Procop. Gothenkrieg 2, 29).

Zahlreich sind in der Geschichte des Mittelalters ähnliche kriegerische Züge deutschen Frauenmuthes. Doch nicht von ihnen ist hier weiter die Rede, sondern von dem weitreichenden Verklärungsschimmer, welchen Sitte und Gesetz der deutschen Urzeit auf Sitte und Satzung selbst unsrer Zeiten herübergeworfen hat. Wir zeigen dies zum Schlusse mit zwei Sagen verschiedner Perioden und Volksstämme. In der karolingischen Sage vom Jungfrauenheer bildet diejenige im Vorausgegangenen schon mehrfach erwähnte Weiberlist, welche durch Verkleidung den Feind täuscht und verscheucht oder schlägt, den Kern der Erzählung; dagegen in der zweiten Sage aus Schweden ist es das aus einer Kriegsthat der Weiber ihnen entsprungene und sie bevorzugende landschaftliche Recht. Beide Sagen bestehen ohne geschichtliche Dokumentirung, weil die Zähigkeit der Sitte sich selbst dokumentirt.

Als Karls des Großen Heer auf dem Rückmarsche aus

Hiſpanien in einen Hinterhalt der Mauren gerathen und aufgerieben worden war, brachte die Kunde im Frankenlande alle Mädchen in Harniſch. Wer einen Vater oder Bruder zu betrauern hatte, griff zu den Waffen, die Legende zählt bis auf 53000 Jungfrauen, die gegen die Heiden zu Feld rückten. Als dieſe ein neues Heer gegen ſich erſcheinen ſahen, erſtaunten ſie und ſprachen: „Das ſind die Jungen, deren Alten wir erſchlugen, ſie ſind ſtark um die Bruſt, lang iſt ihr Haar, ſchön ihr Gang, ſo Viele vermögen wir nicht zu beſtehen.“ Daher vertrug ſich der Heidenkönig mit dem Frankenkaiſer und gab Geißeln. Während der Unterhandlung hatten ſich die Jungfrauen in einem Thale gelagert und hatten ihre Speere in die Wieſen geſteckt. Am andern Morgen grünten, laubten und blühten ihre Schäfte. Davon heißt die Gegend Karlsthal und jenes Wiesland der Jungfrauen Speerwald, es iſt daſelbſt eine Kirche zu Ehren der hl. Jungfrau erbaut worden. — Schon in der Kaiſerchronik des 13ten Jahrhunderts ſteht dieſe Erzählung bedichtet und hat noch früher den Anlaß gegeben zu der Legende von den 11000 Jungfrauen, mit denen die heil. Urſula ihre Rheinfahrt machte.

Die drei Schweſtern aus dieſem Jungfrauenheere, welche im Wallfahrtsorte Eichſel im badiſchen Schwarzwalde, nahe bei der Stadt Rheinfelden, begraben ſind und deren Gebeine i. J. 1504 durch den Kardinal Raymundus feierlich erhoben worden, tragen Walkürennamen. Theils nennt man ſie Kunigunde, Mechtgunde und Wibrande; dann weiſen die Wortſtämme gunt, brant, wic (Wicbrant) auf den Begriff von Krieg zurück; theils lauten ihre Namen: Einbet, Wilbet und Vorbet; dann leiten ſie ab von badu Kampf, und bedeuten die Groß-, die Vor- und die Gotteskämpferin.

Im Karolingiſchen Jungfrauenheere werden nur erſt ein paar allgemeine Localnamen laut, mit denen ſich das legendariſche Wunder zu verbürgen ſucht; dagegen erhält man in der folgenden Jungfrauenſage die wirklichen Orts- und Perſonennamen zur Beglaubigung vollſtändig.

Eine noch zur Zeit Karls XI. lebendig geweſene ſchwediſche Sage erzählt von der Heldenthat der ſmaländiſchen Frauen, die,

während ihre Männer in auswärtigem Kriege ſind, von däniſchen Raubſchaaren überfallen wurden. Schon waren einzelne dieſer Räuber erſchlagen, da unternahm es die Hausfrau Blända, aus dem Kunga-Härad im Wärendbezirke, den Feind ganz zu vertilgen, und mit Hülfe der mitverbündeten Frauen von fünf benachbarten Härads gelang es. Sie giengen mit reichlichen Vorräthen von Speiſe und Trank ins Lager des Dänenkönigs Sverker und als die Mannſchaft bezecht war, wurde ſie bis auf den letzten niedergemacht. Blända ſelbſt erſchlug den Führer Taxe. Seitdem haben die Wärendiſchen Frauen das Vorrecht, mit den Männern zu gleichen Theilen zu erben, während der ſchwediſchen Frau anderswo nur ein Drittel zufällt; ſie dürfen in Helm und Brünne auf der Brautbank ſitzen und bei der Trauung Kriegsmuſik vor ſich her ſpielen laſſen. Afzelius, Schwed. Sag. 1, 187. Wedderkop, Bild. a. d. Norden 2, 246.

Dritter Abſchnitt.

Züge des Frauenmuthes aus der oberdeutſchen Provinzialgeſchichte von 1298 bis 1799.

Die wehrhaften Mädchen von Zürich, 1298.

Die Stadt Zürich war von Herzog Albrecht von Oeſterreich am 13. April 1298 bei Oberwinterthur geſchlagen worden und hatte außer ihrem Banner einen großen Theil ihrer Mannſchaft in des Feindes Hand laſſen müſſen. Die hohen Summen zum Loskauf der Gefangenen veranlaßten hierauf zwiſchen Sieger und Beſiegten ſechs Jahre lang fortdauernde Streitigkeiten und dieſe waren noch immer nicht erledigt, da gelang es dem Herzog Albrecht den deutſchen Kaiſerthron zu beſteigen, und abermals kam er nun vor die geſchwächte Stadt gerückt, ſie dafür zu züchtigen, daß ſie inzwiſchen für ſeinen Gegner Adolf von Naſſau Partei genommen hatte. Er ſchloß ſie enge ein, ſeine Truppen hielten die Hochwacht am Geisberg bis zur Spannweide hinab beſetzt, lauter günſtige Höhenpunkte, von denen aus das Innere der Stadt an mehreren Stellen überblickt werden konnte. Bei den Belagerten begann die Sorge, ihre geringe Zahl reichte kaum hin die Mauern zu decken. Doch um dieſe Schwäche den Augen der Späher zu verbergen, wußte die Weiberliſt ein Mittel zu erſinnen. Hedwig von der Burghalde verſammelte eines Tages die Frauen und ſprach: Unſere Männer und Brüder hüten an den Thoren, Straßen und Plätze ſtehen menſchenleer, bald wird der beobachtende Feind unſre Minderzahl erkannt haben und zum Sturme ſchreiten. Täuſchen wir ihn durch ein Blendwerk, indem wir uns und unſre Töchter gleichfalls waffnen. Die Frauen bedachten auf

dies Wort, wie dasjenige, was man dem Auge bloß von Ferne zu sehen giebt, oft mächtig auf das Gemüth einzuwirken vermöge, also stimmten sie dem Plane Hedwigs bei, legten Helm und Harnisch an, ergriffen Spieße und zogen unter Trommel- und Pfeifenklang vom Münsterplatze über die Limmatbrücke hinauf in die Freiung des Lindenhofs. Dies ist ein von vier Seiten steil aufgemauerter Berg, dessen oberste Terrasse die Stadt überragt; sein weiter Raum hatte ihn damals schon zur Pfalz gemacht, wo die Gerichts- und Volksversammlungen abgehalten wurden, sowie er jetzt noch der allgemeine Spielplatz der Kinderwelt ist. Auf dieser weithin sichtbaren Zinne stellten sie sich in Schlachtordnung auf nach der Weise des Gewalthaufens, ließen die Spitzen ihrer Speere vom Strahl der Sonne verdoppeln und beobachteten rechtzeitig die Bewegungen des Feindes. Die Kühnheit wurde auch diesmal vom glücklichen Erfolg begünstigt. Mehr zwar als die in die Ferne hin drohende Weiberschaar leisteten die festen Stadt-Mauern, doppelt geschützt von den Wellen des Sees und der Limmat, und noch mehr als diese wirkten zuletzt die klugen Unterhandlungen des Rathes, der dem Kaiser alle Verpflichtungen der reichshörigen Bürgerschaft neu entbot. Versöhnt nahm Albrecht Zürichs Huldigung an, und als er die Kriegslist der Frauen erfuhr, lohnte er ihnen damit, daß er ihre im Treffen bei Winterthur gefangen genommenen Männer ohne Lösegeld freigab. Auch die Vaterstadt stiftete den Frauen ein Andenken; es wurde ihnen der Lindenhof zum Vergnügungsplatz eingeräumt und zugleich eine besondere Rechtsvergünstigung ertheilt, denn seitdem behält die Zürcher Ehefrau in den gerichtlichen Auffällen ihres Mannes ihr eingebrachtes Vermögen unverkürzt und ist damit der Pflicht überhoben, die Kinder aus ihrem Weibergut aussteuern zu müssen. Von diesem Vorrechte, das bis in die Neuzeit Geltung gehabt hatte, berichtet bereits der Reformator H. Bullinger in seiner hds. Tiguriner-Chronik fol. 1, Bl. 275: „Die Züricher beredtent ihre weiber vnd mannbare töchter, daß sie mannenkleider anlegtent vnd sich in die harnisch rüsten ließen; deßhalben der kriegslist wol der Statt erschoßen ist. Vnd vermeinent etliche, daß

die gute freyheiten, ſo die Züricherweiber habend mit dem Gerächt vnd anderes, das beſſer iſt dann anderer in ſtätten vnd landen rächt, von diſer redlichen that ſeinen vrſprung habe."

Vom Jahre 1292 an bis 1355 hatte Zürich fünferlei Belagerungen durch denſelben Feind zu beſtehen gehabt; die erſte war ſchon durch den ebengenannten Herzog Albrecht unternommen worden, der ſechs Jahre nachher als Kaiſer ſie wiederholte; und zum dritten bis zum fünftenmal wurde es durch ſeinen gleichnamigen Sohn Herzog Albrecht den Weiſen eingeſchloſſen. Um ſo weniger läßt ſich alſo die Zeit feſtſtellen, in welche die eben erzählte Waffenunternehmung der Züricher Frauen fallen ſoll. Denn dieſelbe gerade unter Kaiſer Albrecht und auf deſſen erſtes Regierungsjahr anzuſetzen, iſt nur ein Kunſtgriff der Stadtchronik, weil gegen den mächtigſten Feind am meiſten Ehre aufzuheben iſt. Und wenn ferner die Züricher Rechtsgeſchichte lehrt, daß jene die Frauen begünſtigende Einzelſatzung des ſtädtiſchen Eherechtes aus ganz andern Gründen als aus dieſem kriegeriſchen Vorgang und in einer weit ſpäteren Zeit entſtanden iſt*), fällt alsdann damit nicht der Hauptbeweis für die geſchichtliche Wahrheit der Erzählung weg, und bleibt dann mehr als eine Sage über? Allerdings entſchleiert ſich dann eine Sage, aber eine auch ohne die Zuthat chronikaler Beweismittel hiſtoriſch ebenſo wahre, als nur immer beſiegelte Urkunden wahr ſein können. Die Liebe zum Gatten und Kinde, zu Haus und Herd hat noch bei neuzeitlichen Städtebelagerungen aus ſchwachen Mädchen Heldinnen gemacht; wer zweifelt an der That des Mädchens von Saragoſſa. Schon auf Achills Schild (Ilias σ, 514) war eine belagerte Stadt abgebildet, in welcher Weiber, Greiſe und Kinder die Mauern beſchützten. Auf dieſer ſittlichen Nothwendigkeit beruht denn auch die zürcher Ortstradition, und es charakteriſirt dieſe gebildete Stadt, daß ſie erſt heuer (1867) an ihrem größten Jahresfeſte, dem Sechſe-

*) Auch die däniſchen Frauen wurden zum Lohne ihrer dem König Sueno bewieſnen Kriegstreue erbfähig gemacht. Crantz, lib. 4. Daniae, cap. 12.

läuten, „die wehrhaften Mädchen von Zürich“ durch eine viel tauſendfache Kinderſchaar in waffenſchimmerndem alterthümlichen Umzuge hat darſtellen laſſen. Hier zog auch das Kleinſte, das ohne Wärterin marſchieren konnte, mit in der bewaffneten Reihe; auch das Aermſte war dazu unentgeltlich gekleidet, ein Jedes wurde beköſtiget, die allgemeine Freigebigkeit hatte alle Auslagen voraus gedeckt. So iſt an dieſem einen Tage die älteſte Sage der Vaterſtadt in deren jüngſte Herzen wiederum neu und lebenslänglich eingepflanzt worden.

Doch man verlangt die Sage ſelbſt zu hören, auf welcher dieſes kriegeriſche Kinderfeſt beruhen ſoll. Sie iſt zwar nicht weiter erhalten, als die Erzählung der Chronik darüber reicht, läßt ſich aber auch aus dieſem wenigen noch erkennen. Der Name der deutſchen Walküre Haduwic, welcher zweimal Krieg bedeutet, iſt in der Chronik zu einer Hedwig von der Burghalde geworden; die nordiſchen Sturm- und Kampfgöttinnen in Helm und Brünne, die unter der Kriegsmuſik der Frühlingsgewitter die Lanzen des Blitzes ſchwingen und aus der Höhe her den belagernden Winterrieſen zum Lande hinaus ſchrecken, ſind zu zarten ſchmucken Bürgermädchen geworden, welche auf Hedwigs Rath ebenſo ſich waffnen und geſchaart zum Lindenhof ziehen, wie es die Mädchen derſelben Stadt beim jüngſten Frühlingsfeſte des Sechſeläutens abermals gethan haben. Ueberall, wo man Naturgottheiten verehrte und vornemlich in ihrem Dienſte den Wechſel der Jahreszeiten religiös feierte, wird daher auch die verwandte Sage wiederkehren. Hier folgt ſie im altgriechiſchen Original.

Argaios, Makedoniens König, rettet ſein Land bei einem kriegeriſchen Einfall der Taulantier durch Bewaffnung der Jungfrauen. Statt der Speere trugen ſie bloß leichte Thyrſosſtäbe, aber der Anblick ihrer großen Schaar aus der Ferne beſtimmte den Feind zum Abzug. Weil dieſe Jungfrauen es ſo gut verſtanden hatten, die Männer nachzuahmen, ſo erhielten ſie den Namen Mimallonen, dazu aber den Ehrenplatz im Heere des Bacchos, als dieſer nach Indien zog.

Die Frauen zu Müllenen im Frutigenthal. Vierzehntes Jahrhundert.

Der mächtige Freiherr zu Weißenburg, einer der kriegerischen Barone des Berner Oberlandes und ein unversöhnlicher Feind aller der Stadt Bern beigetretnen Landgemeinden, überfiel eines Tages im Hochsommer das Frutigenthal trotz des Friedensvertrages, den er erst kurz vorher hatte beschwören müssen. Die Bevölkerung, die an keine Gefahr zu denken hatte, war eben mit der Heuärnte beschäftigt und auf den entlegnen Berggütern zerstreut. So erreichte der Feind unentdeckt Müllenen, das unterste Dorf der Thalschaft, das damals ein umwalltes Städtlein war. Dieses ist so günstig gelegen, daß es den Eingang zum ganzen Thale zu schließen vermag, und so konnten die hier anwesenden Männer den Weißenburger Schaaren lange den Paß streitig machen. Doch da die erwartete Hilfe der Nachbargemeinden ausblieb, vermochten sie dem Andrang auf die Dauer nicht zu widerstehen und mußten sich bis oberhalb Reichenbach zurückziehen. Aber um so unbeugsamer weigerten sich ihre Weiber, diesen Rückzug mit anzutreten. Schnell warfen sie Hirtenhemden um, ergriffen die Heugabeln, kletterten durch einen tiefen Einschnitt der Bergwand, den man Faltschengraben nennt, empor und standen nun auf der Höhe unmittelbar über dem Feinde. Kaum waren sie von diesem mit Staunen und Furcht erblickt, so kamen sie nicht unter Schlachtgeschrei, sondern mit lieblichem Gesang gegen die Reisigen herabgezogen in flatternden Gewändern, mit blitzenden Wehren, lauter Lichtgestalten im Glanze der sich neigenden Sonne. Der rohe Söldnerhaufe, drunten in seiner dunkeln Schlucht zusammengepreßt, glaubte bei ihrem Erscheinen, selbst die Engel vom Himmel kämen den Müllenern zu Hilfe. Keiner hielt länger Stand, ein allgemeiner Schrecken jagte die Schaaren in die Flucht. Doch die sich wieder ermuthigenden Gebirgsleute setzten nach, holten den Feind im Engwege ein und brachten ihm eine Niederlage bei. Seitdem wird daselbst die über

Scharnachthal liegende Alpe der Engel genannt, der dortige Weidebezirk Am Engelbürg, und das drunter gelegne Dorf Faltschen soll gleichfalls an die durch Weiberlist geglückte Täuschung des Feindes erinnern.

Frauen wirken hier abermals durch ihre sinnig gewählte Verkleidung auf die Entscheidung der Schlacht ein; sie werfen das weiße Hirtenhemde um, lassen die eisengezähnte Heugabel von ferne blitzen, und kommen, ein Chorlied anstimmend, ihren im Kampfe stehenden Männern wie rettende Engel zu Hilfe gezogen. So legen die heidnischen Walküren das Schwanenhemde an, ihr wandelbares Flügelkleid, schwingen den Speer und fliegen, Zauberlieder singend, mit dem Kampfvater Odhin durch die Lüfte auf die Walstatt. An die Stelle der schwanenbeschwingten Walküren hat nachmals das Christenthum die geflügelten Schutzengel gesetzt, gleichwie von den Weißenburger Söldnern kriegerisch gekleidete Frauen für Himmelsengel gehalten wurden.

Die Bündnerinnen zu Lugnetz, 1355.

Im Jahre 1355 machte Graf Rudolf von Montfort mit einer Schaar schwäbischer und vorarlbergischer Ritter einen Einfall in das Bündnerische Lugnetzthal. Ein Theil seiner Krieger griff die hohe Stellung an, in welcher die Männer von Lugnetz bei St. Carlo dem Feinde den Weitermarsch streitig machten; mit dem andern Theile glaubte er ungehindert beim Felsenthor von Porclas, durch welches diese Thalschaft vom Vorderrheinthale bei Ilanz abgeschlossen wird, eindringen und so den Vertheidigern in den Rücken fallen zu können. Auf diesem Felsenthore aber hatten sich bereits die Lugnetzerinnen aufgestellt und rollten Steine hinab, daß der unten anziehende Reiterschwarm in Verwirrung gerieth. Unterdessen kamen die an ihrem Orte siegreich gewesnen Männer den Frauen zu Hilfe und vollendeten mit ihren Morgensternen die Niederlage des Adels. Den Frauen zum Dank hieß fortan dieser Engpaß das

Frauenthor, heute noch haben sie bei allen kirchlichen Handlungen in ihrem Orte den Vortritt. Im Sommer 1860 hat man daselbst, laut dem damaligen Berichte der Schweizerblätter, ein Erinnerungsfest dieses fünfhundertjährigen Sieges gefeiert.

Die Hühnersuppe vom 27. December 1375.

Katharina von Oesterreich, eine Tochter jenes Herzogs Leopold VII, der im Treffen bei Morgarten von den Schwyzern geschlagen worden und 1326 zu Straßburg starb, hatte bei ihrer Verehlichung das Elsaß und Aargau, beides zu den österreichischen Erblanden gehörend, als Aussteuer und Kunkellehen verschrieben erhalten. Ihr Sohn war der normännische Graf Enguerrand von Coucy. Unterstützt durch zahlreichen französischen und englischen Adel, rückte er mit einem starken Söldnerheere 1375 in die österreichischen Vorlande ein und sprach die bisher noch nicht ausgerichtete Heiratssteuer seiner Mutter als Erbe an. Seine goldschimmernde Kavallerie trug hohe stählerne Sturmhauben, zu deutsch Gugelhauben, wegen deren die ganze Armee beim schweizerischen Landvolke den Namen der Gugler erhielt. Der den Habsburgern abgeneigte Kaiser sah den Gewaltthaten des Feindes schadenfroh zu, die Reichsfürsten zauderten, die Städte schlossen sich ab, die mit Vertheidigung des Hauensteins beauftragten Kyburger und Nidauer Grafen gaben diesen Paß preis und flüchteten, so betrat der Feind die Schweiz und hatte vom Bielersee bis zur Mündung der Aare das ganze Juragelände inne. Hier mußten sich des Unterhalts wegen die Truppen theilen; eine Schaar lagerte im Val de Rüz mit dem Kommando in der Abtei Andreasbrunn (Fontaine St. André). Ein zweiter Heerhaufen campirte im Luzernischen um das Kloster St. Urban, ein dritter im Berner-Vorlande beim Stift Fraubrunnen, ein anderer im Seelande bei Gottstadt und Ins (Anet). Doch je weiter sie ihre Truppen in die innere Schweiz vorschoben, um so mehr stießen sie auf Widerstand; die Regierungen waffneten und der Landsturm er-

hob ſich. An den vorgenannten und an andern Orten wurden ſie überfallen, verdrängt, gefangen oder niedergemacht. So ergieng es auch in dem kleinen Berner Dörflein Hettiswil, das damals ein von Bauernhöfen umgebnes Kloſter zwiſchen Hindelbank und Krauchthal war, nahe bei der Stadt Burgdorf. Die Weiber waren es, die hier zu Senſe und Gabel griffen und die Männer zum Widerſtand mitriſſen. Es war die St. Johannisnacht nach Weihnachten, als der überraſchte Feind durch ihr Wuthgeſchrei aus dem Schlafe geweckt wurde, mancher nur auf eine Minute, um ſogleich für ewig das Auge wieder zu ſchließen. Viele wurden auf der Streu erſchlagen, Viele draußen in der pfadloſen Finſterniß. So war das Kloſter und die Umgegend gerettet. In dankbarer Anerkennung gab der Prior den Hettiswilerinnen das Recht, jedes Jahr am Täge dieſes Ueberfalls: „ûf sant johans tag ze wîhnaht“ mit der Axt in den Kloſterwald zu gehen und für ihre Weihnachtsſuppe nach Bedürfniß Holz zu hauen. Da ſich aber ergab, daß der Wald all zu großen Schaden leide, weil die Weiber zu zähe Weihnachtshühner übers Feuer zu thun pflegen, ſo änderte man das Privilegium dahin ab, daß man ihnen ſtatt des Holzrechtes eine Matte ſchenkte. Dieſe beſitzen die Hettiswilerinnen noch und verwenden deren jährlichen Ertrag zu einer Mahlzeit, die bis auf heutigen Tag die Hühnerſuppe heißt (Bern. NeujahrsBl. 1826, 28). Und weil die ganze Umgegend bei dem Ueberfalle treulich mitgeholfen hatte, ſo wird auch noch weiterhin dieſelbe Weibermahlzeit abgehalten. Es erhalten die Berner Frauen in Wiler, Amtsbezirk Fraubrunnen, alljährlich auf Gemeindekoſten ihre Hühnerſuppe gekocht und haben beim Kirchgange die Ehre des Vortrittes; es findet in Kriegſtetten, Kt. Solothurn, ein gleiches Feſteſſen jährlich ſtatt, das ſeit dem Guglerkriege den Weibern zu lieb abgehalten wird; es haben ſogar die Städterinnen zu Burgdorf mit gleichem Vorrecht von derſelben Suppe lange zu koſten bekommen, und die dortige Schloßherrſchaft allein mußte alljährlich ſechzig Hühner ſammt einem entſprechenden Quantum Speck dazu abliefern (Alpenroſen 1826, 313). Jedoch die Burgdorfer thaten bald wie andere Städter, ſie ver-

gaßen den wirklichen Urſprung der alten Sitte und erdachten ſich eine grobe Eulenſpiegelei dafür. Denn ſtatt der Gugler, laſſen ſie fälſchlich den aargauer Landadel zur Belagerung der Stadt heranziehen, und anſtatt daß ihn die feierliche Erſcheinung edler Frauengeſtalten hinwegſcheucht, prallt er vor den Mauern zurück, weil ihm droben unerwartet der Spiegel aller Ritterſchaft vorgehalten wird. *) Wie aber geräth gerade die Herrſchaft auf dem Schloſſe in die Pflichtigkeit, den Burgdorferinnen ihre ſechzig Suppenhühner liefern zu müſſen? Aus demſelben Grunde, welcher den Prior zu Hettiswil verbindlich machte, den dortigen Bäuerinnen die Hühnerſuppe zu zahlen. Für den Rechtsſchutz, den der Unterthan oder Leibeigne genoß, entrichtete er dem Oberherrn oder Landvogt alljährlich das unter vielerlei Namen überall gleiche Zinshuhn. Leibhuhn hieß es nach den Leibeignen; Rauchhuhn nach der Pflichtigkeit jeder Behauſung, welche eignen Rauch hatte; Herbſt- und Faſnachthuhn nach der Verfallszeit. Dieſe Steuer wurde vom Gerichtsherrn mit einem gleichzeitigen Gegengeſchenk erwidert, das entweder in einem einzelnen Steuernachlaß, oder in einer einmaligen Geſammtverpflegung beſtand, die abermals örtlich verſchiedenerlei Namen führte. In Burgdorf mußte dieſer Vogteibrauch ſchon neun Jahre nach dem Kriegszuge der Gugler rechtlich erloſchen geweſen ſein, da 1388 die Stadt aus der Hand der Kyburger an Bern gekommen war. In andern Provinzen aber dauerte mit der Vogtei auch deren Pflichtigkeit an die Gemeinde fort. Das Kloſter Blaubeuern giebt laut dem Statut v. J. 1558 (Reyſcher, Statut. Rechte, S. 346) jährlich allen Amtleuten, nachdem ſie die Faſnachthühner ihres Steuerbezirks eingezogen haben, „das Hennenmahl“ und überſchickt dem Ulmer-Stadtrath, ſammt allen Perſonen, mit denen das Stift amtlich verkehrte, „die Faſnachtshenne“, als Entgelt des dorten erhalt-

*) Dieſes signum averruncandi iſt in der Sagengeſchichte beträchtlich alt. Die Weiber von Fritzlar, ſo erzählt die Chronik von Joh. Rothe, zeigten dem Belagerer Konrad den blanken Spiegel über die Zinnen herab, worauf der Kaiſer 1233 die Stadt verbrannte.

nen Neujahrsgeschenkes. In den Sarganser- und Wallenstatter-Alpen entrichten die Sennen von 1483 bis 1734 von jedem Kessel gekäster Milch eine Vogtssteuer, welche „das Vogelmahl" heißt. Eidgenöss. Abschiede III. 1, 159. — VIII, 421. Der Landvogt von Baden ist bis zum Jahre 1724 verpflichtet, am Tage, da ihm gehuldigt wird, oder auch wenn er die Eröffnung des Zurzacher Jahrmarktes in eigner Person vornimmt, allen ihm dabei behülflichen Vögten und Untervögten „die Sperbersuppe" aufzutischen. Hds. Manual des Landvogts Nabholz, pag. 79. Ebenso hat heute noch der schweiz. Gutsbauer seinem Gesinde nach beendigtem Heu- und Kornschnitt ein Schlußtraktament zu geben, das der Heu-, Kräh- oder Suppenhahn genannt wird. Die Kinderwelt, die bei solchen Gesindeschmäußen leer ausgeht, bettelt dann auf einen Hahn, den sie gebunden in einem Korbe an den Häusern umherträgt; ihr Schmaruzerliedchen beginnt:

Havele-havele Hahne,
Fastennacht geht ane.

Seitdem an die Stelle der Naturalsteuern die Geldsteuer getreten ist, verschwand mit des Bauern Zinshahn für den Herrn, auch des Herren Hühnersuppe für den Bauern. Nach dieser letzteren ist der Bauer nicht mehr lüstern, lange Rechtserfahrungen haben ihm dieselbe gründlich versalzen. Dies besagen uns seine zwei Sprichwörter: So lang die Henne Eier legt, legt man ihr auch. Keine theurere Henne, als eine geschenkte.

Hühnerfresser ist der alte Spottname für die Einwohner der Stadt Audenaerde in Flandern. Er soll v. J. 1438 herrühren, wo die Genter Philipp den Guten, Grafen von Flandern, festlich zu bewirthen gedachten und dazu alle Hühner in Audenaerde aufkaufen wollten. Allein darüber entstand hier ein allgemeiner Auflauf, mehrere Genter wurden verwundet, sie mußten ohne Hühner nach Hause. Die prächtige Mahlzeit, die zu Gent vereitelt war, nahm nachher der Graf in Audenaerde ein. Wolf, Niederländ. Sag. no. 120.

Die Appenzellerinnen von Gais 1405.

Bei der Schlacht am Stoß, 17. Brachm. 1405, hatten die Oesterreicher die Grenzwehre der Letzemauer bereits durchbrochen und rückten durch diesen Eingang in einen der wichtigsten Pässe des Appenzeller Landes vor. Vorsichtig hatten sie einen Theil der Truppen außerhalb der Letze als Nachhut stehen lassen, und dieser hielt in der Fortsetzung des Kampfes entschlossen auch dann noch aus, als die Eingedrungenen durch die vom Berge auf sie herabgestürzten Steine in Unordnung geriethen und durch die Mauer wieder zurückflohen. Doch auch die Nachhut sah sich unvermuthet in der Seite bedroht und mußte ihre Stellung verlassen, da plötzlich drüben vom Sommersberge her eine breite weiße Schaar den Appenzellern zu Hilfe gezogen kam. Es waren die Weiber aus dem nahen Dorfe Gais, welche weiße Küherhemden übergeworfen hatten und in dieser Sennentracht ihren Männern den Sieg mit erfechten helfen wollten. Erschrocken ob dieser neuen Verstärkung, ergriffen die Gegner die Flucht und wurden bis an die Mauern von Altstätten verfolgt.

Im Juni des Jahres 1862 ist diese Schlacht durch ein dramatisches Volksschauspiel auf dem Kampfplatze selbst gefeiert worden, worüber bald nachher das Stuttgarter „Morgenblatt" berichtet hat.

Die Zieglerin von Zürich 1443.

Vereint hatten die Kantone i. J. 1443 beschlossen, Zürich zu belagern, um diese Stadt für das unschweizerische Bündniß zu strafen, das sie zum besondern Nachtheil der Waldstätte mit Oesterreich eingegangen hatte. Jedoch nur langsam und ohne Gesammtplan kamen sie angerückt, so daß die Einschließung nie eine vollständige wurde. Als daher am 22. Heumonat sich die Nachricht in der Stadt verbreitete, daß die Truppen der Waldstätte im Anzuge seien, befahl Bürgermeister Rudolf Stüßi,

ihnen auf das Sihlfeld, eine Stunde von Zürich entfernt, entgegen zu ziehen und hier die Schlacht anzubieten. In der Nähe von St. Jakob ſtieß man aufeinander, eine Kriegsliſt des Feindes brachte einen blinden Schrecken unter die Zürcher, ſie wichen nach der Sihlbrücke zurück. Mannhaft vertheidigte Stüßi dieſen Punkt, um den Seinigen den einzigen Rettungsweg offen zu halten, doch er fiel und damit war das Schickſal des Tages entſchieden. Alles ſtürzte dem Rennwegthore zu, aber ſo raſch drang auch der nachſetzende Feind mit ein, daß der Glarner Landſchreiber König den Zürcher Pannermeiſter Conrad Meier von Knonau im Thorbogen erſtach und ihm die Fahne entriß. Der Schrecken trieb die Bürger in ihre Häuſer, man verrammelte die Thüren, niemand dachte mehr an das offenſtehende Thor. Da rettete eine beherzte Frau die Vaterſtadt, von Geſchlecht eine Ziegler, wie Tſchudi ſagt, nach Andern eine Däniker. Sie erſtieg das Thor und ließ das eiſerne Fallgatter nieder; die eingedrungnen Feinde waren abgeſchnitten. Dem Landſchreiber König blieb nur noch Zeit, das eben eroberte Panner den Seinigen durchs Gitter hinaus zu reichen, dann wurde er nebſt zweien ſeiner Gefährten erſchoſſen. Den Bürgern wuchs aufs neue der Muth. Sie eröffneten von Thurm und Mauer ein ſolches Feuer gegen den in der Vorſtadt plündernden Feind, daß dieſer auch hier den Abzug nahm. Die Stadt blieb unerobert. (Vgl. Zürch. Neujahrs-Bl. der Feuerwerker 1834, 14.)

Die Schwyzerinnen 1444.

Während im Alten Zürcherkriege das mit Oeſterreich verbündete Zürich von den Kantonen belagert wurde, hatte ſich das Städtlein Rapperswil am See gleichfalls auf Zürichs Seite geſchlagen und mußte nun eine Einſchließung durch die Truppen aus Schwyz erdulden, welche zu Land und zu See volle einunddreißig Wochen dauerte. Um dem ausgehungerten Orte Proviant zuzuführen, verſuchte Zürich den dortigen Belagerer momen-

tan aus ſeiner Stellung hinweg zu locken und griff zu dieſem Zwecke die Nachhut der Schwyzertruppen an, die an der benachbarten Landesgrenze ruhig und unvorbereitet in ihrer Letzi lag. Faſt waren ſie ſchon überwältigt, als eine unverhoffte Verſtärkung zu ihnen ſtieß und ihre Niederlage in einen Sieg verwandelte. Heinrich Bullinger in ſeiner Tiguriner Chronik (fol. 2, Bl. 130b) erzählt dies alſo: „Am berg warendt wyber vnd ſonſt volk, ſo dahin gewichen was, die ſahent, wie es ſo gefarlich ſtund vmb jre leut in der Letzi; die nament einen roten rock (Weiberjüppe) an ein ſpieß vnd luffint mit großem geſchrey den berg nider, daß die Züricher nüt anders wänetint, dann Schwyz were mit dem (hochrothen) Landpanner vorhanden. Deßhalben wichent ſie widerumb in die ſchiff, ließent aber zu 30 Mannen in diſem gefächt.“

Die Frauen Winterthurs 1460.

Anfangs Oktobers 1460 belagerten die Zürcher die Stadt Winterthur; jene waren durch eidgenöſſiſche Mannſchaft unterſtützt, Winterthur aber durch einen Zuſatz von fünfzig Edelleuten ſammt deren Knappſchaft, welche Erzherzog Sigmund der Stadt zum Lohn ihrer öſterreichiſchen Geſinnung zu Hilfe geſchickt hatte. Kampfbereit hüteten die Bürger die Thore, eifrig ſchleppten die Weiber Steine, ungelöſchten Kalk und heißes Waſſer auf die Mauern, um dem ſtürmenden Feind nach Gebür damit den Kopf zu waſchen, Niemand verzagte und ſo ſtand Alles gut. Indeſſen war es den Zürchern gelungen, eine gewaltige Wurfmaſchine auf dem nahen Heiligenberg zu errichten und damit Feuerkugeln, Blydenpfeile und achtzig Pfund ſchwere Steine in die Stadt zu ſchleudern. Dadurch wurden den Bürgern ihre zwei einzigen Mühlen vernichtet, von denen die eine verbrannt, die andere zerſchoſſen wurde, und bald fehlte es für ſo viele Menſchen an Brod. Doch die Frauen wußten zu helfen. Nachdem man auf ihren Rath im Hofe des Spitals eine Rollmühle errichtet hatte, theilten ſie ſich ſtraßenweiſe in Kom-

pagnieen, je zwanzig Frauen unter einer Hauptmännin, und bezogen rottenweiſe in dreiſtündiger Kehrordnung den Hof, um die neue Mühle zu drehen. Zum Zeitmaße bedienten ſie ſich einer Sanduhr; war ſie dreimal abgelaufen, ſo erließ die nachfolgende Hauptmännin von Haus zu Haus ihres Quartiers das Aufgebot und führte ihre Schaar in die Relle. Dabei waren ſie wohlgemuth und ſangen zuſammen Lieder, oder wie der Winterthurer Chroniſt ſagt: „Sy hattent Gyger vnd Lutenſchlager allzyt in der Relli by jnen". Die Stadt hielt ſich, und anfangs des Chriſtmonats trieb eine ungewöhnliche Winterkälte die Belagerer auseinander. (Winterthur. Neujahrs-Bl. 1809. — Zürch. Neujahrs-Bl. der Feuerwerker 1838, 8.)

Die Mühlenlieder gehören zu den älteſten Reſten des heidniſch germaniſchen Volksliedes; ſie werden als cantilenae molares bei den Annaliſten des Mittelalters erwähnt und unter dem berühmten Namen des Grottenliedes (Gróttasöngr) von der Edda zu den magiſchen Liedern gezählt. Da haben die beiden kriegsgefangnen Frauen Fenja und Menja dem Dänenkönig Frode unter ſtetem Geſange Gold und Frieden auf der Glücksmühle zu mahlen. Doch als des Königs Habſucht unerſättlich bleibt, mahlen ſie ihm Krieg und Untergang.

Lupa von Schleins 1499.

Die deutſchen Truppen machten zur Zeit des ſog. Schwabenkrieges mehrere Einfälle ins Engadin. Als ſie bei einer ſolchen Gelegenheit im Juli des Jahres 1499 in das Dörflein Schleins kamen, trafen ſie alle Straßen leer, alle Häuſer verſchloſſen bis auf eines, aus deſſen Fenſtern ein mächtiger Küchendampf qualmte. Die Leute des Ortes wohnten eben einem Begräbniſſe bei und hier kochte man indeſſen für die vielen Gäſte ein Leichenmahl. Wo ſind eure Männer? fragten die eintretenden Landsknechte, und für wen ſind dieſe vielerlei Suppenkeſſel hier? Unſere Männer, antwortete die Hausfrau Lupa, ſind einer Schaar Eidgenoſſen entgegen gezogen, die wir dieſe Stunde noch erwarten, und für

so viele Mäuler brauchts auch viele Schüsseln. Auf diese Nachricht einer drohenden Gefahr zog der Feind sogleich ab. Eben so schnell sprang Lupa zur Dorfkirche, meldete den Vorgang und forderte die Männer zur schleunigen Verfolgung auf, sie ergriff eine Kirchenfahne, gab der Nachbarin die andere und trat damit an die Spitze des Zuges. Als die Landsknechte plötzlich zwei Banner hinter sich nachkommen sahen, zweifelten sie keinen Augenblick mehr, daß dies der Zuzug der Eidgenossen sein müsse und warfen sich in schnellste Flucht. Doch der enge Felsenpfad wurde noch der Tod Vieler, die entweder in die Abgründe stürzten oder von den Verfolgern eingeholt wurden. Ihrer sieben und vierzig wurden niedergemacht, selbst das Fähnlein der tiroler Stadt Hall wurde erbeutet und dessen Fähndrich getödtet; der kleine Domenico Rimathe wars, der ihn erschlug. (Leonhardi, Bündner Vierteljahrsschrift 1853, 118.) Eine ähnliche kluge Antwort war die, welche bald darauf eine Bündnerin aus Cernetz den deutschen Kundschaftern gab, die zu wissen verlangten, woher hier der gewaltige Dampf komme, der eben über dem Dorfe lag. Denn nach Gewohnheit jener Gebirgsgegenden hatte man an den Halden Feuer angezündet, um durch den lastenden Rauch die Matten gegen den gefährlichen Nachtreif zu schützen. Woher dieser Rauch? erwiederte die Cernetzerin, von den Eidgenossen! Die haben drüben in Davos abgekocht und rücken nun über den Fluelaberg bei uns ein.

Das Frauenpanner im Oberſimmenthal.
Sechzehntes Jahrhundert.

Die Langermatt ist die Grenzscheide zwischen dem Bernischen und dem Walliser Lenkerthale. Hier war es zwischen den Bewohnern beider Thäler, die ohnedies in steten Grenz- und Weidestreitigkeiten lebten, zur Zeit der Reformation zu einer förmlichen Schlacht gekommen, da das Oberwallis beim alten Glauben verblieben, das Berner Oberland aber der Glaubensänderung beigetreten war. Schon fieng die reformirte Aelpler-

ſchaar zu weichen an, als plötzlich die Weiber mit Bergſtöcken und Knütteln den Kampfplatz betraten und ihren Männern den Sieg erringen halfen. Seitdem iſt es den Lenker Frauen erlaubt, beim Schluß des Gottesdienſtes die Kirche zuerſt verlaſſen zu dürfen, und ſo weit iſt dieſes Vorrecht ausgedehnt, daß auch die dortigen Schulmädchen die Schulſtube ſtets vor den Knaben betreten und verlaſſen. Eine ähnliche Beehrung war aus demſelben Grunde auch den Frauen im benachbarten Oberſimmenthal zu theil geworden. Das kleine Pfarrdorf St. Stephan bei Zweiſimmen im Oberſimmenthal hatte in ſeiner Kirche noch um Mitte des vorigen Jahrhunderts über den Kirchenſtühlen der Weiber eine Walliſer Wappenfahne hängen, von der es hieß, ſie ſei in einem Gefechte an der Lenkeralp den feindlichen Walliſern durch die Simmenthalerinnen abgenommen worden. (Mittheil. v. D. Mäder, Lehrer in Sins.)

Anna Juvalta von Zuz 1618.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert war das abgelegene Engadin ein ſteter Schauplatz ſchamloſer und grauſamer Bürgerzwiſte geworden. Das Gold der fremden Werber, der Golddurſt der einheimiſchen Söldner, die Käuflichkeit der Parteihäupter gegenüber den Intriguen der Ambaſſadoren aus aller Herren Ländern, überdies noch der ſtets aufgeſtachelte Fanatismus zweier Confeſſionen, dies alles verbunden mit einem erblichen Haß zwiſchen den herrſchenden Geſchlechtern, drohte jeden Augenblick das ſtillſte Bergdorf in eine ſcheußliche Mördergrube zu verwandeln. So waren damals auch die Männer von Zuz in eine ſpaniſche und eine venetianiſche Partei geſpalten, die ſich beide auf den Tod verfolgten. Bereits zu Anfang des Jahres 1618 hatten ſie ſich zu Scanf mit großer Erbitterung geſchlagen, am 23. März darauf geriethen ſie in Zuz ſelbſt an einander, gewillt zu einem gleich ſchmachvollen Bruderkampfe. Schon ſtanden auf beiden Seiten die Feldſtücke ſchußbereit, die nächſten Blutsverwandten zuckten gegen einander die Waffen; da erſchienen plötz-

lich in Mitte der Fechtenden ihre Weiber, an deren Spitze Anna Juvalta, das Weib des Landammann von Wiezel. Den Thränen und Bitten dieſer Mütter gelang es, weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun. (Leonhardi, Bündner Vierteljahrsſchrift 1852, 16.)

Salomea Lienardi von Schiers. 24. April 1622.

In Schiers, einem großen Pfarrdorfe des Prättigäus, iſt Kirche und Kirchhof ein Schauplatz von der Tapferkeit der Bündner Frauen geweſen; bis zur Stunde haben ſie daher daſelbſt die Ehre, bei der Communion die Erſten zum Altare zu treten, und jährlich am Oſtertage wird zum Andenken ihrer Heldenthat die Fahne im freien Felde geſchwungen. Der Vorfall ſelbſt iſt bis in jede Einzelheit geſchichtlich verbürgt. Schiers hatte ſich der Reformation angeſchloſſen und leiſtete dem Bekehrungseifer der papiſtiſchen Partei entſchiedenen Widerſtand. Allein die letztere war hier die übermächtige und berief den öſterreichiſchen Oberſt Baldiron mit ſeinen Truppen ins Land, um die Ketzer zu Paaren zu treiben. Der Name dieſes grauſamen Mannes iſt durch die Bündner Geſchichte hinlänglich bekannt. So lange ſich der wohlgelegne Ort nicht ergab, ſchnitt er ihm die Nahrung ab, ließ die Arbeiter auf den Feldern niederſchießen und ſuchte ihn ſo auszuhungern. Als er dann eingedrungen war, ließ er die Vorſteher gefangen abführen, entwaffnete das Volk, bemächtigte ſich der Gemeindekaſſe, erhob Zwangsſteuern, legte ſeine Soldaten in die Häuſer und ließ die Leute in jeder Weiſe mißhandeln. Die Mehrzahl der Männer war als Geißel in Baldirons Gewahrſam gegeben worden, wie wollte man ſich nun der Ueberzahl der Kriegsknechte erwehren? Und dennoch, wenn einer von Schiers mit den Glaubensgenoſſen zuſammentraf, die in den Nachbarorten Jenatz und Furno wohnten, und ihnen die Noth der Seinigen klagte, ſo vernahm er, daß man nur auf die Sturmglocke von Schiers warte und waffenbereit herbei eilen werde, ſobald daſelbſt der Kampf losgebrochen ſei.

Dieſe Hoffnung zündete, ein junger Mann und drei Frauen wagten zuſammen den verzweifelten Handſtreich. Am 24. April 1622 des Morgens, als Baldirons Executionstruppen zuſammen in die Dorfkirche gezogen waren, um ſich hier zum Hohn gegen die Reformirten die Meſſe leſen zu laſſen, ſtürmte Jakob Truog gegen den unbehüteten Feind; die Jungfrau Salomea Lienardi und zwei Frauen Anna Maruck und Katharina Haberſtrau ſchloſſen ſich ihm an. Die Schildwachen wurden niedergeſchlagen, die Kirchenthüren mit bereit gehaltenen Ballen von außen verrammelt, die Waffenloſen waren gefangen, im nächſten Augenblick rief die Sturmglocke die Jenatzer herbei. Feuerbrände in den Händen der Weiber verkündeten den Eingeſchloßnen ihr und der ganzen Kirche Schickſal. Der Schrecken überwältigte ſie, ſie flehten um das Leben. Diejenigen unter ihnen, welche ſich den Namen „Schinder" verdient hatten, wurden gebunden und einzeln in den Thurm gebracht, die Uebrigen zum Thal hinaus escortirt. Baldiron erſchien nicht wieder. Erfüllt war das Wort der Richterin Deborah, die den König Jabin beſiegte und in ihrem Triumphliede ſang (Richter 5, 7): „An Bauern gebrach es in Israel, bis daß ich Deborah aufkam — und das Land war ſtille vierzig Jahre."

Solothurner- und Berner-Bäuerinnen bei Grenchen und Fraubrunnen am 2. bis 5. März 1798.

Die franzöſiſche Invaſionsarmee hatte 1798 in einer Stärke von 30,000 Mann die Schweizergrenze im Nordoſten und Südoſten überſchritten und kam in zwei Heeresabtheilungen gegen Bern herangerückt, die eine vom Waatland aus unter General Brüne, die andere durch den Berniſchen Jura her über Solothurn, unter General Schauenburg. Nur von den Truppen dieſer letztgenannten Heeresabtheilung und dem momentanen Widerſtande, den das Solothurner und Berner Landvolk ihr entgegenſetzte, iſt im Folgenden die Rede; der Gang des kurzdauern-

den Feldzuges, der die Auflösung der ganzen alten Eidgenossenschaft zur Folge hatte, liegt außerhalb unsrer Erzählung.

Der zweite März war für das Solothurner Land der Schreckenstag, an dem die Franzosen über Biel her den kleinen Kanton betraten. Als ihre ersten Schaaren in das Grenzdorf Grenchen einritten, hatten sich die schweizerischen Truppen von hier bereits auf die Stadt Solothurn zurückgezogen, nur Greise und Weiber standen rathlos beisammen in dem ummauerten Dorfkirchhof. Alle Häuser waren verschlossen, alle Wege menschenleer. Da stellte sich ein zwanzigjähriges Grenchner Mädchen, Maria Schürer, mit einer Hellebarde bewaffnet, wie eine Schildwache an der Heerstraße auf, als habe sie allein den Eingang streitig zu machen. Ein Dragoneroffizier ritt auf sie zu, die Pistole gespannt in der einen Hand haltend, mit der andern ihr abwinkend, den gefährlichen Platz zu verlassen. Aber das Mädchen wich nicht; dieser war ja eben einer der verhaßten Religionsschänder und Vaterlandsfeinde, er sollte nicht lebendig ins Dorf hinein. Wüthend fuhr sie mit ihrer Waffe auf ihn los, um ihn vom Pferd herunter zu stoßen. Der Krieger hätte sich mit einem einzigen Schuß der Verwegnen erwehren können, allein er wich nur aus und wehrte nur ab, der Heldenmuth des unschuldigen Mädchens hatte ihn offenbar gerührt. Laß das gut sein, Kind, sagte er zu ihr mit freundlicher Stimme und in guter deutscher Sprache, laß ab, es ist umsonst! doch sie hörte auf nichts und stach nur um so grimmiger drauf los. Ein heransprengender Reiter sah den Offizier in Gefahr, durch ein Mädchen umzukommen, und hieb das arme Kind zusammen. Dies geschah in der Gegend des Dorfes, welche Tills Moos heißt; eben daselbst und gleichfalls im Zweikampfe fiel damals noch ein anderes Mädchen Elisabeth Frey.

Spätere Erzähler dieses Vorfalls, z. B. J. Amiet im Urkundio 1, 235, irrten darin, daß sie Maria Schürers Waffe eine Ofengabel nannten. Es war eine Hellebarde, und laut den Solothurner Blättern ist dieselbe seit 1861 von der Verwandtschaft der muthigen Grenchner Jungfrau an das Solothurner Zeughaus geschenkt worden.

Schon zwei Tage nach dieſen Vorgängen auf Solothurner Boden entſchied ſich auch das Schickſal Berns. Dieſer größte und kriegstüchtigſte Kanton der damaligen Schweiz hatte dem Feinde über 16000 Mann wohlgerüſtete dienſtfähige Truppen entgegen zu ſtellen, die mit dem Landſturm bis auf 30000 Mann ſtiegen. Allein durch übel berechnete Aufſtellung an den weitläufigen Grenzen ſchon beim Kriegsbeginn zerſplittert, wurden ſie durch den Abfall der Aargauer, durch die Dienſtverweigerung einzelner Landſchaften, ſchließlich auch noch durch eine an Verrath grenzende Unthätigkeit der Kontingente anderer Kantone gelähmt und wankelmüthig gemacht. Als nach der Uebergabe der Stadt Solothurn an die Franzoſen die Kantone ihre zu den Bernern geſtoßnen Truppen vollends heimberiefen, hatte der Berner General Erlach nur noch 8000 Mann unter ſeinem Befehl. Mit ihnen bot er Schauenburg bei Fraubrunnen das Treffen an und wurde geſprengt. Als dorten bereits zwei Berner-Bataillone umgangen waren, vereinigte ſich der Landſturm mit dem dritten und letzten, das unter der großen Linde auf dem Breitfelde hielt. Hier ſteht ein ſteinernes Denkmal, den Nachruhm der Bernerwaffen verkündend, denen i. J. 1376 die ins Land eingedrungnen Gugler an dieſer Stelle erlagen. Auch jetzt wurde hier rühmlich gefochten und viele Beiſpiele heißer Vaterlandsliebe haben die Saatfelder um den Guglerſtein aufzuweiſen. Als die franzöſiſchen Huſaren in ſchnellem Galopp gegen die Bernerkanonen anſprengten, wichen die Stückknechte nicht, überwältigt deckten ſie mit ihren Leibern die Geſchütze und ließen ſich auf ihnen erſchlagen. Nahe an dreihundert Frauen, mit Ackerwerkzeugen bewaffnet, hielten hier im Kugelregen aus. Hier fiel ſammt Weib und Kind der ſiebenzigjährige Bauer Schertenleib von Utzenſtorf; es fiel die Mutter Glur mit ihren zwei Töchtern und ihren drei Enkelinnen, deren eine erſt eilf Jahr alt war, mehr als hundert Frauen fanden hier den Tod. Der Landſturm behauptete nun das Feld, das die Eliten nach dieſer Niederlage faſt überall verlaſſen hatten. Auf ihn und noch mehr auf friſche Verſtärkungen aus Bern rechnend, nahm Erlach jenes Tages noch ſeinen Rückzug in das Grau-

holz, einer durch Sumpf und See gedeckten Bergwaldung, zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt. Wo sich die beiden Heerstraßen von Zürich und Solothurn hier begegnen, wurde ein Verhau angelegt und mit Geschütz flanquirt. Statt frischer Truppen waren nur verschiedene Freiwillige aus der Stadt erschienen, unter ihnen der Schultheiß der Republik, der siebenzigjährige Nikolaus von Steiger; die ganze verfügbare Streitmacht Erlachs belief sich etwas über 1000 Mann. Des Morgens am 5. März erschien der Feind, erkannte die ihm drohende Gefahr in dem weiten unwegsamen Bergwald und begnügte sich anfangs die paar Geschütze zu beschießen, welche die Straße und den Verhau deckten. Ein Kanonier, ein junger reicher Bauernsohn von Münchenbuchsee, der nachmals in den dreißiger Jahren die Rolle eines liberalen Großrathes gespielt hat, gab hier das erste Beispiel schmählicher Feigheit. Unter dem Vorgeben, man sei hier allein exponirt, verließ er die ihm anvertraute wichtige Stellung und riß die meuterisch gemachten Stückknechte mit sich. Sobald das Geschütz schwieg, rückte der Feind vor. Ein 2000 Mann starkes Freicorps, die Schwarze Brigade, umgieng die Stellung der Berner, drang in den Waldverhau ein und begann das Gemetzel. Es dauerte zwei und eine halbe Stunde. Nachmittags um 1 Uhr waren die Franzosen in der Hauptstadt des waffenmächtigsten Kantons eingezogen, um sie auszurauben, seit ihrer Erbauung der erste Eroberer, der sie betrat.

Tags zuvor, da die Sendboten der Regierung den Befehl zum Aufgebot des Landsturms in die Amtsbezirke zu bringen hatten und deshalb beim Amtsweibel zu Fraubrunnen eintraten, fanden sie diesen auf den Knieen im Gebete. Er hieß Benedikt Nikolaus von Zauggenried, ein reicher stiller Bauer. Er führte die Boten („Standesläufer") zu seinem Sohne und dessen junger Frau in die Kammer hinein und sprach: Hier sind wir Drei, um zu schwören, die Freiheit des Vaterlandes nicht überleben zu wollen. Sie erhuben die Hand, ein Bote schwur mit. Sie alle erfüllten des andern Tages ihr heiliges Gelübde. Wo nun im Grauholze die Landstraße vom Sandwirthshause langsam bergan steigt und links an der Höhe jenseits des Straßen-

grabens ein geringer Wegstein steht, ist die Standstelle eines alten Grenzbaumes gewesen, der die Bettlertanne hieß. Unter ihm fand man am Abend jenes fünften März den Weibel Zaugenried, seinen Sohn, seine Sohnsfrau und den einen Stadtboten; wenige Schritte von einander, an der Stelle, wo das Geschütz den letzten Schuß gethan, lagen ihre Leichen. Ein in fremden Kriegsdiensten altgewordener Berner hat dem, der diesen Bericht schreibt, die Todesstelle im Jahre 1834 gezeigt und ihm den Kampf im Grauholze aus eigner Erinnerung erzählt. Die übrigen hier benützten Quellen sind: Joh. v. Müllers Briefe Bd. 6, 229. 252. Rodt, Bern. Kriegsgesch. 1, 658. Bern. Neujahrsblatt 1855, 36.

Das Schicksal jener zweiten Bernischen Heeresabtheilung, die bestimmt war die unter Brüne durch das Waatland vorrückende Armee aufzuhalten, entschied sich in denselben Tagen. Sie standen am 3. und 4. März in dem Bergpaß bei Neueneck und hatten den stürmenden Feind bereits über die Sense zurückgeworfen. In dem Augenblicke, da sie ihren Sieg zu verfolgen gedachten, überbrachte ihnen ein Eilbote den Befehl zum Waffenstillstande zugleich mit der Kunde von Berns Kapitulation. Die neunzehnjährige Anna Hadorn von Toffen hatte, mit einem Spieße bewaffnet, sich damals dem Landsturme angeschlossen und war mit nach Neueneck gezogen, wo ihr Vater als Offizier stand. Sie ist am 15. Oktober 1865 als die Ehefrau des Gemeindepräsidenten Zumbach von Toffen begraben worden. (Schweiz. Handels-Courier.)

Barbara Widmer von Baar, im Kampf am Rothen Thurm, 3. Mai 1798.

Die neue Verfassung der Schweiz, die unter dem Namen der Helvetischen Republik an die Stelle der souverain gewesnen Kantone eine Centralregierung mit einem aus fünf Personen bestehenden Directorium gesetzt hatte, regte das Gewissen der katholischen Bevölkerung auf, weil zum Unterhalt der französi-

schen Armee den Klöstern hohe Contributionen auferlegt worden waren, und war den demokratischen Kantonen zugleich die verhaßteste Neuerung, weil durch sie die alte Geschlechterherrschaft für immer hinweggeräumt war. Sie beschlossen daher sämmtlich bei ihrer bisherigen Landesordnung zu verbleiben und widersetzten sich den Befehlen des Directoriums. General Schauenburg, der beordert war, die Centralregierung mit seiner Truppenmacht zu unterstützen, gab den Widerspenstigen eine Bedenkzeit von zwölf Tagen, während welcher sie sich über die Annahme der neuen Verfassung erklären sollten, sie blieben jedoch fest und schwuren, lieber unterzugehen, als ein fremdes Joch zu tragen. Daraufhin rückten die Franzosen gleichzeitig an verschiednen Punkten gegen die Länder vor. Das Freienamt, Zug und Luzern wurde rasch besetzt, die Glarner Mannschaft bei Rapperschwil und Wollerau geworfen, die Aufständischen verloren sich binnen etlichen Wochen, nur das Schwyzerland blieb in Waffen und vertheidigte bei Morgarten, an der Schindeleggi und am Rothen Thurm mit großer Tapferkeit die Grenzen. Drei Stunden lang hatte Alois Reding von Biberegg das kleine Bergdörfchen Schindeleggi gegen die französische Uebermacht behauptet; er hatte jedoch nur einen Theil der Schwyzer, einige hundert Urner und eine kleine Zahl Freiwilliger aus Zug bei sich und konnte es nicht verhindern, daß der Feind ihn schließlich umgieng. Um nicht abgeschnitten zu werden, zog er sich bis zum Dorfe Rothenthurm zurück und erwartete in diesem Engpaß abermals den Feind. Dies war vom zweiten auf den dritten Mai geschehen. Inzwischen hielten die Weiber im Thale Wacht, sie hatten Hirtenhemden umgeworfen und sich durch weiße Binden ums Haupt kenntlich gemacht. Wo ein Plünderer des Weges kam, schlugen sie ihn mit ihren Morgensternen nieder; wo ein Hoffnungsloser aus dem Gefechte zurückgieng, faßten sie ihn mit Gewalt und schickten ihn nach Rothenthurm zurück. Reding warf hier am dritten Mai den wohl fünfmal stärkern Feind; allein seine eigne Einbuße von 236 Mann sagte ihm, daß das Land an solchen Siegen sterben müsse. Er begehrte und erhielt einen ehrenhaften Waffen-

ſtillſtand; hingegen mußte Schwyz die helvetiſche Conſtitution annehmen.

Das Aarauer Tagblatt vom Januar 1862 enthielt folgende Meldung aus dem Kanton Zug: In Baar ſtarb die 82jährige Frau Barbara Widmer, die 1798 bei Rothenthurm gegen die Franzoſen mitgekämpft hatte.

Die Nidwaldnerinnen am 9. September 1798.

Die Nidwaldnerinnen zu Buochs und am Bürgenſtad haben beim Kirchgange den Vortritt vor dem männlichen Geſchlechte. Dieſe Ehre ſoll ſich ihre Tapferkeit im Gefechte gegen den Grafen von Straßberg erworben haben, als dieſer am 16. November 1315, da Herzog Leopold die Schwyzer am Morgarten angriff, der Verabredung gemäß in Unterwalden einfiel. Der beiderſeitige Feind wurde bekanntlich am gleichen Tage beſiegt. (Zürch. NeujahrsBl. der Feuerwerker 1818, 11.) Nidwalden und Obwalden machen von jeher einen Kanton aus und gehören einerlei Konfeſſion an, doch die Frauentracht unterſcheidet beide Landestheile. Die Obwaldnerin flicht ihren Zopf durchaus mit weißen Bändern ein, die Nidwaldnerin durchaus nur mit rothen. Letztere, ſagt man, thun dies zum Andenken an den Vertilgungskampf, den ſie 1798 an der Seite ihrer Männer und Söhne gegen die Franzoſen zu beſtehen hatten. Alle Landſtriche der Schweiz hatten damals der Helvetiſchen Regierung gehuldigt, nur Nidwalden weigerte ſich, den Eid auf die unter fremden Bajonnetten eingeführte neue Verfaſſung zu leiſten. Die Regierung forderte daher den franzöſiſchen General Schauenburg auf, mit Waffengewalt einzuſchreiten. Das durch drei fanatiſche Prieſter irregeleitete Volk trotzte auf ſeine zweitauſend Schützen und acht Kanonen, Alt und Jung beſetzte die Grenzen, keulenbewaffnete Weiber blieben zur Vertheidigung der Dörfer zurück. Auf zehn Kriegsnauen und einem mit tauſend Mann beſetzten großen Floß landeten die Franzoſen in Stansſtad, es war der 9. September, ein Sonn-

tag. Bis Mittag dauerte die gegenseitige Beschießung, dann gerieth das Dorf in Brand, die Vertheidiger mußten ihre Stellung verlassen, der Feind rückte von mehreren Seiten zugleich gegen sie vor. Alles was nicht flüchten konnte, wurde gnadenlos niedergemetzelt, die Wuth der Franzosen, die durch die Kugeln der Scharfschützen stark gelitten hatten, kannte keine Grenzen. Unter den an jenem Tage umgekommenen Nidwaldnern zählt man allein 127 Weiber und Kinder, die auf der Flucht, oder in den Flammen der Wohnhäuser, ja selbst in der Kirche ihren Tod fanden. Diese Zahlen sind durch die an das helvetische Vollziehungs-Direktorium gleichzeitig erstatteten Amtsberichte jenes Jahres vollkommen verbürgt. Eine so große Schaar von Kindern war zu Waisen geworden, daß Schauenburg selbst eine Zeit lang täglich 1200 Mundportionen unter die Hungernden vertheilen ließ, bis die Vaterlosen nach und nach in den deutschen Kantonen untergebracht waren.

Als damals die Sturmglocke von Stansstad alle wehrhaften Männer unter die Waffen rief, wohnte unweit des Dorfes auf dem Aeußern Feld am Seeufer ein Greis Kaspar Engelberger. Man hieß ihn den alten Trommler, weil er in früheren Jahren in den Fremdregimentern Tambour gewesen war. Sein älterer Sohn war bereits mit den Scharfschützen fortgezogen, sein jüngerer lag gichtkrank daheim und wurde von der Schwester Anna verpflegt, der Vater selbst nahm seine alte Trommel und wirbelte den Sturmmarsch durchs Dorf. Als der halbtägige Kampf beendigt war und die Ueberlebenden in die Hochgebirge geflohen waren, schleppte sich der alte Kaspar nach seiner Hütte zurück. Kaum hier angekommen, war auch schon der plündernde Feind da. Geld sollte der Greis herschaffen, und das hatte er nicht. Während er Thüren und Schränke freiwillig öffnete, um das vergebliche Nachsuchen zu erleichtern, fiel hinter ihm ein Schuß, er sah den kranken Sohn neben der Schwester im Blute sich wälzen, wurde zugleich durch einen Kolbenschlag zu Boden geworfen und blieb ohnmächtig liegen. Die Tochter hatte eben noch Zeit gefunden, zu entrinnen und sich zu verstecken. Als sie aber das Knistern und

Prasseln der Hütte hörte, die von den Unmenschen indessen in Brand gesteckt worden war, eilte sie hervor, half dem Vater, dem die Besinnung zurückkehrte, auf die Füße und brachte ihn ins Freie. Kaum hatten sie die flammende Hütte hinter sich, so stürmte ein neuer Franzosenhaufe daher. Schon zückte einer gegen den Vater den Säbel, als Anna den Greis mit beiden Armen umschlang und dem Mörder zurief: Mich bring erst um, Unmensch! So lang ich lebe, sollst du die Hand nicht an meinen Vater legen! Ein edelmüthiger Soldat war Augenzeuge dieses Vorgangs, sprang zu Hülfe und schlug jenem den Säbel aus der Faust. Eines der französischen Schiffe lag zunächst am Strande, dorthin führte er Vater und Kind und gab Befehl, sie nach Luzern in Sicherheit zu bringen. (Vgl. Herzog, Erzähl. a. d. Schweizergesch. 180.)

Anna Maria Bühler von Ems. 2. Mai 1799.

Als am 2. Mai 1799 die Franzosen den Landsturm der Graubündner von Chur aus zurückwarfen und bis gegen Ems thalauf verfolgten, sammelte sich am Ende dieser Ortschaft die Masse der Flüchtigen noch einmal und hielt Stand. Rasselnd kam nun das französische Geschütz herangefahren, um in der nächsten Minute abzuprotzen und in den Menschenknäuel hinein zu feuern. Dies sah ein Mädchen des Dorfes mit an, die einundzwanzigjährige Anna Maria Bühler. Entsetzt über den hundertfältigen Tod, der den Ihrigen im nächsten Moment bevorstand, warf sie sich auf den Führer der ersten Kanone, schlug ihn mit einem Prügel todt und that dem Zweiten das Nemliche. Darüber entstand in der engen Dorfgasse eine Stockung. Diesen Vortheil benutzten die Bauern und schlugen die Franzosen zum Dorfe hinaus. — Anna Maria Bühler starb im November 1854. (Herzog, Erzähl. a. d. Schweizgesch. 183.)

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

AUG 8 1935